This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

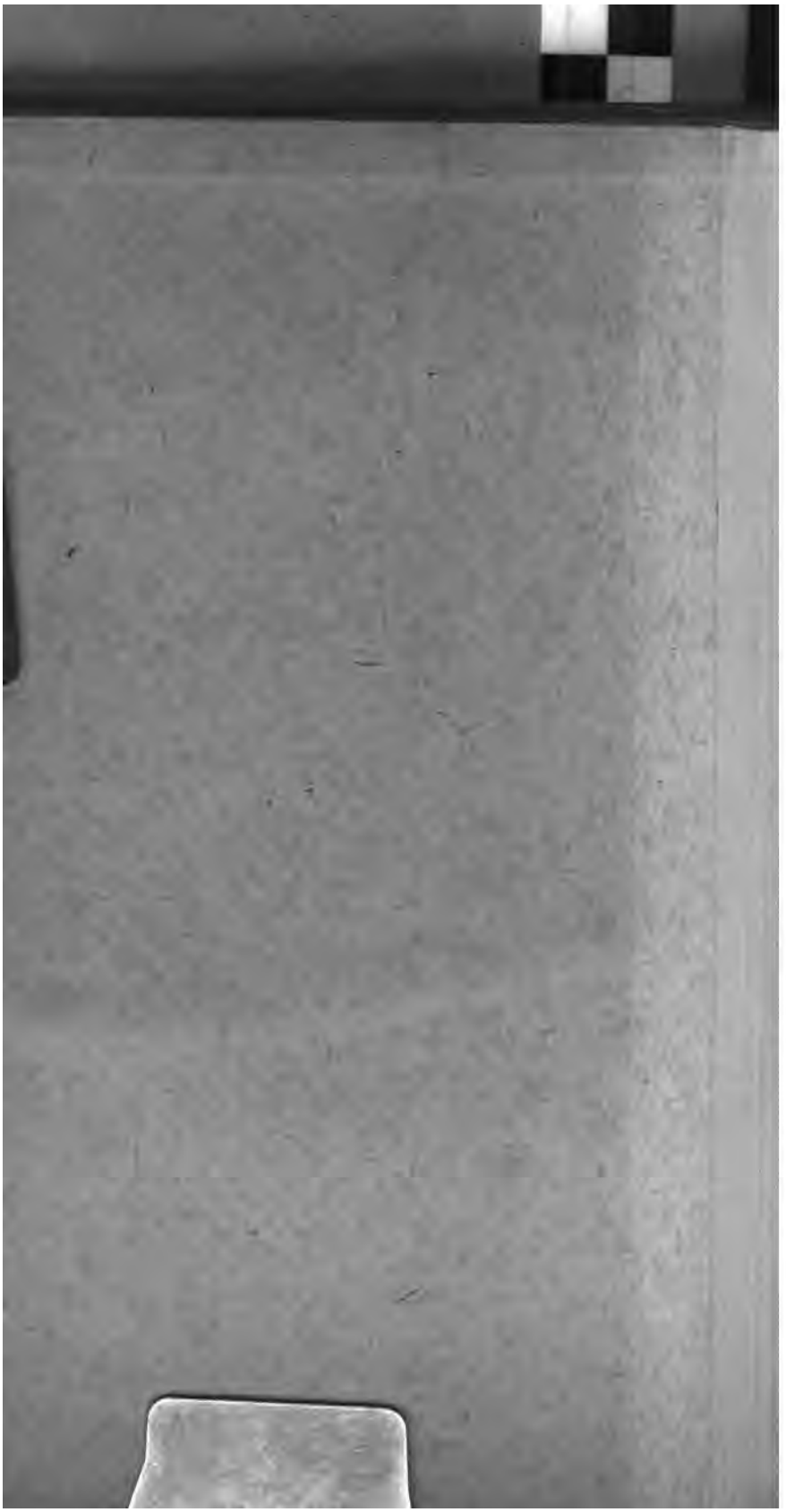
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

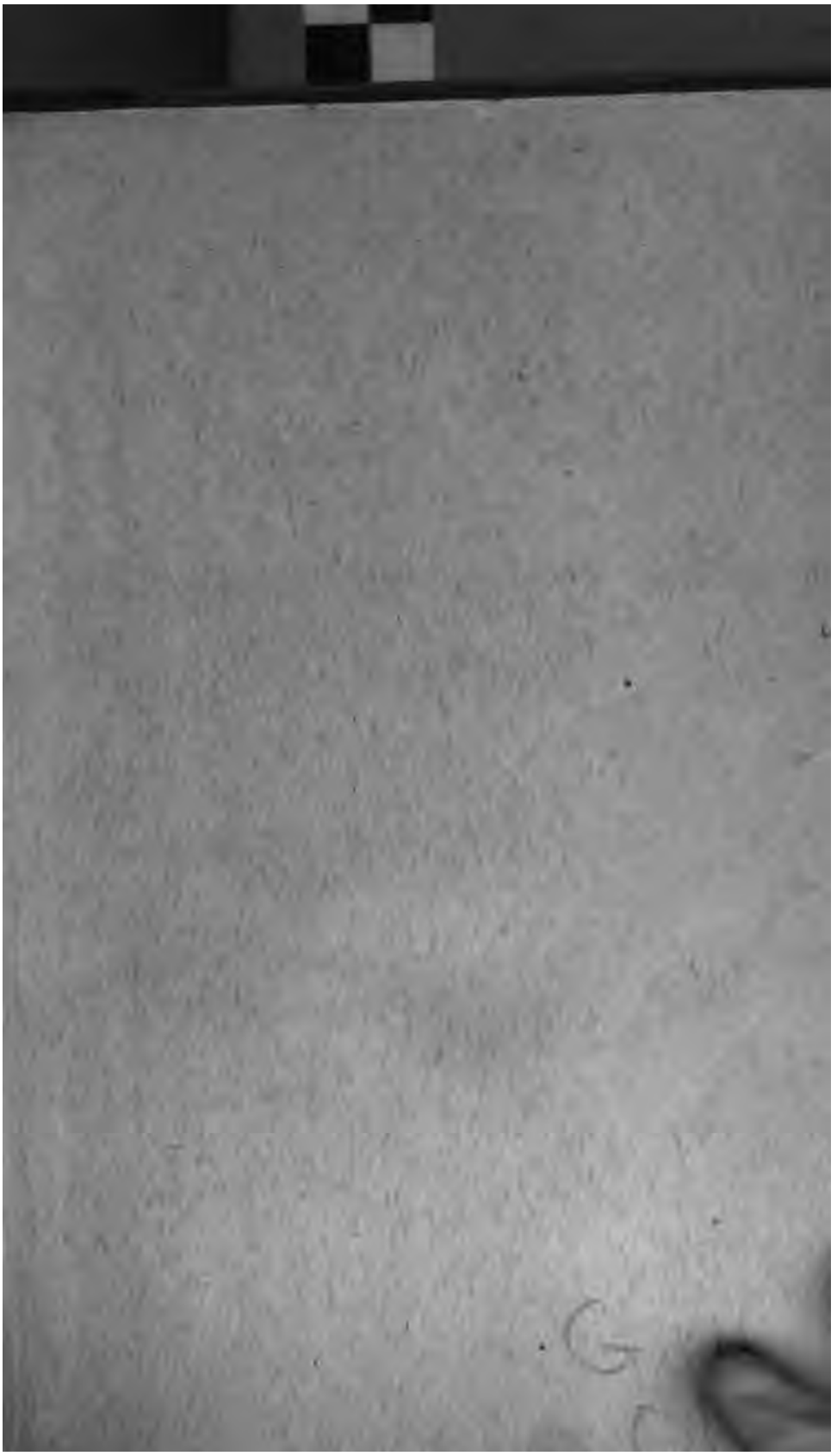
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.





Das

Gelehrte Alterthum.

Gallerie

der

Meister in Wissenschaft und Kunst.

Erste Abtheilung:

Meister der Wissenschaft.

I.

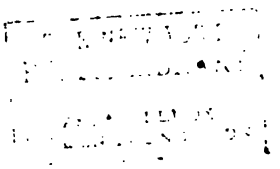
Das Gelehrte Alterthum.

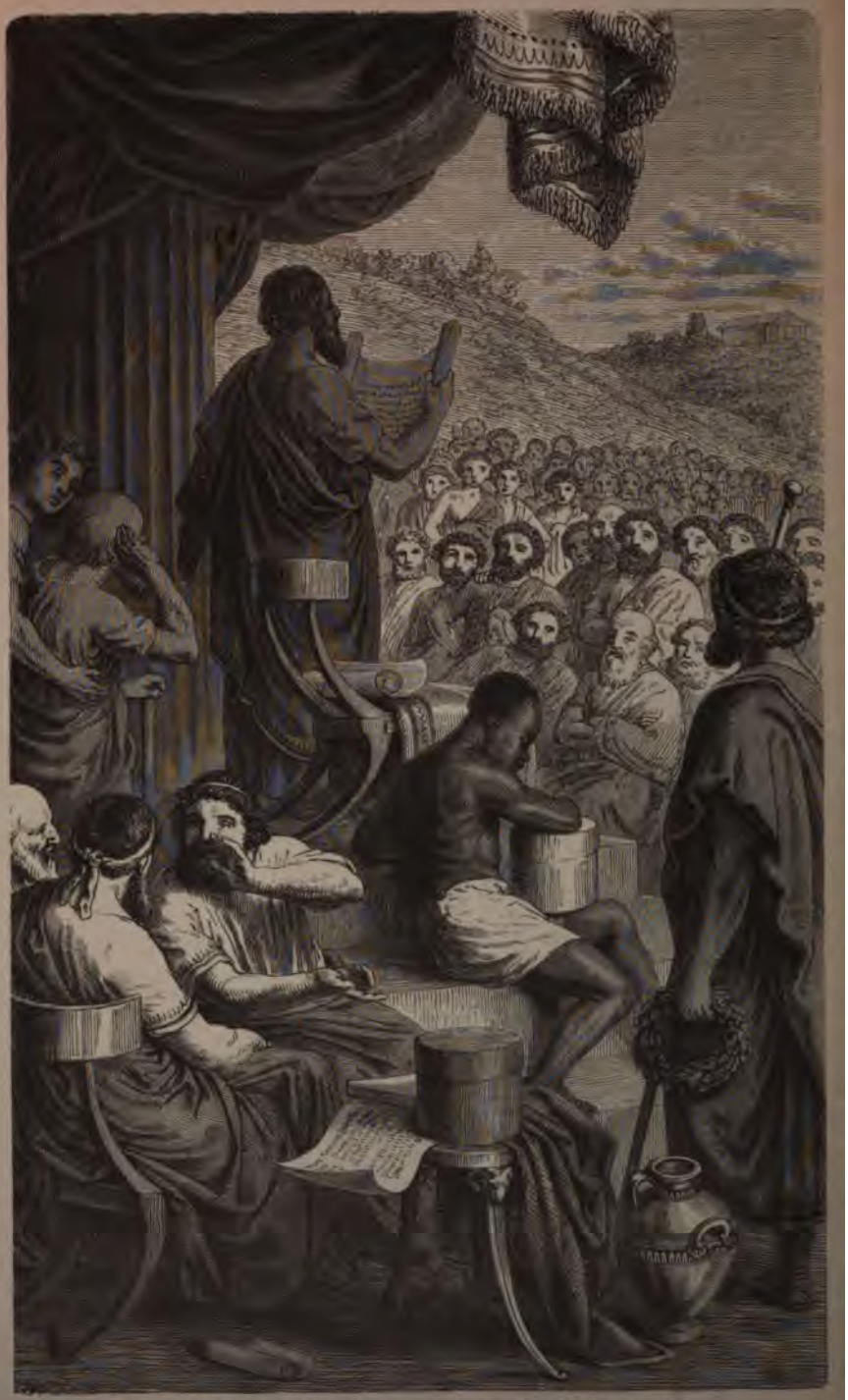
Von

Dr. Hermann Göll.

Mit zahlreichen in den Text gedruckten Abbildungen, Vollbildern u. s. w

Leipzig.
Verlag von Otto Spamer.
1870.





Herodot liest den Griechen aus seinem Geschichtswerke vor.

Göll, Das gelehrte Alterthum.

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

DAS
GELEHRTE ALTERTHUM
von
H. GOELL
SOLON.
THALES.
PLATON.
HERODOT.
SOKRATES.
PLINIUS.
STRABO.
VERLAG
VON
OTTO SPAMER
LEIPZIG

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

[redacted]

3/1/27

Das

Gelehrte Alterthum.

Die hervorragendsten Forscher und Entdecker

auf dem Gebiete der Wissenschaft

bei

den Griechen und Römern.

Dargestellt für Freunde des Alterthums,

insbesondere

für die reifere Jugend,

von

Dr. Hermann Göll,

Professor.

NEW YORK PUBLIC LIBRARY

Mit Text-Abbildungen, 18 Tonbildern sammt Frontispice.

pzig.

Spamer.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
297797A
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS
R 1927 L

Sämmtliche Rechte vorbehalten,
insbesondere das Recht zur Uebersetzung in die französische und englische Sprache.

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Vorrede.

An Lehrbüchern und Leitfäden der Literaturgeschichte leidet unsere Zeit keinen Mangel. Aber ihnen kommt es theils der Totalanschauung, theils der Entwicklung der einzelnen Gattungen wegen mehr darauf an, die Leistungen der Talente in ihrer Aufeinanderfolge und in ihrem Ineinandergreifen zur Darstellung zu bringen, als das biographische Moment in den Vordergrund zu stellen. Und doch, von wie hohem Interesse und Genuß ist es, der Persönlichkeit näher zu treten, deren schaffenden Geist in seiner Werkstätte zu belauschen, die äußeren Verhältnisse derselben, ihre bedeutsamsten Lebensabschnitte kennen zu lernen! Außerdem klebt ja jedem noch so ausgezeichneten Manne etwas von der Scholle an, auf der seine Wiege stand, von der Denkungsart, Bildungsstufe und Eigenthümlichkeit seiner Aeltern, Lehrer, Landsleute und Zeitgenossen, und wer die Werke, gleichsam vom Leben gelöst, ins Auge faßt, dem wird Manches in schiefem Lichte erscheinen, was in der Individualität ihres Urhebers seine einfache Erklärung findet. Namentlich pflegen die von der Universalgeschichte und den literarhistorischen Kompendien gegebenen spärlichen Notizen über die Lebensverhältnisse der wissenschaftlichen Größen unter den beiden klassischen Völkern des Alterthums um so weniger zu befriedigen, je verschiedener von dem unsrigen der Boden ist, dem sie entwuchsen, die Atmosphäre, in der sie athmeten, und je sichtlicher andererseits unsere wissenschaftlichen Kenntnisse auf dem von jenem gelegten sichern Fundamente ruhen. Was nützt es hier, den Geburtsort, die Aeltern, die Jahre des Alters, die Berufsarten und Aemter der Leute zu wissen, wenn man sich bei diesen Namen und Zahlen eben nichts weiter denken kann?

Das „Gelehrte Alterthum" als erster Theil der von der Verlagsbuchhandlung beabsichtigten „Gallerie berühmter Meister auf dem Gebiete der Wissenschaft", hat es sich zur Aufgabe gestellt, dem berührten Mangel abzuhelfen. Es legt umgekehrt seinen Schwerpunkt in das biographische Element, bemüht sich, die Koryphäen in Bezug auf die Kulturzustände ihrer Epochen, auf die Hemmnisse und Förderungsmittel ihrer Bildung, überhaupt als Menschen und Kinder ihrer Zeit,

zu charakterisiren, und rückt ohne spezielles tieferes Eingehen auf den Inhalt der einzelnen Schriften ihre Gesammtverdienste ins Licht.

Zunächst mußten hierbei die Vertreter der sogenannten exakten Wissenschaften in Betracht gezogen werden; doch sind außerdem auch die vorzüglichsten Geschichtschreiber, Aerzte und Rechtsgelehrten berücksichtigt worden. Der Verfasser gesteht offen — und er würde den Vorwurf der Unbescheidenheit fürchten, wenn er es unterlassen wollte — daß sein Wissen zu einem selbständigen Urtheil über manche ihm fern liegende Fächer nicht ausgereicht hat; er ist sich aber bewußt, wo es ihm nur möglich war, auf die besten und neuesten Arbeiten zurückgegangen zu sein, und hat dieselben auch größtentheils namhaft gemacht.

Schon aus dem Gesagten erhellt, daß die Zöglinge höherer Lehranstalten sicher das Buch als förderndes Bildungsmittel werden benutzen können. Dem Verfasser hat jedoch bei seiner Arbeit keineswegs blos die Schule vor Augen geschwebt, sondern der weite Kreis aller Gebildeten, denen der Gegenstand Interesse einzuflößen vermag und deren Zahl ja in erfreulicher Zunahme begriffen zu sein scheint.

Der Verleger hat mit gewohnter Liberalität das Werk würdig ausgestattet und reich illustrirt. Eine Anzahl Abbildungen aus dem Werke „Vies des savants illustres“ par L. Figuier (Paris, 1866) ward durch die Verlagsbuchhandlung von dem Eigenthümer dieses französischen Werkes erworben, welches übrigens in besonderer Manier eine kürzere Reihe ähnlicher Biographien liefert.

Was endlich die Schreibung der Eigennamen betrifft, so ist die lateinische Sprachform deshalb allgemein zur Anwendung gekommen, weil bei dem Ineinanderlaufen griechischer und römischer Namen eine strenge Aufrechthaltung der griechischen Orthographie kaum möglich war. Die deutsche Rechtschreibung mußte sich den Prinzipien der Verlagsbuchhandlung anbequemen.

Und so lassen wir denn das Buch hinaus gehen in die Welt mit dem Wunsche, daß der Versuch günstige Aufnahme und milde Beurtheilung finde, und daß es ihm glücken möge, seinerseits das Verständniß der antiken Literatur fördern zu helfen!

Schleiz, im August 1869.

Der Verfasser.

Inhaltsverzeichniß.

		Seite
	Einleitung. Mit 2 Illustrationen	3
I.	Thales (um 600 v. Chr.). Mit 5 Illustrationen	11
II.	Pythagoras (570—500 v. Chr.). Mit 5 Illustrationen	25
III.	Herodot (490—420 v. Chr.). Mit 4 Illustrationen	43
IV.	Hippokrates (470—380 v. Chr.). Mit 2 Illustrationen	59
V.	Sokrates (471—399 v. Chr.). Mit 3 Illustrationen	75
VI.	Plato (429—348 v. Chr.). Mit 4 Illustrationen	89
VII.	Aristoteles (384—322 v. Chr.). Mit 5 Illustrationen	108
VIII.	Theophrastus (um 380—286 v. Chr.). Mit 3 Illustrationen	129
IX.	Das Museum zu Alexandria und seine Gelehrten. Mit 3 Illustrationen	139
	Euklides, der Vater der Mathematik (um 300 v. Chr.). Mit 1 Illustration	151
	Eratosthenes (276—193 v. Chr.). Mit 3 Illustrationen	155
	Hipparchus (160—125 v. Chr.). Mit 2 Illustrationen	166
	Aristarchus (um 160 v. Chr.). Mit 1 Illustration	175
X.	Archimedes (287—212 v. Chr.). Mit 2 Illustrationen	181
XI.	Polybius (202—120 v. Chr.). Mit 2 Illustrationen	196
XII.	M. Terentius Varro (114—25 v. Chr.). Mit 3 Illustrationen	214
XIII.	M. Tullius Cicero (106—43 v. Chr.) Mit 3 Illustrationen	225
XIV.	Strabo (66 v.—24 n. Chr.). Mit 5 Illustrationen	246
XV.	Livius (59 v.—16 n. Chr.). Mit 3 Illustrationen	260
XVI.	Seneca (2—65 n. Chr.). Mit 5 Illustrationen	271
XVII.	Plinius (23—79 n. Chr.) Mit 6 Illustrationen	289
XVIII.	Tacitus (54—117 n. Chr.) Mit 4 Illustrationen	305
XIX.	Claudius Ptolemäus (um 150 n. Chr.). Mit 4 Illustrationen	321
XX.	Dioskorides und Galenus (im 1. u. 2. Jahrhundert n. Chr.). Mit 4 Illustrationen	330
XXI.	Papinianus und Ulpianus (140—212 u. 170—228 n. Chr.). Mit 8 Illustrationen	348
XXII.	Die letzten Schicksale des alexandrinischen Museums. Mit 2 Illustrationen	363
Schluß.	Wissenschaft und Dichtkunst in ihrem Einfluß auf die antike Volksbildung. Mit 10 Illustrationen	368

Tonbilder

		zu Seite
1—2.	Frontiſpice und Titelbild: Herodot lieſt den Griechen aus ſeinem Geſchichtswerke vor	Titel
3.	Die ſieben Weiſen Griechenlands	11
4.	Aeſopus. Nach einer antiken Büſte in der Villa Albani zu Rom	16
5.	Herodot, der Vater der Geſchichte	43
6.	Thucydides. Nach einer antiken Büſte	53
7.	Hippokrates von Kos. Nach einer Büſte im Antiken-Muſeum des Louvre zu Paris	59
8.	Sokrates. Nach einer Büſte im Antiken-Muſeum des Louvre zu Paris	75
9.	Ariſtoteles. Nach einer antiken Statue im Palaſt Spada zu Rom	108
10.	Theophraſtus. Nach einer antiken Büſte in der Villa Albani zu Rom	129
11.	Euklides' feierlicher Empfang bei König Ptolemäus Soter	151
12.	Hipparchus von Nicäa. Nach dem Bilde auf einer zu Nicäa geſchlagenen Medaille	166
13.	Archimedes von Syrakus	181
14.	Plünderung Korinths und Wegführung der Schätze	207
15.	Plinius der Aeltere. Nach einem Kupferſtich in der kaiſerlichen Bibliothek zu Paris	289
16.	Claudius Ptolemäus auf der Sternwarte zu Alexandria	321
17.	Galenus. Nach dem Manuſkript des Dioskorides in der kaiſerlichen Bibliothek zu Wien	330
18.	Sophokles. Nach einer antiken Büſte	369

Das
gelehrte Alterthum.

Einleitung.

Veteres in literis otiabantur, nos negotiamur.
Lobeck.

Im Bereiche des allgemein Menschlichen giebt es bekanntlich nicht wenige Verhältnisse und Zustände, bei denen eine große Aehnlichkeit zwischen dem Alterthum und der neueren Zeit nicht zu verkennen ist. Mit Rücksicht auf die Vertreter der Wissenschaft und geistigen Arbeit möchte es jedoch minder zutreffend sein, sich von vornherein des modernen Maßstabes zu bedienen und mit einem unserer Zeit entnommenen Vorurtheil hier ohne Weiteres an eine Vergleichung zu gehen. Dieses gilt ebenso sehr von den Römern als von den Griechen, indessen wieder mit Berücksichtigung gewisser nationaler Unterschiede.

Die Hellenen waren ganze, harmonisch entfaltete Menschen, frische, gleichsam aus einem Gusse geformte Persönlichkeiten. Nur im vollen Einklange mit dem Ganzen und in dem lebendigen Bewußtsein der Geltung in demselben fand der Einzelne seine Befriedigung. Der Staat war der sichere Boden, auf dem er sich bewegte und seine Kräfte sammelte, und wenn dieser auch unbedingte Hingabe forderte, so gestattete er doch volle und freie Selbstbestimmung Aller in der Theilnahme an seinem Leben und seiner Gestaltung und vergalt die ihm geweihten Dienste mit Kräftigung des Charakters und Förderung des praktischen Sinnes, der Besonnenheit und Mäßigung. Noch fiel das Leben und die Wissenschaft nicht auseinander. Die Gelehrsamkeit in unserem Sinne wäre den Griechen als tödtende, der Freien unwürdige Einseitigkeit erschienen, ein Leben in der Studirstube, getheilt zwischen Lesen und Schreiben und verbunden mit dem Bewußtsein der Pflicht und der zerstreuenden Sorge um die Nahrung, würde ihnen wie das Schicksal eines Gefangenen oder Sklaven vorgekommen sein. Nein, der Dienst der Musen war ihnen weder ein Zwang noch ein Geschäft, sondern nur Erholung in freien Stunden, und sie vereinigten ihn mit den Obliegenheiten des Staatsmannes wie des Soldaten.

Diese glückliche Einheit der idealen und realen Welt überdauerte freilich die bessere Periode des politischen und moralischen Zustandes nicht. Sobald das öffentliche Leben ein Tummelplatz der Leidenschaft geworden war, sobald das Privatinteresse sich über das allgemeine Wohl hinwegsetzte und endlich keine Gewaltthat gescheut, kein Recht mehr geachtet ward, da zerriß das starke Band, welches bis dahin Wissenschaft und Kunst mit dem Leben vereinigt hatte, und die besseren Geister retteten sich aus dem Strudel der politischen Parteikämpfe und dem Sumpfe des Materialismus in das Asyl der Musen und entsagten den sie anwidernden öffentlichen Geschäften. Recht deutlich zeigt sich diese bittere Stimmung an Heraklitus, dem tiefen Denker aus Ephesus, der sich aus Unzufriedenheit mit dem politischen Treiben seiner Landsleute in die Einsamkeit des Gebirges zurückzog, und als sie ihn um den Entwurf einer neuen Verfassung ersuchten, den Rath gab „sich Mann für Mann aufzuhängen!" Die Abneigung gegen den modernen Zeitgeist steigerte sich ja auch in Athen bei dem um seine Vaterstadt verdienten und philosophisch gebildeten Timon zu einem sprüchwörtlich gewordenen Menschenhasse.

Nebenbei kam aber um dieselbe Zeit durch die für Geld lehrenden Sophisten ein handwerks- und berufsmäßiger Betrieb der Wissenschaft auf, durch den die Losreißung derselben vom Leben eine vollendete Thatsache ward und die Anbahnung eines wirklichen Gelehrtenstandes rasche Fortschritte machte. Aber nicht ohne Anfeindung von Seiten der Mehrzahl sollte sich der Bruch vollziehen! Gerade das eitle, habsüchtige Gebahren der sophistischen Weisheitskrämer erweckte nicht nur die Verachtung der über alle Lohnarbeit mit Stolz hinwegblickenden Republikaner, sondern auch den Haß der im Quietismus der Theoretiker den einzigen Grund der Verweichlichung und Zuchtlosigkeit sehenden Patrioten. Dieser Zwiespalt minderte sich nicht beim Emporblühen der Philosophie nach Sokrates. Plato und Epikur fanden das wahre Glück des Weisen nur in dem literarischen Stillleben, und Aristoteles stand den nationalen Bestrebungen ebenso fern, wie dem Treiben der macedonischen Annerionspartei und schreibt in seiner Politik: „Die Muße däucht mir das Vergnügen in sich zu schließen und das Wohlsein und das glückliche Leben. Denn wer ein Geschäft treibt, ist eines Zweckes wegen beschäftigt, der ihm fehlt". Selbst die Bühne hielt es für ihre Pflicht, dem sich emanzipirenden Gelehrtenstande entgegenzutreten. Mit großer Verbissenheit that dies bekanntlich Aristophanes in den „Wolken", von denen er z. B. sagt, sie fütterten ein Heer von Sophisten, eine Menge Heilkünstler, Propheten, Dithyrambendichter, lauter Faullenzer, die nichts thäten. Ebenso meint der spätere Komiker Anaxippus in einem von dem Grammatiker Athenäus erhaltenen Bruchstücke: „Die Philosophen finde ich nur in ihren Reden gescheidt, in ihren Handlungen aber sehe ich, daß sie einfältig sind." Euripides hatte ebenfalls, wenn auch wol von etwas unparteiischere Standpunkte aus, diesen Antagonismus in seiner „Antiope" zur Darstell gebracht, von deren Söhnen Amphion ganz der Musik und Poesie, überh dem höheren Geistesleben ergeben war, während Zethus als derber Lan und Jäger sich von Verachtung gegen die Musenkünste erfüllt zeigte. „ die Lyra", spricht er zu seinem Bruder, „nimm die Waffen in die Ha

der Kriegskunst Bildung! Solcher Art sei Dein Gesang; auch wirst Du für klug gelten, wenn Du erräbst und die Erde bepflügst und die Herden weidest, Anderen aber diese zierlichen Künsteleien überlässest." Mehrere Stellen aus diesem Drama citirt auch Plato in seinem „Gorgias", wo er öfter mit Unmuth von der Geringschätzung spricht, in welcher die Jünger der Wissenschaft bei den Vertretern des praktischen Lebens ständen. So sagt unter Anderem Kallikles zu Sokrates: „Die Weltweisheit ist etwas Angenehmes, wenn man sich in der Jugend mäßig damit befaßt; wenn man sie aber länger, als es nöthig ist, forttreibt, so wird sie ein Verderben für die Menschen. Denn wenn auch Jemand recht glückliche Naturanlagen besitzt und über die Jugendzeit hinaus sich mit Philosophie beschäftigt, so muß er unerfahren in allen Dingen werden, deren Kenntniß er besitzen muß, wenn er ein tüchtiger und wohlangesehener Mann werden will. Denn solche Leute werden der Gesetze unkundig, die im Staate gelten, und der Ausdrücke, der man sich bei öffentlichen und privaten Verträgen im menschlichen Verkehr bedient, und der menschlichen Wünsche und Vergnügungen, kurz sie bekommen keine Menschenkenntniß. Gehen sie dann an ein eigenes oder öffentliches Geschäft, so machen sie sich lächerlich, ebenso wie auch die Staatsmänner, wenn sie in Eure Schulen kommen und sich in Eure Unterhaltung mischen, lächerlich werden. Denn es trifft ein, was Euripides sagt: „Jeder thut sich darin hervor und betreibt das, den größten Theil des Tages darauf verwendend, worin er fühlt, daß er sich selbst übertrifft."" Ja einige Sätze später meint der Vertreter der alten Denkungsart sogar, ein älterer Mann, der sich lediglich der Wissenschaft ergebe, sei werth, Schläge zu bekommen, da er unmännlich die öffentlichen Plätze der Stadt fliehe und sich in sein Haus verkrieche! Die Alten hatten überhaupt ein viel schärferes Auge für jeden Verstoß gegen die äußere schöne Form, und da die Unbekanntschaft mit den sozialen Verhältnissen der Welt den wissenschaftlichen Einsiedlern bisweilen den Schein der Unbeholfenheit und Pedanterie gegeben haben muß, so bekam das Wort „Scholastiker", welches ursprünglich den harmlos seiner Muße Lebenden bezeichnete, später die Nebenbedeutung „gelehrter Einfaltspinsel". Es ist sogar noch unter dem Namen des neuplatonischen Philosophen Hierokles eine kleine Sammlung von scholastischen Geniestreichen vorhanden, welche von der herrschenden Stimmung zeugt. Da begegnet es dem Einen, daß er seinen Arzt um Verzeihung bittet, weil er so lange nicht krank gewesen ist, einem Andern, daß er in der Todesgefahr des Schiffbruches seine zitternden Sklaven mit der Aussicht auf die Freilassung tröstet, einem Dritten, daß er am Lebendigsein eines vor ihm stehenden Kollegen zweifelt, weil ihm derjenige, welcher ihm die Nachricht vom Tode desselben gebracht hatte, eine glaubhaftere Person zu sein scheint u. s. w. Es liegt auf der Hand, daß namentlich in der alexandrinischen Epoche, wo die Fachgelehrsamkeit sich noch schärfer vom Leben sonderte und Meister und Lehrlinge sich kastenartig aus den Massen erhoben, eine größere Aehnlichkeit mit den modernen Verhältnissen sich ausbildete.

In Rom dagegen hat es wenig Schriftsteller und überhaupt Gelehrte gegeben, welche die Wissenschaft zum Lebensberuf machten und ihr Leben ausschließlich der Forschung widmeten. Bei der streng ausgesprochenen Richtung

des Volkes auf das Praktische und Zweckmäßige blieb der Musendienst nur eine angenehme Zerstreuung im Staatsleben, ein Trost im Unglück. Es dauerte aber eine geraume Weile, ehe es nur soweit kam! In der guten alten Zeit kannte man keine Muße für wissenschaftliche Beschäftigungen. „In müßiger Muße weiß der Geist nicht, was er will", sagt der Dichter Ennius; „Ich hasse die Menschen von lässiger Arbeit und philosophischer Gesinnung", lautet ein Fragment des Tragikers Pacuvius. Auch nach der Einwanderung griechischer Wissenschaft schämte sich beinahe der Gebildete seiner Neigung zu den Schätzen des Nachbarvolkes, weil die römische Bürgerschaft mit Stolz auf die entarteten, um schnöden Lohn dienenden Söhne desselben herabsahen. Cicero hütete sich wohl, vor der Menge seinen Kunstsinn zu verrathen und hob in der Rede für den Dichter Archias ausdrücklich hervor, daß er den Mann liebte, weil er ihm nach dem Lärm des Marktes Erholung, seinen vom Geschrei ermüdeten Ohren Ruhe gewährte! Dennoch entging er, der thätige Staatsmann, dem Vorwurfe der Pedanterie und Schulgelehrsamkeit keineswegs! Echt national also sprachen den Römer die Verse seines Virgil an:

„Andere gießen in Erz zum Athmen weiche Gestalten,
Glaub' ich wol; sie verleihen dem Marmor den Schimmer des Lebens,
Fertiger kämpft vor dem Richter ihr Wort, und die Bahnen des Himmels
Zeichnet genauer ihr Stab und verkündiget Sternen den Aufgang:
Du sollst, Römer, beherrschen des Erdreichs Völker mit Obmacht;
Dies sei'n Künste für Dich!"

Uebrigens macht Cicero selbst einen Unterschied zwischen der Beschäftigung mit den Wissenschaften, als Erholung nach der Praxis, und der durch Mangel an praktischer Thätigkeit herbeigeführten längeren Mußezeit, und giebt immer noch jener den Vorzug. In seinem Werke „Von den Pflichten" schreibt er nämlich: „Von der Betheiligung am Staate und den Geschäften des Forums durch frevelhafte Waffengewalt verhindert, suche ich ungestört zu sein, verlasse deshalb die Stadt, durchstreife das Land und bin oft einsam. Dennoch kann weder diese Muße mit der des Africanus, noch diese Einsamkeit mit der seinigen verglichen werden. Um auszuruhen von den herrlichsten Staatsleistungen, nahm dieser zuweilen sich Muße und zog sich von dem Drängen und Treiben der Menschen in die Einsamkeit, wie in einen Hafen zurück. Meine Muße dagegen ist aus Mangel an Beschäftigung, nicht aus dem Streben nach Erholung hervorgegangen. Denn nachdem der Senat erloschen ist und die Gerichte aufgehört haben, was kann ich noch, ohne mich zu entwürdigen, in der Curie oder auf dem Markte vornehmen? Nachdem ich daher früher in der großen Welt und beinahe vor den Augen meiner Mitbürger gelebt habe, verberge ich mich jetzt, soweit es angeht, und bin oft allein. — — Doch erlangte Africanus nach meiner Ueberzeugung größeren Ruhm. Denn es ist kein Denkmal seines Geistes aufgezeichnet, kein Werk seiner Muße, kein Geschenk seiner Einsamkeit mehr vorhanden und man muß daraus schließen, daß jener Mann bei seinem Nachdenken und Forschen weder müßig, noch je einsam gewesen ist. Ich dagegen, der ich nicht so viel Stärke besitze, um durch stilles Nachdenken der Einsamkeit entrückt zu werden, habe mein ganzes Bestreben und meine Sorge der Mühe des Schriftstellerns zuge-

wandt und habe daher in kurzer Zeit mehr geschrieben nach Vernichtung der Republik, als während sie noch bestand."

Auch in der Kaiserzeit sind die Beispiele von Römern, die ihr Leben ausschließlich der Forschung widmeten, wie z. B. der Geschichtschreiber Livius gethan zu haben scheint, selten. Das höhere Alter, welches ohne den Vorwurf der Unthätigkeit auf sich zu laden, sich ganz den musischen Liebhabereien hingeben durfte, war daher für Manchen mehr ein ersehntes Ziel, als ein Gegenstand der Furcht. So schreibt auch der jüngere Plinius, nachdem er das angenehme Leben des lyrischen Dichters Spurinna geschildert, seinem Freunde Calvisius: „Auch Spurinna hat, so lange es schicklich war, öffentliche Dienste gethan, Aemter bekleidet, die Verwaltung von Provinzen geführt und durch viele Arbeit diese Muße verdient. Ich stecke mir daher dieselbe Laufbahn und dasselbe Ziel und schon jetzt gebe ich Dir Brief und Siegel darauf; wenn Du mich zu weit hinausschweifen siehst, so magst Du mich vor diesem Briefe verklagen und mich auffordern, mich zur Ruhe zu begeben, wenn ich dem Vorwurf der Trägheit entgangen sein werde." Ebenso äußert er sich in einem Briefe an Pomponius, wo es heißt: „Die ersten und mittleren Zeiten des Lebens müssen wir dem Vaterlande widmen, die letzten uns selbst, wie die Gesetze auch verlangen, welche dem Manne, wenn er das sechzigste Jahr überschritten hat, die Muße gestatten. Wann wird mir dies erlaubt sein? Wann wird meine Zurückgezogenheit Ruhe und nicht Müßiggang heißen?"

Natürlich erheischte diese Verbindung des Musendienstes mit den Anforderungen des Berufs und des praktischen Lebens ein strenges Zusammennehmen und Ausnutzen der Zeit, und sehr richtig sagt deshalb Joh. v. Müller: „Ueberhaupt waren die Alten auf die Zeit geizig; daher vermochten sie auszuführen, was nach unseren Sitten mehr als ein Leben erfordert. In dieser Hinsicht kann man behaupten, daß sie länger lebten."

Fragt man endlich, welche Stunden denn jene viel beschäftigten Senatoren und politischen Notabilitäten zu ihren Studien nahmen, so ergiebt sich ein Unterschied zwischen alter und moderner Sitte, dessen Beurtheilung nicht zu unseren Gunsten ausfallen kann. Während bei uns der gelehrte Fleiß den Tag in die Nacht hinein ausdehnt und sich gerade des wohlthätigsten Schlafes beraubt, legten sich die Alten in Hellas und Rom viel früher als wir schlafen und wählten den letzten Theil der Nacht und die frühen Morgenstunden zum Studiren, wo der Körper erquickt, der Geist frisch und lebendig war. Aristoteles soll sogar eine Nacht um die andere wachend und arbeitend zugebracht haben, und von Demosthenes sagten ja seine Feinde, daß seine Reden nach der Lampe röchen, und Cicero erzählt von ihm, er habe sich geärgert, wenn ihm die Handwerker, die ebenfalls ihre Arbeit vor Tagesanbruch begannen, am Morgen zuvorgekommen wären. Früh bei Licht schrieb Cicero nach eigenem Geständnisse seine Paradoren und wol auch die meisten anderen seiner zahlreichen Bücher und Reden. „Du wirst dieses kleine Werkchen," heißt es in der Vorrede zu den Paradoren, „das ich in den letzten, schon kürzeren Nächten bei Licht verfaßt habe, annehmen, weil ja bereits jene größere Gabe meiner Nachtwachen (er meint wol das Werk „Ueber das höchste Gut") unter Deinem Namen erschienen ist."

Der Grammatiker Gellius nannte seine werthvolle Kompilation nach ihrer Entstehungszeit „Attische Nächte“ und bei Plinius dem Aelteren kommen „Lichtstudien“ auch als Titel eines Buches vor. Dieser fleißige Gelehrte arbeitete, wie später Kaiser Julian, von Mitternacht an. Von Augustus dagegen bemerkt es Sueton ausdrücklich, daß er ein Feind des Frühaufstehens war und es vorzog, Abends nach Tische zu arbeiten. Und erzählt nicht auch Horaz von sich, er fordere „Stift und Papier und Bücher, schon wach, noch ehe der Tag graut,“ und ermahnt die Pisonen, die griechischen Muster auch des Nachts in die Hand zu nehmen? Die Gewöhnung an diese Sitte fand sich leicht, da man von früher Jugend dazu angehalten wurde, wie uns denn Juvenal einen besorgten Vater in folgenden Versen schildert:

„Gleich, wie der Herbst sich endet, mit lautem Geschrei aus dem Schlummer
Rüttelt des Nachts er den Sohn: Hier hast du die Tafel zum Schreiben!
Auf! sei wach! Bursch, führe Prozeß'! auf rolle der Rechte
Röthliche Titel!“

Interessant ist es, das Urtheil des großen Pädagogen Quintilian über das nächtliche Studiren zu hören. Nachdem derselbe dem Alleinsein bei der geistigen Arbeit das Wort geredet und die Behauptung zurückgewiesen hat, daß Wälder und Haine die besten Studirzimmer seien, weil sie dem Geist nicht eine höhere Schwungkraft und eine reichere Gedankenfülle zuführten, wie man gewöhnlich anzunehmen geneigt sei, sondern gerade durch den äußeren Reiz die auf einen Punkt gerichtete geistige Spannung aufzuheben drohten, fährt er fort: „Einen fesselnden Reiz hat daher das Arbeiten bei Nacht, hier, wo die tiefe Stille um uns her, das sicher verschlossene Zimmer, das einsam schimmernde Licht uns gleichsam in seinen deckenden Schoß birgt. Aber wie zu allen wissenschaftlichen Beschäftigungen überhaupt, so ist besonders zu dieser nächtlichen Art zu studiren eine gute Gesundheit und, was zu derselben den Grund legt, sittliche Selbstbeherrschung und Mäßigung, ein unentbehrliches Erforderniß; denn man kehrt ja die Naturgesetze um und verwendet die Zeit, die uns zur Ruhe und Erholung vergönnt ist, zur Arbeit und zur Anstrengung. Daher muß man dieser geistigen Nachtarbeit nur die Zeit verwilligen, die der Schlaf zu viel, nie die, welche er zu wenig hat. Denn Müdigkeit schadet dem Arbeitsfleiße mehr, als sie ihm nützt; auch reicht man vollkommen mit dem Tageslichte aus, wenn man freier Herr seiner Zeit bleibt; den überladenen Geschäftsmann treibt freilich die Noth oft in die Nacht hinein! Bei dem allen ist aber dennoch das Nachtarbeiten, so oft man mit gesunder und frischer Kraft daran geht, die beste Art von literarischer Einsamkeit.“

Neben diesem großartigen Fleiße, der außerdem den Vorzug hatte, daß ihm höchstens Ehrgeiz, niemals aber das niedrigere Motiv des Gelderwerbs zu Grunde lag — bei der Unsicherheit des literarischen Eigenthums konnte nämlich weder in Griechenland noch in Rom von einer Honorarzahlung des Verlegers die Rede sein! — kam besonders den hellenischen Autoren die ausgezeichnete Gabe zu statten, sich nicht nur bis zum völligen Aufgehen des Subjekts in die Gegenstände ihrer Darstellung vertiefen, sondern auch mit richtigem Takte überall das schöne Gleichgewicht zwischen Inhalt und Form finden zu können.

„In diesem Verein des Genies und der Kunst mit großartiger Natur", sagt unser Bernhardy, „der in keiner Nationalität wiedergekehrt ist, der den Neueren bei durchaus umgewandelten Zuständen am wenigsten eigen oder geläufig wurde, liegt ein Geheimniß der griechischen Literatur. Hierdurch gelingt es den antiken Meistern, einen zwar unter dem Einfluß moderner Ansichten wechselnden, doch stets lebendigen und unersetzlichen Werth zu behaupten. — — Nicht reflektirend (wie die Römer und wesentlich die Modernen), sondern instinktmäßig haben sie die Idee ihrer Schöpfungen gefaßt und aus ihr die Einheit des Werkes entwickelt. Die spätere Scheidung der Praxis vom theoretischen Gebiet ist hier völlig unbekannt: ein überlegener Takt bildete das Band zwischen beiden, und kein echtes Kunstwerk wurde damals anders als mit dem stillen Gefühl eines vernünftigen Zusammenhanges zwischen leitenden Ideen und der Erfahrung unternommen. — — Die Griechen der antiken Zeit sind klar und faßbar; sie verlassen keinen Augenblick den festen Boden ihres Naturlebens, ihrer Geselligkeit und Gegenwart; ihre Darstellung bewegt sich fertig und abgerundet in den Grenzen der Wirklichkeit und ihr scharfer Blick wies ihnen die sinnlichen Formen in reichster Auswahl. Dieser Gebundenheit des Denkkreises gab also das Naturleben einen gewichtigen Rückhalt. Die Sicherheit ihrer Zeichnung bewährt sich vorzüglich am reinen Guß menschlicher Charaktere, an der Gruppirung und Symmetrie, und bezeugt, wie fein sie den empirischen Stoff zu läutern und nach den Urbildern des Schönen zu formen wußten."

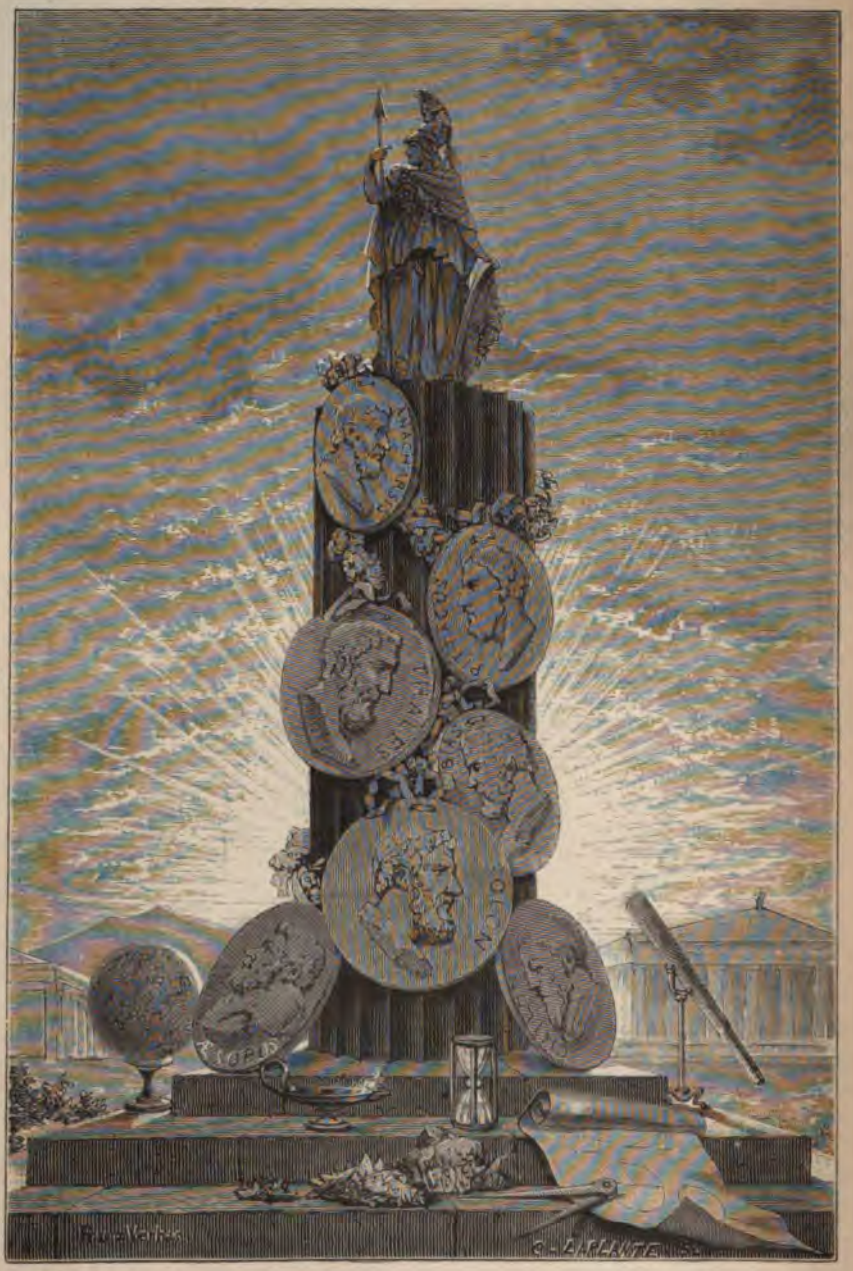
Das Verhältniß der Vertreter der Wissenschaft zu der Staatsgewalt in Bezug auf Lehrfreiheit war in Griechenland im Ganzen ein ungestörtes, solange die Demokratie bestand. Die eleatischen Philosophen verwarfen unangefochten den Polytheismus des Volksglaubens; Plato's ideale Republik mit ihren kommunistischen Ideen gab zu keiner Anklage Veranlassung; ungestraft durfte der Stoiker Chrysippus Tempelbau und Opferdienst für eitle Thorheit erklären; den Geschichtschreibern verbot Niemand mit kritischem Maße Hand an die geheiligten Sagen der Vorzeit zu legen; ja die alte Komödie konnte es sich sogar erlauben, die Götter selbst in unwürdigster und lächerlichster Gestalt auf die Bühne zu bringen und das souveräne Volk nebst seinen Leitern in burlesken Zerrbildern abzuspiegeln. Trotzdem gab es Zeiten, wo die Wissenschaft durch den Einfluß politischen Parteigetriebes in Gefahr gerieth, wo die Staatsgewalt im Namen der beleidigten Religion zu Hülfe gerufen ward und Verurtheilungen zu Stande kamen. Unsere Darstellung wird uns auf mehrere Beispiele führen. Hier sei nur noch erwähnt, daß man die erste Verfolgung des lebendigen Wortes von Klisthenes, einem Tyrannen von Sicyon (um 600 v. Chr.) ausgehen läßt, der aus Haß gegen die Dorier den homerischen Rhapsoden sein Land verschloß, weil Homer (eigentlich wol mehr cykliche Dichter) Argos und die Aristokratie feierte, und daß die Verbrennung der Schriften des Protagoras auf dem Markte zu Athen (410 v. Chr.) das erste Beispiel eines literarischen Autodafés ist.

In der macedonischen Diadochenzeit hatten die Gelehrten Mancherlei von den Launen einzelner Fürsten zu leiden. Bekannt ist das Schicksal Anaxarch's, des Schülers von Demokrit, der noch bei Alexander's Lebzeiten den cyprischen Fürsten Nikokreon beleidigt hatte und später, von einem Sturme nach der

Insel des Tyrannen verschlagen, auf Befehl desselben mit eisernen Keulen zerstampft ward! Von Ptolemäus Physkon wird später die Rede sein. Ebenso gefährlich war es nach dem Untergang der toleranten Republik in Rom den Zorn der Machthaber zu erregen. Zwar waren die Schriftsteller von politisch liberaler Färbung, besonders die Geschichtschreiber, am meisten der Verfolgung ausgesetzt. Aber es gab auch Kaiser, welche grundsätzlich die Männer der Wissenschaft haßten, wie Tiberius, der die Schriften des Historikers Cremutius Cordus vernichten ließ, weil derselbe Cassius, den Genossen des Brutus, „den letzten Römer" genannt hatte, Caligula, der beim Antritte seiner Regierung zwar die von seinem Vorgänger verpönten freisinnigen Werke wieder freigab, aber später sogar Homer's Gedichte zu vernichten beabsichtigte und den unglücklichen Dichter einer Volkspossе wegen eines einzigen zweideutigen Verses im Amphitheater verbrennen ließ, Nero, „unter dem", wie Plinius der Jüngere sagt, „die Knechtschaft jede freiere wissenschaftliche Regung lebensgefährlich machte", und besonders Domitian, der alle Philosophen aus Rom vertrieb, ein Vorkämpfer der Finsterniß.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION



Göll, „Gelehrtes Alterthum“. S. II. Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

I.

Thales.

(Um 600 v. Chr.)

„Ich werde alt, beständig Vieles lernend."
Solon.

Der voll und breit dahin rauschende Strom der epischen und lyrischen Poesie der Hellenen begann zu sinken und schwächer zu werden, als seit ungefähr 600 v. Chr. unter den hellenischen Stämmen eine mehr verstandesmäßige und auf das praktische Leben gerichtete Denkweise eintrat. Im eigentlichen Griechenland regte der Kampf zwischen aristokratischer und demokratischer Regierungsform den politischen Geist mächtig an und führte an vielen Orten zu gesetzgeberischen Vermittelungsversuchen umsichtiger, kluger Männer; in den kleinasiatischen Kolonien dagegen wuchs nach dem Verlust der politischen Selbständigkeit das Interesse für Beobachtungen und Erfahrungen über Natur und Menschen, die man theils selbst in der Fremde machte, theils von Angehörigen anderer Kulturvölker fertig erhielt, und auch dies förderte die Zunahme der Reflexion. Besonders nützte in dieser Beziehung der seit der Mitte des siebenten Jahrhunderts angeknüpfte Verkehr mit Aegypten, wo den Griechen ein reicher Schatz natur-

wissenschaftlicher, astronomischer und historischer Kenntnisse sich öffnete. Herodot erzählt z. B., daß die Kenntniß der Sonnenuhr und die Eintheilung des Tages in zwölf Stunden von den Babyloniern herrühre; „die Geometrie aber", sagt er, „scheint mir in Aegypten erfunden und von dort nach Griechenland gewandert zu sein". Nebenbei muß auch die mit der Aufschließung des Nillandes verbundene Ausfuhr des an die Stelle der Häute und der Stein- oder Metalltafeln tretenden Papiers einen bedeutenden Einfluß auf die Mehrung des geistigen Lebens und Verkehrs geübt haben.

In diese Epoche der griechischen Geschichte fällt das Auftreten der sogenannten „Sieben Weisen". Sie müssen als die Hauptrepräsentanten des in dieser Zeit auf nüchterne, prosaische Lebensweisheit ausgehenden Strebens betrachtet werden. Sie waren nicht Weise und Philosophen im späteren Sinne, die auf der langen Stufenleiter der Beweise und Schlüsse emporzuklimmen suchten zur höchsten Wahrheit; nein, Leute von praktischer Klugheit in Bezug auf den Menschen und die menschliche Gesellschaft und infolge dessen in ihren Städten von bedeutendem Einflusse, die ihre Anschauungen und Erfahrungen in bündiger, knapper Form als maßgebende Grundsätze hinstellten. Die Nachwelt schrieb beinahe den ganzen goldenen Schatz der vorhandenen Sprüche und Sentenzen jenen sieben Männern zu, und in den Schulen ehrte die Jugend eben dieselben als die ehrwürdigen Verfasser der zu lernenden Hauptregeln der Moral und Lebensklugheit. Waren doch sogar mehrere der letzteren, wie „Erkenne dich selbst", „Alles mit Maß", „Sicherheit kommt vor dem Falle", „Kenne deine Zeit", im Vorhofe des delphi'schen Heiligthums angebracht worden.

Die Siebenzahl steht übrigens bei den Schriftstellern ebenso wenig fest, wie die Namen. In allen Verzeichnissen finden sich: Solon aus Athen, Thales aus Milet, Pittakus aus Mytilene und Bias aus Priene. Ihnen fügt Plato in seinem Protagoras noch bei: Kleobulus aus Lindus auf Rhodus, Myson aus Chenä und Chilon aus Sparta. An Myson's Stelle nehmen indeß die Meisten Periander aus Korinth an. Endlich zog man nicht nur den fabelhaften Orpheus, sondern auch den südrussischen Steppensohn Anacharsis zu der Gesellschaft und brachte deren Mitglieder bis auf siebzehn. Ja, schon Plato läßt die Weisen zusammenkommen und in Gemeinschaft die schönsten Früchte ihrer Weisheit dem Apollo weihen, und Theophrast geht noch weiter, indem er sich jene Männer als einen geschlossenen Verein denkt, der an verschiedenen Orten periodische Zusammenkünfte hielt und wie die Philosophen und Sophisten der späteren Zeit bei Tische und während der darauf folgenden Symposien ihre Gedanken austauschte und die einzelnen Maximen kritisirte. So ging denn auch Plutarch von dieser Voraussetzung aus und schrieb ein „Gastmahl der sieben Weisen", das freilich mehr darauf berechnet war, die den sieben Weisen zugeschriebenen Aussprüche anzubringen und sichten zu lassen, und gerade durch die Steifheit der historischen Einkleidung an Interesse verliert. So ist es denn auch nicht auffallend, daß ein müßiger Kopf darauf verfiel, eine Korrespondenz der sieben Weisen herauszugeben. Die von Diogenes aus Laërte mitgetheilten Proben beweisen aber gerade das Unglaubhafte einer solchen Verbindung.

Auch in anderer Weise bemühte sich das Alterthum, die Gruppe der sieben Weisen in Zusammenhang zu bringen und ihrem Anspruch auf den ihnen beigelegten stolzen Titel eine höhere Weihe zu verleihen. Man erzählte sich nämlich, jonische Jünglinge hätten einst von milesischen Fischern einen Netzzug gekauft und unter den gefangenen Fischen einen goldenen Dreifuß gefunden. Da nun über den Besitz desselben ein Streit entstand, so überließen die Milesier dem Gotte zu Delphi die Entscheidung und dieser gebot, den Fund dem Weisesten unter allen Hellenen zu geben. Hierauf empfing ihn zuerst Thales. Dieser gab ihn aber bescheiden weiter und so machte der Dreifuß die Runde bei allen Sieben, bis ihn endlich Solon dem delphischen, oder nach einer anderen Version Thales, an den er zurückgekommen war, dem didymäischen Apollo verehrte.

Ein Blick auf das Leben und Treiben der Einzelnen beweist die ungleiche Zusammensetzung des Siebengestirns.

Was zunächst Periander betrifft, bei welchem Plutarch die Zusammenkunft der Sieben vor sich gehen läßt, so fanden schon die Alten seine Berechtigung zur Theilnahme an der weisen Tafelrunde sehr zweifelhaft und suchten ihn durch Annahme eines zweiten Periander aus Ambracia würdiger zu ersetzen. Er war noch blutdürstiger, als sein Vater Kypselus und wüthete auf den Rath des Tyrannen Thrasybulus von Milet ohne Erbarmen gegen seine Widersacher. Von großer Roheit zeugt es ferner, daß er seine Gemahlin, Melissa, durch einen Fußtritt tödtete, daß er, um diesen Mord zu sühnen, die sämmtlichen Damen zu Korinth im Tempel der Hera ihrer Kleider beraubte, und daß er, um sich für die Tödtung seines Sohnes zu rächen, 300 Edelknaben aus Korcyra nach Lydien zum König Alyattes führen ließ. Einigermaßen gemildert werden diese üblen Eindrücke durch sein schweres Familienleid, durch seine bekannte Freundschaft mit dem Sänger Arion und durch den Umstand, daß ihn die Athener und Lesbier in einem Kriege um das trojanische Gebiet zum Schiedsrichter wählten. Bei dieser Gelegenheit hatte er es übrigens mit einem Rivalen in der Weisheit zu thun, mit Pittakus, der als Strateg an der Spitze der Lesbier stand und gerade in diesem Streite seine Tapferkeit dadurch bewiesen hatte, daß er den athenischen Anführer Phrynon zum Zweikampf forderte und mittels eines unter dem Schilde verborgenen Netzes besiegte. Pittakus war jedoch ein Mann ganz anderen Schlages. Gemeinschaftlich mit dem berühmten lyrischen Dichter Alcäus und dessen Brüdern befreite er seine Vaterstadt Mytilene von dem Tyrannen Melanchrus, und als Alcäus und sein Anhang in neuen, der Herrschaft wegen entstandenen Unruhen vertrieben, von außen die Sicherheit des Staates gefährdete, ernannten ihn seine Mitbürger zum Aesymneten und bekleideten ihn damit mit diktatorischer Gewalt. Pittakus entsprach ihrem Vertrauen, stellte mit großer Mäßigung und Uneigennützigkeit die Ordnung her, revidirte die Strafgesetzgebung und legte nach zehn Jahren seine Würde wieder nieder. Unter seinen Kernsprüchen befinden sich manche bedeutungsvolle, wie der von Plato in Erwägung gezogene: „Es ist schwer, ein edler Mensch zu sein", oder „Mit der Nothwendigkeit kämpfen nicht einmal die Götter". Dem Könige Krösus gegenüber soll er auf die Frage, welches die größte Herrschaft sei, geantwortet haben: „Die des bunten Holzes" (d. h. der auf Holztafeln

geschriebenen Gesetze). Die bündige und naive Weise seiner Belehrung ergiebt sich besonders aus folgender Anekdote. Ein junger Mann fragte ihn auf der Straße um Rath wegen seiner Verheirathung. „Ich kann zwei Partien machen", sagte er, „das eine Mädchen kommt mir an Vermögen und Herkunft nahe, das andere übertrifft mich darin. Welches soll ich nehmen?" Pittakus hob seinen Stab und sprach auf eine fröhliche Kinderschar deutend: „Gehe zu jenen hin und richte Dich nach ihnen!" Der Jüngling gehorchte und sah, daß die Knaben auf dem Platze unter Peitschenhieben ihre Kreisel tanzen ließen. Dabei riefen sie aber einander in Bezug auf die sich drehenden Kugeln immer zu: „Die nächst Dir treibe an!" Der Zuschauer verstand den Wink und heirathete das ärmere Mädchen.

Von Myson, einem Lacedämonier, weiß man wenig mehr, als den von Diogenes angeführten Grundsatz, man müsse nicht aus Reden den Sachen, sondern aus Sachen den Reden nachgehen; denn die Dinge geschähen ja nicht um der Reden willen, sondern umgekehrt. Weit berühmter war sein Landsmann Chilon. Dieser that sich besonders durch seine kurzen, treffenden Antworten hervor, bekleidete aber auch die Würde eines Ephoren und zeigte überhaupt einen politischen Scharfblick. Von letzterem hat uns Herodot ein Beispiel aufbewahrt, indem er Chilon den Ausspruch in den Mund legt, es wäre für Sparta besser, wenn die Insel Cythera (das jetzige Cerigo) wieder unter das Meer versunken wäre, als daß sie noch hervorragte. Die Benutzung der Insel von Seiten der Athener, als Waffenplatzes im peloponnesischen Kriege, bewahrheitete seine Meinung. Chilon ist der Urheber eines Wahrspruchs, der unserem: „Den Bürgen muß man würgen" sehr nahe kommt. Uebrigens starb er in Olympia während der Spiele aus Freude über den Sieg seines Sohnes und erhielt durch diesen Zufall eine höchst ehrenvolle Bestattung.

Kleobulus, Tyrann der rhodischen Stadt Lindus, bewegte sich, wie seine berühmte Tochter Kleobuline, mehr in Räthseln, als in Denksprüchen. Mehr Glanz haftet am Namen des aus der jonischen Stadt Priene gebürtigen Bias. Er glaubte die Erfahrung gemacht zu haben, daß die Mehrzahl der Menschen schlecht sei. Sowie er aber im Unglück nicht verzagte und nur den für wahrhaft unglücklich hielt, welcher sein Mißgeschick nicht zu tragen vermöchte, so hinderte ihn auch jene trübe Anschauung nicht in Ausübung seiner patriotischen Tugenden. Als seine Vaterstadt vom lydischen Könige Alyattes belagert ward, mästete er zwei Maulesel und schickte sie ins feindliche Lager, als Beweis von guter Verproviantirung, und als ein Abgesandter des Königs kam, um über Friedensbedingungen zu verhandeln, zeigte er ihm in dem Magazine lauter anscheinend mit Getreide gefüllte Kästen, deren Hauptinhalt aber von unten herauf aus Sand bestand. Auch später, als Krösus die Absicht hatte, eine Flotte zu erbauen und damit die jonischen Inselgriechen zu unterjochen, brachte ihn Bias davon ab, indem er vorgab, die Griechen freuten sich ungemein darauf, sich mit den Lydern zur See messen zu können. Endlich, als Jonien das lydische Joch mit dem persischen vertauschte, machte Bias in der Bundesversammlung seinen Landsleuten den Vorschlag, mit Hab und Gut auszuwandern und auf der Insel Sardinien eine neue Heimat zu stiften.

Das Gastmahl der sieben Weisen. (Die Köpfe nach den Büsten in Visconti's Ikonographie.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Göll· „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Aesopus.

Nach einer antiken Büste in der Villa Albani zu Rom.

(Vgl. Visconti's Ikonographie.)

Als dann die Perser sich auch Priene näherten und Viele flüchteten und ihre Habe in Sicherheit brachten, mag er wol auf die Aufforderung, dasselbe zu thun, die ihm von Cicero in den Mund gelegte, berühmte Antwort gegeben haben: „Ich trage all meinen Besitz bei mir!" Die von Diogenes aus Laërte erwähnte, aus 2000 Versen bestehende Denkschrift über die politische Lage Joniens dürfte wol aus einer früheren Zeit seines Lebens stammen. Bias starb im hohen Alter in Ausübung des Rechtsbeistandsamtes vor Gericht.

Den merkwürdigsten Gegensatz zu Periander bildete der humane, in Musenkünsten bewanderte, Frohsinn mit ernster Weisheit verbindende Solon aus Athen. Die harte Schule des Lebens hatte ihn zunächst gezwungen, seinen zerrütteten Vermögensumständen durch Betrieb kaufmännischer Geschäfte aufzuhelfen, die wol nicht zum Vorwurf gereichten, aber auch wenig Ehre einbrachten. Dabei war er aber ein Mann, der von Jugend auf mit offenem Auge und Ohr der Welt gegenüber trat, der noch am Spätabende seines Lebens sich nicht schämte zu gestehen, daß er nicht aufhöre ein Lernender zu sein. So konnte es denn nicht fehlen, daß er seine Geschäftsreisen dazu benutzte, um mit den ausgezeichnetsten Männern des Auslandes in Verkehr zu treten, und daß er so sich jenen Schatz von praktischer Lebensweisheit sammelte, der besonders seinem Vaterlande in bekannter Weise so sehr zu Gute kam. Wirkte er hier als hoch über seiner Zeit stehender Staatsmann, so trägt er in dem mit Krösus geführten Gespräche über die Nichtigkeit aller irdischen Glückseligkeit, auf das Herodot die ergreifende Schilderung vom tragischen Geschick des lydischen Königshauses folgen läßt, ganz die Rolle des Weltweisen. Der Geschichtschreiber sagt ausdrücklich, daß Solon zu Krösus gegangen sei, mit der Absicht sich umzuschauen, während die andern griechischen Weltweisen nur vom Rufe des königlichen Reichthums angelockt worden wären. Weil nun aber Herodot die frühere zehnjährige Reise Solon's, wie schon die Alten gemerkt haben, mit der nach Sardes (560 v. Chr.) verwechselte, verweisen Neuere die ganze Erzählung in das Bereich moralischer Dichtungen. Aber wenn man auch den Inhalt des Gespräches preisgeben wollte, nur um den Vater der Geschichte vor dem Vorwurfe eines historischen Irrthums zu retten, was berechtigt uns, die Anwesenheit Solon's in Sardes überhaupt zu leugnen? Sie ist ebenso wahrscheinlich, wie sein Aufenthalt in Aegypten, auf Cypern und in Jonien. Am wenigsten freilich wird sie gestützt durch den gleichzeitigen Besuch des Fabeldichters Aesop, den Plutarch dem in Ungnade gefallenen Solon den Rath ertheilen läßt: „Mit Königen muß man entweder säuberlich umgehen oder gar nicht". Denn der angeblich mißgestaltete, lustige Patron, der zuerst der Thierwelt menschliche Empfindung und Sprache geliehen haben soll, besitzt wegen des ihn umfließenden mythischen Dunkels selbst keine greifbare Gestalt. Herodot erwähnt über ihn weiter nichts, als daß er der Mitsklave der berühmten Hetäre Rhodopis bei dem Samier Jadmon gewesen sei. Außerdem weiß er aber um die von Plutarch erwähnte Sage, daß Aesop als Gesandter des Krösus in Delphi die Delphier durch Zurücksendung des für sie vom Könige bestimmten Geldes so aufbrachte, daß sie ihm eine heilige Goldschale in sein Reisegepäck schoben und ihn dann des Tempelraubs anklagten und vom Verbrecherfelsen herabstürzten.

Später aber, als sie infolge dessen von Noth und Krankheit heimgesucht wurden, sollen sie auf des Orakels Rath Sühnegeld durch Heroldsruf für die Angehörigen des unschuldig Gemordeten ausgeboten haben, worauf sich der Enkel von Aesop's früherem Herrn meldete und die Blutschuld von den Delphiern nahm.

In Solon's Gesellschaft gehört ferner auch der scythische Prinz Anacharsis. Er soll um die vierzigste Olympiade die Wälder, Moräste und Steppen seines Vaterlandes verlassen haben, um die damalige civilisirte Welt kennen zu lernen. In Athen angekommen, führte er sich bei Solon in origineller Weise ein. Er ließ nämlich demselben von der Thüre aus melden, er sei gekommen, um ihn kennen zu lernen und Gastfreundschaft mit ihm zu schließen, und als Solon ihm antwortete, solche Verbindungen würden doch geziemender draußen in der Heimat der Fremden geschlossen, erwiederte er: „Du bist ja hier zu Hause, also mache mich doch zu Deinem Freunde!“ Die seltsame Tracht und die Naivität des Natursohnes gab den Athenern genug Stoff zum Lachen; doch setzte sich Anacharsis bald durch seine treffenden Bemerkungen und durch seinen natürlichen Verstand in Achtung. Mußte sich doch der geniale Solon selbst gefallen lassen, daß der Scythe über seine Bemühungen lachte, dem Unrechtthun seiner Mitbürger durch geschriebene Gesetze ein Ende zu machen, die Spinnengeweben glichen, in welchen nur schwache und leichte Insekten gefangen würden, während kräftige und starke sie zerrissen! Dem Anacharsis, der nach seiner Rückkehr in die Heimat ein Opfer von Reformbestrebungen ward, schrieb das Alterthum auch drei wichtige Erfindungen zu, den Blasebalg, den doppelhakigen Anker und die Töpferscheibe. Doch hat wenigstens in Bezug auf die letzte schon der Geograph Strabo mit Recht auf das Vorkommen derselben bei Homer hingewiesen; doch wiederholt der ältere Plinius noch einmal den hergebrachten Irrthum.

Auch Anacharsis soll am Hofe zu Sardes verkehrt haben. Mehr als wahrscheinlich wäre es dann auch, daß er mit Solon's Freunde, Thales, zusammengetroffen ist. Dieser Mann, wiewol ebenfalls noch im Dämmerlichte der Sage stehend, hat vom wissenschaftlichen Standpunkte aus eine viel höhere Bedeutung als die bisher charakterisirten Weisen. Sehr richtig giebt dies schon Plutarch mit den Worten zu erkennen: „Ueberhaupt scheint damals nur die Weisheit des Thales über das praktische Bedürfniß durch Forschung hinausgekommen zu sein; die Uebrigen erhielten den Beinamen „Weise“ infolge ihrer staatsmännischen Verdienste“.

Thales war nach den chronologischen Tabellen des Kirchenvaters Hieronymus im Jahre 639 v. Chr. geboren worden. Seine Vaterstadt war die blühendste der ionischen Kolonien, Milet, wo nicht blos Handel und Luxus gediehen, sondern auch Künste und Wissenschaften Pflege fanden. Als seine Aeltern werden genannt Examius und Kleobuline, und Herodot sagt, er sei „von Seiten seiner Vorfahren“ ein Phönizier gewesen. Natürlich meint er dies so, daß Thales aus einer der in uralter Zeit aus Böotien nach Jonien gewanderten, zu den Abkömmlingen des Kadmus gehörenden Familie stammte. In späterer Zeit hat man es jedoch mißverstanden und den Weisen frischweg zu einem phönizischen Anzügler gemacht. Ueber seine Erziehung und den Verlauf seiner jüngeren Jahre

überhaupt erfahren wir nichts. Nach Plutarch trieb er gleich Solon kaufmännische Geschäfte. Es ist aber leicht möglich, daß diese Annahme aus den beinahe gleichlautenden Erzählungen des Aristoteles und Cicero von einer geschäftlichen Spekulation des Milesiers entstanden ist, die er jedoch nur unternommen haben soll, um den Gegnern der Wissenschaft einen schlagenden Beweis von dem praktischen Nutzen derselben zu liefern. Hören wir Aristoteles selbst! „Einige warfen dem Thales seine Armuth vor und wollten daraus auf die Nutzlosigkeit seiner Studien Schlüsse machen. Da er nun aus astronomischen Beobachtungen voraus wußte, daß eine reiche Olivenernte bevorstand, so miethete er noch im Winter, wo Niemand ein größeres Gebot that, alle Oelpressen in Milet und auf Chius und deckte mit seinem geringen Geldvorrath das Handgeld. Als aber die Erntezeit kam und plötzlich große Nachfrage entstand, vergab er die Pressen wieder so hoch er wollte und gewann eine große Summe!" Es erhellt wenigstens soviel aus der Anekdote, daß seine Vermögensverhältnisse gerade nicht die glänzendsten waren. Ein anderer Zug von ihm war nach Plutarch und Diogenes der, daß er entgegen den Anforderungen des antiken Staats an jeden guten Bürger unvermählt blieb. Man erzählte sich, er habe auf die Bitte seiner Mutter, doch zu heirathen, Anfangs geantwortet, es sei ihm noch zu früh, endlich aber, als die Drängerin nach ein paar Jahren wieder ihr Zureden begann, gesagt: „Nun ist es zu spät." Es liegt uns nahe zu glauben, daß Thales das eheloſe Leben der ungestörten Muße wegen vorgezogen habe. Diogenes berichtet aber, daß er gerade, weil er ein Kinderfreund war, den Kinderfreuden entsagte, und Plutarch giebt durch eine Anekdote die nähere Erklärung hierzu: „Als Solon zu Thales nach Milet gekommen war", heißt es bei ihm, „sprach er seine Verwunderung darüber aus, daß dieser sich nicht verheirathet hatte. Thales schwieg darauf; nach wenigen Tagen stellte er aber einen fremden Mann an, welcher sagen mußte, er habe zehn Tage zuvor Athen verlassen. Auf die Frage Solon's: Was gab es Neues in Athen? erwiederte der Mann seiner Rolle gemäß: Weiter nichts, als das Begräbniß eines jungen Mannes, dem die ganze Stadt das Geleite gab. Denn, wie man sagte, war er der Sohn eines der angesehensten und verdientesten Bürger; dieser war aber nicht dabei, sondern, wie es hieß, schon lange Zeit auf Reisen.

Wie unglücklich ist jener Mann! rief Solon. Wie nannte man ihn denn?

Ich habe wol seinen Namen gehört, antwortete der Fremde, ich kann mich aber nicht mehr darauf besinnen. Nur das weiß ich noch, daß man viel von seiner Weisheit und Gerechtigkeit sprach.

Solon gerieth bei jeder Frage in größere Furcht und wurde endlich so bestürzt, daß er dem Fremden selbst auf den Namen half und ihn fragte, ob der Verstorbene nicht Solon's Sohn gewesen wäre. Ja, so hieß er, sagte der Fremde, und nun begann Solon sich das Haupt zu schlagen und sich in Worten und Handlungen zu geberden wie die vom wildesten Schmerz ergriffenen Leute. Da legte ihm Thales die Hand auf die Schulter und sprach lachend: Was Dich, den Starken, zu Boden schlägt, das eben hält mich vom Heirathen ab. Doch laß Dich diese Reden nicht anfechten; denn die Sache ist nicht wahr". Uebrigens soll Thales schließlich seiner Schwester Sohn Cibissus oder Cybisthus adoptirt haben.

Daß Thales an den öffentlichen Angelegenheiten Milets und Joniens Antheil genommen hat, was Plato dem Sophisten Hippias gegenüber in neckischer Weise leugnet, ergiebt sich aus mehreren Andeutungen. Zunächst sagt Diogenes von Laerte, Thales sei es gewesen, der beim Ausbruch des persisch-lydischen Kriegs ein Bündniß der Milesier mit Krösus verhindert hätte, und dadurch wäre auch nach dem Siege der Perser die Stadt gerettet worden. Diese Nachricht ist mindestens sehr ungenau. Die ionischen Städte insgesammt waren damals dem lydischen Könige tributpflichtig. Cyrus sendete vor der Schlacht bei Pteria, wie Herodot angiebt, Herolde zu ihnen und forderte sie zum Abfalle von Lydien auf, aber umsonst. Nur die Milesier gingen unter denselben Bedingungen, die den Lydern gegenüber bestanden hatten, einen Vertrag mit den Persern ein. Wahrscheinlich war es dieselbe kritische Zeit, wo Thales den ionischen Städten nach einer anderen Stelle Herodot's einen höchst wichtigen und, wenn er befolgt worden wäre, heilsamen Vorschlag machte. Die Verbindung der ionischen Städte (es waren außer Milet: Phocäa, Erythrä, Klazomenä, Teos, Lebedus, Kolophon, Ephesus, Priene, Myus, Smyrna, Samus und Chius) war eine sehr lockere und knüpfte sich eigentlich an den im Gebiete von Priene gelegenen Tempel des helikonischen Poseidon, wo die „allgemeinen ionischen" Spiele gefeiert wurden und sich bei wichtigen Veranlassungen die Deputirten der Städte versammelten. Der Rath des Thales ging nun dahin, die einzelnen Städte sollten sich eines Theils ihrer politischen Selbständigkeit begeben und einer Centralregierung (wozu er das in der Mitte liegende Teos vorschlug) unterordnen, daneben aber als gesonderte Städte bestehen bleiben und sich zur Bundesstadt verhalten, wie Landgemeinden zur Hauptstadt, oder es sollte, mit anderen Worten, an die Stelle des Staatenbundes der Bundesstaat treten. Der Vorschlag fand keinen Anklang und Thales, an der Freiheit Joniens verzweifelnd, rieth nun desto eifriger zum sofortigen Anschluß an Persien. Daß wenigstens Herodot die von Persien drohende Unterjochung und nicht die vorhergehende lydische Zeit im Sinne hat, bezeugen seine Worte: „Zum Auswandern rieth den Joniern Bias von Priene, da sie schon verloren waren; einen anderen guten Vorschlag ertheilte aber Thales von Milet, ehe noch Jonien verloren ging".

Um so unwahrscheinlicher ist es schon an und für sich, daß der damals noch dazu im höchsten Alter stehende Thales sich im Lager des dem Feinde entgegenrückenden Krösus befunden habe. Und doch behaupteten viele Griechen, Thales habe dem Könige den Uebergang über den Grenzfluß Halys ohne Brücken ermöglicht, indem er durch einen halbmondförmig im Rücken des Heeres gezogenen Kanal die Hälfte des Wassers ableitete und anstatt des tiefen Stroms so eine doppelte Furt herstellte. Herodot, der die Sache erwähnt, ist der Meinung, Krösus sei auf den zu seiner Zeit noch bestehenden Brücken über den Halys gegangen.

Einem Patrioten, der, wie Thales, auf einen ionischen Bundesstaat hinarbeitete, konnte die von der lydischen und persischen Politik begünstigte, die Zersplitterung der Kleinstaaten fördernde Tyrannis nur ein Dorn im Auge sein. Seine politische Thätigkeit wird deshalb auch erst begonnen haben, als die Herrschaft des Tyrannen Thrasybulus über Milet vorüber war und dies geschah nicht vor dem Ende des siebenten Jahrhunderts. Ja, es läßt sich wol mit

Recht vermuthen, daß Thales diesem Despoten, der den Abgesandten seines Freundes Periander auf die Frage nach der besten Regierungsart auf ein Saatfeld hinausführte und dort die höchsten Aehren eine nach der anderen abschlug, aus dem Wege ging und bereits in der ersten Hälfte des Lebens durch Reisen in verschiedene Länder seinen Geist mit Kenntnissen und Erfahrungen bereicherte. Es scheint mit dieser frühzeitigen Ausbildung die auffallende Nachricht Herodot's zu stimmen, daß Thales die auf den 30. September des Jahres 610 v. Chr. fallende beinahe totale Sonnenfinsterniß den Joniern vorausgesagt habe. Denn wenn auch zugestanden werden kann, daß er nicht durch selbständige eigene Berechnungen diese Entdeckung machte, sondern auf mehr mechanische Weise, vielleicht nach einer von babylonischen oder ägyptischen Priestern erhaltenen Anleitung das Ereigniß vorhersah, so setzt auch dies schon einen zu gewaltigen Fortschritt der ganzen Weltanschauung voraus, als daß man nicht an einer längeren Lehrzeit des Thales vor 610 festhalten müßte. War nicht schon ein vollständiger Bruch mit dem religiösen Bewußtsein der Zeit unvermeidlich, wenn Jemand die nüchterne Wirklichkeit der mit ihrem Schatten sich deckenden Weltkörper an die Stelle der von unheimlichen Gewalten bedrohten Gottheiten, des allsehenden Helios und der keuschen Selene setzte? Die Lyder und Meder lieferten einander gerade am 30. September 610 eine hartnäckige Schlacht und als mitten am Tage die Dunkelheit eintrat, brachen sie erschrocken das Gefecht ab und versöhnten sich!

Wo mag aber Thales den größten Theil seiner Lehrjahre zugebracht haben? Man hat mit Recht die Behauptung aufgestellt, daß zu einer Zeit, wo der Bruder des Lesbiers Alcäus im babylonischen Heere diente, wo ein lebhafter Karawanenhandel die gewerbfleißigen Städte Mesopotamiens mit der Küste des Mittelmeers verband, auch Thales das damals noch stehende Ninive und Babylon mit seinem Tempelobservatorium besucht haben kann, und wieviel er in Betreff der Astronomie von den chaldäischen Priestern lernen konnte, beweist ihre Berechnung der Mondfinsterniß von 721 v. Chr., die Ptolemäus in Alexandria in Händen hatte und die sie so genau angesetzt hatten, daß der Anfang nur um eine Minute mit der Wirklichkeit differirte. So bestimmt auf den Tag scheint übrigens des Thales Prophezeiung nicht gewesen zu sein; denn Herodot sagt nur: „Den Joniern hatte Thales diese Umwandlung des Tages vorausgesagt, indem er als Grenze das Jahr angab, in welchem sie auch wirklich vorkam."

Doch weisen uns Diogenes und Plutarch, die den Angaben des Aristotelikers Hieronymus und der gelehrten Aegypterin Pamphila folgten, direkt nach Aegypten, als der Stätte, wo Thales seinen Wissensdurst löschte. Es traf sich für ihn sehr günstig, daß kurz zuvor der Griechenfreund Psammetich das den Ausländern verschlossene Land dem freien Verkehr geöffnet hatte und die ägyptische Regierung besonders den Hellenen allen Vorschub leistete. Vielleicht unter Psammetich's Sohne Necho (616—600) kam der junge Thales in das Wunderland des Nils, demselben, welcher das Rothe und Mittelländische Meer durch einen Kanal zu verbinden versuchte und zum ersten Male Afrika von Osten nach Westen umsegeln ließ. Plutarch nimmt zwar den König Amasis an; dieser kam aber erst zur Regierung, als Thales 70 Jahre alt war, und noch lächer-

licher ist es, wenn er den beim Gastmahle der sieben Weisen auftretenden Boten dieses Königs aus Naukratis stammen läßt, da diese griechische, mit großen Privilegien versehene Niederlassung wahrscheinlich erst kurz vor dem Tode des Thales (550) gestiftet worden ist. Solon freilich ist nach Herodot's bestimmtem Zeugniß unter Amasis in Aegypten gewesen, also nicht vor 570 v. Chr., und damit harmoniren auch die athenischen Verhältnisse der Zeit nach. Was man also von einer gemeinschaftlich unternommenen Reise Solon's und Thales' nach Aegypten zu halten hat, springt leicht in die Augen. Um aber den in der untergeschobenen Korrespondenz der sieben Weisen herrschenden Ton kennen zu lernen, vergleiche man mit dem Erwähnten folgenden Brief unseres Thales an den angeblichen Lehrer des Pythagoras, Pherecydes von Syros.

„Ich habe erfahren, daß Du zuerst unter den Joniern vorhast, eine Schrift über die göttlichen Dinge herauszugeben. Und vielleicht hast Du recht, das Werk lieber zu veröffentlichen, als den Inhalt Einzelnen ohne Nutzen anzuvertrauen. Wenn es Dir angenehm ist, möchte ich über das, was Du schreibst, mit Dir plaudern, und wenn Du es erlaubst, werde ich zu Dir nach Syros kommen. Denn wahrhaftig wir, ich und der Athener Solon, wären nicht recht bei Verstande, wenn wir nicht zu Dir führen, nachdem wir nach Kreta um der dortigen Merkwürdigkeiten willen und auch nach Aegypten gesegelt sind und mit den Priestern und Astronomen daselbst verkehrt haben. Es wird nämlich auch Solon kommen, wenn Du es wünschest. Du weilst gern an einem Orte und gehst selten nach Jonien; auch hast Du kein Verlangen Fremde bei Dir zu sehen, sondern, wie ich vermuthe, liegst Du blos einer Sache ob, der Schriftstellerei. Wir dagegen schreiben nichts und wandern in Hellas und Asien herum."

Vorausgesetzt, daß Thales die Anfangsgründe der Geometrie noch nicht kannte, als er nach Aegypten kam, waren seine Fortschritte unendlich rasch und zeigte er sogleich den Aegyptern, wie hoch überhaupt die Hellenen als Anfänger über ihren Lehrmeistern stehen sollten. Er machte sich nämlich eines Tages anheischig, die Höhe der Pyramiden bei Memphis ohne künstliche Instrumente und Vorrichtungen zu messen und führte es auf die einfachste Weise aus, indem er nach Diogenes die Länge seines eigenen Schattens zur Proportion nahm oder, wie Plutarch sich genauer ausdrückt, einen vertikalen Stock in die Schattenlinie der Pyramide so stellte, daß das Ende seines Schattens mit dem des großen zusammenfiel. Maß er dann noch die Länge des ganzen Schattens, so konnte er aus dem Verhältnisse der beiden rechtwinkligen Dreiecke leicht die fehlende große Vertikallinie finden oder er konnte beweisen, „daß der Stock zur Pyramide sich gerade so verhielt, wie sein Schatten zum Pyramidenschatten." Der Lehrsatz, auf den sich der Beweis stützte, war den Aegyptern wol schon längst bekannt; aber die Anwendung auf den vorliegenden Fall verblüffte sie doch. Auf ähnliche Weise ist er wol verfahren, wenn er die Weite der Schiffe vom Ufer finden wollte. Er brauchte nur am Ufer durch einen Stab oder ein Lineal bemerken, wie hoch ihm der Mast eines Schiffes über dem Horizont erschien. Diese scheinbare Größe und die wirkliche Höhe des Mastes, die er ungefähr wissen konnte, und die senkrechte Stellung desselben auf dem Horizonte gaben ein rechtwinkliges Dreieck, das er am Ufer leicht nachkonstruiren und dann die Entfernung des

Schiffes oder den einen Perpendikel des Dreiecks mit Schritten ausmessen konnte. Manche schrieben dem Thales noch die Erfindung des Satzes zu, daß alle auf dem Halbkreise ruhenden Peripheriewinkel rechte sind; doch macht ihm dies Pythagoras streitig. Seine astronomischen Ansichten lassen sich nach Plutarch in wenige Sätze zusammenfassen.

Er soll behauptet haben, es gebe nur eine Erde und dieselbe liege im Mittelpunkte des Universums, und damit hätte er den ersten Grund zum irrthümlichen ptolemäischen System gelegt. Daß er den Mond als dunklen Körper mit erborgtem Lichte erkannte, wird man wol ohne Bedenken zugeben können. Daß er aber die kugelförmige Gestalt der Erde bereits geahnt, ist viel zweifelhafter, da zwar Diogenes seinen Nachfolgern Anarimander und Anaximenes dieselbe richtige Ansicht unterlegt, Plutarch aber diesen unsern Planeten für eine runde Scheibe, jenen für einen kurzen Cylinder ausgeben läßt. Die Rundung hat Thales sicher erkannt, sobald er sich nur über die Ursache der Mondfinsternisse klar wurde. Ueber die Scheibengestalt dagegen wird er nicht hinweggekommen sein; dies lehrt schon die von Aristoteles ihm beigelegte und von Seneca mit großer Selbstgefälligkeit verlachte Meinung, daß die Erde wie ein Stück Holz auf dem Wasser schwimme. Was man endlich davon zu halten habe, daß Diogenes erzählt, Thales habe die Himmelskugel in fünf Kreise, den nördlichen und südlichen Polarkreis, die beiden Wendekreise, den Aequator, und in Zonen getheilt, lassen wir dahingestellt.

Jene Meinung des milesischen Denkers vom Schwimmen der Erde auf dem Wasser, woraus er auch die Entstehung der Quellen und der Erdbeben ableitete, hängt übrigens eng mit dem Hauptverdienste zusammen, das er sich erworben hat. Er würde nicht einstimmig von den Alten als Urheber der Philosophie angesehen worden sein, wenn er nicht zuerst das Wesen der Dinge, den Urgrund alles Daseienden zu erkennen getrachtet hätte. Er glaubte das Prinzip aller Dinge im Wasser gefunden zu haben und stellte den Satz auf: „Aus dem Wasser ist Alles und in Wasser kehrt Alles zurück.“ Schon lange, lange vor Thales hatte die kosmische Bildungskraft des Meeres, seine tragende und erschütternde Macht, die bewegliche Phantasie der Dichter darauf gebracht, Oceanus und Thetys, dem alten ehrwürdigen Paar, im fernsten Westen an den Quellen aller Dinge Wohnung anzuweisen. Thales zerstörte diese Illusion und betrat zuerst mit seinem physischen Prinzip den Boden freier Naturerklärung. Die Gründe, auf welche er seine Anschauung stützte, waren bereits dem Aristoteles unbekannt. Daß er geglaubt habe, durch Verdichtung oder Verdünnung des Grundstoffs seien die Veränderungen der Dinge zu erklären, ist jedenfalls eine Folgerung Späterer. Wahrscheinlich ist, daß die Wahrnehmung, wie überhaupt das Feuchte das Wärmeerzeugende, Bildsame, Lebengebende ist, ihn auf seine Annahme geführt habe.

Man ist soweit gegangen, dem Vater der griechischen Philosophie monotheistische Ansichten und den Glauben an Unsterblichkeit der Seele beizulegen. Im Gegentheil deuten Aristoteles und Diogenes darauf hin, daß er in die einzelnen Erscheinungen der Naturkräfte z. B. die Anziehungskraft des Magn und des geriebenen Bernsteins auf das Walten einzelner, das All erfüllender Götter zurückführte.

Noch sei bemerkt, daß Thales nach Diodor und Seneca über die merkwürdige Anschwellung des Nils die Ansicht aufstellte, der Fluß werde durch Passatwinde verhindert, sich ins Meer zu ergießen; infolge dessen staue sich das Wasser zu ungewöhnlicher Zeit. Man ersieht hieraus, daß es Thales ebenso wenig, wie später Herodot gelang, von den Priestern einen Aufschluß über das Phänomen zu erreichen. Erst Diodor von Sicilien, der Zeitgenosse August's, erwähnt eine der Wahrheit nahe kommende Erklärung memphitischer Priester. Das Heiterste an der Sache ist, daß sowol Herodot als Seneca die Meinung des Thales verwerfen, aber zugleich die bereits von Anaxagoras (zu Anfang des fünften Jahrhunderts) aufgestellte allein richtige ebenso wenig annehmbar finden!

Die wissenschaftlichen Axiome des Thales pflanzten sich blos auf mündlichem Wege fort. Etwas Niedergeschriebenes soll er nämlich nach der herrschenden Ansicht des Alterthums nicht hinterlassen haben, und was unter seinem Namen kursirte, ward schon damals angezweifelt. Auch von einer wirklichen Schule, wo Thales in regelmäßig wiederkehrender Zeit den zu seinen Füßen sitzenden jungen Leuten seine Erfindungen und Erfahrungen mitgetheilt hätte, kann keine Rede sein. Von seinen zwei Nachfolgern, mit denen zusammen er die sogenannte „ionische Schule" bildet, steht ihm Anaximander, als spezieller Landsmann und auch der Zeit nach — er war vielleicht nur um 30 Jahre jünger — am nächsten, während Anaximenes wieder zu diesem eine ähnliche Abstufung bildet. Anaximander, der auch insofern einen Schritt weiter that, daß er an die Stelle des einen Urstoffs die räumlich unbegrenzte Materie setzte, soll der Erste gewesen sein, der die Gestalt der Erde auf eine Tafel zeichnete. Diese Karte verbesserte dann ein anderer Milesier, der vielgereiste Hekataus (geb. 549 v. Chr.), und eine Kopie derselben war es ohne Zweifel, mit welcher Aristagoras aus Milet vor Kleomenes, den König von Sparta, trat, um ihn zur Theilnahme am ionischen Aufstande gegen die Perser zu bewegen, „eine eherne Tafel", wie Herodot sagt, „auf welcher der Umkreis der ganzen Erde eingegraben war, und alles Meer und alle Flüsse".

Von der zwanglosen Art und Weise des belehrenden Umgangs mit Thales könnte uns folgende Anekdote ein Beispiel geben, wenn sie nicht an innerer Unwahrscheinlichkeit litte. Als er gefunden hatte, wie sich die Größe der Sonne zur Größe des Kreises verhält, den sie binnen Jahresfrist zurücklegt (?), und wie dies mit mathematischer Genauigkeit dargethan werden könnte, so theilte er diese Berechnung einem Manne aus Priene mit. Dieser bewunderte seinen Scharfsinn und die Schönheit der Erfindung und bat ihn, sich irgend eine Belohnung von ihm gefallen zu lassen. „Keine andere Belohnung", antwortete er da, „verlange ich von Dir, als daß Du Dir niemals den Ruhm dieser Entdeckung anmaßest, sondern immer bekennest, daß sie von mir herrühre."

Unter den Hauptwahrsprüchen der sieben Weisen gebührt die Aufstellung des bekannten: „Erkenne Dich selbst", des Ausgangspunktes jedes wahren ethischen Strebens, dem Thales.

Thales wurde nach Diogenes 78, nach Sosikrates 90, nach Lucian 100 Jahre alt. Nach den von uns gegebenen Andeutungen scheint er wirklich das Ende des lydisch-persischen Kriegs (550 v. Chr.) erlebt zu haben.

Ueber die Todesart erzählt ein Sophist, Thales sei beim Sternsehen von einem hohen Felsen ausgeglitten und in die Tiefe gestürzt. Doch ist diese Sage aus einem anderen Geschichtchen entstanden, das wiederum eher auf einen dem Leben entfremdeten Stubengelehrten paßt, als auf einen der Sieben Weisen. Thales soll nämlich einst des Nachts beim Ausgange nach den Sternen schauend in eine Grube gefallen sein, worauf ihm eine alte Frau zurief: „Was am Himmel ist, glaubst Du zu wissen, was aber vor Deinen Füßen liegt, kannst Du nicht sehen!“

Richtiger ist vielleicht die Tradition, daß der alte Mann noch einmal das Verlangen fühlte, der erhebenden Feier der olympischen Spiele beizuwohnen und dort starb, weil sein schwacher Leib den Strapazen des Festes nicht mehr gewachsen war. Man denke sich das Gedränge der Tausende im Stadium und Hippodrom, dazu die Glut einer halb tropischen Sonne nebst den von der Sandfläche aufwirbelnden Staubwolken! Erzählt doch Aelian von einem Sonderlinge aus Chius, der im Zorne zu seinem Sklaven sagte: „Warte nur! Ich werde Dich nicht in die Mühle schicken, sondern nach Olympia mitnehmen!“ und auch Lucian spricht verächtlich von dem engen Raume, den Zelten, Buden und der erstickenden Hitze im Haine Altis.

Wenn aber Plutarch im Leben Solon's berichtet, Thales habe sich von den Milesiern ausgebeten, ihn nach seinem Tode an einem geringen und wenig geachteten Platze zu bestatten, in der Voraussicht, daß derselbe einst der Markt von Milet werden würde, so setzte dies voraus, daß seine Asche nach der Vaterstadt übergeführt worden wäre. Möglicherweise ist zwar die Todesart richtig, die Sache aber nicht in Olympia, sondern in der Heimat, vielleicht bei den zu Ehren des didymäischen Apollo abgehaltenen gymnischen Wettkämpfen vorgefallen. Denn auf dem Markte von Neumilet muß doch später sein Denkmal gestanden haben, das die Inschrift trug:

Wahrlich gering ist der Stein, doch der Ruhm des sinnenden Thales
Hat keine Schranke allhier, reicht zu den Sternen hinauf.

II.

Pythagoras.

(570—500 v. Chr.)

Samischen Stamms war der Mann, doch Samos zugleich und den Zwingherrn
Ließ er im Stich' und als Feind der Tyrannis wählt' er Verbannung
Freien Entschlusses, und wenn auch fern von der Wölbung des Himmels,
Naht' er den Göttern im Geist und was die Natur nicht verliehn hat
Menschlichem Sinn, mit dem Aug' ergründete er des Verstandes.

Ovid.

Je gefeierter der Name des Pythagoras im ganzen Alterthume war, desto heimnißvolleres Dunkel ruht auf seinem Leben. Schon zu Herodot's und ristoteles' Zeit vermochte man kaum die alle Thatsachen verwirrenden Sagen nd Märchen von der Wahrheit zu scheiden, und später machten die Neuplato= ker den merkwürdigen Mann geradezu zum Helden einer reich mit Wundern usgeschmückten Legende. Nur die zweite Hälfte seines Lebens wird durch einen storischen Lichtstrahl erleuchtet, der zugleich den einzigen Anhaltepunkt für die eriode seiner Blüte liefert.

Ungewißheit herrscht schon über seinen Geburtsort, da Einige ihn für einen yrrhener, Andere für einen Samier ausgeben, Andere ihn aus der peloponnesischen Stadt Phlius stammen lassen. Den gegründetsten Anspruch scheint unter diesen Oertlichkeiten die Insel Samos zu besitzen, für die auch das eugniß des Isokrates und Herodot spricht. Man hat aber außerdem sehr harfsinnig die beiden andern Ueberlieferungen hiermit in Verbindung insofern rbracht, als pelasgische Tyrrhener nach ihrer Vertreibung aus Attika auf den Inseln des Aegäischen Meeres wohnten und nach Pausanias die Familie des Weisen ursprünglich in Phlius seßhaft war und nach Samos übersiedelte.

Als seinen Vater nennt Herodot Mnesarchus, der ein Steinschneider oder ein Kaufmann gewesen sein soll. Da es mittelmäßigen Köpfen immer schwer wird, die Quelle von den neuen Ideen und Erfindungen großer Männer nur in dem schöpferischen Talente derselben zu suchen, so darf es uns auch nicht Wunder nehmen, daß man von jeher in den Lehren des Pythagoras die Ansichten seiner Jugendlehrer gesucht hat, woher es denn kam, daß man ihn als Schüler so vieler weisen Männer darstellte, als heute kaum ein Hochschüler aufzeigen kann. Bias, Thales, Anarimander, Kreophilus, Hermodamas und Pherecydes sind die griechischen Philosophen, welche namhaft gemacht werden. Cicero hat an zwei Stellen Pherecydes aus Syrus den Lehrer des Pythagoras genannt und wenn man unter den Genannten wählen will, so hat Pythagoras mit Pherecydes allerdings die meiste geistige Verwandtschaft. Auch diesen umgab der Nimbus der Sehergabe und Wunderthätigkeit und er theilte mit Pythagoras den freilich schon älteren Glauben an eine Unsterblichkeit der Seelen. Pherecydes starb auf Delos, wie man sagt, an der schrecklichen Krankheit, welcher später Herodes der Große und Sulla erlagen, und auch dort soll ihn Pythagoras besucht, gepflegt und endlich bestattet haben. Damit wird eine andere Sage stimmen, der zufolge gerade auf Delos der einzige Altar stand, an welchem Pythagoras opferte, nämlich der dem Apollo Genetor geweihte Altar „der Frommen", auf den man nur Waizen- und Gerstenkuchen zu legen pflegte.

Den größten Theil seines Wissens soll sich aber ferner Pythagoras auf Reisen im Auslande geholt haben; ja es scheint, als habe man angenommen, daß er die gesammte unter allen Völkern der Erde vertheilte Wissenschaft von göttlichen und menschlichen Dingen in sich zu vereinigen bestrebt gewesen sei. Von den Chaldäern soll er Astronomie, von den Phöniziern Arithmetik, von den Aegyptern Geometrie, von den Magiern Religionsphilosophie gelernt und außerdem Arabien, Palästina und Indien besucht haben. Seine Reise nach Aegypten ist bei dem lebhaften Verkehr, der zu seiner Zeit bereits zwischen Samos und dem Nillande bestand, am wahrscheinlichsten und wird auch schon von alten Gewährsmännern bezeugt. So sagt Isokrates: „Nachdem der Samier Pythagoras nach Aegypten gekommen und der Schüler der dortigen Priester geworden war, brachte er nicht nur die übrige Weisheit derselben mit nach Griechenland, sondern beschäftigte sich auch eifriger als die Anderen mit den Opfern und heiligen Bräuchen." Auch Herodot erwähnt zwar nicht geradezu seine Reise nach Aegypten, deutet aber an, daß die Lehre von der Seelenwanderung und das Verbot der Orphiker und Pythagoräer, die Todten in wollenen Kleidern zu bestatten, aus Aegypten entlehnt sei. Diogenes von Laërte erzählt einem Schriftsteller Namens Antiphon, nach, Pythagoras sei mit einem Empfehlungsschreiben des Polykrates an den König Amasis versehen nach Aegypten gekommen und [illegible] folge dessen von den Priestern in alle Geheimnisse eingeweiht worden. [illegible] sei er wieder nach Samos zurückgekehrt, habe aber die Tyrannei des Polyk[illegible] unerträglich gefunden und darum seinem Vaterlande auf immer den R[illegible] kehrt. Nach Herodot schloß Polykrates das durch Schiller verherrlichte [illegible] schaftsbündniß mit dem ägyptischen Könige aber erst nach seinem [illegible] streiche und der dadurch erreichten Unterwerfung der Insel (53[illegible]

Pythagoras unter den ägyptischen Priestern.

Nun ist es kaum denkbar, daß ein Mann, wie Pythagoras, einen Charakter, wie den des Polykrates, der an Ehrgeiz, Habsucht, despotischer Gewaltthätigkeit und Gewissenlosigkeit alle griechischen Tyrannen übertraf, nicht sogleich durchschaut und hassen gelernt hätte. Nicht wie Anakreon und Ibykus, die harmlosen Sänger des Weins und der Liebe, huldigte er dem Prunk der Höfe, sondern verließ Samos wahrscheinlich sogleich nach dem Beginne der Tyrannis. So berichtet auch Strabo, der Geograph; nur enthalten seine Worte einen neuen Irrthum. „Als Pythagoras", sagt er, „die Tyrannis aufkeimen sah, verließ er die Stadt und ging nach Aegypten und Babylon, um seine Wißbegier zu befriedigen. Und als er nach der Rückkehr von dort die Tyrannis noch fortbestehen fand, fuhr er nach Italien und beschloß dort sein Leben."

Im Gegentheil muß man annehmen, daß Polykrates wol Schuld war an der schließlichen Auswanderung des Philosophen, daß aber zwischen dieser und den vorhergehenden Bildungsreisen ein größerer Zwischenraum liegt. Denn er muß sich längere Zeit in Samos aufgehalten und von da aus auf das eigentliche Griechenland einzuwirken gesucht haben. Die Literatur seiner gelehrten Zeitgenossen ist freilich zu spärlich, um aus ihrer Bekanntschaft mit ihm Beweise zu entnehmen. Aber doch kennen ihn Xenophanes aus Elea, der Pantheist, von dem noch ein Fragment erzählt, Pythagoras habe einst Fürbitte für einen unter Schlägen heulenden Hund eingelegt, weil in dem Thiere die Seele eines ihm befreundet gewesenen Mannes wohnte, und der tiefernste Philosoph Heraklitus aus Ephesus, der ihn der Vielwisserei und Wahrheitsfälschung bezichtigt, ein Tadel, den freilich auch von derselben Seite Hesiod, Xenophanes und Hekatäus traf. Daß nicht blos der Mann, sondern auch die Hauptlehren des Pythagoras bald in Griechenland überall bekannt waren, ersieht man auch daraus, daß Herodot die Sage von einer Lehrzeit des getisch-dacischen Heroen Zamolxis bei Pythagoras auf Samos in den griechischen Kolonien am Hellespont und Schwarzen Meere zu hören bekam. Pythagoras führte sich aber auch in Griechenland selbst an vielen Orten persönlich ein. In Sparta und auf Kreta verweilte er, um echt dorischem Wesen und Leben auf den Grund zu kommen; in Kreta stieg er auch in die idäische Höhle, die heilige Geburtsstätte des Zeus, hinab. Cicero erzählt in seinen „tuskulanischen Untersuchungen" von einer Unterhaltung des Pythagoras mit Leon, einem Tyrannen von Phlius, der Mutterstadt seiner Familie. „Nach Heraclides aus Pontus", schreibt er, „einem Zuhörer Plato's, einem vielseitig gebildeten Manne, soll Pythagoras nach Phlius gekommen sein und mit Leon, dem Fürsten der Phliasier, sich in gelehrter und gehaltreicher Weise über gewisse Dinge unterhalten haben. Leon bewunderte seinen Geist und seine Beredtsamkeit und fragte ihn, in welcher Kunst er sich eigentlich am stärksten fühle, worauf jener erwiederte: Ich verstehe keine Kunst, sondern bin ein Philosoph. Leon, der diesen Namen noch nie gehört, fragte ihn verwundert, was denn unter Philosophen zu verstehen wäre und welcher Unterschied zwischen ihnen und den übrigen Leuten obwaltete? Pythagoras antwortete: „Das menschl Leben scheint mir Aehnlichkeit zu haben mit jener Messe, welche während großen Festspiele unter dem Zuströmen von ganz Griechenland gehalten Denn wie dort Einige für ihre wohlgeschulten Körper nach dem Ruhme un

Ehre des Siegeskranzes streben, Andere dagegen von dem Gewinne und Verdienst bei Kauf und Verkauf angelockt werden, außerdem aber doch noch eine Klasse von Menschen, und zwar den anständigsten, vorhanden ist, welche weder auf Gewinn noch auf Beifall ausgeht, sondern des Schauens halber kommt und genau Acht giebt, was vorgenommen wird und wie, so sind auch wir, wie aus irgend einer Stadt nach einer vielbesuchten Messe, so aus einem andern Leben und einer andern Natur in dieses Leben gewandert und dienen theils dem Ruhm, theils dem Geld. Nur einige Wenige giebt es, die alles Uebrige für nichts achten und nur das Wesen der Dinge betrachten. Diese nennen sich: Der Weisheit Beflissene (denn dies bedeutet das Wort Philosoph), und wie es bei den Nationalspielen am anständigsten ist zuzuschauen, ohne nach Gewinn zu trachten, so überbietet auch im Leben die Betrachtung und Kenntniß der Dinge weit alle anderen Bestrebungen." Blickt auch bei diesem artigen Geschichtchen die Seelenwanderungstheorie durch, so ist dafür noch von größerer Bedeutung, daß Pythagoras bei einem Besuche des Heratempels in Argos den dort aufbewahrten Schild des trojanischen Helden Euphorbus sofort als den seinigen erkannte und behauptete, seine Seele habe einst den Leib dieses von Menelaus erschlagenen Panthoiden bewohnt. Endlich ist noch der Sage Erwähnung zu thun, daß er seine Lehren und Vorschriften von einer delphischen Pythia, Namens Themistoklea, empfangen habe, was wol nichts andres heißen soll, als daß er nach dem Beispiel einiger Gesetzgeber seine Anordnungen auf religiöse Autorität stützen wollte.

Worauf zielten nun aber die Bestrebungen des Philosophen im Allgemeinen ab? War es die Lehre von der Unsterblichkeit allein, der er Eingang verschaffen wollte? Auf diese Fragen müssen wir zunächst zu bedenken geben, daß Pythagoras in ganz anderem Sinne Philosoph war, als Thales und die ionische Schule. Die Einsicht in die Natur, in das Wesen der Dinge war bei ihm nur untergeordnetes Mittel zu einem höheren Zwecke, und dieser bestand in nichts Geringerem als in einer Reformation der Menschheit auf religiösem Wege. Pythagoras war eine wesentlich priesterliche Erscheinung und der neue Prophet eines wahrscheinlich mit der Religion Apollo's zusammenhängenden Geheimkultes, der von seinen Bekennern die Befolgung einer genau vorgeschriebenen Lebensweise forderte. Die Verweltlichung des hellenischen Polytheismus, die bereits in der homerischen Zeit so auffallend an den Tag tritt, und das Unvermögen desselben, sittliche Ideen hervorzurufen und einen bessernden und reinigenden Einfluß auf das Leben der Individuen auszuüben, führte schon vor Pythagoras dem asiatischen, auf bacchischen Dienst gegründeten orphischen Religionsvereine eine Menge Gläubiger zu, die in den die höhere Gnade verheißenden Weihen und Sühnungen und in der phantastischen Symbolik des Kultes Befriedigung und Beruhigung fanden. Auch die Orphiker lehrten die Wanderung der Seelen, die sie als Buße und Läuterung der gefallenen Menschen betrachteten, und so scheint auch bei Pythagoras diese Form des Unsterblichkeitsglaubens als Motiv gegolten zu haben zu strenger Selbsterkenntniß und einer daraus folgenden mühsamen Zucht des Körpers und Geistes, um der göttlichen Gunst theilhaftig zu werden. Das Auftreten des Philosophen als begeisterten Missionärs und Meisters von

einer geheimen Brüderschaft erklärt nun auch hinlänglich die Verschiedenheit der Urtheile über ihn. Die Ungläubigen bespöttelten ihn als Gaukler und Betrüger, während die Gläubigen ihn nicht nur für einen direkt von den Göttern Inspirirten, sondern sogar für den hyperboreischen Apoll selbst hielten!

Im Ganzen fand Pythagoras im eigentlichen Griechenland keinen rechten Anklang und außer der Tyrannei des Polykrates mag dies der Hauptantrieb für ihn gewesen sein, nach Italien auszuwandern. Für die Erhebung des Polykrates auf Samos nimmt man das Jahr 532 v. Chr. an. Wenn nun Cicero, wahrscheinlich gestützt auf die Berechnung des Grammatikers Apollodorus, das vierte Regierungsjahr des Königs Tarquinius Superbus oder die 62. Olympiade für die Ankunft des Pythagoras in Italien nennt, so stimmt Beides so gut zusammen, wie man nur für chronologische Daten aus jener Zeit wünschen kann, und da ferner die Angabe des Aristoxenus nicht unglaublich ist, daß Pythagoras im vierzigsten Lebensjahre sich von Samos nach Italien wendete, so ergiebt sich ferner als sein Geburtsjahr ungefähr 570 v. Chr.

Pythagoras wählte sich zur neuen Heimat das an dem südlichen Ende Italiens liegende Kroton. Diese Stadt war von Achäern unter dorischer Führung gegründet worden und befand sich damals durch Schiffahrt und Handel in sehr gedeihlichem Zustande. Dazu kam die sprüchwörtlich gewordene Gesundheit seiner Luft und Lage, infolge deren die Einwohner sich eines trefflichen Körperzustandes erfreuten, der besonders durch die große Menge von Krotoniaten, welche zu Olympia den Sieg davon trugen, bezeugt wird. Reichthum und Wohlleben herrschte in Kroton, wenn auch nicht in demselben hohen Maße wie im nahen Sybaris und in Tarent. Die Verfassung war timokratisch; denn die reichste Klasse der Besitzenden, aus 1000 Familien bestehend, hatte die hohen Aemter und den größten Theil der gesetzgebenden und richterlichen Gewalt in den Händen. Doch regte sich auch in Großgriechenland bereits das demokratische Element und in Kroton scheinen schon vor des Pythagoras Ankunft Parteikämpfe vorgekommen zu sein. Möglich ist, sogar wahrscheinlich, daß der Weise deshalb diese Stadt zur Ausführung seines Reformationsplanes wählte, weil sie ihm noch die verhältnißmäßig unverdorbensten Sitten zu haben schien.

Der Erfolg rechtfertigte seine Wahl. Das Auftreten des schönen, Ehrfurcht und Liebe zugleich einflößenden Mannes, soll die Krotoniaten geradezu elektrisirt haben. Sein Hauptthema, über das er sich allen Ständen und Altersklassen gegenüber mit hinreißender Beredtsamkeit verbreitete, war die Tugend der Mäßigkeit im weitesten Umfange. Ermahnte er Alle zur Eintracht, Gerechtigkeit und Frömmigkeit, so empfahl er speziell den Frauen Sittsamkeit, Nachgiebigkeit gegen die Männer und sorgsame Pflege des Hauswesens, den Männern aber rieth er Beherrschung der Leidenschaften, Liebe zu den Wissenschaften und edlen Beschäftigungen. Und schnell geschah das unmöglich Scheinende! Die Bürgerschaft errichtete als Zeichen und Unterpfand ihrer edleren Richtung eine Tempel der Musen, die Reichen trennten sich von ihren Kebsweibern, Matronen weihten ihren Schmuck und ihr Geschmeide der Juno Lacinia stellten seine Gemahlin und Tochter an die Spitze ihrer religiösen Prozessi

Pythagoras unter seinen Schülern in Kroton.

Die politische Unzufriedenheit schwand, aber nicht dadurch, daß Pythagoras den ehrgeizigen Gelüsten der Volkspartei Befriedigung verschaffte, sondern daß er die Vorrechte der Aristokratie seinen dorischen Grundsätzen gemäß zu befestigen und zu stützen suchte. Das beste Mittel hierzu fand er in einer Hinüberführung des Patriziats zur wahren Aristokratie des Geistes, und da dies ohne Erziehung nicht bewirkt werden konnte, so wendete er sein Hauptaugenmerk den Jünglingen zu und stiftete jenen berühmten Geheimbund, dessen Mitglieder durch ein inniges Freundschaftsverhältniß, durch gemeinsame ethisch-wissenschaftlich-politische Tendenzen und durch gewisse äußere Lebensregeln eng zusammengehalten wurden.

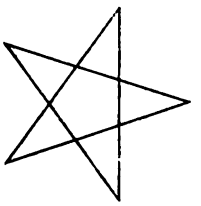
Schon bei der Aufnahme von Novizen verfuhr der Meister höchst vorsichtig und seine große Menschenkenntniß kam ihm dabei trefflich zu statten. Seinem Spruche gemäß: „Nicht aus jedem Holze kann man einen Hermes (das Ideal der männlichen Jugend) schnitzen!“ forschte er genau nach der Herkunft, der Erziehung und der häuslichen Aufführung der sich meldenden jungen Leute. Er studirte ihre Mienen, hörte auf ihre Gespräche, besonders sah er auch darauf, ob sie leicht faßten, kurz und besonnen antworteten und anvertraute Geheimnisse zu verschweigen im Stande waren. Später hat man aus dieser Zeit des „Stillschweigens“, während welcher eben mehr zu hören und zu lernen als zu reden war, ungereimterweise eine fünfjährige absolute Stummheit gemacht, zu welcher die Aufzunehmenden, wie zu anderen Kasteiungen und Büßungen verdammt worden wären! Ebenso wenig Grund zum Glauben enthält die vom kritiklosen Neuplatoniker Jamblichus aufgestellte Behauptung, die jungen Leute hätten vor dem Beginne der Prüfung all ihr Geld in die Kasse niederlegen müssen; wäre aber die Aufnahme verweigert worden, so habe man ihnen die doppelte Summe wiedergegeben und ihnen, wie Verstorbenen, ein leeres Grabmal errichtet. Letzteres scheint mehr eine Strafe für unwürdige und verrätherische Mitglieder des Bundes gewesen zu sein; die Gütergemeinschaft der Pythagoräer dagegen ist eine Verwechselung mit der Forderung bereitwilliger Aufopferung und Wohlthätigkeit, die auch in dem Grundsatze des Stifters liegt: „Gemeinschaftlich soll Alles unter den Freunden sein!“

Der gewöhnlich wohl zweijährigen Vorbereitungszeit folgte dann die Erziehung zum vollkommenen Pythagoräer. Dazu gehörte vor Allem eine auf Körper und Geist gleichmäßig berechnete Eintheilung der Geschäfte und Arbeiten, aber auch der Vergnügungen und Erholungen, die der Tag mit sich bringen sollte. Sobald sich die Schüler am Morgen erhoben, war ihnen empfohlen, die Lyra zur Hand zu nehmen und durch Musik die Lebensgeister zu ermuntern, das Gemüth zu einer energischen Thätigkeit zu stimmen; und dasselbe sollten sie vor dem Schlafengehen thun, um den Sturm der Leidenschaften zu beschwichtigen und die zerstreuten Gedanken zu sammeln. Nach dieser musikalischen Uebung pflegten die Brüder einzelne Spaziergänge zu unternehmen und zwar nach Orten hin, die sich durch anmuthige Lage oder heilige Bedeutung auszeichneten. „Sie glaubten nämlich“, sagt Aristoxenus, „man dürfte mit Niemand Umgang haben, bevor man seine Gedanken wohl geordnet und in Einklang gesetzt habe; zu dieser Festigung des Geistes aber sei die Einsamkeit am angemessensten, denn gleich nach dem Aufstehen sich in das Menschengewühl zu stürzen, erzeuge Unruhe und Verwirrung.“ Nach Beendigung des Morgenspaziergangs suchten sich die Pythagoräer wieder auf und verwandten die beste Zeit und die besten Kräfte zur Aufklärung des Geistes und zur Erweiterung ihrer Kenntnisse. Auch diese wissenschaftlichen Unterhaltungen fanden gewöhnlich in Tempeln oder an ähnlichen Orten statt. Sodann erhielt auch der Körper sein Recht, indem gymnastische Uebungen folgten, welche meist aus Wettlauf bestanden, aber auch aus Ringkampf, Übung der Muskeln durch Hanteln und mimischem Tanz. Hierauf frühstückte man gemeinschaftlich, aber nur soviel, als zur Stillung des Hungers nöthig war, und zwar nichts als Brot und Honig ohne Fleisch und Wein. Nachdem

vorüber war, begann der politische Theil der Tagesgeschäfte. Die Pythagoräer griffen persönlich ein in die öffentlichen Angelegenheiten des Staats und unterhielten sich mit den Abgesandten anderer Städte, natürlich stets nach der vom Meister ausgegebenen Parole. Gegen Abend gingen sie wieder spazieren, aber nicht einzeln, sondern zu zwei und drei Mann, um das den Tag über Gelernte und Gehörte noch einmal zu überdenken und zu besprechen. Dann begaben sie sich in ein kaltes Bad und versammelten sich noch vor Sonnenuntergang zur Hauptmahlzeit, welche immer zehn Brüder zusammen gemeinschaftlich feierten. Die Speisen bestanden aus der in Griechenland gewöhnlichen Gerstengrütze, Gemüsen aller Art, auch Fleisch und Wein. Nur Fische scheinen selten vorgekommen zu sein; auch des Fleisches vom ackernden Stier und von dem Widder enthielten sich die Pythagoräer. Erst nachdem die orphische Brüderschaft mit ihnen verschmolz, ging die Enthaltsamkeit weiter und erstreckten sich die Verbote auf alles Fleisch und auf die Bohnen. Wie der Mahlzeit Libationen und Weihrauchopfer vorausgingen, schloß sie auch mit einer religiösen Weinspende, worauf sich die Genossen noch mit Lektüre unterhielten. Dem Aeltesten lag die Wahl derselben ob, während die Jüngeren vorlesen mußten. Nach einer kurzen Ermahnung, die der Tischvorsteher an die Brüder richtete, trennte man sich. Vor dem Schlafengehen hatte jeder Einzelne aber noch die Pflicht, die Ereignisse und Thaten des Tages bei sich zu erwägen, um durch zunehmende Treue des Gedächtnisses den Blick aufs Innere zu schärfen. Uebrigens sollen die Schüler des Pythagoras nach seinem Muster alle wollene Kleidung verschmäht und sich nur leinener Stoffe bedient haben. Auch Herodot erwähnt, daß es den Pythagoräern nicht gestattet gewesen sei, sich in wollenen Kleidern begraben zu lassen, und wenn er dazusetzt, diese Sitte sei von den Aegyptern entlehnt, so wird er wol Recht haben; denn altdorisch ist sie keineswegs.

Das Leben der Pythagoräer war also fern von der mönchischen Ascese und übertriebenen Härte, die ihm von späteren Schriftstellern angedichtet worden ist. Der Umgang der Genossen trug den Stempel der Heiterkeit, Ruhe und Gelassenheit. Alles Uebermaß des Affekts war abgeschnitten; kein jauchzendes Frohlocken erschallte bei ihren Zusammenkünften, aber dafür fehlte auch das Aufkreischen des Zornes, das Jammern der Niedergeschlagenheit. Die innere Harmonie, die Mutter der wahren Humanität, sollte auch ihre Früchte im Verkehr mit der ganzen Außenwelt zeigen. Pythagoras gebot, kein nützliches Geschöpf der Erde zu vernichten oder zu schädigen; er wollte, daß seine Anhänger mit ihren Freunden so umgingen, daß sie nie Feinde werden könnten, den Feinden aber so begegneten, daß sie Freunde werden müßten. Es läßt sich voraussehen, daß bei der Uebereinstimmung in so edlen Grundsätzen echte Freundschaften und unzertrennliche Seelenbündnisse unter den Pythagoräern nichts Seltenes waren, und wirklich sind auch fast alle Schriftsteller des Alterthums von Beispielen „Pythagoräischer Freundschaft" voll. Sind ja doch auch die ursprünglichen Helden der bekannten Schillerschen „Bürgschaft" nach Aristoxenus' Zeugniß die beiden Pythagoräer Damon und Phintias gewesen! Auf dem Gebiete der Freundschaft entfaltete der Meister selbst eine Art von gesetzgeberischer Thätigkeit. Unter Anderem sagte er, die wahre Freundschaft dürfe so wenig als möglich Narben und Geschwüre bekommen, weil es schwer sei, alte Wunden

ganz auszuheilen. Daher müſſe man alle Zänkereien und Neckereien vermeiden, Treue und Glauben nicht einmal im Scherze verletzen und ſelbſt freundſchaftliche Zurechtweiſungen nur mit der größten Behutſamkeit ertheilen. Uebrigens ſollen alle dem Bunde Angehörigen ſich an gewiſſen geheimen Zeichen erkannt haben; namentlich gehört dahin beim Grüßen das ſogenannte Pentagramm:



welches zugleich das Symbol der Geſundheit war.

Die Zahl der Verbündeten wird auf dreihundert angegeben. Es wird auch von Pythagoräerinnen geſprochen. Doch ſcheinen die Frauen mit den politiſchen Geheimniſſen und wiſſenſchaftlichen Forſchungen der Männer nichts gemein gehabt zu haben, ſondern nur in ihrer Sphäre denſelben ſittlichen Standpunkt zu erreichen angewieſen geweſen zu ſein, wobei ihnen eine dem doriſchen Weſen entſprechende freiere Bewegung des Geſchlechts zu ſtatten kam. Eines beſonderen Rufs erfreute ſich des Pythagoras Gattin Theano, eine Bürgerin Krotons, von welcher mehrere ihre Sittſamkeit, Einfachheit und Beſcheidenheit charakteriſirende Anekdoten erzählt werden. Mit welcher Ergebenheit und Dankbarkeit die Dreihundert an Pythagoras hingen, iſt bereits angedeutet worden. Nach Ariſtoteles theilten ſie alle vernünftigen Geſchöpfe in drei Klaſſen, in Götter, Menſchen und in ſolche Weſen, wie Pythagoras wäre. Von dieſer Annahme bis zur wirklichen Apotheoſe iſt kein weiter Schritt. Man begreift aber auch leicht, daß bei der hohen Verehrung, die man dem Philoſophen zollte, ſchon während er lebte, noch mehr aber nach ſeinem Tode ein ſtarres Feſthalten an ſeinen Worten ſtattfand, ſodaß man ſich bei Differenzen ohne Abwägung der Gründe mit der bekannten Formel „Er hat es geſagt“ beruhigte. Cicero bemerkt hierüber tadelnd: „Ich pflege nicht zu billigen, was man von den Pythagoräern überliefert hat, daß ſie nämlich, wenn ſie eine Behauptung im Vortrage aufſtellten und man nach den Gründen der Sache fragte, antworteten: Er ſelbſt hat es geſagt. „Er“ war aber Pythagoras. Soviel vermochte das Vorurtheil, daß die Autorität auch ohne Vernunftgrund galt.“

Der pythagoräiſche Bund war die praktiſch ins Leben eingeführte Ethik des Begründers. Ebenſo eng ſchloß ſich aber bei jenem die Wiſſenſchaft überhaupt an das Leben an. Darum iſt auch die ſpätere Eintheilung der Pythagoräer in wiſſenſchaftliche Klaſſen, in Mathematiker, Phyſiker, Politiker u. ſ. w. etwas willkürlich Gemachtes, wenn natürlich auch die Neigungen und Anlagen ſich nach verſchiedenen Richtungen verſchieden entwickelten. Es iſt glaubwürdige Sage, daß Pythagoras der erſte wiſſenſchaftliche Begründer der Arithmetik und Geometrie geweſen iſt. In jener gebührt ihm vor Allen die Erfindung des Einmaleins und wahrſcheinlich auch des Rechenbrets, einer Art Multiplikation

tafel in Gestalt eines viereckigen Brets, welches durch parallele Linien so abgetheilt war, daß Steinchen oder Knöpfe auf die erste, zweite, dritte u. s. w. Linie gelegt oder befestigt, nach dem dekadischen System Einer, Zehner, Hunderter u. s. w. bedeuteten. Wenn es ausgemacht wäre, was Aristoxenus versichert, daß Pythagoras zuerst richtiges und übereinstimmendes Maß und Gewicht in Griechenland eingeführt habe, so würde dies allerdings die nützlichste Anwendung der Zahlenlehre gewesen sein. Die Elemente der Geometrie soll Pythagoras in Aegypten auf den Säulen des Sothis aufgezeichnet gefunden haben. Am wenigsten streitig in diesem Gebiet ist der bekannte nach seinem Namen genannte Lehrsatz, daß in einem rechtwinkligen Dreiecke das Quadrat der Hypotenuse gleichen Flächenraum habe wie die Quadrate der beiden Katheten zusammengenommen. Aus Freude über diese Entdeckung soll Pythagoras eine Hekatombe, also ein Opfer von hundert Stieren den Göttern dargebracht haben. Wenn dies wahr wäre, so hätte unser Börne, vielleicht nicht unrecht mit seinem Witze, daß seit jener Zeit jeder Ochs zittre, so oft eine neue Wahrheit entdeckt werde. Allein schon Cicero sprach seine Zweifel mit großer Entschiedenheit aus. „Pythagoras soll", heißt es bei ihm, „den Musen ein Rind geopfert haben, als er in der Geometrie etwas Neues gefunden hatte. Aber ich glaube dies nicht, weil jener nicht einmal dem Delischen Apollo ein Opferthier schlachten wollte, um nicht den Altar mit Blut zu bespritzen." — Auch die Arzneikunde, welche damals besonders mit diätetischen Mitteln sich befaßte, verbesserte Pythagoras, wiewol wir keine Einsicht in bestimmte, von ihm vorgeschlagene Heilarten besitzen. Von großer Wichtigkeit war auch sein der Musik zugewandtes Interesse. Man erzählt, daß er einst vor einer Schmiede vorübergehend, den Klang dreier Hämmer vernommen habe, die zufällig so zusammenstimmten, daß sie die Quarte und Quinte von dem als Grundton angenommenen dritten angaben. Nun nahm er als Ursache ihrer Verschiedenheit die verschiedenen Gewichte der Hämmer an und suchte die Tonintervalle auf Zahlenverhältnisse zurückzuführen, indem er vier gleichen Saiten durch verschiedene Gewichte eine verschiedene Spannung gab. Er fand hierbei, daß, wenn Saiten von derselben Beschaffenheit und derselben Spannung einen gewissen Grundton, seine Oktave, Quinte und Quarte erklingen lassen sollen, ihre bezüglichen Längen sich wie 1 zu 2, wie 2 zu 3 und wie 3 zu 4 verhalten müssen. Dann nahm er eine Saite und stellte einen Steg so darunter, daß sich die Länge in $^2/_3$ und $^1/_3$ schied und siehe da! der kürzere Theil gab gerade die Oktave vom tieferen Ton des längeren. Theilte er aber wieder die Saite in $^3/_4$ und $^2/_3$ so erhielt er die Quinte. So gelangte er zu genauer mathematischer Intervallenberechnung und setzte sich das diatonische, chromatische und enharmonische Klanggeschlecht zusammen.

Die astronomischen Ansichten der Pythagoräer lassen keinen sicheren Schluß auf den Standpunkt ihres Stifters zu. Ueberhaupt finden sich da überraschende Lichtblicke neben wunderlichem, seltsamem Kram. Der hohen Bedeutung gemäß, welche von der Schule dem Feuer unter den Elementen beigelegt ward, nahm das Feuer als „Wache" oder „Festung des Zeus" die Mitte der Welt ein und bildete auch wieder die äußerste kugelförmige Grenze derselben. Der um dieses Centralfeuer kreisenden Körper sind zehn: die Gegenerde mit den Antipoden,

die Erde, der Mond, die Sonne, die fünf Planeten und der Fixsternhimmel. Die regelmäßigen Schwingungen der Weltkörper dünkten ihnen die „Harmonie der Sphären" zu bewirken, deren Töne nur von uns überhört werden, weil wir sie von der Geburt an gewohnt sind oder ihre Größe unsere Hörfähigkeit übersteigt. Die Kometen hielten sie alle für einen selten erscheinenden Planeten. Licht und Wärme der Sonne erklärten sie sich aus ihrer spiegelartigen Oberfläche, die das Licht des Centralfeuers auffange und wieder ausstrahle. Eine ähnliche Vorstellung hatten sie vom Monde; nur glaubten sie nebenbei, daß derselbe bewohnt sei und zwar von reiner organisirten Wesen, als die Erde. Wichtig war ferner die Entdeckung des Pythagoras, daß Hesperus und Lucifer ein und derselbe Planet ist. Ob er aber die Umdrehung der Erde um ihre Achse kannte, bleibt ganz dunkel. Ebenso wenig möchten wir denen beistimmen, welche behaupten, er habe die Jahresbewegung der Erde um die Sonne gelehrt; denn nach Plutarch war es zuerst Aristarch aus Samus, der um 260 v. Chr. behauptete, daß der Himmel unbeweglich sei, die Erde aber sich um die Sonne und zugleich um ihre eigene Achse drehe.

Eine höchst interessante Methode entwickelte Pythagoras in der eigentlichen Philosophie, indem er die Anschauungen der Mathematik auf die Gruppirung der geistigen Welt in Anwendung brachte. „Die Zahl ist der Anfang und das Wesen aller Dinge", lautete der erste Satz seiner Weltanschauung. Freilich bleibt derselbe sehr dunkel, da man nicht weiß, ob ihm die Zahl Stoff der Dinge war, d. h. ob ihm die Dinge aus Zahlen entstanden waren, oder blos Urbild der Dinge, d. h. ob er glaubte, daß die Dinge den Zahlen nachgebildet seien, und es scheint beinahe, als ob die pythagoräische Schule sich mit der Formel begnügt habe, ohne jene Unterscheidung (zwischen materialem und formalem Prinzip) vorzunehmen. Im Einzelnen führte das Bestreben, den Zahlen eine spezielle Bedeutung den Dingen gegenüber beizulegen, auf symbolische Spielerei, wie z. B. bei der Anwendung der Theorie auf die Tugenden der Gerechtigkeit bald die Zahl 3, bald 4, bald 5, bald 9 zugeschrieben wurde. Die Wahrheit, welche der pythagoräischen Ansicht zu Grunde liegt, ist der richtige Gedanke, daß Gesetzmäßigkeit, Ordnung und Uebereinstimmung in allen Naturerscheinungen vorhanden sind.

Von den menschlichen Seelen hatten die Pythagoräer die Ansicht, sie würden (wahrscheinlich von dem als Weltseele gedachten Centralfeuer) auf die Erde ausgeworfen und irrten in der Luft als Sonnenstäubchen umher. Die unreinen Seelen gingen als Strafe eine Verbindung mit der Körperwelt ein, an die sie von den Erinnyen mit unzerbrechlichen Banden gefesselt würden. Die in der Luft schweben bleibenden wären Dämonen und Heroen und von ihnen würden den Menschen die Träume und die Anzeichen für Krankheit und Gesundheit gesendet: auf sie bezögen sich endlich die Reinigungen und Sühnopfer und die ganze Weissagekunst. Mit dem Dämonenglauben hing eng zusammen die Bannung und Beschwörung der Geister, ja die Pythagoräer sollen sich gewundert haben, wenn Jemand sagte, daß er noch keinen Dämon gesehen hätte. Natürlich bekam auch durch die intimen Beziehungen, in welchen Pythagoras zur Geisterwelt zu stehen sich einbildete, seine Person einen höheren Nimbus.

Pythagoras. (Nach einer Antike im Museum zu Neapel.)

Der pythagoräische Orden breitete sich von Kroton über viele Städte Großgriechenlands aus und bestimmte die politische Ordnung der Angelegenheiten. Namentlich waren Filiale desselben das am Busen von Tarent liegende Metapontum und jene reiche dorische Kolonie selbst. Sogar nach Rom drang frühzeitig die Kunde von Pythagoras und seinem Werke; denn als zur Zeit der Samniterkriege das delphische Orakel den Römern die Weisung ertheilt hatte, je dem weisesten und dem tapfersten Manne unter den Hellenen ein öffentliches Standbild zu errichten, so wählten sie hierzu Pythagoras und Alcibiades. Ja nach der Angabe des sicilischen Komikers Epicharmus hätten die Römer dem Philosophen das Bürgerrecht verliehen. Außer den Zeugnissen vieler anderer Schriftsteller über den Einfluß des Pythagoräismus auf ganz Großgriechenland, sei hier blos Cicero erwähnt, der namentlich in seinen tusculanischen Untersuchungen sagt: „Pythagoras beherrschte Großgriechenland sowol durch den Ruf seines Systems, als auch durch sein Ansehen.“ Um so auffallender ist es, daß der Geschichtschreiber Herodot, der blos 60 Jahre nach dem Tode des Pythagoras im unteritalischen Thurii, also dicht neben Kroton, seinen bleibenden Aufenthalt nahm, nicht nur von jener Glanzperiode schweigt, sondern sogar sichtlich mit herabsetzender Ironie von Pythagoras spricht. Letzteres erhellt zunächst aus einer Stelle im zweiten Buche, wo er von der Seelenwanderungslehre der Aegypter sagt: „Diese Meinung haben unter den Hellenen Einige angenommen, die Einen früher, die Anderen später, als wäre sie ihre eigene, deren Namen ich weiß, ohne sie herzuschreiben.“ Noch deutlicher tritt diese Färbung des Ausdrucks an den Tag, wenn er in der bereits erwähnten Fabel vom Thracier Zamolxis über diesen Barbaren sagt, er habe bei Pythagoras, „nicht dem geringsten unter den Klüglern, jonische Lebensweise und tiefere Klugheit“ gelernt. Woher rührt nun diese merkwürdige Erscheinung? Herodot kannte mehr schon die Ausartung der Schule, als die ursprüngliche Lehre des Stifters. Dann aber — und dies ist wol die Hauptsache — war der ultrakonservative Standpunkt des Philosophen dem politisch freisinnigen Historiker, der infolge des Einstehens für das demokratische Prinzip seiner Heimat verlustig gegangen war, ein Dorn im Auge.

Die politischen Gegensätze und das Aufkommen einer starken antiaristokratischen Partei in den Städten Unteritaliens führte aber auch in Kroton einen Umschwung der Dinge und zugleich den Sturz des pythagoräischen Bundes herbei. Die nächste Ursache lag in einem Kriege zwischen Kroton und seiner nur 5 Meilen entfernten Nachbarstadt Sybaris. Gerade die zu große Nähe hatte die sich weit ausbreitenden, über große Länderstrecken gebietenden Städte zu Todfeindinnen gemacht und der Kontrast zwischen den enthaltsamen, nach des Pythagoras Vorschriften lebenden Krotoniaten und den üppigen, in raffinirte Schwelgerei versunkenen Sybariten mag die Abneigung nur vermehrt haben. Nicht lange vor 510 war durch eine Volksbewegung die oligarchische Verfassung in Sybaris gestürzt worden. 500 angesehene und reiche Leute mußten flüchten und gingen als Schutzflehende zu ihren Gesinnungsgenossen nach Kroton; ihre Güter wurden eingezogen und ein gewisser Telys bemächtigte sich der obersten Gewalt in Sybaris. Wie stark sogleich der Groll zwischen der Regierung von

Kroton und dem neuen Souverän entbrannte, sieht man daraus, daß Philipp, nach Herodot Sieger in den olympischen Spielen und der schönste Mann seiner Zeit, aus Kroton verbannt wurde, weil er sich mit der Tochter des Telys verlobt hatte. Der Tyrann, dem das Verbleiben so vieler mächtiger Flüchtlinge in allernächster Nähe Besorgniß einflößen mußte, schickte Gesandte nach Kroton, forderte deren Auslieferung und drohte im Weigerungsfalle mit Krieg. Sybaris war an Ausdehnung des Gebiets und Volksmenge die mächtigere Stadt. Schon waren deshalb die Krotoniaten geneigt, die Verbannten aus den Tempeln, wo sie Schutz gesucht hatten, mit Gewalt zu entfernen, als Pythagoras auftrat und es durchsetzte, daß das Ansinnen des Telys zurückgewiesen wurde. Der Geschichtschreiber Phylarch erzählt, daß hierauf Telys die 30 Gesandten aus Kroton sofort hinrichten und ihre Leichname vor die Thore der Stadt werfen ließ. Kurz, der Krieg war unvermeidlich. Obgleich die Opfer entschieden ungünstig für Sybaris ausfielen und der elische Wahrsager Kallias deshalb aus Furcht zu den Feinden floh, rückte Telys, angeblich an der Spitze von 300,000 Mann, gegen Kroton. Die Krotoniaten konnten blos 100,000 Mann entgegenstellen; aber ihr Führer war Milo, der hellenische Simson, welcher in Olympia einen Stier aufhob und herumtrug, die Decke eines einstürzenden Saales mit seinen Armen aufhielt, aber auch 20 Pfund Fleisch und ebenso viel Brot auf einmal zu sich nahm und dazu 8 Quart Wein trank! Im vollen Kostüm des Herakles, mit Keule und Löwenfell ging er zur Schlacht, die sich am Flusse Traus (jetzt Trionto) entspann. Milo's und der Krotoniaten Tapferkeit entschied den blutigen Kampf zu Ungunsten der Sybariten. Der Grammatiker Athenäus erzählt dem Aristoteles auch eine sonderbare Kriegslist der Krotoniaten nach. Da nämlich die Sybariten ein Vergnügen daran fanden, ihre Pferde nach der Musik tanzen zu lassen, so hätten ihre Feinde sich die Balletmelodien zu verschaffen gewußt und zum Ueberwinden der sybaritischen Kavallerie hätte dann ein starkes Flötistenchor hingereicht, bei dessen Aufspielen die sybaritischen Pferde sammt ihren Reitern zu ihnen übergelaufen seien! Die Sieger gaben keinen Pardon, nahmen die Stadt bald darauf und machten in 70 Tagen dem 200jährigen Bestande von Sybaris ein Ende. Die Stadt selbst ward besonders dadurch gründlich zerstört und verwüstet, daß man den Fluß Krathis aus seinem Bette trieb und über sie wegleitete.

Die Aristokraten in Kroton waren, wie die Patrizier in Rom, im alleinigen Besitze und Genusse der Staatsländereien und wollten nun nach Vertreibung der Sybariten auch deren Gebiet unter ihre Verwaltung nehmen. Dagegen verlangte das niedere Volk Vertheilung der Aecker an arme Bürger durch das Loos. Der Streit über diesen Punkt, bei welchem die Pythagoräer auf Seite des Patriziats standen, erhitzte die Gegner immer mehr und die Achtung des Volkes vor Pythagoras selbst verwandelte sich allmälig in Haß. Endlich traten die Häupter der Demokratie, Ninon, Hippasus, Diodorus, Theages und besonders Cylon, von dem es heißt, daß er schon deshalb ein wüthender Gegner des Ordens war, weil er trotz seiner Meldung nicht Aufnahme in denselben gefunden hatte, mit dem Vorschlage hervor, daß alle öffentlichen Aemter und Würden einem jeden verdienten Bürger offen stehen, alle Magistratspersonen aber einer aus

dem Volke durch das Loos gewählten Kommission nach Ablauf ihrer Amtszeit Rechenschaft ablegen sollten. Da natürlich die Pythagoräer sich diesem rein demokratischen Entwurfe, hinter welchen sich jedoch wahrscheinlich auch tyrannische Gelüste Cylon's verbargen, widersetzten, gingen die Gegner noch weiter. Ninon klagte den Orden selbstsüchtiger, volksfeindlicher Gesinnung an, ließ ein untergeschobenes Buch, das die darauf bezüglichen Geheimnisse desselben enthalten sollte, vorlesen und rief endlich das Volk auf, sich durch Gewalt der Oligarchen zu entledigen.

Nach Aristoxenus soll Pythagoras noch vor der ausbrechenden Verfolgung nach Metapontum entwichen sein. Es würde dies aber doch für den Fall, daß Kroton der Herd der gegnerischen Bestrebungen war, ein falsches Licht auf ihn werfen. Glaublicher ist daher, was mehrere Schriftsteller behaupten, er sei noch in der Stadt gewesen, als der wüthende Pöbel unter Cylon's Anführung das Haus Milo's, nach Anderen das Versammlungshaus neben dem Tempel Apollo's, wo eben viele der Ordensbrüder beisammen waren, angriffen und anzündeten, und habe sich aus dem Blutbade gerettet. Dieselbe Erzählung läßt ihn dann nach Lokri und von da nach Tarent gehen, wo er aber kühle Abweisung gefunden habe. So sei der achtzigjährige Greis endlich nach Metapontume gelangt und habe sich hier durch vierzigtägiges Fasten im Tempel der Musen den Tod gegeben. Wenn aber Valerius Maximus meint, die Metapontier hätten mit Augen voll Ehrfurcht seinen Scheiterhaufen brennen sehen, so dürfte dies sich wol nur auf einen geringen Theil der Einwohner beziehen können; denn daß Pythagoras zu dem von ihm selbst verpönten Selbstmord griff, beweist, daß eine Stellung auch in Metapont nicht mehr haltbar war. Gewiß ist, daß in Metapontum in späterer Zeit sein Grab gezeigt wurde; denn Cicero erzählt, wie er nach seiner Ankunft daselbst, noch bevor er das Haus seines Gastfreundes aufsuchte, sich die Orte zeigen ließ, wo er verschieden war und wo er begraben lag. Man darf übrigens nicht glauben, daß die Vernichtung der Pythagoräer blitzschnell gleich einer sicilianischen Vesper in allen Städten Unteritaliens zur Ausführung kam. Nach den Berichten entstanden allenthalben große Unruhen und Umwälzungen und wichen die natürlich mit dem Orden verbündeten Aristokraten nur nach langen Kämpfen und wiederholten Angriffen der Volkspartei. Dies sowol als die politische Bedeutung der ganzen Bewegung ergiebt sich am klarsten aus folgenden Worten des Polybius: „Zu jener Zeit, wo man im sogenannten Großgriechenland die Versammlungshäuser der Pythagoräer verbrannte, entstand eine allgemeine Umwälzung der Verfassungen, wie zu erwarten stand, nachdem die ersten Männer aus jeder Stadt wider Vermuthen zu Grunde gegangen waren. Es füllten sich daher jene Gegenden mit Mord und Aufruhr und vielfältiger Verwirrung. Es kamen nun zu dieser Zeit fast aus allen Gegenden Griechenlands Gesandte, um den Zwist beizulegen; die Städte schenkten aber den Achäern ihr Vertrauen und bedienten sich ihrer Hülfe, um von ihrem Unglück befreit zu werden. Sie gaben aber nicht allein damals den Achäern den Vorzug, sondern auch einige Zeit später gingen sie darauf aus, die Staatsverfassung der Achäer nachzuahmen.“ Polybius selbst aber berichtet kurz darauf, daß die achäische Verfassung eine demokratische war.

Was aus der Familie des Pythagoras bei der Katastrophe geworden sei, bleibt dunkel. Diogenes, der Laertier, sagt, daß ihn sein Sohn Telauges überlebt habe, aber zur Lehre des Empedokles übergegangen sei. Als Erbin seiner schriftlichen Aufzeichnungen dagegen wird seine Tochter Damo genannt. Ihr soll er dieselben unter der Bedingung zurückgelassen haben, daß sie Niemand außer dem Hause davon Mittheilung machte; sie hielt Wort, lebte in Dürftigkeit, während sie eine große Summe für das Buch hätte bekommen können, und vererbte es auf ihre Tochter Bitala. Die dem Blutbade entronnenen Pythagoräer zerstreuten sich nach verschiedenen Seiten. Nach einiger Zeit wurde ihnen zwar die Rückkehr in die Städte Großgriechenlands gestattet; aber zu einem organisch gegliederten Bunde vereinigten sie sich nie wieder. Daß jedoch die ethischen Grundsätze, die politische Energie und der wissenschaftliche Sinn des Meisters nicht gleich in den Epigonen ausstarben, zeigt besonders das Beispiel des großen, von Aristoteles und Aristorenus durch Biographien, von Horaz durch eine bekannte Ode verherrlichten Archytas. Aus Tarent gebürtig und ein Zeitgenosse Plato's, mit dem er auch, wie später gezeigt werden soll, in nähere Berührung kam, verwaltete er wegen seiner hohen Tugend das eigentlich nur einmalige Strategenamt seiner Vaterstadt siebenmal und war ein so glücklicher Feldherr, daß er nie geschlagen ward. Von seiner echt pythagoräischen Selbstbeherrschung und Mäßigung zeugen mehrere Züge. Als er z. B. nach längerer Abwesenheit während eines Krieges nach Hause kam, fand er sein Landgut in Verfall und Unordnung, sagte aber weiter nichts zu seinem ungetreuen Haushalter als: „Dein Glück ist es, daß ich in Zorn gerathen bin; ich würde Dich sonst strafen." Auch auf dem Gebiete der Mathematik waren seine Leistungen bemerkenswerth. Er löste zuerst das Problem der Verdoppelung des Cubus und gilt für den Begründer der wissenschaftlichen Mechanik. Seine eigene Kunstfertigkeit bewies er durch den Bau eines Automaten, einer fliegenden Taube; erfand doch der Kinderfreund, welcher sogar die Kinder seiner Sklaven selbst unterrichtet haben soll, ein eigenes Spielwerk zur Unterhaltung der Kleinen, die seinen Namen tragende Klapper des Archytas! Außer philosophischen Schriften hinterließ er Werke über Musik, Agrikultur, Mathematik, ja sogar ein gemeinnütziges Kochbuch!

Wahrscheinlich nicht Pythagoras beizulegen, aber als ein Gemeingut der pythagoräischen Schule anzusehen sind die sogenannten „Goldenen Verse." Sie bezeichnen beinahe den Gipfel der Moralität, bis zu welchem sich das Heidenthum zu erheben im Stande gewesen ist. Wir geben hier eine Auswahl:

„Vor allen Dingen ehre die unsterblichen Götter, wie es durch das Gesetz bestimmt ist, und halte heilig den Eid. Dann bezeige Deine Ehrfurcht auch den erlauchten Heroen und den unterirdischen Göttern, das Gebührende ihnen thuend.

„Ehre Deine Aeltern und die dem Geschlechte nach am nächsten stehen.

„Unter den Uebrigen mache Dir zum Freund, wer sich auszeichnet durch Tugend.

„Sanftem Zureden gieb nach und hülfreichen Werken und grolle nicht Deinem Freunde eines kleinen Vergehens wegen, solange Du kannst; denn das Können wohnt nahe dem Müssen.

„Dies beherzige so. Gewöhne Dich aber zu beherrschen den Magen zuerst und den Schlaf, die Wollust und den Zorn.

„Nie wirst Du etwas Schändliches thun, weder mit einem Anderen, noch allein; sondern unter Allen am meisten schäme Dich vor Dir selbst.

„Uebe Gerechtigkeit in Worten und Werken.

„Gewöhne Dich, nicht unbesonnen zu handeln in irgend einer Sache.

„Bedenke, daß allen Menschen der Tod bevorsteht; Reichthum pflegt aber bald erworben zu werden, bald wieder verloren.

„Deinen Theil von der Mühsal, welche durch Göttergeschick die Sterblichen haben, ertrage geduldig und werde nicht unmuthig. Sie zu lindern ziemt es, soweit du vermagst; bedenke aber dabei, daß nicht sehr viel davon die Versehung den guten Menschen auferlegt.

„Unter den Menschen fallen viele schlechte und gute Reden; laß Dich nicht durch sie verblüffen noch hindern.

„Sagt man eine Lüge, so nimm es ruhig hin; dies aber sage ich Dir und Du vollführe es jederzeit: Niemand soll Dich durch Wort oder That dazu bringen, etwas zu sagen oder zu thun, was Dir nicht zuträglich ist.

„Ueberlege vor dem Handeln, damit nicht Thörichtes herauskomme; denn es verräth einen schlechten Mann, Unbesonnenes zu reden oder zu thun. Sondern handle so, daß es Dich später nicht reut.

„Thue aber Nichts, das du nicht verstehst, sondern lerne Alles, was nöthig ist und so wirst Du das angenehmste Leben führen.

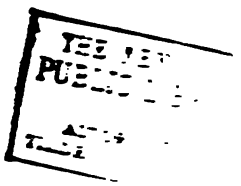
„Man darf auch die Gesundheit des Körpers nicht vernachlässigen, sondern muß Maß halten in Trank und Speise und körperlicher Uebung. Maß aber nenne ich, soviel Dich nicht belästigt.

„Gewöhne Dich an eine einfache Lebensweise ohne Ueppigkeit und hüte Dich, das zu thun, was den Neid erregt. Mache nicht Aufwand zu unrechter Zeit, wie der des Rechten Unkundige zu thun pflegt; sei aber auch nicht geizig. Maß ist in Allem das Beste.

„Laß nicht den Schlaf die zarten Augen beschleichen, bevor du der Tageswerke jedes dreimal überdacht hast: Worin habe ich gefehlt? Was habe ich gethan? Welche Pflicht ist von mir nicht erfüllt worden? Beginne von Anfang an Alles durchzugehen und dann, wenn Du Uebles gethan, wirst Du erschrecken, bei Gutem Dich freuen.

„Solches erarbeite, auf Solches richte Deinen ganzen Sinn, Solches mußt Du lieben, Solches wird Dich auf die Spuren der göttlichen Tugend führen.

„Gehe aber an kein Werk, ohne zu den Göttern zu beten, daß sie es vollenden helfen."



Göll, „Das gelehrte Alterthum". Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Herodot, der Vater der Geschichte.

Nach einer antiken Büste im Museum zu Neapel.
(Vgl. Visconti's Ikonographie.)

III.

Herodot.

(490—420 v. Chr.)

Einst Herodot herbergte die Musen; da gab zur Belohnung
Ihrem gastfreundlichen Wirth jegliche Muse ein Buch.

Griech. Anthol.

Fast bei keinem Volke von weltgeschichtlicher Bedeutung hat die epische Dichtung so lange Zeit die nüchterne Prosa als einfache Meldung von Ereignissen der Gegenwart und Vergangenheit nicht aufkommen lassen, wie bei den Hellenen. Dem lebendigen poetischen Sinn des Volkes genügte die schmucklose Wahrheit nicht; er umwob die Begebnisse der Vorzeit mit dem Zauberschleier der Sage, vergrößerte die Gestalten seiner Helden durch Verknüpfung mit dem Götterkreise des Olymps und verlangte, daß zur rhythmisch auf- und abwogenden Form der erheiternde Gesang beim Vortrag hinzukomme. Als jedoch der Sagenkreis des heroischen Zeitalters erschöpft war und die poetische Produktionskraft sich anderen Dichtungsarten zuwandte, da ließen endlich die Sagenerzähler die metrische Form fallen und bedienten sich der gewöhnlichen, ungebundenen Redeweise. Die Anfänge fielen allerdings dürftig und trocken genug aus. Die griechische Nation war in verschiedene Stämme gespalten, in unendlich viele kleine Staatskörper zersplittert, und dies hinderte nicht nur das Zustandekommen wichtiger, gemeinschaftlicher Unternehmungen, sondern auch das Interesse an den Vorkommnissen innerhalb der einzelnen engen Grenzen. So beschränkten sich denn die Anfänge der Geschichtschreibung auf Nachrichten über die erste Gründung, Anlage und Einrichtung der einzelnen Städte mit vorzüglicher Berück-

sichtigung der Tempel und Heiligthümer sowie der vornehmsten Geschlechter und der sich folgenden Dynasten.

Wie die Philosophie, begannen auch diese chronistischen Versuche, deren Verfasser man Logographen nannte, in Jonien, wo ein lebhafter Verkehr in Handel und Wandel und das ernste Streben nach Erwerb und nach Abwehr der Armuth am frühesten das Spiel der Alles umbildenden Sage verdrängte. In jener schlichten, unkritischen Weise schrieb z. B. Kadmus, ein Landsmann des Thales, die Geschichte der Stiftung Milets und der übrigen jonischen Kolonien, und ähnlichen Inhalts waren die Werke von Charon aus Lampsakus, Dionysius aus Milet, Akusilaus aus Argos u. A. Doch bald gewann in Kleinasien die Geschichtschreibung einen weiteren Horizont, als die steigende Wißbegierde Einzelner weite Reisen in das Ausland veranlaßte, denen durch den lebhaften Handelsverkehr reicher Vorschub geleistet wurde; andererseits führte aber auch das Herandrängen der asiatischen Binnenmächte zu ernsten Verwicklungen und Katastrophen und lieferte der historischen Thätigkeit ein würdigeres Material. Man sieht dies am deutlichsten an dem unmittelbaren Vorgänger Herodots Hekatäus. Ebenfalls ein Milesier, hatte er seinen Geist durch weite Reisen gebildet. Er kannte das persische Reich in allen seinen Theilen nach Ausdehnung und Bevölkerung; er besuchte auch Aegypten, denn Herodot läßt ihn dort von den Priestern in Theben wegen seiner Behauptung widerlegt werden, daß sein sechzehnter Ahn ein Gott gewesen sei; er scheint sogar die Küsten Spaniens und Italiens gesehen zu haben und hatte von den westlichen Gegenden genauere Kenntniß als selbst Herodot. Seinen durch Erfahrungen mancherlei Art geschärften politischen Blick bewährte er bei dem im Jahre 500 ausbrechenden Aufstande seiner Landsleute. Er widersetzte sich der Unternehmung mit Hinweis auf die Uebermacht der Perser; als sie aber beschlossen war, rieth er wenigstens das Meer zu behaupten und zur Ausrüstung der Flotte selbst die Tempelschätze des didymäischen Apollo nicht zu schonen, und da endlich Alles verloren war, ermuthigte er die Jonier und ermahnte sie, sich auf der Insel Leros zu verschanzen. Trotzdem würde man irren, wollte man Hekatäus als Vater der Geschichte an die Seite stellen. Sein verdienstlichstes Werk war die Geographie. In dem geschichtlichen Theile, der den Titel „Genealogien" führte, waren die griechischen Sagen geschlechterweise geordnet, also in einen gewissen äußerlichen Zusammenhang gebracht, auch zuweilen in rationalistischer Weise zu deuten versucht. Immer noch fehlte die kritische Sichtung des sich anhäufenden Stoffs und die Betrachtung desselben von einem sittlichen, geistigen Standpunkte aus. Dieses Verdienst der Gruppirung und Motivirung gebührt erst Herodot!

Herodot stammte aus Halikarnassus, einer dorischen Kolonie auf der Küste Kariens. Sie bildete ursprünglich mit Lindus, Jelisus, Kamirus, Kos und Knidus zusammen den dorischen Städtebund, wurde aber einst ausgestoßen, weil bei einem auf dem triopischen Vorgebirge bei dem Tempel Apollo's gefeierten Bundesfeste der aus Halikarnaß gebürtige Sieger den gewonnenen Dreifuß nicht im Tempel, wie es Sitte war, sondern an seinem Hause aufgehangen hatte! Ihren Glanzpunkt erreichte die von Natur feste und

ußerſt günſtig gelegene Stadt um die Mitte des 4. Jahrhunderts v. Chr.,
enz des kariſchen Fürſten Mauſolus, deſſen Name weniger durch ſeine
ls durch das ihm geweihte Grabmal, eines der ſieben Weltwunder,
h geworden iſt. Den maſſiven Unterbau des letzteren, der mit Bild-
Statuen ausgeſchmückt war, umgaben ſchön dekorirte Hallen, und
rhob ſich ein joniſcher Tempel. Er trug eine pyramidale Bedachung
Stufen, deren Gipfel ein koloſſales Viergeſpann mit der Statue des
nen Königs bildete, welche ſich heute im Britiſchen Muſeum befindet.

Das Mauſoleum zu Halikarnaß.

nd Bildſäulen zierten den Fries, die Zwiſchenräume der Säulen und
n der Pyramide. So war dieſes Wunderwerk der Kunſt beſchaffen,
hem großartige Grabdenkmäler überhaupt Mauſoleen genannt werden.
urde das Ganze unter Leitung des berühmten Baumeiſters Skopas auf
r Königin Artemiſia, die ihren großen Schmerz um den verſtorbenen
urch Errichtung jenes Monumentes zu beſänftigen ſuchte.
Artemiſia regierte auch über Halikarnaß ſowie über Kos, Niſyrus
dna zu der Zeit als Herodot geboren wurde. Es geſchah dies zwiſchen
480 v. Chr., alſo zwiſchen dem erſten und zweiten perſiſchen Krieg,
erkennt man aus dem Erzählungstone des Geſchichtſchreibers, wo er

die Thaten jener klugen und muthigen Frau berührt, mit welcher Aufmerksamkeit und Bewunderung er als Knabe von ihr hat sprechen hören. Mit fünf Kriegsschiffen war sie zur großen Armada des Xerxes gestoßen und nachdem sie sich schon an den Küsten von Euböa ausgezeichnet hatte, widerrieth sie vor Athen aus triftigen Gründen dem Könige die Seeschlacht. Bei Salamis selbst rettete sie sich aus der Gefahr, von dem tapferen Athener Aminias gefangen zu werden — und die Athener hatten einen Preis von 10,000 Drachmen auf ihre Person gesetzt — dadurch daß sie den König Damasithymus von Kalynda mit seinem Schiffe in den Grund fuhr. Der Verfolger hielt nun ihr Fahrzeug für ein übergegangenes, der König Xerxes aber das gesunkene für ein feindliches und so kam es, daß Aminias die Jagd einstellte und Xerxes voll Bewunderung ausrief: „Die Weiber sind zu Männern geworden und die Männer zu Weibern!“ Auch später setzte sie es mit durch, daß Mardonius mit dem Landheere in Hellas blieb; sie selbst ging früher nach Hause als Xerxes und hatte bis Ephesus die Kinder des Großkönigs unter ihrer Obhut. Eine bloße Fabel ist wol ihr von einem späteren Schriftsteller berichtetes romanhaftes Ende. Sie soll nämlich einem Jüngling, der ihre Liebe verschmähte, im Schlafe die Augen ausgestochen haben und dann nach Weisung eines Orakels, wie die Dichterin Sappho, vom leukadischen Felsen ins Meer gesprungen sein!

Herodot's Aeltern Lyras und Dryo (oder Rhöo) stammten aus angesehenen Familien der Stadt. Von seiner Jugendbildung wissen wir nichts; doch bezeugt der epische Hauch, der sein Geschichtswerk durchzieht und die oft wörtlichen homerischen Wendungen ein inniges Anschließen des Knaben an den Vater der epischen Poesie. Ein großer Einfluß auf seinen Geschmack mag nebenbei seinem Oheim oder Cousin Panyasis zukommen. Dieser war selbst ein epischer Dichter, welcher der sinkenden Dichtungsart einen neuen Aufschwung verlieh und bei seinen Zeitgenossen noch größere Anerkennung gefunden hätte, wenn nicht die lyrische und dramatische Poesie das Hauptinteresse in Anspruch genommen haben würde. Die späteren Kritiker setzen ihn sogar nicht weit unter Homer und Hesiod. Daß nun Herodot eine vollständige Kenntniß des jonischen Sagenkreises besitzt, läßt sich auch anders erklären, als damit, daß gerade Panyasis in einem elegischen Gedicht von 7000 Versen die Thaten des Kodros und Neleus und die Geschichte der jonischen Auswanderung geschildert hatte. Auffallender ist des Neffen Vorliebe für die Mythen und den Dienst des Herakles; sie trieb ihn sogar einst zu einer Fahrt nach Tyrus, weil er dort über das Alter des ägyptischen, phönizischen und hellenischen Heroen Gewißheit zu erhalten hoffte. Aber auch Panyasis hat in 14 Büchern und 9000 Versen den ganzen Sagenkreis des Herakles bearbeitet; hierin ist also seine Einwirkung viel deutlicher zu spüren.

Noch viel gewaltiger als die Wunder der epischen Poesie und die Lehren der jonischen Logographen mußten aber auf das leicht empfängliche Gemüth des jungen Herodot die wichtigen Weltereignisse wirken, die in die Anfänge seines Lebens hineinragten und deren Folgen sein eignes Schicksal bestimmen.

Kaum 10 Jahre vor Herodot's Geburt war der Aufstand, dem sich auch karische Städte betheiligt hatten, schmählich gescheitert. Die Knechtschaft des persischen Kolosses lastete seitdem noch schwer

Unterthanen, und als der Großkönig seinen Rachezug gegen deren noch dazu politisch vereinzelte Brüder in Europa begann, und zwar mit einem aus dem unermeßlichen Reiche sorgfältig ausgehobenen, fabelhaft großen Heere, da zogen auch die Kontingente der Aeolier, Jonier und Dorer in Asien zu Lande und zu Wasser mit, ohne Hoffnung für sich und ihre Landsleute, die Unterwerfung des Mutterlandes für unvermeidlich haltend. Es ist kaum denkbar, welches Staunen, welche Freude trotz der eigenen Verluste sich der kleinasiatischen Griechen bemächtigte, als die Nachricht von der Niederlage der Barbaren zu ihnen gelangte. Wie aber in unserem Vaterlande, als in diesem Jahrhunderte die französische Fremdherrschaft zusammenbrach, die Religiösität der Befreiten einen frischen Aufschwung nahm, so sah auch die damalige hellenische Welt in dem schmachvollen Scheitern des persischen Angriffs ein unmittelbares Eingreifen der Gottheit zu Gunsten der gerechten Sache ihrem stolzen und übermüthigen Verächter gegenüber. Diese gehobene religiöse Stimmung, verbunden mit dem Aufflammen des aufopferndsten Patriotismus, verkörperte sich gleichsam in dem Jünglinge aus Halikarnaß. Hört man nicht deutlich seinen frommen Sinn herausklingen, wenn er Artabanus, den Oheim des Xerxes, im Rathe der persischen Großen sagen läßt: „Du siehst, o König, wie die Gottheit die hochemporragenden Geschöpfe mit dem Donnerkeile trifft und nicht duldet, daß sie sich brüsten, während die geringen sie nicht erbittern; Du siehst auch, wie Gott auf die höchsten Häuser und Bäume seine Blitze schleudert, denn er liebt es, das Ragende zu kleinern." Und wenn man aus diesen Worten die düstere Ansicht vom Neide der Götter noch heraushört, so ist es mehr die höhere Idee der göttlichen Gerechtigkeit, die ihn zu der Erzählung von dem Scheitern der persischen Schiffe nach der Schlacht bei Artemisium hinzufügen läßt: „So that die Gottheit Alles, auf daß die persische Macht der hellenischen gleichgemacht würde und nicht so viel überlegen wäre."

Hoch schlugen wol auch die Herzen der Bewohner von Halikarnaß, als die griechischen Flotten an der kleinasiatischen Küste erschienen und den Stammverwandten durch die glänzenden Siege bei Mykale und am Eurymedon die Hoffnung auf Befreiung theils verwirklichten theils nahe genug legten. Halikarnaß selbst scheint es nicht gelungen zu sein, damals vom persischen Regimente loszukommen, sondern es folgte, wie der Lexikograph Suidas berichtet, auf Artemisia deren Sohn Pisindelis und dann ungefähr von 455 an ihr Enkel Lygdamis. Dieser soll, wahrscheinlich um seine Existenz zu retten, die nationale Partei verfolgt und gemaßregelt haben und so kam es, daß auch Herodot sein Heil in der Flucht suchen mußte. Er ging nach der Insel Samus, von wo aus er im Vereine mit anderen Verbannten an dem Werke der Befreiung von Halikarnaß arbeitete, jedenfalls unterstützt von den treu an dem Bunde mit den europäischen Hellenen haltenden Samiern. Panyasis fiel dem Tyrannen in die Hände und wurde hingerichtet. Erst nach der erfolgreichen Expedition Cimon's nach Cypern und dem südlichen Kleinasien, wichen die persischen Satrapen aus den Seestädten und auch die Verbannten aus Halikarnaß kehrten zurück und verjagten den Lygdamis.

Es ist mehr als wahrscheinlich, daß Herodot noch vor diesem Zeitpunkte, also 449 v. Chr., von seinen Reisen, ohne die sein Geschichtswerk des anschaulichsten und lebendigsten Theil seines Inhalts verlustig gegangen wäre, diejenigen

bereits vollendet hatte, die den Umfang des persischen Reichs betreffen. Denn man hat mit Recht hervorgehoben, daß bei der argwöhnischen Kontrole des Reiseverkehrs ein Mann, der einen persischen Vasallenfürsten vertrieben und eine wichtige Stadt der königlichen Botmäßigkeit entzogen hatte, es unmöglich wagen konnte, das persische Gebiet nach allen Richtungen zu durchstreifen.

Herodot hatte bei seinen Reisen keinen anderen Zweck, als seine Wißbegierde zu befriedigen und Stoff und Unterlagen für seine wol schon frühe in ihm zum Entschlusse gereifte literarische Unternehmung zu gewinnen. Was aber die Art des Reisens selbst betrifft, so war dasselbe ohne Widerrede in Bezug auf die persischen Provinzen viel weniger beschwerlich und mit Gefahren verbunden, als wenn Herodot heute noch einmal in das asiatische Festland vom Mittelmeer aus vordringen wollte. Kunststraßen dienten zur Verbindung der Hauptstädte mit den Landschaften und von Tagemarsch zu Tagemarsch befanden sich auf denselben Wachtposten und Karawanserein. Herodot selbst sagt ausdrücklich über die sogenannte Königsstraße, die von Ephesus nach Sardes und von da bis Susa führte: „Der ganze Weg geht durch bewohnte und sichere Gegenden.“ Es war also hier nicht einmal nöthig, sich Karawanen anzuschließen; der Reisende zog reitend oder zu Fuß in Begleitung von einem oder zwei Sklaven seine Straße. Gelegenheiten zu Seefahrten bot aber der lebhafte Handelsverkehr des Mittelmeeres nach allen Seiten hin. Natürlich setzen die großen Touren des Historikers günstige Vermögensverhältnisse voraus; theils läßt sich aber auch annehmen, daß die Familie Herodot's, da sie zu den vornehmsten gehörte, mit Gütern gesegnet war, theils waren die Reisekosten mäßig, da, wie die „Acharner“ des Aristophanes bezeugen, eine nach Persien geschickte Gesandtschaft nicht mehr als zwei Drachmen (15 Gr.) täglich für die Person bekam.

Es kann ferner kaum bezweifelt werden, daß Herodot erst kurz vor seiner Vertreibung aus Halikarnaß Aegypten bereist hat. Er spricht nämlich von einem Besuche des Schlachtfeldes von Papremis in Unterägypten, wo der Bruder des Xerres, Achämenes, von dem aufständischen ägyptischen Prinzen Inarus geschlagen worden war. Da nun aber diese Empörung von 460 bis 455 währte, so muß Herodot kurz vor 449 dort gewesen sein. Wenn er aber von dem mit Inarus verbündeten Amyrtäus, der sich in den Sümpfen des Delta noch 449 behauptete, so spricht, als gehöre dessen Prätendentenrolle der Vergangenheit an, so muß man bedenken, daß das Geschichtswerk bedeutend jünger ist, als die Reise.

Die Aufmerksamkeit und Sorgfalt des Forschers zeigt sich nirgend so deutlich, als in den das Nilland betreffenden Beschreibungen. Wie es scheint, begann er von Kanobus aus ins Innere zu dringen, einer Stadt an der westlichsten Nilmündung, die nach der Annahme der meisten alten Geographen die Grenze zwischen Afrika und Asien bildete und nach der Gründung Alexandria's ein vielbesuchter Lust- und Badeort ward. Aus seinen eigenen Worten ergiebt sich, daß er zur Zeit der Nilüberschwemmung Unter- und Mittelägypten besuchte. Bevor er nämlich seinen ausdrücklich „aus eigener Anschauung“ gewonnenen geographischen Bericht schließt, schreibt er wörtlich: „Wenn der Nil über das Land kommt, sieht man nur die Städte hervorragen, gerade so wie die Inseln im Aegäischen Meere; denn alles Andre von Aegypten wird dann zur See.

Sobald nun dies geschieht, fährt man nicht mehr im Strombette, sondern mitten über die Thalebene. Wenn man dann von Naukratis aus nach Memphis hinauf schifft, geht die Fahrt hart an den Pyramiden vorüber. Das ist aber nicht der gewöhnliche Weg, sondern an der Spitze des Delta und der Stadt Kerkasorum vorbei. Fährt man aber vom Meere und Kanobus aus über das Thal hinweg, so gelangt man zu den Städten Anthylla und Archandropolis, von denen die erste zur Bestreitung des Schuhwerks für die Gemahlin des je regierenden Königs auserwählt ist."

Im Osiristempel.

Besonderes Interesse erregte ihm die Königsstadt Sais mit ihrem herrlichen Tempel der Neit, der die Begräbnisse der alten Pharaonen und das Grabmal des Osiris enthielt. Hier geschah es auch wahrscheinlich, daß der mit tiefer Ehrfurcht vor allen Heiligthümern erfüllte Reisende sich das Vertrauen der Priester in dem Grade erwarb, daß sie seine Wißbegierde befriedigten und ihm die Legende von Osiris, dem Liebling der Isis, mittheilten, ja ihn zu dem symbolischen Geheimkultus dieses Gottes Zutritt verstatteten. Für uns ist

dieſe Weihung Herodot's, die gewiß ihm ſelbſt hohe Befriedigung gewährte, nur zu beklagen. Sie ſchloß ihm den Mund über manche wichtige religiöſe Dinge, die er auch ſonſt erfahren und berichtet haben würde, während er ſo nicht einmal den Namen des Oſiris zu nennen wagt und einmal geradezu ſagt: „Obgleich ich ausführlicher weiß, wie es um dieſe Sachen ſteht, ſo ſollen doch nur vorſichtige Worte darüber von mir geäußert werden.“ Von Sais aus beſuchte er die Orakelſtadt Buto und das mit dem größten Iſistempel ausgeſtattete Buſiris. Die Pyramiden bei Memphis regten den ſtaunenden Reiſenden zu eingehenden Forſchungen und Erkundigungen an. Sie boten damals noch einen ganz andern Anblick dar, als jetzt, indem die ſtufenartig aufſteigenden Steinblöcke noch durchaus mit einem glatten Steinmantel bekleidet und mit Hieroglyphen bedeckt waren. Herodot, der die Pyramide des Chephren ſelbſt maß, erinnert ſich noch wohl, daß ſein Cicerone ihm von einer Seitenfläche der großen Pyramide ablas, wie die Arbeiter zu Rettigen, Zwiebeln und Knoblauch allein die Summe von 1600 Silbertalenten (2,400,000 Thlr.) gebraucht hätten! Die alte Stadt Memphis ſelbſt mit dem heiligen Apis neben dem Tempel des Ptah bot des Sehenswürdigen übergenug. Mehr noch als die Pyramiden jedoch, „von denen jede ſoviel werth iſt als viele der größten helleniſchen Werke“, ſetzte ihn das Labyrinth bei Arſinoe in Staunen und er bedauert nur, daß ihm der Zutritt zu den 1500 unterirdiſchen Kammern, welche nach Angabe der Prieſter die Sarkophage der Könige und der dem Gott Sebek heiligen Krokodile enthielten, nicht geſtattet ward. Dennoch war ihm das Wunder des Möriſſees noch größer als das des Labyrinths, und da er ihn ebenfalls zur Zeit der Ueberſchwemmung ſah, entging es ihm, daß die hohen, mit Schleußen verſehenen Dämme deſſelben künſtlich aufgeſchüttet waren, während er zu ergründen ſuchte, wohin der ausgegrabene Schutt geſchafft worden wäre. Von Theben, vielleicht der älteſten Stadt der Welt, erwähnt er nur den großen Tempel des widderköpfigen Amun. Durch die Verlegung der Reſidenz nach Memphis und die Plünderung durch Kambyſes hatte die Stadt bereits viel eingebüßt und der Memnonskoloß begann erſt 400 Jahre nach Herodot der aufgehenden Sonne ſeinen klingenden Gruß darzubringen. Der ſüdlichſte Punkt, den Herodot auf ſeiner Nilfahrt erreichte, war Elephantine, der Grenzpunkt Aegyptens nach Süden, den er ſich trotz ſeiner Begierde, Näheres über die Quellen des Nil zu erfahren, nicht zu überſchreiten getraute. Rückwärts bog er, wie es ſcheint, von Memphis aus in öſtlicher Richtung ab und beſuchte On (Heliopolis), deſſen Prieſter für die beſten Geſchichtskundigen des Landes galten. Hier zeigte man ihm das Bild des halb fabelhaften Phönix und erzählte ihm die ſich an dieſe Reiherart knüpfende Sage. In der Nähe von Bubaſtis, der Tempelſtadt der katzenköpfigen Göttin Paſcht, am peluſiſchen Nilarme gelangte er zu dem von Necho bis zu den Bitterſeen geführten, von Darius bis zum Arabiſchen Meerbuſen vollendeten Kanale. Herodot ſcheint denſelben ſeiner ganzen Länge nach befahren zu haben; denn er kennt ſeine Beſchaffenheit ganz genau und ſpricht ſogar von den Spuren der von Necho im Rothen Meere einſt angelegten Schiffswerften. Bei der öſtlichen Grenzfeſtung Peluſium unterſuchte er endlich genau die Spuren von den Niederlaſſungen der von Pſammetich als Grenzwächter angeſiedelten Karer und Jonier, nahm das Schlachtfeld, wo

Psammenit den Persern unterlegen war, in Augenschein und wunderte sich nicht wenig darüber, daß die Todtenschädel der Perser so zerbrechlich waren, während die ägyptischen sich steinhart erwiesen. Seine genaue Kenntniß der von Pelusium an dem Serbonidischen See vorbeiführenden Küstenstraße bis Gaza (Kadytis), das er der Größe nach mit Sardes vergleicht, führt von selbst zu der Ueberzeugung, daß er diese Route von Aegypten aus eingeschlagen habe. Von Gaza aus machte er vielleicht erst einen Abstecher nach Tyrus, um die bereits erwähnte Erkundigung über Herakles einzuziehen. Denn unmittelbar nachdem er von dem ägyptischen Herakles gehandelt hat und über den Zusammenhang desselben mit dem hellenischen, fährt er fort: „Weil ich nun hierüber etwas Sicheres erfahren wollte, schiffte ich auch nach Tyrus in Phönizien." Wenigstens kann er die Reise nach Phönizien nicht vor der ägyptischen gemacht haben.

Wie viel Zeitraum zwischen der ägyptischen und der dieser vorangehenden asiatischen Reise liegt, läßt sich nicht ermitteln. Die äußerst lebhafte Schilderung der persischen Königsstraße bringt von selbst auf die Vermuthung, daß Herodot auf derselben bis Susa gelangte. In dem königlichen Wildparke dieser Hauptstadt sah er auch die goldgrabenden indischen Ameisen, welche sich neuerdings als gemüthliche tübetanische Murmelthiere entpuppt haben, deren Leben nur mit dem der Ameisen Aehnlichkeit haben soll. Nur fünf Meilen über Susa weiter südöstlich lag das königliche Gut Arderikka. Dies scheint der äußerste Punkt in dieser Richtung gewesen zu sein, den er berührte, und dort fand er als Kronbauern angesiedelte Landsleute, nämlich die Nachkommen der unter Darius aus Euböa weggeschleppten Bewohner der unglücklichen Stadt Eretria! Die Ruinen von Ninive scheinen ihn weniger interessirt zu haben, als die Wunderbauten Babylons, besonders der 600 Fuß hohe, achtstöckige Pyramidenthurm des Belus und die üppige Fruchtbarkeit der Gegend. Ebenso betrachtete er in Medien Ekbatana mit der von einem siebenfachen Mauergürtel umgebenen Königsburg des Dejoces mit ihren buntfarbigen Zinnen. Die kleinasiatischen Provinzen diesseit des Halys (Kisil-Irmak) kennt er offenbar aus eigener Anschauung alle; wenn er aber die schmalste Stelle Kleinasiens von der Mündung dieses Flusses bis zum Winkel, den die Halbinsel mit Syrien bildet (er nennt sie den „Hals" Kleinasiens) nur auf 5 Tagemärsche anschlägt, so hat er sich wenigstens um 10 Tagemärsche geirrt, welche der Strich breiter ist.

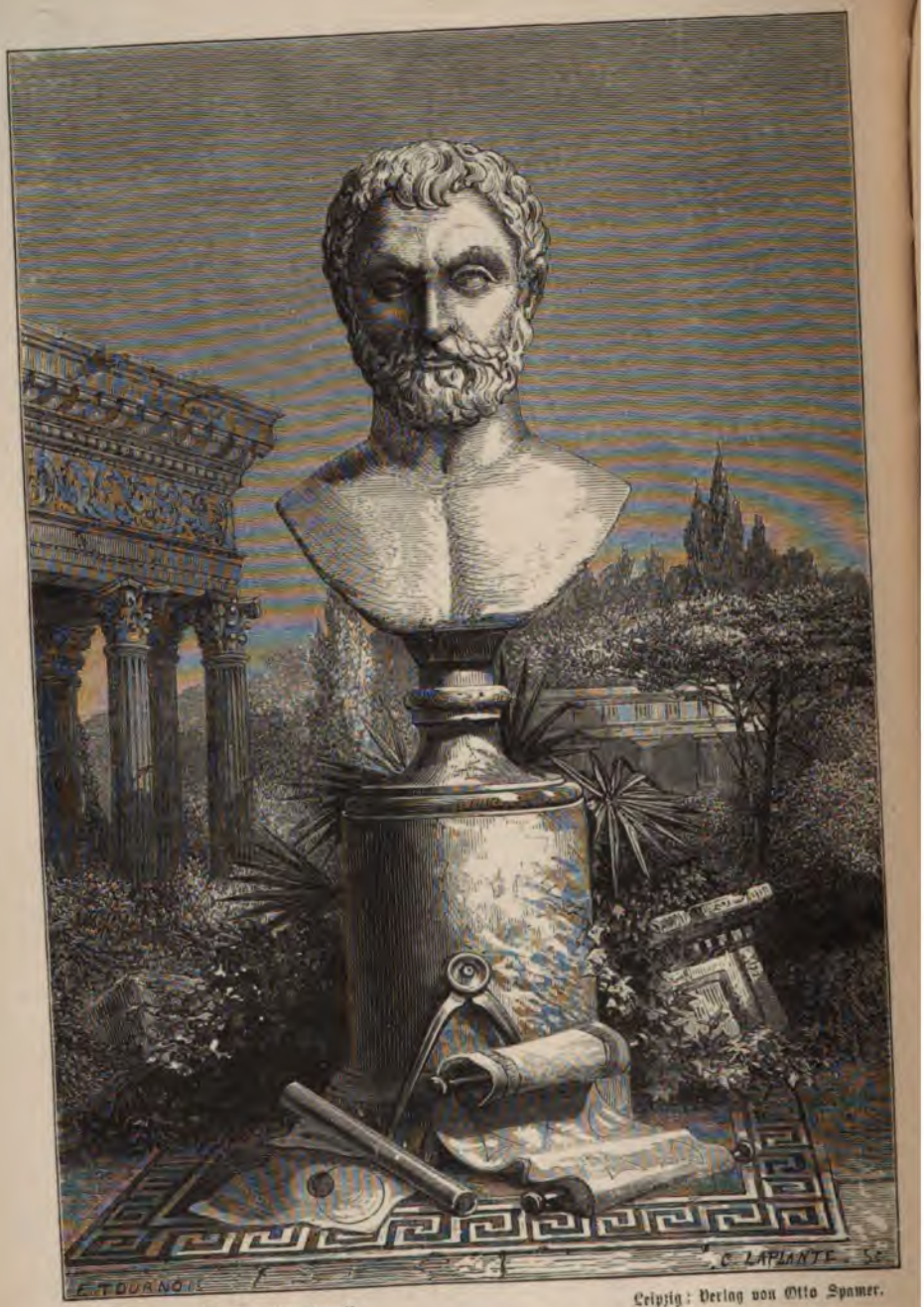
In die Zeit vor 449 fällt jedenfalls auch Herodot's Reise in die Länder am Schwarzen Meere, dessen Gestade von einem Kranze hellenischer Ansiedelungen umsäumt waren, dessen Fluten nach allen Richtungen hellenische Schiffe trugen. In allen Städten des Hellespont und des Bosporus ist er zu Hause; er hat die Länge der Straßen, ihre breitesten und engsten Stellen selbst gemessen. Von Byzanz aus ging er entweder zu Schiffe über Apollonia und Mesambria nach Istriopolis an der Mündung der Donau oder er nahm — und dies ist viel wahrscheinlicher, da er die den Quellen des Flußes Tearus von Darius gesetzte Inschrift gelesen hat — den von diesem König eingeschlagenen Landweg, der sich ein paar Tagereisen von der thracischen Küste entfernt hinaufzog. Die Donau selbst nennt er den größten Strom, den er gesehen; er zählt ihre Nebenflüsse bis nach Ungarn hinein auf; dort aber endigt er mit zwei völlig mißverstandenen

Namen, Alpis und Karpis, die sichtlich nichts Anderes als die ihm unbekannten Alpen und Karpathen bedeuten. Von dem großen Volke der Scythen, das von der Donau an bis über den ganzen Süden des heutigen Rußlands hinweg seine Wohnsitze hatte, besaß man damals höchst mangelhafte Kenntniß, und es scheint, als ob der Hauptzweck Herodot's bei seiner nördlichen Reise die Erforschung dieses Landes gewesen sei. Zum Mittelpunkte seiner Erkundigungen und Ausflüge machte er die an der Mündung des Bug gelegene Stadt Olbia, eine durch Exporthandel mit den Landesprodukten blühende, milesische Kolonie. Den Bug untersuchte er mehrere Tagfahrten stromaufwärts und gelangte zu dem zwischen Bug und Dnieper liegenden Platze Exampäus (heilige Wege), wo der vom Scythenkönige Ariantas gestiftete, über 300 Eimer haltende, aus $4^1/_2$ Zoll starkem Kupfer gebildete Weihkessel stand. Auch die schönen Weiden und fruchtreichen Weizenfelder des Dnieper lobt er zu ausführlich, als daß man dabei nicht glauben müßte, er spräche als Augenzeuge. Das Meiste allerdings über die Steppenbewohner des Südens hörte er in den Küstenstädten selbst. Natürlich wohnten in denselben auch Eingeborene des Landes, die beider Sprachen mächtig waren und von denen Herodot das Meiste erfahren zu haben scheint. Die Handelsbeziehungen der Griechen erstreckten sich überhaupt weit in das Binnenland hinein. Erzählt doch Herodot von der hölzernen Stadt Gelonus unweit des jetzigen Saratow, welche von den Nachkommen griechischer Ansiedler bewohnt war! Selbst von den jenseit des Ural wohnenden „mit großen Kinnbacken" versehenen Orgiempäern, den Urahnen der heutigen Baschkiren und Kalmücken, bis zu deren Lande die Scythen siebenerlei Dolmetscher brauchten, zog er Kunde ein. Ueber die Krim und das Asowsche Meer, das er in seiner Größe bedeutend überschätzte, ging die Reise weiter an die Ostküste des Pontus, in das durch die Argonautenfahrt bekannte Land der Kolcher, die Herodot wegen ihrer dunkleren Hautfarbe, ihres krausen Haares und der bei ihnen herrschenden Sitte der Beschneidung für Stammverwandte der Aegypter hält. Wahrscheinlich fuhr er von da südwestlich nach dem durch die ritterlichen Amazonen bekannten Themiskyra am Thermodon, wo syrische Männer wohnten, und besuchte auf der Rückreise die größeren Städte der Südküste des Schwarzen Meeres.

Von Samos aus unternahm auch Herodot eine Fahrt nach dem auf dem Plateau von Barka liegenden Cyrene, einer im siebenten Jahrhundert gegründeten griechischen Kolonie. In diesem äußerst fruchtbaren Striche staunte er besonders über die durch acht Monate im Jahre sich hinziehende, den drei vom Meere aus aufsteigenden Stufen entsprechende dreifache Erntezeit. Dort war es ihm auch leicht möglich, Nachrichten über die weiter nach Westen und Süden zu wohnenden Stämme einzuziehen.

Nach seiner Rückkehr von Samos scheint Herodot zwar eine hervorragende Rolle in seiner Vaterstadt Halikarnaß gespielt zu haben, aber gar nicht lange Zeit. Der Gegensatz zwischen dorischem und jonisch-attischem Wesen, der gleich nach den Freiheitskriegen Griechenland in zwei Heerlager spaltete und fast in allen einzelnen Städten wüthende Kämpfe zwischen der aristokratischen und demokratischen Partei hervorrief, scheint auch dort grell an den Tag getreten zu sein. Herodot, heißt es, sei von seinen Mitbürgern beneidet worden.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS



Göll, „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Thukydides.

Nach einer antiken Büste.

Aus seinem offen ausgesprochenen Hasse gegen Tyrannis und Oligarchie und seiner Vorliebe für Athen läßt sich mit Sicherheit schließen, auf welcher Seite er stand und wer seine Gegner waren. Diese, wie sich von einer dorischen Pflanzstadt erwarten läßt, in bedeutender Anzahl vorhanden und offen und geheim von Sparta begünstigt, drohten das Uebergewicht zu erlangen und bewogen ihn, freiwillig zum zweiten Male und auf immer Halikarnaß den Rücken zu kehren. Er ging nach Hellas und vervollständigte dort seine historisch-geographischen Kenntnisse. Besonders zog es ihn auch hier nach den geschichtlich denkwürdigen Orten hin. Genau studirte er die Kampfstätten bei Thermopylä und Platää und den Weg des Xerres durch Macedonien und Thessalien. Daneben beschäftigten ihn Fragen geologischer Art, wie die einstige Seenatur des thessalischen Kessels und die Anschwemmung der echinadischen Inseln, und doch nahm er sich auch Zeit, die religiösen Sagen und Kulte an allen heiligen Stellen zu berücksichtigen, zu Dodona nach der ältesten Zeusverehrung im Schatten der riesigen Eichen zu fragen, in Delphi die unzähligen Weihgeschenke aufzuzeichnen, in Theben die kadmeischen Inschriften im Tempel des ismenischen Apollo zu lesen. Den längsten Aufenthalt nahm er in Athen. Hier befand sich Herodot im Mittelpunkte des politischen und geistigen Lebens der Griechen; hier lernte er auch die hervorragendsten Staatsmänner, Dichter und Künstler des hellenischen Vororts kennen. Wie hoch er unter diesen den genialen Perikles schätzte, erhellt daraus, daß er bei Gelegenheit der Geschichte des sicyonischen Tyrannen Klisthenes dessen Nachkommen nennt bis auf Agariste, die Mutter des Perikles. „Als diese", sagt er, „Xanthippus, Ariphron's Sohn, geheirathet hatte, sah sie einst ein Traumgesicht und sie glaubte einen Löwen zu gebären. Nach wenigen Tagen aber gebar sie Perikles dem Xanthippus." Ein inniges Freundschaftsverhältniß einte ihn aber auch mit dem ungefähr 10 Jahre älteren Sophokles, welcher ihm im Jahre 440 ein Epigramm widmete, dessen Anfang Plutarch aufbewahrt hat. Er wurde aber auch dem athenischen Volke bekannt und bald so populär, daß er nach Plutarch, der sich auf das Zeugniß des in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts v. Chr. lebenden Historikers Diyllus beruft, auf Antrag eines gewissen Anytus mit dem bedeutenden Geschenke von 10 Talenten bedacht ward. Wir kennen aber auch die spezielle Veranlassung zu dieser Gabe, indem der Bischof Eusebius in seiner Chronik angiebt, Herodot habe im Jahre 445 an dem Panathenäenfeste seine Geschichte vorgelesen und sei dafür „geehrt" worden. Die Sache selbst ist schwerlich zu bezweifeln. Schon von Pisistratus war angeordnet worden, daß am Hauptfeste Athena's die homerischen Gesänge von Rhapsoden vorgetragen werden sollten, und wenn bei den größeren Nationalfesten auch Andere als gymnische Kämpfer ihre Leistungen produzirten, wenn namentlich die Sophisten und Redner mit ihren Produkten prunkten, so hat es gar nichts Auffallendes, wenn Herodot vor der Festversammlung aufgetreten sein soll. Natürlich war damals das Werk, welches erst in Italien seinen Abschluß erreichte, noch nicht vollendet, wahrscheinlich nicht einmal bis zu den letzten griechischen Freiheitskriegen vorgerückt, wie Plutarch als bitterer Feind Herodot's annimmt; allein die auf die asiatischen Völker bezüglichen Partien mag er doch fertig aus Halikarnaß mitgebracht haben. Möglicherweise hat dieses

gut bezeugte Faktum die Veranlassung dazu gegeben, den Geschichtschreiber als Vorleser auch in Theben, in Korinth, namentlich aber in Olympia auftreten zu lassen. Die letzte Annahme rührt von Lucian her, der die Sache sogar so darstellt, als habe der Athem dem Verfasser, die Geduld den Zuhörern für alle neun Bücher ausgereicht! Von einigen Sammlern der spätern Zeit wird noch hinzugesetzt, daß der junge Thucydides dieser olympischen Vorlesung beigewohnt und Thränen der Bewunderung und Rührung vergossen habe, worauf Herodot, sich zu dessen Vater Olorus wendend, sprach: „Ich preise Dich glücklich, Olorus; denn Dein Sohn schwillt von dem edelsten Triebe nach Wissenschaft!" Dieser Vorgang stimmt nicht mit den Lebensjahren des Thucydides, wird aber, abgesehen von diesem noch streitigen Punkte, glaubhafter, wenn man ihn mit dem Byzantiner Photius in das Haus des Olorus verlegt. Bleibenden Aufenthalt nahm Herodot in Athen nicht. Vielleicht schon bei seiner Auswanderung aus der Vaterstadt hatte er den Entschluß gefaßt, sich einem von Perikles angeregten Kolonisationsunternehmen der Athener in Italien anzuschließen, das durch die Aussicht auf Grundbesitz in einem schönen Lande verlockend genug war. Die Reste der vertriebenen Sybariten legten nämlich im Jahre 444 v. Chr. in der Nähe ihrer zerstörten Heimat eine neue Stadt Namens Thurii an, wohin bald Zuzug aus Hellas und, wie erwähnt, besonders aus Athen stattfand. Außer Herodot nahmen auch der nachmalige Redner Lysias nebst zwei Brüdern an der Auswanderung nach Unteritalien Antheil. In Thurii blieb Herodot bis an sein Lebensende mit der gänzlichen Ausführung seines Geschichtswerkes beschäftigt, das die Aufgabe seines vielbewegten Lebens war. Plinius der Aeltere sagt es ausdrücklich, daß in Italien Herodot's Werk zu Stande kam. Es finden sich aber auch mehrere Hindeutungen auf die Ereignisse der ersten Hälfte des Peloponnesischen Krieges in den letzten 5 Büchern und das Ganze ist offenbar unvollendet geblieben, weil der Verfasser vom Tode überrascht wurde. Er starb in Thurii und wurde auf dem Marktplatze der in moderner Art in einem Rechteck mit rechtwinklig sich durchschneidenden Straßen erbauten Stadt begraben — eine Ehre, die nur ausgezeichneten Männern zugestanden wurde. Sogar seine Grabschrift kennen wir noch. Sie lautete:

„Lyres' Sohn, Herodot, birgt hier nach dem Tode die Erde,
Einst der historischen Kunst Joniens Meister und Herrn.
Dorischem Stamme entsproß er; doch traf ihn von jenem nur Tadel,
Und im Zorn zum Daheim wählt' er der Thurier Stadt."

Sein Werk hat dadurch zugleich die Bedeutung einer wirklichen Geschichte und einer wahrhaft nationalen That gewonnen, daß er sich zum Mittel- und Einheitspunkte den Kampf der Barbaren und der Hellenen und dessen Ausgang, die endliche Rettung der hellenischen Freiheit durch der Götter Beistand, ausersah. Dieser rothe Faden wird freilich oft verdeckt durch geographische und ethnologische Ausschreitungen, die als selbständige Episoden auftreten. Allein gerade dadurch wird eine ungemeine Mannichfaltigkeit erzielt, über die schon Dionysius, ein um 400 Jahre jüngerer Landsmann Herodot's, richtig bemerkt: „Herodot wußte wohl, daß eine Erzählung von so großem Umfang nur dann die Gemüther der Zuhörer angenehm beschäftige, wenn sie ihnen von Zeit zu Zeit

elegenheit zum Ausruhen biete, daß sie aber bei aller Vortrefflichkeit übersättige nd ermüde, wenn sie immer bei demselben Gegenstand verweile; daher suchte r, Homer nachahmend, seinem Werke den Reiz bunten Wechsels zu verleihen."

Herodot's Geschichte beginnt mit Krösus, dem Lyderkönige, der das Streben einer Väter nach Unterjochung der kleinasiatischen Griechen zum Ziele führte und so die erste Gewaltthat gegen Hellas übte. Gegen die lydische Monarchie, auf deren Geschichte er näher eingeht, während er gleich an Solon's Besuch Ereignisse in Athen und Sparta anknüpft, thürmten sich drohende Wolken von Osten her auf und der König Krösus erliegt dem Stifter des persischen Reiches, Cyrus. Dieses durch die stolze Selbstüberhebung des Lyderkönigs herbeigeführte Ereigniß giebt ihm Gelegenheit, die Fragen nach der Herkunft des Eroberers, nach den Sitten seiner Landsleute, nach deren Unabhängigkeitskriege mit den Medern zu beantworten. Durch die Eroberung Joniens wird die Geschichte der Kolonien mit in den Kreis der Betrachtung gezogen, sowie des Cyrus Zug gegen Babylon von selbst auf die Verhältnisse Mesopotamiens führt, bis endlich im Kampfe gegen die Massageten der erste persische König fällt. Die von seinem Nachfolger Kambyses unternommene Eroberung Aegyptens veranlaßt den Geschichtschreiber, die Resultate seiner Reise in das Nilland nach jeder Richtung hin zu verwerthen. Dann kommt er durch das Ende des Kambyses und Pseudo-smerdis auf Darius Hystaspis. Hier macht er wieder Halt, um den Umfang, die Eintheilung und Organisation des kolossalen feindlichen Reiches, welches durch die Eroberung der dem Glückspilze Polykrates entrissenen Insel Samos ganz nahe dem eigentlichen Hellas auf den Leib gerückt war, zu schildern. Dann geht er auf den Zug des Darius gegen die Scythen über, den ersten Schritt der Perser auf europäisches Gebiet, an den Herodot eine umfassende Beschreibung jener nördlichen Barbaren anknüpft. Wie systematisch er seinen Weg verfolgt, sieht man daraus, daß er von diesem Fußfassen der Perser in Thracien sogleich überspringt auf den Plan, von Aegypten aus gegen den Westen Afrika's weiter vorzudringen, was ihn auf Cyrene's Geschichte und die dort eingezogenen Nachrichten über das Innere Afrika's bringt. Die Gefahr für Griechenland wächst unterdessen, indem Macedonien ein persischer Vasallenstaat wird, die scythische Expedition aber den zur eigentlichen Verwicklung und Katastrophe führenden, leichtsinnigen Aufstand der Jonier in ihrem Gefolge hat. Von da an konzentrirt der Historiker seine ganze Kraft auf die Schilderung des dem menschlichen Auge als Thorheit erscheinenden Kampfes des kleinen Hellenenvolkes gegen die riesenhaften Kräfte des Feindes, und der Schluß wird infolge dessen eine Verherrlichung der hellenischen Nation.

Was Herodot's allgemeine Ansichten über die Gestalt der Erde und der Welttheile betrifft, so kannte er noch nicht die Kugelgestalt unseres Planeten. Dabei ging er aber doch von der homerischen Annahme einer kreisrunden, vom Oceanus umflossenen Scheibe ab. „Ich muß lachen", sagt er, „wenn ich sehe, daß schon Viele den Umkreis der Erde gezeichnet haben, und so ohne Sinn und Verstand, da sie den Oceanusstrom in ihrer Zeichnung rings um die Erde strömen lassen, die noch runder ist als mit dem Zirkel gefertigt." Daß er aber an der platten Gestalt festhielt, sieht man daraus, daß er

gegen die Fiktion der Hyperboräer einwendet: „Giebt es Menschen, die jenseit des Nordwindes wohnen, so muß es auch welche jenseit des Südwindes geben", ein Trugschluß, welchen Eratosthenes mit dem Satze vergleicht: „Es giebt keine schadenfrohen Menschen, weil es keine glücksfrohen giebt." Die Breite der Erde schätzt er auf 37—40,000 Stadien (1000 Meilen), und die Erdinsel zerfällt bei ihm in zwei gleich lange Hälften, eine nördliche, Europa, und eine südliche, Asien und das vermittelst des separaten Mittelgliedes Aegypten damit verbundene Libyen; die Grenzlinie dieser Hälften geht von den Säulen des Herakles durch die Phasismündung und das Kaspische Meer. Ja er tadelt die Dreitheilung, weil Europa ebenso lang sei als die beiden anderen Erdtheile zusammen, an Breite aber beide übertreffe, während Libyen und Asien durch die sie umfließenden Meere eingeengt würden!

Die Glaubwürdigkeit Herodot's ist beinahe vom ganzen Alterthume angezweifelt worden, indem man ihn der Leichtgläubigkeit und des Haschens nach dem Wunderbaren zieh. Plutarch ist noch weiter gegangen und hat eine besondere Schrift „Ueber die Bosheit Herodot's" herausgegeben, in welcher er zu beweisen trachtet, daß derselbe aus Parteilichkeit gegen Athen absichtlich Alles, was die Thebaner und Korinther angegangen, verkleinert und in falsches Licht gesetzt hätte. Man muß freilich dabei sogleich in Anschlag bringen, daß es Plutarch, als geborner Böotier, für seine Pflicht hielt, diese Lanze zu brechen! Wo sich Herodot's Berichte auf eigene Beobachtungen stützen, läßt seine Treue und Genauigkeit nirgends etwas zu wünschen übrig. Wo es dagegen am Orte gewesen wäre, die Ueberlieferungen Anderer mit strenger, unerbittlicher Kritik zu sichten, beschränkt er sich darauf, seinen Unglauben zu äußern und die Entscheidung dem Leser zu überlassen. Diese Regel, an die er sich band, steht mit dürren Worten im siebenten Buche, wo es über das Verhältniß der Argiver zu den Persern heißt: „Ich bin schuldig zu erzählen, was erzählt wird; zu glauben brauche ich aber keineswegs Alles, und dieses Wort soll Geltung haben für meine ganze Erzählung." Immerhin haben wir durch die Schonung Herodot's die erkundete Sage wenigstens unverfälscht erhalten. Aber außerdem hat sich auch manches Märchenhafte und Unglaubliche, besonders aus dem Oriente und aus Aegypten gerade durch die neueren Forschungen als richtig und heute noch ebenso vorhanden wie vor 2000 Jahren bestätigt, ja die gefundenen Gegenden und Bauwerke haben gerade die Glaubwürdigkeit des alten Beschreibers in glänzendes Licht gesetzt, und bei dem steigenden Verkehr mit den Binnenländern Asiens und bei dem immer stärker werdenden Zuge der Entdeckungsreisenden ist noch mancher Aufschluß zu erwarten, noch mancher Beweis von der Wahrheitsliebe des schlichten Forschers aus dem Alterthume.

Die Sprache Herodot's, für die er aus mehreren naheliegenden Gründen den jonischen Dialekt wählte, vergleicht Cicero mit einem friedlich dahingleitenden Strome; auch Quintilian nennt sie „lieblich, klar und voll behaglicher Fülle" und lobt damit die redselige Breite, die heitere Anschaulichkeit, die natürliche Anmuth derselben. Eigenthümlich ist ihm noch die mimisch naturgetreue Darstellung, vermöge welcher er sich den Eigenthümlichkeiten jeder sprechenden Person anschmiegt und der Erzählung dadurch dramatische Wahrheit verleiht.

Die Gestalt der Erde nach Herodot's Anschauung.

So reich nun auch die Verdienste des genialen Mannes sind, so war von der harmlosen Aufhäufung historischer Schätze doch noch ein wichtiger Schritt vorwärts übrig zur kritischen Sichtung des Stoffes, zur pragmatisch-politischen Behandlung der Geschichte. Der Schöpfer dieser Methode war ein Athener, sein Vorwurf der verhängnißvolle Peloponnesische Krieg. Thucydides, Sohn des Olorus und der Hegesipyle, befehligte im achten Jahre der hellenischen Revolution selbst eine Flotte in den thracischen und macedonischen Gewässern. Allein seine Macht reichte nicht hin, die wichtige Feste Amphipolis gegen den Spartaner Brasidas zu schützen, und er entzog sich, wie es scheint, durch freiwillige Verbannung der Verurtheilung. Zwanzig Jahre lebte er in der thracischen Stadt Skapte Hyle, unabläßig mit der Abfassung seines Meisterwerkes beschäftigt; auch besaß er dort von seinen fürstlichen Ahnen her reiche Goldminen und in späterer Zeit zeigte man noch eine Platane, unter deren Schatten er am liebsten gearbeitet haben sollte. Vielleicht im Jahre 404 kehrte Thucydides nach Athen zurück, starb aber wenige Jahre später in Thracien durch Mörderhand. Seine Asche ward nach Athen gebracht und sein Grab am melitidischen Thore stand passend neben dem von den Athenern seinem Vorgänger Herodot errichteten Cenotaphium.

Auch Thucydides trat mit voller Hingabe an die Wahrheit, mit der ganzen Energie seines tief nachdenkenden Geistes an seine Aufgabe hinan. Er scheute weder Mühe noch Kosten, um den Ursachen des Krieges, den Absichten der Regierungen, dem Verlauf der Begebenheiten nachzuspüren und auf den Grund zu kommen. Dabei war aber sein Stoff scharf begrenzt und aus der nüchternen Gegenwart genommen, die in keine verschönernde Ferne zu rücken war, sondern nur im hellsten Lichte vor den seit Herodot bedeutend geschärften und erweiterten Blicken der Landsleute sich aufrollen mußte. Deshalb entfernt er sich auch nicht durch allerhand Abschweifungen von dem mit ungemeiner Klarheit festgehaltenen Ziele; Alles, was er einschaltet, dient dem politisch-praktischen Bedürfnisse und widerlegt entweder den Irrthum oder klärt Dunkelheiten auf. So ist denn das Bild, welches er von den ersten einundzwanzig Jahren des Krieges gegeben hat, so erschöpfend und anschaulich, daß unser großer O. Müller mit Recht fragen konnte, ob es irgend eine Periode der Geschichte des Menschengeschlechts gebe, die mit solcher Klarheit vor unsern Augen stehe, wie die von Thucydides geschilderte.

Auch in seinem Style bildet Thucydides einen Gegensatz zu Herodot. Die Durchsichtigkeit und Verständlichkeit dieses geistreichen Erzählers fehlt dem ernsten, charaktervollen Denker, ja die Dunkelheit und Schwerfälligkeit seiner Schreibweise hängt eng mit seinem Wesen und Streben zusammen und fordert den Leser zu demselben Nachdenken auf, dessen Ergebniß sie ist. Und wie belohnend ist die Mühe, sich zu versenken in die Tiefe dieser mit dem Ausdruck ringenden Ideenfülle! Hier findest Du kein taubes Erz, keinen funkelnden Glimmer, sondern das reine Gold edler Gesinnung, hoher Bildung, gereifter Erfahrung

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Göll, „Das gelehrte Alterthum". Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Hippokrates von Kos.

Nach einer Büste im Antiken-Museum des Louvre zu Paris.

Hippokrates, einem Kranken helfend zur Zeit der Pest.

IV.

Hippokrates.

(470—380 v. Chr.)

Das Leben ist kurz, die Kunst lang, die Gelegenheit flüchtig, die Erfahrung trüglich und die Beurtheilung schwer.

Hippokrates.

Die Heilkunde stand bei den Griechen, wie bei allen Völkern, so lange sie die ersten Stufen der Ausbildung noch nicht überschritten haben, Anfangs in inniger Verbindung mit der Religion. Apollo und Artemis galten als Bringer des schnellen Todes, aber auch als gnädige Förderer des Gesundens; Ilithyia und der Halbgott Herakles hatten besondere Gebiete medizinischer Thätigkeit. Keiner Gottheit Walten war aber ausschließlicher auf die Gesundheit des Menschengeschlechts gerichtet, als das Aeskulap's (Asklepios), des Sohnes von Apollo, des Zöglings vom weisen Roßmenschen Chiron, des Vaters von den kriegerischen Heilkünstlern im griechischen Lager vor Troja, Podalirius und Machaon, und von Hygiea, der jugendfrischen Gesundheitsgöttin selbst. Aeskulap wurde natürlich wie jeder andere Gott durch Opfer und Gebete verehrt; aber die Gläubigen erwarteten von ihm ein unmittelbareres Eingreifen in ihre Lage, jeder Zeit sichtbare Kraftäußerungen seines wohlthätigen

Wesens, und so kam es, daß seine Heiligthümer zu Hospitälern, seine Priester zu ausübenden Aerzten wurden. Darum erbaute man seine Tempel am liebsten in gesunder Gegend, außerhalb der Städte, auf Bergen und Hügeln, in der Nähe rieselnder Quellen und schattiger Haine. Darum umfaßte das heilige Gehege außer dem Haupttempel, den Kapellen und den Wohnungen der Priester und Diener auch Herbergen für die hülfesuchenden Kurgäste. Diese mußten vor dem Eintritt in den geweihten Raum ein reinigendes Bad nehmen. Dann wurden sie von den Priestern herumgeführt, wegen ihrer Beschwerden befragt und einer besonderen Diät unterworfen. Bei leichterem Unwohlsein verordnete man ihnen wol auch sogleich Medikamente. Gewöhnlich bildeten aber die priesterlichen Anweisungen nur die Vorbereitung auf die Wunderthaten des Heilgottes selbst. Denn nach vorhergegangenem feierlichen Opfer und Gebet um Mittheilung göttlicher Offenbarung bettete man die Patienten entweder in ein besonderes Haus, wie im argolischen Epidaurus, oder in das Allerheiligste selbst neben dem Standbilde des bärtigen, auf den Wanderstab sich stützenden und gewöhnlich eine Schlange, das Sinnbild der Selbstverjüngung, aus einer Schale speisenden Aeskulap's, wie in Athen und Tithorea, und hieß sie den Einfluß ihrer gereizten Phantasie auf prophetische Traumgebilde abwarten. Die ihnen dabei gewordenen Offenbarungen wurden noch durch besondere Eingebungen, welche die Priester selbst zu bekommen vorgaben, unterstützt. Daneben wurde aber auch allerhand sinnliches Gaukelwerk in Bewegung gesetzt, um den Halbwachen den Wahn göttlicher Inspiration beizubringen. Halblaute Stimmen flüsterten abgebrochene Worte; ein glänzender Schimmer erhellte plötzlich das Gemach; die in keinem Aeskulaptempel fehlenden zahmen Backenschlangen krochen heran und beleckten oder zwickten die Kranken; ja, zuweilen erschien der Gott mit seinem Gefolge in Person, um selbst die Ungläubigsten zu bekehren. Letzteres versuchte man mit dem Sophisten Polemo, von dem Philostratus schreibt: „Er reiste nach Pergamum, weil er an einer Gliederkrankheit litt, und schlief im Tempel des Asklepios. Als ihm nun der Gott erschien und vorschrieb, sich der kalten Getränke zu enthalten, sagte Polemo: „Wenn Du aber einen Ochsen zu heilen hättest, mein Bester, wie dann?"" Unter den Rezepten kann man ziemlich deutlich die Eingebungen eigener, gläubiger Phantasie von den durch die priesterliche Beeinflussung erzeugten unterscheiden.

Zu jenen gehört der Aderlaß bis zu 120 Pfund Blutverlust, von dem der Redner Aristides träumte, und das mit Weihrauch geräucherte Rebhuhn, das dem Sophisten Hermokrates verordnet ward; zu diesen gekochte Rosinen, Zirbelnüsse mit Honig, Fasten, Bäder u. s. w. Die unglücklichen Ausgänge der Krankheiten wurden auf Mangel an Glauben und Gehorsam geschoben. Die Geheilten dagegen hinterließen als Zeichen ihrer Dankbarkeit Votivtafeln, Weihgeschenke aller Art, auch Abbildungen der krank gewesenen Glieder. Wichtiger für das Studium der Heilkunde war der Gebrauch der Priester, die durch probate Mittel erzielten Kuren auf Denksäulen oder Tafeln in dem Heiligthume der Vergessenheit zu entreißen. Zu Epidaurus stand neben dem Haupttempel ein mit prächtigen Gemälden gezierter Rundbau, welcher ein derartiges Tempelarchiv umschloß; auf Säulen ringsherum waren die Namen der von

Aeskulap Geheilten eingegraben, sammt den Krankheiten und den angewandten Mitteln, und der älteste Pfeiler bezeugte eine vom Gotte selbst verrichtete Todtenauferweckung. So besaß der Tempel zu Kos die berühmte Mirtur des Eudemus gegen den Biß giftiger Thiere.

Das Alterthum behauptet, daß Aeskulap seine eigenen Nachkommen zu Schülern der Heilkunst herangebildet und ihnen deren Geheimnisse vermacht habe. Soviel steht nach den vorhandenen Zeugnissen fest, daß die medizinischen Kenntnisse in einem kastenartig geschlossenen Familienorden forterbten und daß später jeder Fremde nur nach vorhergehender Prüfung und Einweihung zugelassen wurde. In der dem Hippokrates zugeschriebenen Eidesformel für junge Aerzte heißt es ausdrücklich: „Heilige Dinge werden nur Eingeweihten geoffenbart, Profanen aber dürfen sie nicht anvertraut werden, ehe diese in die Mysterien der Wissenschaft eingeweiht worden sind." In Bezug darauf läßt noch Lucian in seiner scherzhaften „Podagratragödie" den syrischen Arzt sagen: „Ein heiliger Eid verbietet mir zu reden und der letzte Wille des sterbenden Vaters, der mir befahl, die große Kraft des Heilmittels geheim zu halten."

Schon sehr früh wurden indeß die Nachkommen der alten Asklepiaden durch den Drang der Zeit und des öffentlichen Lebens genöthigt, aus dem Dunkel der im Allerheiligsten der Tempel geübten Heilkunst herauszutreten. Das Meiste zu dieser Veränderung hatte das mit immer größerer Helligkeit alle Gebiete des menschlichen Wissens bestrahlende Licht der Philosophie beigetragen. Anaxagoras und Pythagoras besonders hatten sich mit medizinischen Beobachtungen und Theorien beschäftigt, und als der pythagoräische Bund durch die Katastrophe von Kroton gesprengt wurde, traten viele heilkundige Ordensbrüder hinaus in dies Leben und wurden wandernde, frei praktizirende Aerzte. Ueberhaupt war Kroton schon vorher seiner Aerzte wegen bekannt, die bei ihren Kuren ganz besonderes Augenmerk auf die strenge Diät und Lebensweise und eine geregelte Muskelthätigkeit richteten. Der berühmteste Mediziner dieser Stadt hat so merkwürdige Abenteuer erlebt, daß Herodot dieselben seiner Geschichte einverleibte. Democedes entwich wegen Zwistigkeiten mit seinem Vater, einem jähzornigen Manne aus Kroton, nach der Insel Aegina, wo er sich bald so hervorthat, daß er von der Gemeinde auf ein Jahr für ein Talent (1500 Thlr.) angestellt wurde. Im nächsten Jahre mietheten ihn die Athener für 100 Minen (2500 Thlr.); im darauffolgenden bot ihm Polykrates zwei Talente und er ging nach Samos. Hier wurde er aber in das unglückliche Geschick des so lange von Fortuna begünstigten Tyrannen verwickelt. Polykrates nahm ihn nämlich mit, als er den hinterlistigen Vorspiegelungen des persischen Satrapen Orötes folgte, und Democedes wurde nach dem Tode seines Herrn unter die Sklaven des Verräthers gesteckt. Diesen ereilte aber auch nicht lange darauf der Lohn seiner Nichtswürdigkeit und der Krotoniate gelangte wieder durch ein Ungefähr an den Hof des Großkönigs von Persien. Darius Hystaspis hatte sich auf der Jagd einen Knöchel ausgerenkt und die ägyptischen Aerzte, die er bei sich hatte, machten das Uebel durch gewaltsames Drehen und Ziehen noch ärger. Da erinnerte sich endlich einer von den Hofleuten, die Geschicklichkeit des Democedes in Sardes rühmen gehört zu haben und theilte dies dem Monarchen mit.

Democedes wird sofort nach Susa geholt, erscheint in Fesseln und Lumpen vor dem Könige und leugnet aus Furcht, für immer auf die Rückkehr nach Hellas verzichten zu müssen, seine ärztliche Geschicklichkeit, bis Darius ihn mit Stock und Knute bedrohen läßt. Durch gelinde „hellenische Heilmittel" stellte Democedes hierauf in kurzer Zeit das kranke Glied wieder her. Darius beschenkte ihn mit zwei Paar goldenen Ketten, ließ ihn seinem Harem vorstellen, wo jede Frau des Königs ihm aus ihrer Schatulle eine Schale voll Goldmünzen schöpfte, und machte ihn zu seinem Tafelgenossen. Aber trotz aller Reichthümer, die sich um ihn häuften, betrachtete er seinen Aufenthalt in Susa als eine glänzende Gefangenschaft und das Heimweh zehrte an seinem Herzen. Als daher die Königin Atossa an einem Brustgeschwür litt und sich ihm anvertraute, ließ er sich von ihr als Belohnung für die Wiederherstellung versprechen, den König zu einem Zuge nach Westen zu bereden, wobei er ihn selbst als Landeskundigen mitnehmen sollte. Darius sandte hierauf Democedes mit fünfzehn Persern auf Kundschaft nach Griechenland. Diese hatten aber strengen Befehl, Democedes nicht entwischen zu lassen, und so fuhr der Arzt auf der persischen Galeere um alle Küsten Griechenlands herum, und seine Gefährten sondirten die Meerestiefe und nahmen die Uferlinien auf. Endlich gelangte man auch nach Tarent, und hier glückte es Democedes, nach Kroton zu entkommen. Zwar eilten die Perser nach seiner Vaterstadt und reklamirten den Flüchtling als königlichen Sklaven. Sie richteten aber nichts aus und mußten bei ihrer Abfahrt auch das von Darius den Brüdern des Democedes gesandte reichbeladene Kauffarteischiff zurücklassen. Democedes heirathete hierauf eine Tochter des Athleten Milo und kam dadurch in enge Verbindung mit Pythagoras, dem Großvater seiner Frau. Er nahm auch so thätigen Antheil an der pythagoräischen Politik, daß die Volkspartei von Kroton einen Preis von drei Talenten auf seinen Kopf setzte. Doch er entkam glücklich nach Platää.

Zuerst begannen die Asklepiaden in Gnidus, einer zum dorischen Bunde gehörenden kleinasiatischen Stadt, die Medizin als populäre Kunst auszuüben und zu lehren. Wie wenig aber ihre Methode Wissenschaftliches an sich hatte, sieht man schon daraus, daß sie noch keinen Unterschied zwischen den Symptomen und der Krankheit selbst kannten und, jedes Symptom als Abart einer Krankheit ansehend, sich eine ungeheure Zahl von eingebildeten Krankheiten schufen. Ihre Arzneien waren größtentheils Purganzen. Die berühmtesten gnidischen Aerzte waren Euryphon und Ktesias, beide schon Zeitgenossen des Hippokrates.

Hippokrates selbst stammte von der Insel Kos, einer der Sporaden, der Heimat der im ganzen Alterthume beliebten und berüchtigten Seidenflore. Die ganze, nur 14 Meilen im Umfange messende, aber äußerst gesunde und fruchtbare Insel war dem Aeskulap geheiligt, dessen ehrwürdiger Tempel in der Vorstadt des gleichnamigen Hauptortes lag, geschmückt mit köstlichen Weihgeschenken, unter denen 100 Jahre später die wundervolle Aphrodite Anadyomene des Apelles prangte. Die Asklepiaden von Kos rühmten sich väterlicherseits von Aeskulap, mütterlicherseits aber von Herakles abzustammen. Ein berühmter Vorfahr unseres Hippokrates war der zu Solon's Zeit lebende Nebrus.

Von diesem erzählte die Familientradition der koischen Asklepiaden Folgendes: Die Einwohner von Krisa, das unweit Delphi lag, übermüthig geworden durch ihren Reichthum, hatten damals die Wallfahrten zum Tempel Apollo's gestört und Plünderungszüge in das allen amphiktyonischen Staaten gemeinsame Gebiet unternommen. Die delphische Priesterschaft brachte deshalb einen Kreuzzug gegen Krisa zu Stande und die Stadt wurde belagert. Allein alle Versuche der Belagerer schlugen fehl und schließlich wurden ihre Reihen durch ansteckende Krankheit gelichtet. In dieser Noth fragten die Verbündeten den Gott, dessen Rechte sie verfochten, um Rath und das Orakel antwortete: „Krisa wird fallen, wenn von Kos der Sohn des Hirsches mit Gold zu Hülfe gerufen wird." Sofort segelte eine Gesandtschaft nach der Insel Aeskulap's, um den Einwohnern den Spruch zu verkünden. Neue Verlegenheit! Niemand vermochte ihn zu deuten. Endlich stand Nebrus auf und sprach: „Mitbürger! Ich will Euch das Räthsel lösen. Der Sohn des Hirsches bin ich, denn mein Name bedeutet ja „Hirschkalb". Wozu sollte aber der reiche Tempel des delphischen Gottes Gold nöthig haben? Nicht das Metall meint er, sondern meinen Sohn hier, Chrysus (Gold)." Alles war mit dieser Auslegung zufrieden. Nebrus rüstete ein fünfrudriges Schiff auf eigene Kosten mit allen medizinischen Utensilien aus und fuhr nach Phocis. Die Seuche ließ sofort nach; dagegen entdeckte man zufällig die unterirdische Wasserleitung der Stadt und Nebrus trug kein Bedenken, das Trinkwasser der Belagerten mit einem Mittelchen zu versetzen, das die Kräfte derselben schwächte. Beim nächsten Sturm war Chrysus der Erste auf der feindlichen Mauer und machte auch seinerseits den Götterspruch wahr.

Dieser Nebrus war der Urgroßvater von Heraklides, aus dessen Ehe mit Phänarete, jedenfalls vor 470, der bekannte Hippokrates entsprang. Leider sind wir in Bezug auf das Leben dieses großen Mannes fast ausschließlich auf spätere Nachrichten und apokryphe Quellen angewiesen. Wie interessant würde es sein, nur einige Schicksale desselben in klaren Zügen vor uns zu haben! Seine erste Bildung erhielt er jedenfalls in der Heimat und als Asklepiade lernte er die Pflichten seines ihm durch die Geburt zugefallenen Berufes im Tempel des Asklepios unter Anleitung seines Vaters kennen. Strabo sagt bei Erwähnung des koischen Heiligthums: „Aus den hier aufbewahrten Kuren soll Hippokrates vorzüglich seine Heilmethode gesammelt haben." Auch Plinius, der Aeltere, schreibt: „Da es Sitte war, daß die Geheilten im Tempel des Gottes aufschrieben, was ihnen geholfen hatte, damit man später aus der Aehnlichkeit Nutzen zöge, so soll sich Hippokrates dies abgeschrieben, den Tempel, wie unser Varro glaubt, verbrannt, und die Heilart, welche man Klinik nennt (die Wissenschaft des Arztes am Krankenbette), begonnen haben." Wiewol Plinius die Werke des Hippokrates kennt und Hippokrates selbst sehr hochstellt, so zeigt er doch an dieser Stelle, wie wenig er die eigentlichen Verdienste des koischen Meisters zu würdigen verstand. Nach ihm erscheint derselbe als der erste Periodeute (so nannte man die sich vom Tempeldienste emanzipirenden Aerzte), was schon durch des Democedes Geschichte widerlegt wird; aber noch schlimmer! er gleicht einem nach einem gestohlenen Rezeptbuche handelnden Pfuscher. Daß er endlich gar mit dem Tempel die Originale seiner Kopien den

Flammen Preis giebt, was Plinius nicht ganz glaubt, aber auch nicht widerlegt, und was von einem gewissen Andreas, auf den sich ein unbedeutender Biograph des Hippokrates beruft, in Bezug auf das Tempelarchiv von Gnidus wiederholt wird, dies ist geradezu unglaublich. Der Tempelräuber wurde mit Vermögenseinziehung und Verweigerung des Begräbnisses bestraft; Hippokrates wäre als ein Herostrat überall in Griechenland mit Abscheu angesehen worden, ja sogar seines Lebens nicht sicher gewesen; und wie verträge sich der fromme Sinn, der alle seine Werke durchweht, mit dem höchsten Verbrechen der Gottlosigkeit? Die Fabel ist wahrscheinlich durch das Vorhandensein des (in neuerer Zeit einem älteren Hippokrates zugeschriebenen) Büchleins, das den Titel „Koische Vorhersehungen" führt und seinen Ursprung in den Krankheitstabellen des koischen Tempels zu haben scheint, entstanden. Daß Hippokrates, als koischer Asklepiade, in anderen Tempelarchiven und namentlich im gnidischen Studien gemacht habe, ist schon bei der zwischen den verschiedenen Priesterschaften herrschenden Eifersucht nicht vorauszusetzen. Ueber das Verhältniß zwischen den Hütern der Erbweisheit zu Kos und Gnidus heißt es ausdrücklich bei Galenus: „Früher herrschte ein großer Wettstreit, indem die Asklepiaden in Kos und Gnidus sich bestrebten, einander durch die Menge der Erfindungen zu übertreffen."

Nach Ablauf seiner Lehrzeit in Kos verließ Hippokrates seiner weiteren Ausbildung wegen die Heimat und es ist sehr wahrscheinlich, daß er nach Athen ging. Denn als ein Lehrer von ihm wird der aus dem thracischen Selymbria gebürtige Arzt Herodikus genannt. Dies war ein berühmter Förderer der Heilgymnastik, die er, nachdem er ihre Wirksamkeit an seinem eigenen kränklichen Körper erprobt hatte, auf alle Krankheiten anwendete. Wie Plato erwähnt, kam es wol vor, daß er seinen Patienten vorschrieb, von Athen bis Megara, also 4½ Meilen weit, zu spazieren, aber vor der Stadtmauer sogleich wieder umzukehren! Hippokrates mag sich Manches aus seinen diätetischen Vorschriften angeeignet haben; doch sagt er selbst in seinem Werke über die Epidemien, Herodikus habe die Fieberkranken durch Spazierengehen und Ringen hingerichtet. Nimmt man einen früheren Aufenthalt des Hippokrates in Athen an, so ist es glaubhaft, daß er auch die übrigen reichen Bildungselemente der Stadt benutzt, namentlich die Vertreter der Sophistik gehört habe, und wirklich nennt seine Biographie Prodikus aus Keos und Gorgias aus Leontini als seine Lehrer. Dem Zweiten könnte er freilich blos als Mann begegnet sein; denn derselbe kam bekanntlich erst 427 v. Chr. nach Athen. Sollte der Begründer einer neuen, echt praktischen Medizin nicht auch mit Sokrates, dem Bahnbrecher einer neuen Philosophie zusammengetroffen sein? Sokrates war nach Gellius' Angabe jünger als Hippokrates und da er spät als Gedankenreformator auftrat, so könnte die Bekanntschaft erst bei einer zweiten Anwesenheit des Arztes zu Athen, vielleicht während des Peloponnesischen Krieges stattgefunden haben, in welchen überhaupt die Blütezeit des Mannes aus Kos fällt. Und wirklich soll ja Hippokrates während der 430 ausgebrochenen großen Pest sich große Verdienste um Athen erworben haben! Die Biographie berichtet, daß von Norden her in Illyrien eine ansteckende Seuche ausgebrochen sei.

gen Fürsten hätten an Hippokrates nach Thessalien geschickt und
n, zu kommen. Dieser hätte aber, sogleich voraussehend, daß die
sich auch nach Hellas fortpflanzen werde, die Einladung abgelehnt
nach Attika geeilt, um Vorsichtsmaßregeln zu treffen, während seine
ch anderen Gegenden Griechenlands entsendet worden wären. Für
ühungen hätten ihn dann die Athener mit Ehrenbezeugungen über=
die Einweihung in die eleusinischen Mysterien von Staatswegen an=
einer Ehre, die früher nur Herakles zu Theil geworden —, das Bürger=
ilt und ihm und seinen Nachkommen Speisung im Prytaneum ver=
on bloßen guten Einschlägen ist auch in der seinem Sohne Thessalus
obenen Rede an das athenische Volk die Rede. „Nachdem er den
Hülfe gebracht hatte", heißt es dort, „kam er zu Euch und sagte
Dasjenige, was zu Eurer Rettung diente." Dann erwähnt er auch
ihm, als Wohlthäter des Volks, im Theater ein goldener Kranz
worden sei. Endlich schreibt auch Plinius, denselben Quellen fol=
ippokrates sagte die aus Illyrien kommende Pest voraus und sendete
ler in die Städte herum zur Hülfe. Wegen dieses Verdienstes beschloß
henland dieselben Ehren, wie dem Hercules." Fast scheint es also
richt sich auch der untergeschobene Volksbeschluß der Athener aus),
Hippokrates wie überall so auch in Athen nur Verhaltungsmaßregeln
nd sich nicht auf Ausübung der ärztlichen Praxis in einer Stadt be=
So faßt auch Terentius Varro die Sache, indem er in seiner Schrift
Landbau sagt: „Hat nicht der berühmte Arzt Hippokrates während
Pest nicht einen Bezirk, sondern viele Städte durch seine Kenntnisse

War nun aber diese Seuche mit der athenischen Pest identisch oder
ucydides berichtet allerdings, die damalige Krankheit sei in Aethiopien
en und habe über Aegypten die persischen Provinzen ergriffen. Aber
Einschleppung derselben in den Piräus, wo sie sich zuerst in Attika
ähnt er gar nichts, und man hat deshalb in neuerer Zeit eine selbst=
ntwicklung einer Krankheitskonstitution angenommen, die sich gleich=
in Italien zur Epidemie steigerte. Die Erwähnung Illyriens, als
gspunktes in Europa, ließe sich daher immer mit Thucydides ver=
esonders da er sagt, die Krankheit habe sich vorher in Lemnus und
en Gegenden" gezeigt. Aber höchst auffallend bleibt es immer, daß
ugenzeuge, kein Wort über ärztliche Vorkehrungen verliert, ja aus=
merkt, die Aerzte hätten Anfangs die Kranken „mit Unkenntniß" be=
d keine menschliche Kunst habe geholfen! Wiewol also auch Galen
von Hippokrates gerathenen Mittel angiebt, nämlich Räuchern mit
nden Stoffen und Anzünden großer Feuer, so ist es schwer glaublich,
krates 430 der Pest in Athen durch seine Vorschläge Einhalt ge=

andere pestartige Krankheit aber vor oder nach dieser Zeit anzu=
st bei dem Schweigen der Schriftsteller mißlich, man müßte denn
ollen, daß durch die Kunst des großen Arztes die ganze Verbreitung
henland verhütet worden sei; dem widersprechen aber alle neueren

Erfahrungen bei typhösen Epidemien. Viel wahrscheinlicher ist es, daß Hippokrates zu Anfang des Peloponnesischen Krieges fern von Athen war. Das erste und dritte Buch von den epidemischen Krankheiten enthält die Beobachtungen über vier durch die Wetterverhältnisse zur Beförderung von allgemeineren Krankheitszuständen geeignete Jahre. Drei von diesen Beobachtungen sind vom Verfasser auf der hart an der thrazischen Küste des Aegäischen Meeres liegenden Insel Thasus angestellt und auch die angeführten Krankheitsfälle scheinen sich alle auf diese Oertlichkeit zu beziehen; denn wenn Galen aus dem zweimal genannten Cerkopenmarkt auf Athen schließt, so fragt man billig, warum nicht bei der weiten Verbreitung des Cerkopenmärchens auch in Thasus ein ansehnlicher Winkelmarkt den Namen jener gaunerischen Kobolde tragen konnte? Die vierte Beobachtung enthält den Bericht über einen pestartigen Krankheitszustand, der nach dem Urtheil Sachverständiger die größte Aehnlichkeit mit der von Thucydides geschilderten Epidemie hat. Zwar nennt hier Hippokrates den Ort nicht, aber gerade dieses Stillschweigen läßt die Gleichheit mit den in früheren Jahren voraussetzen und von den 16 darauf folgenden Krankengeschichten spielen wieder sechs auf Thasus und eine davon paßt zu den vorher beschriebenen Symptomen. Von den anderen gehören zwei nach Larissa und eine nach Meliböa in Thessalien, sechs nach dem unweit Thasus liegenden Abdera, eine nach Artace bei Cyzikus. Kurz, man erkennt aus diesen Berichten, daß Hippokrates um 430 herum sich längere Zeit im Norden des Aegäischen Meeres aufgehalten und speziell Thasus zum Mittelpunkte seiner Thätigkeit gewählt hat.

Wahrscheinlich befand sich Hippokrates vor diesem Ausflug in seiner Heimat. Wenigstens muß man diesen Schluß machen, wenn man hinter der untergeschobenen Korrespondenz zwischen dem persischen Satrapen Hystanes und Hippokrates und den dazu gehörenden Schreiben des Perserkönigs Artaxerxes Langhand und den Koern geschichtliche Wahrheit finden will, da der genannte König bereits 425 v. Chr. gestorben ist. Zunächst soll Artaxerxes, an dem der Ruf von der Geschicklichkeit des koischen Arztes gedrungen war, durch Hystanes denselben unter Anerbietung glänzender Geschenke gebeten haben, in seine Dienste zu treten. Die Antwort des Hippokrates lautet freilich grob genug: „In Bezug auf den Brief, den Du im Namen des Königs an mich geschickt hast, antworte so schnell als möglich Folgendes. Ich habe Speise und Kleidung und Wohnung, überhaupt Alles, was zu des Lebens Nothdurft gehört. Mit persischem Gute mich bereichern darf ich nicht; ebenso wenig die Barbaren und Feinde der Hellenen von ihren Krankheiten befreien. Lebe wohl!“ Wie Stobäus in seinen Lesefrüchten erzählt, wollte Jemand auch dadurch Hippokrates überreden dem persischen Rufe zu folgen, daß er ihm vorstellte, ein guter Fürst Artaxerxes sei. Der freie Arzt antwortete aber, vielleicht Democedes denkend: „Ich bedarf keines guten Herrn!“ Auf die Ablehnung des Hippokrates folgt in der Briefsammlung eine fulminante königliche Kabinettsordre an die Koer, welche die Auslieferung des Widerspenstigen verlangt und im Weigerungsfalle mit Vernichtung der ganzen Insel droht. Die Insulaner antworten in würdiger Weise und weisen die Forderung bestimmt zurück.

weifelt die Berufung des Hippokrates nach Perſien und belächelt das im
16 der mediziniſchen Fakultät zu Paris von Girodet gewidmete Gemälde,
Moment erfaßt, wo Hippokrates die perſiſchen Geſchenke zurückweiſt.

Hippokrates weiſt des Perſerkönigs Geſchenke zurück. Nach Girodet.

ahrſcheinlich iſt die Sache an ſich keineswegs. Daß man am perſiſchen
ht war, geſchickte griechiſche Aerzte an ſich zu ziehen, beweiſt auch dem

Beispiele des Democedes das des gnidischen Mediziners Ktesias, der von 41(
bis 399 königlicher Leibarzt in Susa war.

Vielleicht fallen auch in den Aufenthalt zu Thasus noch einige größer
Reisen, die Hippokrates nach den Küstengegenden des Schwarzen Meeres unter
nommen haben muß. So ist er z. B. in Kolchis gewesen; denn er kennt di
atmosphärischen Eigenschaften des Landes, die Wohnungen und die Lebensa
der Einwohner. Er weiß, wie sie die Windrichtungen benennen, er hat ih
Aussehen genau studirt: „Die Langen sind außerordentlich groß und die Kleine
unmäßig dick. Man sieht weder die Gelenke, noch auch Adern an ihnen und so
Farbe sehen sie ockergelb aus, wie die Gelbsüchtigen.“ Noch genauer schilde
er die um das Asow'sche Meer wohnenden Sarmaten. Die von ungehörnte
Ochsen gezogenen, mit Filz bedachten Wägen, in welchen die Weiber und Kinde
der Nomaden wohnen, umgeben von den Schaf-, Rinder- und Pferdeherde
und Stutenmilch trinkend, während die Männer, Winter und Sommer in der
selben Kleidung steckend, nebenher reiten, die dicken Nebel der Ebene, die an
der Steppe herabsegenden Nordwinde, die Konstitution der Körper bei beide
Geschlechtern, selbst ihre Kurarten bei einzelnen Krankheiten: Alles steht ihn
so klar vor Augen, daß er Land und Volk gesehen haben muß.

Ungefähr um dieselbe Zeit mag seine angebliche Berufung nach Abder
stattgefunden haben. Sie hatte den Zweck, den vielgereisten, kenntnißreichen Philo
sophen Demokritus zu heilen. Die bekannten Schildbürger des Alterthum
hatten sich nämlich in den Kopf gesetzt, ihr Landsmann, der sich eifrig mit Astro
nomie, Anatomie, Mechanik und Musik beschäftigte, und Dinge trieb, die ih
als ausgesprochenen Sonderling erscheinen ließen, habe den Verstand verlore
und stecke auch seine Mitbürger mit der Krankheit an, ein Glaube, der seine
Berechtigung in der dicken Luft Abdera's hatte, durch welche, wie Hippokrate
bestätigt, häufig Krankheiten entstanden, welche die Denkkraft zerrütteten. Am
meisten Bedenken erregte ihnen sein ewiges Lachen; er lachte über Traurige und
Fröhliche, er lachte, wenn Jemand heirathete und wenn er starb; es gab keine
Handlung, kein Geschäft in Abdera, worüber der Philosoph nicht gelacht hätte!
Genug, die Abderiten, boten dem Arzt zehn Talente, wenn er Demokrit wieder
herstellen würde. Hippokrates schlug das Honorar aus und kam; aber der für
krank Gehaltene gab ihm solche Proben seines Verstandes [nach Athenäus ließ
er sich z. B. aus irgend einem Hause Milch holen und sagte nach kurzer Be
schauung, es sei die Milch von einer schwarzen Ziege, die zum ersten Male ge
worfen hätte!] und erklärte sein Lachen in so bündiger Weise als Folge der Ver
kehrtheiten und Thorheiten der Menschen, daß Hippokrates bald sah, der Kran
sei klüger als alle Abderiten. Er dankte diesen deshalb auch beim Scheiden
daß sie ihm die Bekanntschaft des großen Weisen verschafft hätten, und au
dem Zusammentreffen der beiden genialen Männer bildete sich eine in
Freundschaft.

Die Biographie des Hippokrates weiß ferner von einer gelungene
des mazedonischen Königs Perdikkas II. Hippokrates und der be
dische Arzt Euthyphro wurden an das Bett dieses Fürsten gerufe
scheinend an einem schleichenden Fieber darniederlag, das sein

verzehren drohte. Hippokrates erkannte aber bald, daß der Sitz des Uebels im Herzen zu suchen sei und daß Perdikkas eine unglückliche Leidenschaft zu Phila, einer der Frauen seines verstorbenen Vaters gefaßt habe. Er machte daher den Vermittler der königlichen Liebe und heilte so schnell den Kranken. Sicher hat sich Hippokrates einige Zeit in Mazedonien aufgehalten; denn er versichert, in der mazedonischen Stadt Pella einen Krankheitsfall beobachtet zu haben. Die Heilung des Perdikkas wird jedoch dadurch einigermaßen verdächtig, daß dieselbe Geschichte später noch einmal am Hofe des syrischen Königs Seleukus vorkommt, wo der Kranke Antiochus, der Arzt Erasistratus, die Stiefmutter Stratonice ist.

Es hat den Anschein, als ob sich Hippokrates gerade in seiner Blütezeit, also während des Peloponnesischen Kriegs, doch längere Zeit in Athen aufgehalten hätte. In der Rede, welche Thessalus, der Sohn des Hippokrates, vor dem athenischen Volke als Abgesandter seines Vaters gehalten haben soll, um den der abgefallenen Insel Kos von athenischer Seite drohenden Krieg abzuwenden, kommt auch folgende Stelle vor: „Als Ihr Alcibiades nach Sizilien sandtet und in der Volksversammlung die Rede auf einen Arzt gekommen war, der das Heer begleiten sollte, stand mein Vater auf und versprach, mich zur Pflege Euerer Körper mitgeben und meine Ausrüstung und meinen Unterhalt während der Dauer des Feldzugs aus seinem Vermögen bestreiten zu wollen." Diese Notiz setzte also die Anwesenheit des Hippokrates in Athen für den Sommer des Jahres 415 voraus. Thessalus will drei Jahre im athenischen Heere gedient haben und dann, zur Belohnung mit einem goldenen Kranz beschenkt, seiner Verheirathung wegen nach Kos zurückgekehrt sein. Aber auch sein Vater kann nicht lange über 412 in Athen geblieben sein. Denn der erwähnte Abfall seiner Heimatinsel trug sich zwischen 412 und 407 zu und die Biographie erzählt, daß, wie auch Thessalus in seiner Rede gedroht hatte, Hippokrates die Thessalier zu Hülfe gerufen und dadurch die Kriegsgefahr von Kos abgewendet hätte. Nach einer Angabe Plutarch's wurde er vom Redner Antiphon sogar angeklagt und vom Gericht verurtheilt. Dies soll im Jahre 411 geschehen sein und paßt recht gut zu den anderen Angaben über seine Entfernung aus Athen.

Hippokrates kehrte nach Kos zurück und scheint sich dort eine Zeit lang mit Abfassung von Schriften beschäftigt zu haben. Daneben unterrichtete er aber auch zahlreiche Schüler, die sein Ruf nach Kos lockte. Hierüber besitzen wir das unumstößliche Zeugniß Plato's, der in seinem kurz nach Sokrates' Tod verfaßten Protagoras seinen Meister den jungen Hippokrates, der den Unterricht des Sophisten besuchen wollte, so anreden läßt: „Sage mir doch, was stellst Du Dir wol unter Protagoras vor und was willst Du werden, indem Du jetzt zu ihm hinzugehen vor hast, um ihm Honorar für Dich zu zahlen? Wie wenn Du z. B. gedächtest, Dich zu Deinem Namensvetter aufzumachen, dem Hippokrates von Kos, der zu den Asklepiaden gehört, um ihm Geld als Lohn für Dich zu entrichten, und Dich Jemand fragte: Was ist denn Hippokrates, daß Du ihm einen Lohn entrichten willst? Was würdest Du antworten?" — „Ich würde sagen: Arzt," erwiederte er. — „Was willst Du aber

werden?" — „Arzt." Zugleich sieht man aus dieser Stelle, daß sich Hippokrates, wie auch seine Kollegen, Lehrgeld von seinen Schülern zahlen ließ.

Die bereits erwähnte Eidesformel, durch welche Hippokrates seine Schüler verpflichtet haben soll, lautet der Hauptsache nach wie folgt. „Ich schwöre bei Apollo, dem Heilgotte, bei Aeskulap, bei Hygiea und Panacea (ebenfalls einer Tochter Aeskulap's); ich nehme zu Zeugen alle Götter und Göttinnen, daß ich, soweit es von meiner Macht und Unterscheidungskraft abhängen wird, treulich diesen Schwur und diese niedergeschriebene Verpflichtung erfüllen will. Ich werde meinen Aeltern gleich denjenigen achten, welcher mich in der Heilkunst unterrichtet hat; ich werde für sein Auskommen besorgt sein und meine Güter mit ihm theilen, wenn es nöthig sein sollte; ich werde seine Söhne als meine eigenen Brüder betrachten und, wenn sie wollen, ihnen diese Kunst lehren ohne Bezahlung und ohne besonderen Vertrag. Ich will an den allgemeinen Regeln, dem mündlichen Unterrichte und Allem, was sonst dazu gehört, Niemand theilnehmen lassen, als meine Söhne, die meines Lehrers und diejenigen, welche nach der Meldung auf das medizinische Gesetz schwören werden. Ich werde mich bemühen, nach meinem Vermögen und Urtheil durch Regelung der Lebensordnung die Leiden der Kranken zu lindern, und werde Alles vermeiden, was zu ihrem Verderben oder Nachtheil ausschlagen könnte. Nie werde ich Jemanden eine tödliche Arznei verabreichen, auch nie einen darauf bezüglichen Rath ertheilen . . . Meinen Lebenswandel und meine Kunst werde ich rein und heilig erhalten. Den Stein werde ich nie schneiden, sondern die an diesem Uebel Leidenden an die Steinschneider weisen. In welche Häuser ich auch gehen mag, werde ich es thun zum Nutzen der Kranken, mich fern haltend von jedem Unrecht, besonders von Verführung des weiblichen und männlichen Geschlechts, Freier und Sklaven. Wenn ich aber während der Behandlung oder auch außerdem in Bezug auf das Leben der Leute Dinge sehen oder hören werde, die nicht veröffentlicht werden dürfen, so will ich sie verschweigen, dieselben als Geheimnisse ansehend."

Auch was das äußere Auftreten des Arztes anlangt, gab Hippokrates seinen Schülern bestimmte Regeln und verlangte nach Galenus, daß sie sich des größten Anstandes befleißigen und Alles vermeiden sollten, was auf die Kranken einen unangenehmen Eindruck machen könnte. Ihr Benehmen sollte ruhig und gemessen sein, fern von Wichtigthuerei und Kriecherei. „Auch die Kleidung," heißt es, „soll nach demselben Grundsatze die Mitte halten und nicht so kostbar sein, daß sie auf Hoffahrt hindeutet, aber auch nicht schmuzig und ganz gering, mit Ausnahme des Falles, daß der Kranke selbst zu denjenigen gehört, welche unmäßig entweder die Pracht lieben oder an der Knauserei ihre Freude haben."

Wie lange Hippokrates in seinem Vaterlande noch wirkte und schuf, wissen wir nicht. Der Tod hat ihn nicht dort, sondern in Thessalien ereilt. zu Larissa in sehr hohem Greisenalter zwischen 380 und 370 griechische Biographie sagt: „Er wurde begraben zwischen Gr wo man noch heutigen Tags sein Grabmal sieht; auf diese ein Schwarm Honig bereitender Bienen und die Kinder

mit diesem Honig die Schwämmchen ihrer Pfleglinge bei dem Grabe und befreiten dieselben dadurch von dem Uebel." Im Jahre 1857 wurde die medizinische Welt durch die Nachricht alarmirt, daß das Grab des Hippokrates wieder gefunden worden sei. Offizielle Nachforschungen ergaben indeß, daß der Entdecker, Namens Samartzides, die betreffende Inschrift nicht angetroffen, sondern selbst verfertigt hatte! Außer Thessalus trieb auch der andere Sohn Drako und der Schwiegersohn Polybus die Heilkunst.

Die Ungewißheit, welche die Lebensumstände des Hippokrates verdunkelt, erstreckt sich auch, und in noch weit höherem Grade, über seine im jonischen Dialekt geschriebenen Schriften. Vor und nach ihm haben in 300 Jahren sechs verwandte Asklepiaden von Kos denselben Namen geführt, und manche von den 72 Schriften, welche den Namen Hippokrates tragen, mögen von jenen herrühren. Außerdem erlaubten sich die beiden Söhne und der Schwiegersohn des großen Hippokrates die Werke desselben mit eigenen Zusätzen herauszugeben und stellten die Notizen, welche sich der Verstorbene auf Wachstafeln zu seinem Privatgebrauche gemacht hatte, zu besonderen Werken zusammen. Die Verwirrung wurde noch mehr gesteigert durch die Sammelwuth der Ptolemäer und Attaliden, unter denen der hohe Preis, welcher für Werke des Hippokrates gezahlt wurde, die Gewinnsucht zur Fälschung verführte. Galenus nennt einen gewissen Mnemon aus Pamphylien als Verkäufer angeblich hippokratischer, von ihm verbesserter und vermehrter Bücher. Schon im Alterthum beschäftigte man sich deshalb mit der Frage über die Echtheit der einzelnen Werke und Palladius aus Alexandria (im 7. Jahrhundert) hielt nur elf der dem berühmten Hippokrates zugeschriebenen Werke für echt. Gegenwärtig gelten ohne größere Zweifel als Eigenthum vom Zeitgenossen Plato's zuerst das erste und dritte Buch von den Epidemien oder Landseuchen; dann die Prognostik oder die Lehre von den Vorzeichen, und die Aphorismen, 400 kurze Vorschriften aus der praktischen Heilkunde enthaltend. Ebenso sicher steht das Werk „Ueber den Einfluß der Gewässer, Luftströmungen und Ortsbeschaffenheiten", von dem die alten Ausleger des Aristophanes angenommen haben, daß es gleich nach 422 bereits in Athen bekannt war, weil sie eine Stelle in den „Wolken" als einen Hieb des Lustspieldichters auf den Arzt ansahen. Nur theilweise anerkannt wird die Echtheit der Schrift „Ueber die Diät in hitzigen Krankheiten". Besser steht es dagegen mit den Abhandlungen von den Knochenbrüchen und den Kopfwunden. Den zwei Büchern „Von den Vorhersagungen" und den „Koischen Vorhersehungen" will man theils einen früheren, theils einen späteren Ursprung beilegen. Auch der „Eidschwur" steht in seiner Autorität nicht fest.

Wie Galen versichert, zeichnen sich die echt hippokratischen Schriften durch Kürze und Gedrängtheit des Ausdrucks und durch die Wahl verständlicher, im gewöhnlichen Leben gebrauchter Worte aus.

Der große Ruhm des Hippokrates, seine Beinamen „Vater der Arzneikunde", „Fürst der Aerzte", „göttlicher Hippokrates", haben ihren Grund in dieser Sammlung nachgelassener Werke. Worin besteht nun aber, hören wir fragen, das Charakteristische, Schöpferische, echt Hippokratische, wodurch die Verdienste dieses Mannes Unsterblichkeit erlangt haben?

Hippokrates durchdrang die rohe Empirie, das rein erfahrungsmäßige Verfahren der damaligen Heilkunst mit philosophischem Geiste, erhob dieselbe erst zur wahren Wissenschaft. Als Philosoph war er aber keineswegs Anhänger einer bestimmten Schule, auch legte er seiner Methode keine luftige Theorie zu Grunde; sondern er suchte aus treuer Naturbeobachtung allgemeinere Resultate zu gewinnen und besonders die Krankheit als eine durch bestimmte äußere Gesetze wirkende und nach äußeren Gesetzen heilbare aufzufassen. Seine Medizin geht deshalb auch sofort auf die Krankheit los. Diese schaute er nicht, wie z. B. die gnidischen Aerzte, als ein Zusammentreffen einzelner Zufälle an, sondern bereits als einen geschichtlich sich entwickelnden Prozeß. Die Krankheit war ihm etwas Materielles und entstand nach seiner Ansicht aus einem Krankheitsstoffe, der seine Gestaltungen durchläuft, bis er endlich durch die Heilkraft der Natur zur Ausscheidung oder Absetzung gelangt. Unter dem Stoff der Krankheit verstand er das durch äußere Einflüsse bis zum Krankhaften vermehrte oder veränderte Flüssige des Körpers. Die krankhafte Säftemischung beginnt mit dem Stadium der „Rohheit", in dem der Krankheitsstoff sich noch unbewegt und unverändert im Körper befindet. Darauf wird er von der Natur oder durch die Wärme verarbeitet und dies nannte er das Stadium der „Kochung". Die Hebung der Krankheit muß nun natürlich mit der Ausscheidung des Stoffes eintreten und diese hieß „Krisis". Richtig hatte er aber ferner beobachtet, was ihm heute jeder Laie nachspricht, daß die Wendung der Krankheit nicht so leicht zu einer Zeit eintritt, wie zur anderen und daß namentlich die Ausscheidungen zu gewissen Tagen am leichtesten erscheinen. Diese kritischen Tage, die er „hervorstechende" nannte, waren nach ihm der vierte, der siebente, der elfte, der vierzehnte, der siebzehnte und der zwanzigste.

Die Symptome der Krankheit stellte er als zusammengehörige, deutsame Glieder der Krankheitsentwicklung dar und wurde so der Schöpfer der Diagnose. Zugleich ging er noch einen Schritt weiter, indem er die einzelnen Erscheinungen und Zeichen für Merkmale des kommenden Ausgangs nahm und somit nach denselben die größere oder geringere Gefährlichkeit des Falles vorherbestimmen lehrte. In dieser Hinsicht ist anerkanntermaßen Hippokrates der Lehrer aller Zeiten geworden. Ein gelehrter Fachmann schreibt über diese Leistungen des alten Meisters: „Jeder einzelne Ausspruch ist hier ein Blick aus der Seele in die Seele, und bewährt die Reichhaltigkeit und Ausdehnung seiner Erfahrung, die Kunst und den Geist seiner Anschauungsgabe. Alle spätere Erfahrung, in allen Zeiten, allen Klimaten, hat die seinige auf die wundersamste Weise bestätigt und niemals ist echte Beobachtung mit der seinigen in Widerspruch getreten außer in dem, worin sich die leibliche Beschaffenheit des Menschengeschlechts oder der temporäre oder lokale Genius der Krankheiten geändert hat." Ein Sätze werden die Wahrheit des Gesagten fühlen lassen.

„Zuerst betrachte man des Kranken Gesicht, ob es nämlich einem und dann, ob es sich selbst gleiche. Denn letzteres ist am b höchst gefährlich, wenn es sich selbst gar nicht mehr gleich i in diesem Falle so aus. Die Nase ist spitzig, die Augen l die Schläfe sind eingefallen, die Ohrläppchen vorgebo

Stirne ist hart, gespannt und trocken, und die Farbe des ganzen Gesichtes bleich oder schwarz und grau oder bleifarben. Sieht das Gesicht schon im Anfange der Krankheit so aus, so erkundige man sich, ob der Kranke etwa gewacht habe oder dünnleibig oder ausgehungert sei. Bejaht er etwas hiervon, so ist's weniger gefährlich und entscheidet sich binnen Tag und Nacht. Versichert er dagegen, daß er von Allem nichts an sich habe und es ändert sich in der angezeigten Frist nicht, so wisse man, daß der Tod in der Nähe sei".

„Von dem Halten der Hände merke man, daß es schlimm und tödlich sei, wenn die Kranken mit den Händen vor das Gesicht fahren oder um sich greifen, als ob sie Fliegen fingen, oder Kleinigkeiten aufsuchen, oder Flocken von den Kleidern zupfen oder auch kleine Splitter von der Wand ablesen."

„Es ist in den Fiebern oder auch anderen Krankheiten unbedeutend, wissentlich zu weinen, gefährlicher aber ist es, wider Willen zu weinen. Es ist böse, wenn bei einem Fieberkranken der Schweiß ausbricht und das Fieber doch nicht nachläßt; denn dann zieht sich die Krankheit in die Länge".

Unter den schädlichen Einflüssen, welche den Krankheitsstoff im Körper erzeugen, stellte Hippokrates die sogenannten entfernten, wie die Lage der Wohnungen, die Himmelsgegenden, die Temperatur, die Feuchtigkeit, die Luft, die Winde, das Wetter, obenan und faßte so, abgesehen von der individuellen Empfänglichkeit des Einzelnen, den Menschen als integrirendes Glied des Ganzen, im direkten Zusammenhang mit der Natur. Diesen Gedanken und nicht, wie Galen meinte, irgend eine Stelle aus einer nicht mehr vorhandenen Schrift, hat auch Plato im Auge gehabt, wenn er in seinem „Phädrus" Sokrates sagen läßt: „Glaubst du wol, daß man die Natur der Seele nur einigermaßen kennen lernen kann ohne die Natur des Ganzen?" worauf Phädrus antwortet: „Wenn man dem Asklepiaden Hippokrates glauben darf, so geht es nicht einmal in Bezug auf den Körper ohne diesen Umweg." Nur ging Hippokrates in dieser allerdings sehr wichtigen und heute noch von manchem Arzte unterschätzten Frage zu weit, indem er in gewissen Städten auf jede Windrichtung andere Krankheitserscheinungen eintreten ließ, sogar die Wirkung des Wassers von den Himmelsgegenden und Winden abhängig machte und überhaupt den menschlichen Organismus den Einwirkungen des Planeten gegenüber gar zu leidend und widerstandslos darstellte.

Neben den natürlichen Einflüssen, die zur Krankheit führen und in der Krankheit wirken, denkt Hippokrates aber auch an die unmittelbare Einwirkung der Gottheit in und durch die Natur des Menschen selbst. Offen spricht er diese Ansicht aus in der Schrift über die Luft, das Wasser u. s. w., wo es von den Scythen heißt: „Mir scheinen jedoch diese Krankheiten, sowie alle anderen, etwas zu sein, das von Gott kommt. Es ist auch wol keine mehr göttlich als die andere, noch auch mehr von den Menschen; sondern alle rühren von der Gottheit her, da eine jede darunter ihre innere, wirksame Natur hat, und nichts wird ohne diese thätige Natur." Ebenso giebt er anderswo den Rath, bei Krankheiten, die trotz aller ärztlichen Hülfe ein plötzliches unglückliches Ende nehmen, zu erforschen, ob nicht etwas Göttliches zu Grunde liege. Die Unheilbarkeit erscheint ihm als natürliche Folge des Nichtwollens der Gottheit oder, mit anderen Worten, eine Weigerung der Natur selbst. Nimmt man dazu den ihm auch zugeschriebenen Ausspruch:

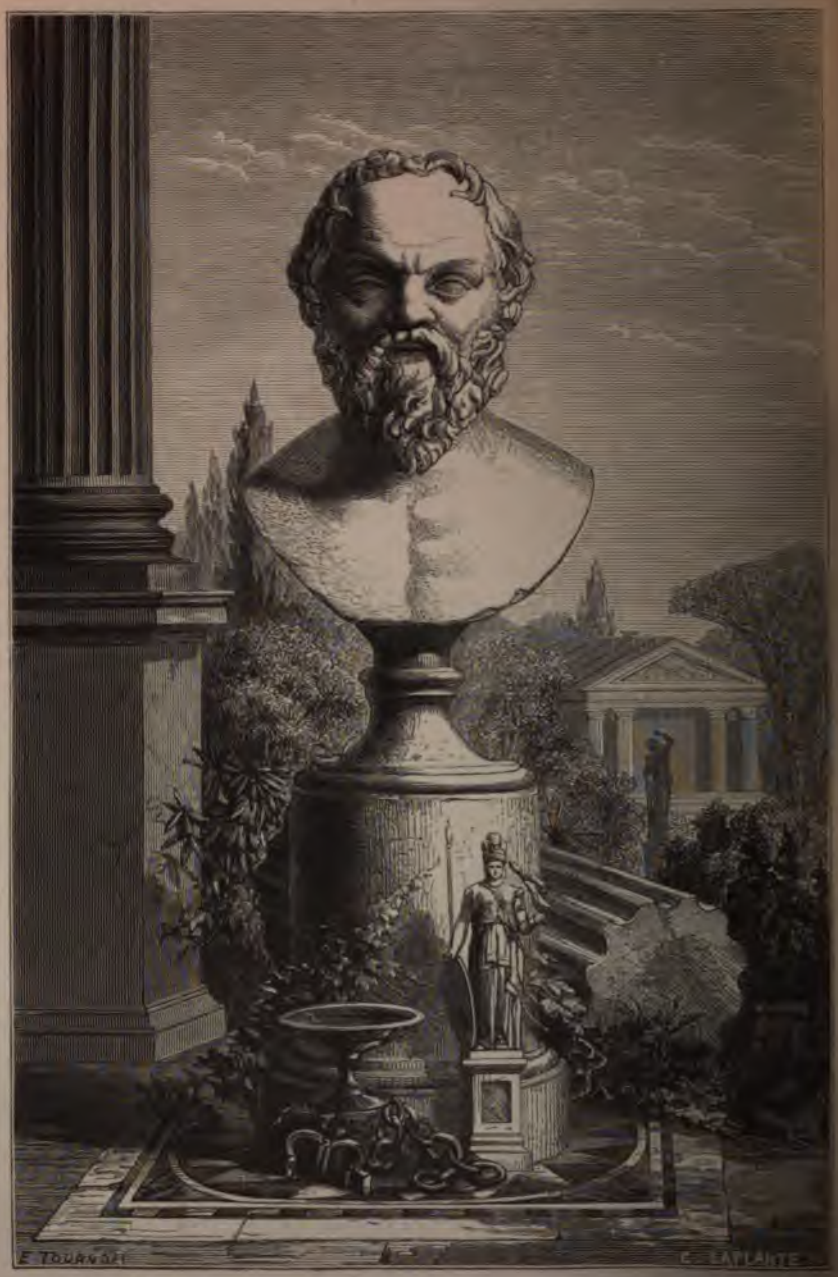
„die Naturen sind die Aerzte der Krankheiten", so weiß man im Voraus, welchen Weg der geniale Denker bei der Heilung der Krankheiten einschlagen mußte. Er wußte, daß alle Bewegungen der Natur auf Wiederherstellung des normalen Zustandes abzwecken. Wenn also die Kraft des Uebels die Natur überstieg, so enthielt er sich des Eingreifens und gab das dem Tode Verfallene auf; im milderen Falle handelte er nach dem Stande der vorhandenen Naturheilkräfte, um dieselben durch die Kunst zu unterstützen. Große Sorgfalt wendete er auf die Regelung der Krankendiät. Er gab zuerst die genauesten Vorschriften über den Gebrauch des Luftgenusses, der Milch, des kalten und warmen Wassers, der Bäder, des Weines, der Umschläge, der Bewegung u. s. w. Zu trinken empfahl er den Kranken besonders die Ptisane, einen Gerstengrützabsud; daneben auch Honigwasser und Sauerhonig. Die ganze Apotheke des Hippokrates enthielt kaum 60 — 70 Mittel, unter denen Nieswurz und Wolfsmilch eine Hauptrolle spielten. Doch verschmähte er auch nicht das männliche Eingreifen gemäß dem von ihm ausgesprochenen Grundsatze: „Was die Arznei nicht heilt, heilt das Eisen, was das Eisen nicht heilt, das Feuer, was das Feuer nicht heilt, ist unheilbar." Denn auch die Chirurgie wurde von Hippokrates mit neuen Wahrnehmungen und Operationen bereichert. Man trifft bei ihm schon eine künstliche Verbandlehre; die Brüche und Verrenkungen wurden mit Schienen und Laden behandelt; ja er kennt schon die Trepanation und schlägt eine rationelle Behandlung der Klumpfüße vor. Freilich konnte die Chirurgie zu seiner Zeit keine großen Fortschritte machen, da es fast ganz an anatomischen Kenntnissen fehlte. Die Religion hinderte die Studien an Leichnamen; sie verlangte gebieterisch das baldige Beerdigen, als nothwendige Bedingung der ohnehin geringen Seligkeit, und der Forscher mußte sich begnügen mit dem Seziren von Thierkörpern, der Zusammenstellung nackter Knochen zum Skelette, und den bei Brüchen gemachten Erfahrungen. Pausanias erzählt übrigens von einer ehernen Figur, die Hippokrates dem Tempel zu Delphi geweiht hatte. Sie sei die Nachbildung eines Mannes gewesen, „an dem das Fleisch so abgeschwunden war, daß nur die Knochen übrig blieben." Diesem Skelette sollte Phayllus, der phocische Anführer im Heiligen Kriege, im Traume sich gleichen gesehen haben und kurz darauf an der Schwindsucht gestorben sein.

Hippokrates kannte auch keinen Unterschied zwischen Arterien und Venen. Ebenso wenig wußte er etwas von den Nerven und deren Bestimmung. Das Gehirn war ihm ein Organ zur Schleimabsonderung.

Trotzdem soll seine Größe unangetastet bleiben! Die spätere Zeit wuchs und nahm zu an gelehrtem Wissen und der innere Bau des menschlichen Leibes öffnete sich immer deutlicher den Blicken des wißbegierigen Forschers. Aber Niemand hat den koischen Asklepiaden übertroffen in der Sicherheit des unbefangenen Blickes, in der Untrüglichkeit ärztlicher Sehergabe, und vielleicht noch oft wird sich wiederholen, was schon mehrmals vorgekommen ist, daß jeder Abfall von Hippokrates schließlich wieder zu ihm zurückführt.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATIONS



Göll, „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sokrates.

Nach einer Büste im Antiken-Museum des Louvre zu Paris.

Die Akropolis von Athen.

V.

Sokrates.

(471—399 v. Chr.)

Sokrates ist der größte Sophist, wie der Kreis die größte aller Figuren, die gleichen Durchmesser haben.

K. F. Hermann.

Die Nachfolger des Thales in der philosophischen Naturbetrachtung richteten ihr Hauptinteresse lange Zeit auf die Erklärung des Entstehens und Vergehens der Dinge und ihrer Bewegung. Aber es gelang ihnen nicht, dem todten Stoffe selbstthätige Kraft nachzuweisen und die abstrakten Begriffe mit dem Pulsschlage des Lebens und den Wundern der Erscheinungswelt in Einklang zu bringen. Und so lange der Schlüssel zum Verständnisse nicht gefunden war, so lange ruhte der Bann der Blindheit auf der zum Himmel empor blickenden Menschheit, so lange stand der homerische Olymp mit seinem bunten Götterreigen unerschüttert. Das große Wort „der denkende Geist ist der Ordner des Alls" sprach zuerst Anaxagoras aus. Von dem jonischen Klazomenä um die Zeit der Perserkriege nach Athen gekommen, griff er mit ein in das gerade damals sich reich entfaltende geistige Leben und übte auf Perikles, Thucydides, Themistokles und Euripides, mit denen er eng verbunden war, bedeutenden Einfluß. Das absolute geistige Prinzip dachte er sich frei waltend, mit keinem Dinge gemischt, aber aller Dinge im Großen und Kleinen mächtig. Allein die Welt galt ihm für unerschaffen und ewig und stand dem Walten des Geistes überall als Schranke gegenüber; dieser war blos der Beweger der Materie und wurde von ihm nur zur Hülfe genommen, wo er die Nothwendigkeit der Erschei-

nungen aus Naturursachen nicht abzuleiten vermochte. Auch war es weniger der große Fortschritt in der Erkenntniß selbst, als die Konsequenzen desselben in Bezug auf den polytheistischen Glauben, welche endlich den religiösen Fanatismus gegen Anaxagoras, als das Haupt der atheniſchen Lichtfreunde, aufstachelten. Hatte er doch unter Anderem gesagt, die Sonne sei eine glühende Masse und größer als der Peloponnes, der Mond aber trage Wohnungen, Berge und Thäler! Er wurde eingezogen, nur mit Mühe durch Perikles gerettet und ging von Athen nach Lampsakus, wo er hochgeehrt im 72. Jahre gestorben sein soll.

Doch sein Prinzip, daß der Geist das Höhere sei gegenüber der Erscheinungswelt, übte einen unwiderstehlichen Zauber. Uns dünkt freilich jene Wahrheit trivial, weil wir im Glauben an dieselbe und in ihrer praktischen Anwendung aufwachsen. Dort hingegen freuten sich die gebildetsten Geister der Nation über die neugewonnene Macht und übten dieselbe in fast knabenhaftem Uebermuth an allen vorhandenen Verhältnissen, Ordnungen und Satzungen. Und die Zeit in der die Sophisten — denn so nannte man die Vertreter der Richtung — lebten, war trefflich dazu geeignet, ihrem verneinenden, zerstörenden Streben die Hand zu bieten; ja, man hat mit Recht behauptet, daß sie so recht eigentlich Kinder ihrer Zeit waren, insofern sie nur theoretisch aussprachen und zu begründen suchten, was die Zeitgenossen längst im politischen und bürgerlichen Leben praktisch befolgten. Der antike Staat ruhte auf dem Gedanken, daß der Bürger, als untergeordneter Theil des großen Ganzen, die persönlichen Ansprüche seines Ichs der Sorge um die Wohlfahrt des Vaterlandes nachsetze, seine einzige Freude finde in dem Mitgenusse der allgemeinen, öffentlichen Güter und in dem Bewußtsein treuer Pflichterfüllung. Wie weit von diesem Ideale war das atheniſche Leben bis zum Zeitalter der Sophisten zurückgegangen! Besonders der Peloponnesische Bruderkrieg hatte den Rest der alten Bürgertugend aus den Gemüthern getrieben und dafür der schrankenlosesten Selbstsucht Thür und Thor geöffnet. Man erkennt dies aus der Schonungslosigkeit, mit welcher eine politische Partei die andere verfolgte, tödtete, verbannte, aus den vielen Beispielen von Verrath und Meineidigkeit um des schnöden Gewinns willen, aus der Genußsucht, der Bestechlichkeit, dem Wankelmuth des großen Haufens und der Eitelkeit und dem Ehrgeize seiner Leiter: überall geht das Privatintereſſe des Einzelnen über das allgemeine Wohl, überall setzt sich die Willkür des individuellen Wollens über die hergebrachte Ordnung in Gesetz, Religion und Sitte hinweg. Wie nahe mußte sich also die Verachtung gegen alles Herkommen, die im Geiste der Zeit lag, mit der gegen jede Autorität sich auflehnenden sophistischen Reflexion berühren! Natürlich mußte aber auch das Niederreißen aller alten Formen, die sich die Kultur gebildet hatte, in vielfacher Hinsicht die sittliche Verderbniß der Zeitgenossen noch vergrößern, da die Sophisten, gleich den Encyklopädisten der Aufklärungsperiode im 18. Jahrhunderte, die leer gewordenen Stellen des Gemüths mit keinem positiven Inhalte wieder ausfüllten.

Doch haben die Sophisten das große Verdienst, daß sie nicht nur Masse von Kenntnissen unter das Volk gebracht haben, sondern auch zu discher Behandlung vieler wissenschaftlichen Fächer erst den Grund gelegt züglich bereicherten und berichtigten sie die Sprache und wurden

ıd Bildner der attischen Prosa; daneben untersuchten sie die Denkgesetze des enschlichen Geistes und waren Meister der Logik, Dialektik und Rhetorik.)agegen trat bei ihnen die philosophische Naturforschung in den Hintergrund, enn auch manche von ihnen durch ihre astronomischen, mathematischen und aturwissenschaftlichen Kenntnisse berühmt waren. Ueberhaupt kam es den ertretern dieser Richtung ja weniger auf Stoff und Inhalt des Wissens, als uf die Form an. Diese bestrebten sie sich ins Auge zu fassen und zu entwickeln; e suchten Alles nach bestimmten Regeln und Kategorien zu bemessen, Alles uf ihr eigenes Maß und Gesetz zurückzuführen und ihr Haupttriumph bestand arin, über jeden Gegenstand in neuer und erschöpfender Weise sprechen zu önnen, wozu allerdings ein hoher Grad von Vielwisserei gehörte. Ihr ganzes Verfahren sich theoretisch der Gegenstände zu bemächtigen kann man also weniger eine wissenschaftliche Methode nennen, als eine wirkliche Kunst und demgemäß war auch ihr Auftreten der Welt gegenüber mehr dem sich produzirender Künstler und Virtuosen ähnlich, als dem ihrer Wissenschaft in stiller Zurückgezogenheit lebender Gelehrten. Sich selbst den Namen „Sophisten", d. h. „Weisheitslehrer", beilegend zogen sie von Stadt zu Stadt, stellten ihre Kenntnisse in öffentlichen Reden zur Schau und erboten sich, gegen Bezahlung ihre Künste und Geheimnisse Jedermann zu lehren. Am meisten liebten sie es, bei feierlichen Festen aufzutreten und sich nach Art der Improvisatoren das von ihnen zu behandelnde Thema von der Versammlung aufgeben zu lassen. Gorgias und Hippias erschienen bei solchen Gelegenheiten in Purpurgewändern. Von Letzterem sagt Philostratus in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Sophisten: „Der Sophist Hippias aus Elis hatte ein so starkes Gedächtniß, daß er 50 Worte, die er nur einmal hörte, auswendig nachsagen konnte in derselben Ordnung, in welcher er sie gehört hatte. Er flocht in seine Reden auch Lehren der Geometrie, Sternkunde, Musik und Regeln über die rythmische Anordnung der Rede ein; auch sprach er über die Maler- und Bildhauerkunst. Dies that er in anderen Städten; in Lacedämon dagegen redete er vom Ursprung der Städte, ihren Kolonien und Thaten, weil die Lacedämonier bei ihrem Streben nach der Herrschaft an dergleichen Reden Gefallen fanden. Er büßte nirgends seinen Ruhm ein, wo er vor dem Volke sprach und Vorträge hielt, sondern erwarb sich am meisten Geld unter allen Sophisten und wurde in großen und kleinen Städten mit dem Bürgerrechte beschenkt." Plato und Cicero erzählen außerdem übereinstimmend, daß er vor der olympischen Festversammlung sich gerühmt habe, nicht nur alle Wissenschaften vollständig zu verstehen, sondern auch alle seine Kleider, den Ring an seinem Finger und die Schuhe an seinen Füßen selbst verfertigt zu haben!

So schied sich denn damals zuerst die Gelehrsamkeit als besonderer Beruf und Stand vom bürgerlichen Leben aus; aber die auf Erwerb gerichtete, handwerksmäßige Manier, in der es geschah, that den Sophisten von vornherein großen Abbruch in den Augen ihrer hochmüthig jede Lohnarbeit verachtenden Landleute. Plato vergleicht sie mit herumwandernden Taschenspielern und Gauklern; Sokrates nennt sie Krämer, die mit den Gütern der Seele Handel treiben; Isokrates, der selbst die Schulen des Gorgias und Tisias besucht hatte, klagt ihre Gewinnsucht und ihre verlockenden Versprechungen.

Doch wenn auch die Aelteren und die Anhänger des Alten bedenklich den Kopf schüttelten, so strömte die Jugend massenhaft ihrem Unterrichte zu. Gab es für diese auch etwas Verführerischeres, als die Kunst, Alles und Jedes vom Richterstuhle des prüfenden Verstandes aus zu beurtheilen und es bestehen oder fallen zu lassen, je nachdem es die Prüfung aushielt oder nicht? Konnte sich der künftige Demagog eine bessere Schule wählen, als eine solche, wo er nach Plato lernte, im Volke jede Stimmung und Leidenschaft zu erregen, es zu erzürnen und wieder zu besänftigen, wie ein großes, starkes Thier es wild zu machen und zu zähmen, seinen Launen zu huldigen, was ihm gefiel, gut, was ihm mißfiel, schlecht zu nennen, zu verleumden und Verleumdungen zu entkräften, außerdem aber noch vor Gericht jeder schlechten Sache zum Siege zu verhelfen? Es ist wahr, die Sophisten sprachen auch von Tugend; ja von Prodikus besitzen wir noch die durch anmuthige Form und sittlichen Gehalt ausgezeichnete Dichtung von Herakles am Scheidewege zwischen Tugend und Laster. Wie seine Kollegen benutzte aber auch dieser seine den Heros versittlichende Allegorie als Prunkstück auf seinen Wanderungen, womit er „wie Orpheus und Thamyris" die Zuhörer bezauberte, und wenn überhaupt die Sophisten über die Tugend, als eine besondere Kunst, deklamirten, so bezeugten sie schon dadurch ihren Zweifel an der Richtigkeit der hergebrachten Sitte und Moral, an deren Stelle sie als höchstes und einziges Prinzip die Lust und den Vortheil des Ichs zu setzen pflegten!

Der erste Sophist, welcher für Geld unterrichtete, war Protagoras aus Abdera, blühend ums Jahr 440 v. Chr. Er verlangte in Sicilien und Athen 100 Minen oder 2500 Thaler für den Lehrkursus und erwarb sich auf diese Weise nach Plato's Zeugniß ein bedeutendes Vermögen. Mehrere Schriftsteller erzählen, wie er einst doch um das bedungene Honorar auf sonderbare Weise gebracht wurde. Euathlus, ein reicher Jüngling, dem es um Erlernung der gerichtlichen Beredsamkeit zu thun war, hatte sich ihm in die Lehre gegeben, die Hälfte des Schulgeldes vorausbezahlt und die zweite Hälfte an dem Tage zu zahlen versprochen, wo er den ersten Prozeß gewinnen würde. Nachdem er nun lange den Unterricht besucht, auch ganz tüchtige Fortschritte gemacht hatte, übernahm er doch weder eine Anklage noch eine Vertheidigung vor Gericht und Protagoras vermuthete endlich, daß er geflissentlich die Probe hinauszöge, um der Zahlung zu entgehen, und wurde klagbar. Ja er war seiner Sache so gewiß, daß er im Vortermine des Prozesses sich an den jungen Mann wendete und ihm darthat, daß er in jedem Falle zu seinem Honorare kommen müsse. „Denn", sagte er, „wird gegen Dich entschieden, so erhalte ich die Geldsumme als Gewinner des Prozesses, fällt aber das Urtheil günstig für Dich aus, so hast Du mir unserem Vertrage gemäß zu zahlen, weil Du dann Deinen ersten Prozeß gewonnen hast." „Ich halte mich an Deine eigene Beweisführung", antwortete Euathlus, „und werde in keinem Falle das Geld bezahlen. Denn wenn die Richter mir Recht geben, brauche ich Dir nichts zu entrichten; verliere ich aber den Prozeß, so bin ich Dir ja nichts schuldig, weil ich meinen ersten Prozeß nicht gewonnen habe." So sah sich der Meister überlistet und das Gericht schob seine Entscheidung hinaus und immer wieder hinaus, weil dieselbe voraussichtlich

ja selbst aufheben mußte, sie mochte ausfallen wie sie wollte! Protagoras ach es bestimmt aus, der Mensch sei das Maß aller Dinge und alles Wissen auf Empfindung und Wahrnehmung beschränkt. Seine Schrift über die ötter begann mit den Worten: „Von den Göttern kann ich nicht wissen, ob sind oder ob sie nicht sind; denn Vieles hindert uns, dies zu wissen, sowol Unklarheit der Sache, als auch die Kürze des menschlichen Lebens.“ Um eser Grundsätze willen wurde der Sophist aus Athen verbannt; seine Schriften rurtheilte man zur Verbrennung durch Herolds Hand. Protagoras selbst soll f der Flucht seinen Tod in den Wellen gefunden haben.

Auch der bereits genannte Gorgias forderte 100 Minen von jedem Schüler. Er war als Gesandter seiner während des Peloponnesischen Krieges on den Syrakusanern hart bedrängten Vaterstadt Leontini nach Athen gekommen und fand dort einen so fruchtbaren Boden für seine wissenschaftliche Thätigkeit, daß er nach Vollziehung seines Auftrags und nach seiner Rückkehr nach Sicilien bald wieder kam und ganz Griechenland lehrend durchwanderte. Besonders einträglich war sein Aufenthalt in Thessalien und seine Eitelkeit so groß, daß er sich in Delphi ein Standbild aus gediegenem Golde errichten ließ! Uebrigens unterschied sich Gorgias dadurch von den anderen Sophisten, daß er offen aussprach, das Wesen der Dinge sei weder erkennbar noch mittheilbar, und sich darauf beschränkte, seine Schüler zu tüchtigen Rednern heranbilden zu wollen. Er soll ein Alter von mehr als hundert Jahren erreicht haben. Auch sein Schüler Polus aus Agrigent sammelte Schätze und Hippias aus Elis soll von einer Reise nach Sicilien mehr als 3000 Thlr. zurückgebracht haben. Doch sank der Preis der geistigen Waare schnell und bedeutend. Euenus aus Paros, dessen Plato in seiner Vertheidigung des Sokrates erwähnt, begnügte sich mit fünf Minen und zu Isokrates' Zeit nahmen die Sophisten nur noch drei bis vier.

Doch damals war der ganze Rausch, der die Geister ergriffen hatte, bereits verflogen. Alle Konsequenzen, die sich aus der subjektiven Willkür des Verstandes ziehen ließen, waren gezogen. Das bürgerliche Recht und der Staat war als Ergebniß der Konvention und als Eingriff des stärkeren oder regierenden Theils in die Menschenrechte hingestellt worden; der religiöse Glaube galt für eine Erfindung schlauer Staatsmänner, die rücksichtslose Befriedigung der Lust als das Recht Jedermanns. Rechnet man hinzu, daß das Resultat einer mehr als hundertjährigen Geistesarbeit durch die sophistische Aufklärung auf weiter nichts hinaus lief, als auf den Satz, daß eine objektive Wahrheit überhaupt nicht vorhanden sei und daß alle Erkenntniß auf sinnlicher Wahrnehmung beruhe, so erkennt man die Trostlosigkeit dieses Zustandes und würdigt das Verdienst des Mannes, der aus dieser Gährung und Verwesung einen sittlichen Kern für die Zukunft rettete und den Grund zu einer neuen, echt wissenschaftlichen Methode legte.

„Wir wissen viel genauer, was Sokrates war, als wie er Sokrates wurde“, sagt ein Gelehrter der neueren Zeit und meint damit, daß uns keine klarere Einsicht in die Jugendzeit des Sokrates erlaubt ist, als in die der meisten alten Philosophen. Als seinen Vater bezeichnen die Alten einstimmig Sophroniskus, einen Bildhauer, dessen Name weiter durch seine [illegible] als durch seinen berühmten Sohn auf uns gekommen [illegible] Mutter

Phänarete und trieb das Geschäft einer Hebamme. Der Geburtstag des Sokrates wird gewöhnlich in den Mai des Jahres 469 v. Chr. gesetzt, ist aber vielleicht richtiger um zwei bis drei Jahre zurückzudatiren, da ihn Plato in der im Jahre 399 gehaltenen Selbstvertheidigung sein Alter auf höher als 70 Jahre angeben läßt. Sein Vater war keineswegs wohlhabend und selbst die 80 Minen, welche er nach dem Zeugnisse des im 4. Jahrh. n. Chr. lebenden Sophisten Libanius hinterließ, sollen dadurch verloren gegangen sein, daß sie Sokrates unvorsichtig verborgte. Dennoch scheint dieser keine unedle Erziehung genossen zu haben. Wenigstens läßt ihn Plato in dem Gespräche „Krito" selbst auf den ihm von seinem Vater ermöglichten Unterricht in den gymnastischen und musischen Künsten hinweisen. Wie Plutarch berichtet, hätte Sophroniskus durch einen Orakelspruch den Befehl erhalten, den Neigungen seines Sohnes in der Wahl seines Berufes nicht die geringste Gewalt anzuthun. Doch ist es kaum zweifelhaft, daß Sokrates die Kunst seines Vaters erlernt hat. Der Skeptiker Timon, der über alle Philosophen seinen beißenden Spott ausgegossen hat, nennt ihn einen „Steinmetz" und der Reisebeschreiber Pausanias will noch die Statuen der bekleideten Charitinnen vor dem Eingang zur Akropolis in Athen gesehen haben, welche man dem Meißel des Sokrates zuschrieb. Daneben wird sein ungemein reger Wissenstrieb ihn bald den Vertretern der verschiedenen geistigen Richtungen zugeführt haben, an denen seine Vaterstadt so reich war. Bestimmte Lehrer lassen sich nicht für seine Jugendzeit angeben; wahrscheinlich hat er auch mehr durch persönlichen Verkehr mit den einsichtsvollsten Zeitgenossen sich geistig fortzubilden gesucht, als durch feste Schülerverhältnisse. Außerdem war ja auch der athenische Buchhandel damals bereits so weit entwickelt, daß sich der Wissensdurst leicht befriedigen ließ. Höchst interessant für seinen autodidaktischen Bildungsgang sind für uns ein Paar Stellen Plato's. Im „Phädo" sagt er zu Cebes, er sei in seiner Jugend sehr begierig auf die jonische Naturphilosophie gewesen und auf die von derselben versuchte Lösung aller Geheimnisse des Entstehens und Vergehens der Dinge. Allein nachdem er alle Theorien über die Entstehung der Geschöpfe und die einzelnen Funktionen des menschlichen Gehirns, auch über die Erscheinungen am Himmel und auf Erden studirt habe, sei er so verwirrt dadurch geworden, daß er sogar seine früheren einfachen Ansichten über diese Probleme vergessen hätte. Da habe er einst ein Stück aus dem Hauptwerke des Anaxagoras vorlesen hören und sich gefreut, die Behauptung zu vernehmen, daß das Universum von einem denkenden Geiste als dem Urgrunde geordnet werde; denn nun, habe er geglaubt, würde er nicht blos von der Gestalt der Erde und der Beschaffenheit der Himmelskörper erfahren, sondern auch die letzten Gründe hören, warum Alles so und nicht anders eingerichtet sei; denn der höchste Geist setze auch die höchste Vollkommenheit des Geschaffenen voraus. Aber auch in Anaxagoras habe er sich arg getäuscht; denn bei näherer Einsicht des Buches habe er gefunden, daß auch dieser Weise zur Erklärung der Erscheinungen die Luft, das Wasser und andere mechanische Ursachen, den göttlichen Geist aber bei Seite lasse. Diese eigenthümliche das Praktische, Nützliche, hielt ihn auch später ab, sich mit tiefe schaftlichen Problemen zu befassen und in den Memorabilien

habe seinen Schülern den Rath ertheilt, sowol die Geometrie, deren er selbst mit Einschluß der schwierigen Lehrsätze kundig gewesen sei, und die Astronomie nicht weiter zu betreiben, als für das Haus und den gewählten Beruf hinreiche. „Sich in die Astronomie aber soweit zu vertiefen," fährt er fort, „daß man seine Zeit damit hinbringt, die Planeten und Fixsterne kennen zu lernen und ihre Entfernungen von der Erde, ihre Umlaufszeiten und Entstehungsgründe", davor warnte er auf das Ernsteste; denn er könne darin keinen Nutzen sehen, sagte er, wiewol er in diesen Dingen gar nicht unwissend war. Er sagte aber, solche Beschäftigungen reichten hin, die Lebenszeit des Menschen in Anspruch zu nehmen und ihn von vielen nützlichen Dingen abzuhalten. Ueberhaupt suchte er davon abzubringen, daß man über die himmlischen Einrichtungen nachgrüble, weil er glaubte, daß sie für die Menschen nicht zu ergründen wären, und daß derjenige nichts den Göttern Wohlgefälliges thue, der Dinge untersuche, welche jene nicht offenbaren gewollt hätten. Ja im „Phädrus" erklärt er, daß er deshalb nicht spazieren gehe, weil er von Bäumen und Gegenden nichts lernen könne! Dagegen nahm er noch als alter Mann bei einem gewissen Konnus Unterricht im Zitherspiel.

Wenn man aber bei dem Umgang des Meisters mit der weisen Priesterin Diotima aus Megara und der geistreichen Freundin des Perikles, Aspasia, an ein wirkliches Schülerverhältniß gedacht hat, so ist dies weiter nichts als ein vollständiges Verkennen der Verhältnisse. Sokrates, dem an der Menschenbildung, an der Versittlichung aller Lebensverhältnisse Alles gelegen war, suchte nicht nur von den einsichtsvollsten Männern durch freien Verkehr zu lernen, er wollte auch mit Frauen über Dinge sprechen, die in die Sphäre ihres Geschlechts einschlugen. So unterhielt er sich mit Diotima über Wesen, Ursprung und Zweck der Liebe, mit Aspasia über die Ehe und die Bildung des weiblichen Geschlechts. Daß er sich aber im platonischen „Menexenus" einen Schüler der schönen Milesierin in der Beredsamkeit nennt, ist nur ironisch zu nehmen; denn wer könnte es Ernst heißen, wenn er sagt: „Ich bin bei ihr in die Schule gegangen und habe beinahe Schläge von ihr bekommen, weil ich immer vergeßlich war."

Das Aeußere des Sokrates entsprach weder dem schönen Typus der hellenischen Rasse, noch der Vollkommenheit seines Genius. Bei Xenophon sowol als bei Plato wird sein Körper mehr dem eines Silenen als eines Apollo verglichen und namentlich der zu breiten Schultern, des Hängebauches, der vorquellenden Augen, der aufgestülpten Nase, des zu großen Mundes mit dicken Lippen Erwähnung gethan. Ja, wie Cicero an ein paar Stellen erzählt, machte der Physiognomiker Zopyrus, ein Lavater der damaligen Zeit, den man mit der sonderbaren Figur des Sokrates auf das Glatteis führte, aus den sich ihm darbietenden Merkmalen den Schluß, der Mann sei dumm und stumpfsinnig, nebenbei auch dem schönen Geschlechte zugethan! Als nun die Anwesenden in Gelächter ausbrachen, entschuldigte Sokrates den Kritiker mit dem Geständniß, jene Fehler seien ihm allerdings angeboren; er habe sie aber überwunden.

Im Jahre 432 v. Chr. fiel die auf der Chalcidischen Halbinsel gelegene Stadt Potidäa von den Athenern ab. Diese entsendeten ein Heer unter Kallias, das unter den Mauern der Stadt deren Einwohner sammt den peloponnesischen Hülfstruppen besiegte und nach zweijähriger Belagerung Potidäa eroberte. Der

damals ungefähr 39 Jahre alte Sokrates nahm an diesem Feldzuge Theil, ertrug nicht nur alle Strapazen auf das Mannhafteste, sondern rettete auch in der Schlacht dem jungen Alcibiades, seinem Zeltgenossen, das Leben, sodaß er für seine Tapferkeit einen Ehrenantheil an der Beute erhielt. Dort geschah es auch, daß er, wie Plato erzählt, einst so in Nachdenken über irgend etwas versunken war, daß er, ohne sich zu rühren, 24 Stunden lang auf einem Flecke stehen blieb.

Vielleicht schon damals, sicher wenigstens kurz darauf, muß Sokrates als Volkslehrer aufgetreten und bald auch zu allgemeinem Rufe gelangt sein. Denn bereits 422 erschienen „die Wolken" des Aristophanes, in welchen der geistreiche Komiker sich bestrebte, die Richtung des Sokrates dem Spotte und der Verachtung des Volkes preiszugeben. Die Art und Weise, in welcher dies geschieht, ist höchst auffällig. Während Sokrates alle naturphilosophischen Grübeleien als unnütz verwarf, erscheint er in dem Lustspiele als eifriger Anhänger der jonischen Schule. Sein Unterrichtszimmer ist mit astronomischen und geometrischen Instrumenten, auch mit einer Landkarte ausgestattet und er selbst sitzt in einer Hängematte, vertieft in Beschauung des Himmels. Dann leugnet er die Existenz des Himmelskönigs sammt den übrigen Volksgöttern und setzt an ihre Stelle die Wolken und den ätherischen Umschwung; ja er verbietet seinen Schülern, Opfer darzubringen. Endlich — und dies bildet im Stücke den Angelpunkt — lehrt er, und zwar gegen Bezahlung, die gewöhnliche sophistische Redefertigkeit, welche der ungerechten Sache den Sieg über die gerechte zu verschaffen weiß. Aristophanes hat den Gesammtcharakter der Personen, welche er auftreten läßt, nirgend wissentlich gefälscht. Wie hätte er sie auch in einer der allgemeinen Meinung der Zeitgenossen widersprechenden Weise darstellen können? Er war aber ein begeisterter Lobredner der alten guten Zeit und wer in Politik, Kunst und Philosophie modernen Richtungen huldigte, den haßte und verfolgte er. In der Verblendung seiner Leidenschaft gab er sich auch keine Mühe, zwischen Sokrates und den Sophisten zu unterscheiden; er stellte ihn gerade als Repräsentanten jener müßiggängerischen, jugendverderbenden Scheinweisheit auf, weil derselbe damals das meiste Aufsehen erregte. Und die Volksmenge fand daran nicht den geringsten Anstoß, da sie in demselben Vorurtheil gegen Sokrates befangen war. Sagt doch Sokrates in seiner Vertheidigung bei Plato selbst zu den Geschworenen: „Viele haben mich schon bei Euch verklagt und bereits vor vielen Jahren. — — — Sie haben Viele von Euch von Jugend auf vorgenommen und ihnen einzureden gesucht, es gäbe einen weisen Mann, Namens Sokrates, der die Himmelserscheinungen ausklügele, Alles, was unter der Erde wäre, untersuche und die schlechtere Sache zur siegenden mache."

Wie ganz anders stellt sich der Charakter und die Wirksamkeit des Sokrates nach der Schilderung seiner Schüler heraus! „Er war", sagt Xenophon, „so fromm, daß er nichts ohne den Rath der Götter that; so gerecht, daß er nie Jemand, auch nur im Geringsten, verletzte; so Herr seiner selbst, daß er nie das Angenehme statt des Guten wählte; so verständig, daß er in der Entscheidung über das Gute und Schlechte nie fehlging." Ebenso schließt der platonische „Phädo" mit den Worten: „So war das Ende unseres Freundes, des besten, verständigsten und gerechtesten Mannes, den wir kennen gelernt haben." Als

ebensaufgabe betrachtete er die moralische und wissenschaftliche Einwir=
uf Andere. Darum finden wir ihn vom Morgen bis zum Abend auf
arkte, in den Gymnasien und in den Werkstätten beschäftigt, mit älteren,
ichlich aber mit jungen Männern über die ernsten Seiten des Lebens
altungen anzuknüpfen. Gewöhnlich stellte er sich dem Anderen gegenüber
nd, fragte dessen vermeintliches Wissen mit allen Folgerungen heraus
wirrte ihn schließlich durch die sich ergebenden Widersprüche so, daß der=
rißtrauisch gegen seine Voraussetzungen ward und eingestand, daß er
ch nichts wisse. Hierauf suchte er, von allgemein anerkannten Vor=
gen und einzelnen Fällen der Wirklichkeit ausgehend, zu wahren Begriffen
ngen. Dieses Wissen vom Allgemeinen aber hielt er deshalb für noth=
, weil er von der Ueberzeugung ausging, daß ohne Bewußtsein vom Wesen
genden auch kein sittliches Handeln möglich wäre. Umgekehrt konnte er
nicht denken, wie Jemand das Gute wissen
ohne es auch sofort zu thun. Mit den
len hat Sokrates Manches in der Methode
; auch theilte er ihr Festhalten an der Frei=
individuellen Ueberzeugung. Allein er be=
as Recht des Einzelnen, sein subjektives
und Belieben zum Maßstabe der Dinge
en, und setzte dafür den objektiven Gedanken,
as allen vernünftigen Menschen Gemein=
hes, in sein Recht ein. Von Irreligiosität
igeisterei war Sokrates soweit entfernt, daß
Traumerscheinungen und Orakelsprüche viel
d hinsichtlich der Zweckmäßigkeit oder Schäd=
seiner Handlungen selbst sich auf die Offen=
einer inneren göttlichen Stimme (Dämo=
stützte.

Xenophon.

ußer der Belagerung von Potidäa nahm Sokrates noch an der für die
unglücklichen Schlacht bei Delium, 424 v. Chr., Theil. Auch hier soll
urch Tapferkeit hervorgethan, dem Xenophon das Leben gerettet haben
f dem Rückzuge einer der Letzten gewesen sein. Endlich machte er auch
Schlacht bei Amphipolis mit, wo Brasidas und Kleon fielen. Sonst
Sokrates gegen die Gewohnheit der Sophisten nie aus seiner Vater=
tfernt, mit Ausnahme einer Reise zu den isthmischen Spielen.

u politischer Thätigkeit fühlte Sokrates keinen Beruf. Theils glaubte er
ie Hauptpflicht des Einzelnen wäre, erst mit sich ins Reine zu kommen,
ar er kein Freund des damals herrschenden ultrademokratischen Prinzips.
ch tadelt er den Charmides bei Xenophon, weil derselbe sich vor der Volks=
mlung scheute, und sagt, man dürfe sein Licht nicht unter den Scheffel
wenn man die Ueberzeugung hege, seinem Vaterlande nützen zu können.
rügt er es an Aristippus, daß derselbe lieber allenthalben als Fremder
olle, als irgendwo durch das Bürgerrecht in seiner Freiheit beeinträchtigt
. Die von ihm selbst geta[illegible]hlart des Lys[illegible]ie den Sokrates

auch in den Rath der Fünfhundert und zwar im Jahre 406. Hier war er gerade Mitglied des Senatsausschusses, als die Volksversammlung über die nach der Schlacht bei den Arginusen die Pflicht der Pietät gegen Todte und Schiffbrüchige versäumt haben sollenden Feldherren den ungerechten Beschluß faßte, alle ohne vorherige Vertheidigung durch eine Abstimmung zu richten. Da widersetzte sich Sokrates allein unter seinen Kollegen der Parteiwuth der Verblendeten, wiewol damals jeder Widerspruch lebensgefährlich werden konnte. Mit derselben Furchtlosigkeit entzog er sich dem Befehle der 30 Tyrannen, den Salaminier Leon zu verhaften, und vertheidigte das Recht der freien Rede vor jenen, nachdem ihm die Unterhaltung mit jungen Leuten verboten worden war.

Bei der Uneigennützigkeit, womit sich Sokrates der Bildung der Jugend widmete, konnten sich seine Vermögensverhältnisse nicht bessern. In der platonischen Apologie gesteht er selbst, daß er in der tiefsten Armuth lebe, und schätzt die Summe, die er allenfalls aufbringen könne, auf 25 Thlr. Im „Haushalter" Xenophons nimmt er als höchsten Preis seines ganzen Besitzthums, wozu auch ein Haus gehörte, 125 Thlr. an und behauptet, daß dies zur Bestreitung seiner Bedürfnisse hinreiche. Diese waren allerdings, was Kleidung und Nahrung betraf, äußerst gering. Doch darf man sich seine Enthaltsamkeit nicht allzustreng vorstellen. Denn wenn es galt, sich dem Genusse des Weins hinzugeben, „der", wie er selbst bei Xenophon bemerkt, „wie Alraun die menschlichen Sorgen einschläfert und die Fröhlichkeit weckt, wie das Oel die Flammen", oder durch geistreiche Unterhaltung das Symposion bis zur Ankunft der rosenfingrigen Eos auszudehnen, stellte Sokrates seinen Mann und Alcibiades rühmt im Platonischen Gastmahle von ihm, daß er soviel trinken könne, als man verlange, ohne je einen Rausch zu bekommen!

Der Grammatiker Athenäus citirt fünf Schriftsteller, nach welchen Sokrates in einer Doppelehe mit Xanthippe, der „Vielberüchtigten", und mit Myrto, einer Enkelin des Aristides, gelebt haben soll. In neuerer Zeit hat man diese schon vom Stoiker Panätius angefochtene Behauptung allgemein als eine müßige Erfindung erkannt. Sokrates scheint nicht vor dem 50. Jahre Xanthippe geheirathet zu haben, und es muß ein bedeutender Altersunterschied zwischen ihnen obgewaltet haben, da von seinen 3 Söhnen Lamprokles ein Bursche von 14—16 Jahren, die beiden anderen aber, Sophroniskus und Menexenus, noch kleine Kinder waren, als Sokrates, über 70 Jahre alt, starb. Xanthippe ist als ein abschreckendes Beispiel weiblicher Unliebenswürdigkeit und Unverträglichkeit sprüchwörtlich bekannt. Und doch ist ihr jedenfalls Unrecht geschehen. Waren nämlich schon an sich die demokratischen Staatseinrichtungen, die den Mann so vielfach vom Hause abzogen und dem häuslichen Leben entfremdeten, einer größeren Gemüthlichkeit im ehelichen Verhältnisse nicht günstig, so gesteht Sokrates selbst, daß es kaum Jemand gebe, mit dem man weniger spreche als mit seiner Frau, und zeigt auch im Kerker nach dem Abschiede von Frau und Kindern keine Spur von tieferer Erregung. Dann läßt es sich auch nicht leugnen, daß Sokrates bei seinem Festhalten des Nützlichen und seinem Streben nach Bedürfnißlosigkeit die Grenzen des Sitte gebotenen Anstands hier und da überschritt, und, wen Aristophanes auffiel, wie sollte es nicht Anstoß bei der Ho

Die letzten Stunden des Sokrates.

Es läßt sich ferner bei der geringen Bildung des weiblichen Geschlechts aussetzen, daß Xanthippe einen richtigen Begriff von der Wirksamkeit ihrer besaß; im Gegentheil wird sie es bitter empfunden haben, daß er sie und il darben ließ, während seine vermeintlichen Kollegen, die Sophisten, si sammelten. An den Fall, daß Sokrates seine katechetische Manier bei il dete, um ihre Begriffe zu reinigen und sie zum Eingeständniß des Ni zu bringen, wollen wir gar nicht denken! In den Memorabilien X spricht es Sokrates klar aus, daß Xanthippe als Mutter redlich ihre gegen ihre Kinder erfüllte, daß ihr Charakter gutgeartet wäre, wenn Temperament zu Zeiten sie zu heftigen und leidenschaftlichen Aeußeru risse. Dieses Strohfeuer des Affekts pflegte er selbst durch Ruhe und heit zu dämpfen und imponirte dadurch seiner Gattin so, daß sie na Tode von ihm rühmte, sie hätte ihn stets mit demselben heiteren Ge Haus verlassen und in dasselbe zurückkehren sehen. Es ist bemerkensw Plato nichts Ehrenrühriges gegen Xanthippe vorbringt, so vielfache G er auch dazu gehabt hätte. Die von Aelian, Diogenes und Plutarch auf Anekdoten von Xanthippe, als Hausdrachen, widersprechen sich theil lassen sie die Stufen vergrößerungssüchtiger Klatschsucht noch deutlich

Die „Wolken" des Aristophanes und der Umstand, daß Xenophon es Jahre nach dem Tode seines Lehrers für nöthig fand, denselben gegen wurf des Atheismus, der Jugendverführung und der oligarchischen G zu vertheidigen, sie beweisen, wie tief die Ueberzeugung von dem ge Treiben des Sokrates im athenischen Volke Wurzel gefaßt haben muß. dem mag ihm auch sein Eifer in der Prüfung der Geister und die loſe Art, mit der er dem Wissensdünkel zu Leibe ging, manchen F gezogen haben, was auch in der Selbstvertheidigung des Plato hervo wird. Wenn man nun aber, der Darstellung Aelians folgend, jahr lang geglaubt hat, daß die Sophisten es gewesen sind, auf deren B Ankläger zuerst den Aristophanes zur Komposition der Wolken vermo dann die gerichtliche Verfolgung des Sokrates beantragten, so über daß die Sophisten mit einer derartigen Anklage ihrer eigenen Sache haben würden, daß kein anderer Schriftsteller von einer Betheiligung phisten etwas erwähnt, daß ferner Aristophanes gerade in demselb die Sophisten keineswegs schont und daß endlich der eine Ankläger, A von Plato als ein erbitterter Feind der Sophisten hingestellt wird dings war dieser Anytus auch ein persönlicher Gegner des Sokr nach Xenophon ihn besonders durch die Aeußerung beleidigt hatte, „ sich nicht für ihn, daß er seinen Sohn „bei den Fellen" (Anytus w händler) aufwachsen ließe." Allein die Hauptursache der Anklage un theilung lag in den politischen Zeitverhältnissen. Im Jahre 399, als Anytus und Lykon öffentlich mit der Beschuldigung auftraten, Sokrat nicht an das Dasein der Volksgötter, führe neue Gottheiten ein und Jugendverführer, waren die Athener gerade ängstlich bemüht, dur belebung der Solonischen Einrichtungen dem neu geretteten Festigkeit zu verleihen. Man hatte endlich einsehen gelern

schädliche Moral der Sophisten zum Verderben Aller beigetragen hatte, und die demokratische Reaktion kühlte bereitwillig ihren Haß an einem hervorragenden Opfer. Unter den Schülern des Sokrates waren ja die Aristokraten Kritias und Alcibiades, Plato und Xenophon und er selbst hat oft den spartanischen Staatseinrichtungen den Vorzug vor den athenischen eingeräumt. Darum konnte auch der Redner Aeschines 50 Jahre später in seiner Anklage des Timarchus offen den Athenern zurufen: „Ihr habt den Sophisten Sokrates getödtet, weil er der Lehrer des Kritias gewesen war!“ Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen auch die Ankläger in richtigerem Lichte. Meletus, der Hauptankläger, scheint zwar eine unbedeutendere Persönlichkeit gewesen zu sein, über deren politischen Einfluß man noch im Unklaren ist. Hinter ihm stand aber der bereits erwähnte Anytus, ein Mann von viel größerem Gewichte. Er hatte mit Thrasybulus und Archinus an der Spitze der Demokraten die dreißig Tyrannen gestürzt, schwärmte für Wiederherstellung der guten alten Zeit und besaß großen Reichthum. Lykon endlich war ein Redner von Profession und nützte den Absichten des Anytus dadurch mehr als Meletus. Aber auch die Richter des Sokrates bezeichnet Plato ausdrücklich als solche Bürger, die in Gemeinschaft mit Thrasybul verbannt und zurückgekehrt waren. Es ist möglich, daß es den Anklägern eigentlich mehr um die Einschüchterung oder Entfernung des Sokrates zu thun war, als um seinen Tod, auf den ihre Klage antrug. Allein das Verhalten desselben machte die Berechnungen seiner Feinde sowie die Hoffnungen seiner Freunde zu Schanden.

Mit dem edlen Stolze der Unschuld vertheidigte er sich vor den Geschworenen, indem er die Unterstützung der Freunde verschmähte und sich zu keinen Bitten und Schmeicheleien, wie sie der Gerichtshof gewohnt war, herabwürdigte. Seine schlichten Worte verfehlten dennoch nicht, einem großen Theil der Richter eine gute Meinung von ihm beizubringen; denn als die Stimmsteine gezählt wurden, ergab es sich, daß von 500 Stimmen nur 281 gegen ihn waren. Da das Gesetz keine bestimmte Strafe für den vorliegenden Fall enthielt, so hatte der Beklagte das Recht, dem Strafantrage des Klägers einen Gegenantrag entgegenzustellen. Nach der Apologie Xenophons verzichtete Sokrates darauf, einen mildernden Antrag zu stellen oder durch seine Freunde einreichen zu lassen. Bei Plato dagegen meint er, eigentlich gar keine Strafe zu verdienen, sondern die öffentliche Ehrenspeisung im Prytaneum beanspruchen zu dürfen, und erbietet sich endlich zu einer Strafe von ungefähr 750 Thalern. Natürlich verschlimmerte dies die Stimmung der Geschworenen, von denen nun 361 dem Antrage des Klägers beitraten. Die Vollstreckung des Urtheils verzögerte sich durch einen Zufall um 30 Tage. Am Tage vor dem Prozesse war nämlich das Hinterdeck des heiligen Schiffes, auf welchem einst der attische Heros Theseus seine Minotaurusfahrt nach Kreta vollendet hatte, mit Lorbeer bekränzt worden. Dies geschah jährlich zu bestimmter Zeit, bevor das Fahrzeug nach der Insel Delos abging, um dorthin, uralter Stiftung gemäß, eine Festgesandtschaft zu tragen, die in dem heiligen Apollotempel unter bestimmten Gebräuchen ein Dankopfer darzubringen hatte. Bis zur Rückkunft des uralten, immer wieder ausgebesserten Schiffes mußte die Stadt vor Entweihung gewahrt werden, und man durfte deshalb keine Hinrichtung vornehmen.

Dieselbe Ruhe und Gleichmuth, die der Weise bei dem ganzen Verfahren gegen ihn an den Tag gelegt hatte, bewies er auch in diesen Momenten, die bei einem Anderen nur die Qual der Todesfurcht gesteigert hätten. Ja, er dichtete einen Hymnus zu Ehren Apollo's und versifizirte einige Fabeln Aesops! Seinen Freunden war der Zutritt unverwehrt. Sie besuchten ihn häufig und unterhielten sich in gewohnter Weise mit ihm. Der Gedanke, den geliebten Lehrer zu retten und vielleicht mit stillschweigender Nachsicht der Obrigkeit in selbstgewählte Verbannung gehen zu lassen, wird öfter von ihnen untereinander und mit Sokrates verhandelt worden sein. Auch Plato kam nach Ende der dreißig Tage, als das heilige Schiff schon das attische Kap Sunium erreicht hatte, in der Frühe Krito zu Sokrates und drang in ihn, seine und der Anderen Hülfe nicht zurückzuweisen; es wäre Alles fertig und das Geld zur Bestechung des Gefangenwärters läge bereit, nur müßte unumgänglich die kommende Nacht benutzt werden. Hier zeigte aber Sokrates am glänzendsten, wie falsch die Anklage gegen ihn auf Gesetzwidrigkeit gewesen war. Aus Gehorsam gegen die Gesetze blieb er im Kerker und zog den Tod der ihm verhaßten Verbannung vor. Muthig trank er den Schierlingsbecher und seine Augen blieben allein trocken bei dem ihn umgebenden Jammer der Freunde. „O Krito, wir schulden dem Asklepios einen Hahn. Spendet ihn ja und vergeßt es nicht!" Dies waren seine letzten Worte, und da die Kranken nach wiedererlangter Gesundheit des Leibes dem Sohne Apoll's einen Hahn zu opfern pflegten, so bezeugte er noch mit diesem Ausrufe seinen festen Glauben an die Unsterblichkeit der durch den Tod sich aus den Banden des gebrechlichen Körpers lösenden Seele.

Die Rückkehr zur alten Sitte besserer Zeiten, wie sie Aristophanes erstrebte, wie sie die Demokraten nach dem Sturze der Oligarchie mit Gewalt erzwingen wollten, war eine Unmöglichkeit. Wenn Sokrates mit seiner kosmopolitischen Gesinnung, mit seinem Beharren auf dem Recht der subjektiven Selbstbestimmung gegen den Geist seines Volkes verstieß, so hätten wol die Marathonkämpfer das Recht gehabt, diese zur Auflösung des Staates führende Ansicht zu verdammen; die Romantiker nach dem peloponnesischen Kriege hatten es sicher nicht, und wenn darum der ältere Kato den Sokrates zum Revolutionär stempelte und seine Hinrichtung guthieß, befand er sich in derselben Verblendung, wie sein Urenkel, der im starren Glauben an die Lebensfähigkeit der ausgelebten römischen Republik in freiwilligen Tod ging.

Spätere Schriftsteller haben berichtet, daß die Athener nicht lange nach Sokrates' Tode ihre Uebereilung so bereuten, daß sie ihre Gymnasien schlossen, dem Sokrates ein ehernes Standbild errichteten und die Ankläger desselben verjagten und verbannten. Namentlich soll Anytus schließlich im pontischen Heraklea um des Sokrates willen gesteinigt worden sein. Jedoch ist dies Alles zu wenig verbürgt, um für eine historische Thatsache gelten zu können. Sicherer und für die Fortentwicklung des menschlichen Geistes wichtiger ist der Einfluß, welchen die von ihm ausgestreuten Anregungen auf die verschiedensten Geister übten, die nun, fußend auf dem neu gewonnenen Rechte der sittlichen Ueberzeugung, der geistigen Bildung bald ein bleibendes Uebergewicht verschafften!

Dio führt Plato bei Dionys ein.

VI.

Plato.

(429—348 v. Chr.)

„Edelster Mund des beredten Athens! Von den Blättern der weisen
Panhellenen ertönt keines so mächtig wie Du.
Während das Aug' Du zu Gott und dem Himmel erhebest, o Plato,
Göttlicher, schaust Du zugleich Leben und Sitten der Welt.
Mit dem sokratischen Spotts vermähltest Du samische Hoheit,
Und zu dem schönsten Verein mischte das Streitende sich."

Griech. Anthol.

Das Jahr 429 v. Chr., an dessen 21. Mai Plato das Licht der Welt erblickte, war für seine Vaterstadt, Athen, ein trauriges. Der peloponnesische Krieg mit all seinen Greueln wüthete in geringerer und weiterer Entfernung; die von Thucydides mit so grellen Farben geschilderte pestartige Seuche forderte noch zahlreiche Opfer aus allen Ständen, Geschlechtern und Altersklassen, und kaum war der erste Sommer über den jungen Plato dahingegangen, als der große Staatsmann Perikles, der Athen zum höchsten Gipfel der politischen

Macht und der Kultur geführt, aber auch mit starkem Arme vor dem schwindelnden Abgrund bewahrt hatte, sein Haupt zur Ruhe legte.

Sogleich die frühesten Jugendschicksale Plato's sind mit einem dichten Schleier von Mythen und Fabeln umwoben, entstanden aus dem Streben der spätern Neuplatoniker, ihren Heros als eine Fleischwerdung des Gottes Apollo selbst darzustellen. Hiernach sollte schon nicht ein Sterblicher, sondern der himmlische Sohn Latona's selbst als sein Vater gelten und bedeutsam fiel sein von allen Verehrern später festlich begangener Geburtstag mit dem Thargelienfeste, das der Geburt Apollo's galt, zusammen. Ebenso erzählt man, Bienen hätten dem in der Wiege liegenden Kinde sich auf die Lippen gesetzt und den verwunderten Eltern sei darauf gewahrsagt worden, es deute dies auf außerordentliche Redebegabung hin. Nach anderen Nachrichten träumte Sokrates vor seiner Bekanntschaft mit Plato, ein junger Schwan flüchte sich von dem dem Eros gewidmeten Altare in der Akademie in seinen Schooß und schwänge sich dann wohlbefiedert unter dem schönsten Gesange in die Lüfte.

Plato's Vater, Ariſto, hat sich keinen Namen in der Geschichte gemacht; doch gehörte seine Familie zu den edelsten der Stadt und führte ihren Stammbaum bis auf die beiden letzten Könige Athens, Melanthus und Kodrus, zurück. Nach einer Aeußerung Plutarchs erlebte Ariſto die philoſophiſche Größe des Sohnes nicht. Ebenſo hohe Ahnen vermochte die Stammtafel seiner Mutter, Periktione oder Potone, aufzuweisen, die ebenfalls bis zu Solon, Kodrus und die Neliden hinaufliefe. Seine mütterliche Verwandtschaft zählte aber auch mehrere Glieder, die zu der damaligen Zeit eine bedeutende politische Rolle spielten. Das Haupt der dreißig Tyrannen, Kritias, war der Cousin von Plato's Mutter; Charmides, einer der 10 Vorsteher des Piräus unter den Oligarchen, der mit Kritias in dem Treffen am Cephiſſus fiel, ihr Bruder.

Plato hatte auch noch zwei Brüder, Glauko und Adimantus, und eine Schwester, Potone, die Mutter seines Nachfolgers in der Akademie, Speuſippus. Er selbst führte ursprünglich nach bekannter helleniſcher Sitte den Namen seines Großvaters Ariſtokles. Den Namen Plato soll ihm sein Lehrer in der Gymnaſtik, Ariſto von Argos, wegen der Breite seiner Bruſt beigelegt haben, und daß allerdings der Hauptname von einem Beinamen verdrängt werden konnte, lehrt das Beiſpiel des Philoſophen Theophraſt und des Dichters Steſichorus. Plato's Familienverhältniſſe ermöglichten es ihm leichter als Sokrates, die reichen Bildungsmittel und geiſtigen Vortheile, welche das damalige Athen bot, zu genießen und zu benutzen. Zwar erzählt Aelian, Plato wäre so arm geweſen, daß er sich bereits entſchloſſen gehabt hätte, Söldnerdienſte zu nehmen, und gerade als er sich die Waffen einkaufte, wäre Sokrates dazu gekommen und hätte ihn auf andere Wege gebracht; Aelian glaubt aber selbst nicht an dieſe Fabel, und es wird sich auch später bei anderer Gelegenheit zeigen, daß die Schüler Plato's sich überhaupt beſtrebten, ihren Meiſter so arm als möglich darzuſtellen. Seinen Elementarlehrer, Dionyſius, soll er im Eingange des Geſprächs „die Nebenbuhler“ verewigt haben. Als seine Lehrer in der Muſik nennt Plutarch Drakon von Athen und Metellus von Agrigent, deren Unterricht er jedenfalls sein gründliches Urtheil über die Vorzüge der doriſchen Muſik

d die Bedeutung der Musik für das öffentliche Leben überhaupt verdankte. ch der Turnkunst lag er unter des bereits erwähnten Aristo Leitung mit so viel sdauer und Erfolg ob, daß er als Athlet bei den Nationalspielen zu Olympia, mea und auf dem Isthmus aufgetreten sein soll, vorausgesetzt freilich, daß rin die Angaben der Alten zuverlässiger sind, als in Bezug auf seine bürger- en Kriegsdienste, in denen ihn nach Diogenes von Laërte Aristoremus, ein üler des Aristoteles, die drei Schlachten bei Tanagra, Delium und Korinth machen ließ, während er zur Zeit der ersten Affaire (426) ein dreijähriges, zweiten (424) ein fünfjähriges Kind war und zur Zeit der dritten (394) auf ausländischen Reisen befand! Viel wahrscheinlicher, schon seinem idealen dankenfluge im prosaischen Style nach, ist die Annahme einer Neigung des gen Plato zu poetischen Versuchen. Aelian schreibt hierüber Folgendes: lato fühlte sich Anfangs zur Dichtkunst hingezogen und verfaßte epische Ge- te; später verbrannte er sie aus Geringschätzung, weil er bei angestellter gleichung sah, daß sie den homerischen weit nachstanden. Er wandte sich der Tragödie zu, arbeitete eine Tetralogie (drei Tragödien und ein Satyr- l) aus, um damit beim Dichterwettkampfe in die Schranken zu treten, und te schon die Rollen an die Schauspieler vertheilt. Da hörte er vor den onysien einst Sokrates und plötzlich von der Zauberkraft seiner Ueberredungs- st ergriffen, stand er nicht blos damals vom Wettkampf ab, sondern gab h das Trauerspieldichten gänzlich auf und versenkte sich in die Philosophie." eierlei scheint übrigens in Aelians Erzählung unrichtig zu sein. Nicht epische dichte waren es, die Plato schrieb, sondern Dithyramben und andere lyrische suche, wie seine Biographen bezeugen. Dann ist es aber auch nicht Sokrates esen, der ihn überhaupt zuerst mit der Philosophie bekannt machte, sondern ein hänger der Lehre Heraklits, Namens Kratylus. Wenigstens müssen wir dies stoteles glauben, der in seiner Metaphysik von Plato sagt: „Nachdem er von gend auf vertraut geworden war mit Kratylus und mit den Sätzen Heraklits, alle sinnlich wahrnehmbaren Dinge in einem ewigen Flusse begriffen seien daß es kein Wissen von ihnen gebe, so nahm er dies auch später so an."

Um Plato in nähere Berührung mit Sokrates zu bringen, brauchte es keinen erordentlichen Zufall. Seine mütterlichen Verwandten Kritias und Char- es zählten ja längst zu dessen Bekannten. Was ist also natürlicher, als sich denken, daß Plato geflissentlich dem Weisen vorgestellt ward? Der junge ann war ungefähr 20 Jahre alt, als dies geschah, und so klar leuchtete der el des Charakters und die Hoheit des Geistes aus seinem schönen Gesichte, Sokrates sofort ausgerufen haben soll: „Dies ist jener Schwan, von dem träumte!" Daß der bis zu Sokrates' Tode, also vielleicht neun Jahre, tgesetzte Umgang ein dem Lehrer und dem Schüler im höchsten Grade be- bigender war, geht aus mehreren Andeutungen hervor. Xenophon, der in nen Denkwürdigkeiten des Sokrates sonst nirgend Plato's erwähnt — weniger leicht aus Eifersucht, als weil Plato dem Lehrer wirklich keine Veranlassung einer zurechtweisenden Belehrung geboten hatte, deren sich Xenophon erinnern mte — Xenophon sagt an einer Stelle, daß Sokrates einem Anderen um to's willen wohlgesinnt war. Sonst hat uns nur Diogenes noch eine Anek-

dote aufbewahrt, welche hierher gehört. Plato soll schon bei des Lehrers Lebzeiten zu schriftstellern begonnen haben. Als er nun den Dialog „Lysis", worin er Sokrates sich über die Freundschaft unterhalten läßt, demselben selbst vorgelesen hatte, soll dieser verwundert ausgerufen haben: „Beim Herakles! Wie Vieles hat mir da der Jüngling angedichtet!" Wie sehr aber Sokrates von Plato geliebt wurde, erhellt schon aus der diesem von Plutarch und Lactanz zugeschriebenen Aeußerung, er danke der Gottheit besonders für Viererlei: daß er als Mensch und nicht als Thier, als Mann und nicht als Weib, als Hellene und nicht als Barbar, hauptsächlich aber, daß er als athenischer Bürger und zwar gerade zu Sokrates' Zeit das Licht der Welt erblickt habe. Als Sokrates vor seinen Richtern stand, war Plato zugegen und erbot sich mit zur Uebernahme der Bürgschaft für die 30 Minen, die der Angeklagte, wie die Freunde wollten, als Strafsumme beantragen sollte. Wenn dagegen der jüdische Schriftsteller Justus berichtet hat, Plato sei während der Verhandlung auf die Rednerbühne gestiegen und habe seine Rede mit den Worten begonnen: „Wiewol ich, o Männer von Athen, der Jüngste unter denen bin, die bisher die Rednerbühne betreten haben . . .", dann aber sofort von den Richtern überschrieen worden, so ist dieser Vorfall um so weniger glaublich, als nach den älteren Berichten über den Prozeß des Sokrates gar keine anderen Redner dabei aufgetreten sind. Bei den letzten Unterredungen im Kerker und bei dem Tode des Meisters war Plato nicht zugegen; er lag, wie er selbst im „Phädo" angiebt, krank und man hat wol nicht ohne Wahrscheinlichkeit dieses Unwohlsein mit der Erschütterung und dem tiefen Schmerze des treuen Schülers in Zusammenhang gebracht. Vergleicht doch auch Plutarch die Trauer Plato's über den Tod des Sokrates mit dem Schmerze Alexanders über den erschlagenen Klitus.

Die Verleumdung, von welcher Plato infolge des später zwischen den sich anfeindenden Philosophenschulen entstehenden Hasses als stolzer, mißgünstiger, verschlossener Mensch ausgegeben worden ist, hat auch seine Pietät gegen Sokrates geleugnet und in ihr Gegentheil verkehrt. Hegesander aus Delphi, ein 200 Jahre später lebender Schriftsteller, von dem Athenäus mehrere Bruchstücke aufbewahrt hat, erzählt z. B. Folgendes: „Als nach Sokrates' Tode seine Vertrauten mehr und mehr in Muthlosigkeit verfielen, ergriff bei einer Zusammenkunft Plato seinen Trinkbecher, redete ihnen zu, wieder Muth zu fassen, da er ja im Stande sei, an die Spitze der Schule zu treten, und trank dem Apollodorus zu. Dieser aber erwiderte: „Lieber hätte ich von Sokrates den Giftbecher angenommen, als von Dir den Weintrunk!"

Die Frage, ob Plato während seines Umgangs mit Sokrates auch noch andere Lehrer gehört habe, läßt sich nicht mit Bestimmtheit beantworten. Sokrates mochte freilich mit der Naturwissenschaft und der wissenschaftlichen Theorie überhaupt wenig zu schaffen haben und führte auch seine Schüler mehr davon ab, als daß er sie dazu hinleitete. Dennoch läßt es sich kaum glauben, daß Plato erst auf seinen Reisen den ihm angebornen Trieb nach positivem Wissen befriedigte, und wenn man auch die Namen seiner Lehrer nicht anzugeben vermag, so gab es doch damals bereits genug literarische Hülfsmittel, um jenen Zweck erreichen zu können.

Die Art und Weise, auf welche Sokrates über die herrschende Demokratie
te und seine Vorliebe für die lacedämonische Staatsverfassung hatte in
s Brust um so freudigere Billigung gefunden, als er selbst von Jugend
seiner Familie Antipathien gegen das damalige demokratische System ein-
n hatte. Jetzt, da Sokrates theilweise seinen konservativen Grundsätzen
Opfer gefallen war, fühlte sich der Jüngling ganz von dem gewöhnlichen
en seiner Mitbürger zurückgestoßen und die an seinem Lehrer vollzogene
verletzung raubte ihm den letzten Rest des Glaubens an Wiederkehr besserer
. Er beschloß daher, sein Leben fortan ausschließlich dem Kultus der
nschaft zu weihen und die schale Wirklichkeit im idealen Streben zu ver-
. Diesen Standpunkt, der freilich mit den Pflichten des antiken Bürgers
arfem Widerspruch stand, zeichnet er offen in seinem „Theätet" vor. „Der
Weise", sagt er, „kennt von Jugend auf weder den Weg nach dem
t, noch die Lage des Rathhauses und der Gerichtshöfe; von den An-
ungen der Bewerber um Aemter und Würden, von ihren Verbindungen,
zeiten und Gelagen fällt ihm auch im Traume nichts ein; ob Jemand in
tadt hoch oder niedrig geboren, ob arm oder reich an Land und Leuten,
n so gleichgiltig, wie der Sand am Ufer. Sein Geist, hoch über das
he und Vergängliche erhaben und allein auf das Wesenhafte gerichtet,
liegt des Himmels Räume, und mag er auch darüber im täglichen Leben
en falschen Tritt thun, manchmal anstoßen und sich dem Spotte der Welt
zen, so tröstet und entschädigt ihn dafür der Gedanke, daß es dem Welt-
hen ebenso ergehen und dieser sich ebenso linkisch und ungeschickt anstellen
, wenn man ihn in das Reich der Begriffe und der ewigen Wahrheit mit
fnehmen wollte."

Mehr der Abscheu vor der Stätte des an Sokrates verübten Justizmordes
e Furcht vor ähnlichem Schicksal trieb Plato von Athen fort. Ja, er faßte
lan, nach Art der älteren Philosophen durch eigene Beobachtungen in
en Ländern seine Erfahrung zu bereichern und seinen Blick zu schärfen.
gannen seine Wanderjahre!

Zuvörderst begab er sich nach dem benachbarten dorischen Megara, wo
ides, einer der eifrigsten Schüler des Sokrates, sich Mühe gab, die Lehren
nophanes aus Elea mit der sokratischen Methode zu verbinden, und eine
e stiftete, deren Hauptaugenmerk auf die scharfsinnige Disputirkunst ge-
war. In der Angabe der weitern Reiseroute weichen die alten Schrift-
von einander ab, indem ihn einige zuerst nach Aegypten und dann nach
n gehen lassen, andere dagegen seinen Besuch Großgriechenlands voran-
. Da aber Cicero zweimal in seinen Schriften die Versicherung giebt,
ie Reise nach Tarent und Sicilien erst auf die ägyptische folgte, so muß
diesem ältesten Zeugniß Glauben schenken.

Bevor Plato das Land der Pharaonen betrat, richtete er seinen Weg nach
eichen Stufenlande von Cyrene (jetzt Barka). Hier suchte er einen Be-
n von Athen her auf, den Mathematiker Theodorus, welcher vor
ates' Tode unter großem Zulauf Unterricht ertheilt hatte. In Cyrene sowol
Aegypten war es ihm vor allen Dingen darum zu thun, den Standpunkt

der einzelnen Wissenschaften kennen zu lernen und sich alte und neue Leh
und Probleme anzueignen. Deshalb haben auch Cicero und Quintilian
Zweck der Reise Plato's nach Aegypten viel zu sehr beschränkt, indem jene
hauptet, er habe den Unterricht der Priester in der Arithmetik und Astron
genießen wollen; dieser aber sagt, er habe vorzüglich es darauf abgesehen
Schleier der hieratischen Geheimnisse zu lüften. Ebenso verschieden wird
Nutzen angeschlagen, den Plato aus der ägyptischen Reise für seine spekula
Ansichten gezogen haben mag, je nachdem man der Priesterkaste den Besi
höchsten Weisheit zuschreibt oder eine nur erfahrungsmäßige und mecha
Bekanntschaft mit der Natur und deren Kräften.

Plato.

Als der Geograph Strabo in Gesellschaft des ägyptischen Statthal
Aelius Gallus das unterägyptische Heliopolis besuchte, zeigte man ihm n
dem berühmten Heiligthum des Sonnengottes Ra die Wohnungen der Pri
und setzte hinzu, daß auch Plato und der Astronom und Mathematiker Eu
rus hier logirt hätten. Dies war schon möglich; wenn aber Strabo m
Plato und Eudorus wären zusammen und zwar 13 Jahre lang hier gew
so ist diese Annahme schon deshalb irrig, weil Eudorus jedenfalls über 20
später nach Aegypten gekommen ist als Plato. Ebenso wenig kann natürli
bereits 405 gestorbene Euripides der Begleiter Plato's gewesen sein,
Diogenes von Laërte will; eher dürfte man an den von Plutarch ihm zuer
ten früheren Mitschüler Simmias aus Theben glauben.

Die Reisen Plato's wurden, wie die des Pythagoras, von den Alten auf
e Gegenden ausgedehnt, wo nur etwas von höherer Weisheit zu holen war.
agische und chaldäische Geheimlehren soll er nach Einigen an der Quelle ge-
öpft haben, während die Vernünftigeren berichten, er habe den Plan gehabt,
s Innere Asiens zu besuchen, sei aber durch die gerade dort herrschenden
iegsunruhen davon abgehalten worden. Jüdische und christliche Autoren
reiben ihm sogar Bekanntschaft mit den Religionssatzungen der Hebräer zu,
d der heilige Augustin macht ihn zum Schüler des Propheten Jeremias!

Der Aufenthalt Plato's in Aegypten dauerte ungefähr drei Jahre
393—390 v. Chr.). Nach Ablauf dieser Zeit segelte er direkt nach Tarent,
denfalls um das pythagoräische System, das in Bezug auf Physik und Mathe-
atik auf den Schultern Aegyptens stand, genauer zu studiren. Er fand in
Großgriechenland an dem Staatsmann und Feldherrn Archytas, dem be-
ühmten Schüler des Philosophen Philolaus, Eurytus, dem Phliasier Eche-
rates, den Lokrern Timäus und Akrion eifrige Anhänger der pythagoräi-
hen Schule, die ihm über wichtige Gegenstände Belehrung und Aufschluß er-
eilten, andererseits wol auch durch ihre auf die Idealisirung des menschlichen
ebens hinausgehende, praktische Richtung ihn mit der Welt und der Gesellschaft
ieder aussöhnten.

Von Unteritalien setzte Plato nach Sicilien über, wie einige Biographen
gen, um die Wunder der Insel, besonders die vulkanischen Erscheinungen des
etna zu sehen, nach einem ihm selbst zugeschriebenen Briefe, um die Gesetze
d Staatseinrichtungen der Insel kennen zu lernen, wie endlich hungrige
eider und Feinde sich ins Ohr zischelten, um die berühmte sicilische Küche sich
mecken zu lassen! Als er in Syrakus eintraf, herrschte dort der ältere
ionysius. Dessen Schwäger, der kaum zwanzigjährige Dio, ein mit aus-
zeichneten Anlagen und regem Sinn für wissenschaftliche Bildung ausgestatteter
üngling, wurde bald ein so begeisterter Bewunderer des Philosophen, daß er
lem sinnlichen Lebensgenuß, an den ihn sein Reichthum und die üppige Hof-
altung des Tyrannen gewöhnt hatte, entsagte, und sich die größte Mühe gab,
lato auch bei Hofe einzuführen, weil er hoffte, daß Dionysius zu den Grund-
tzen des gefeierten Mannes bekehrt werden möchte. Dieser, der den Beschützer
r Kunst und Wissenschaft gern spielte, weil es ihm und seinem Hofe Ruhm
nbrachte, ließ auch wirklich an Plato eine Einladung ergehen. Allein so
üthend der Tyrann diejenigen haßte, welche seine schlechten Verse nicht loben
ollten, so zornig ward er, als Plato auf sein eigentliches Thema in ihren
nterhaltungen kam und mit rückhaltlosem Freimuth von Tugend und Gerechtig-
it, als mit der Tyrannei unverträglichen Dingen, sprach. Nach Diogenes
ief er Plato zu: „Deine Reden schmecken nach Altersschwäche!“ worauf dieser
ntwortete: „Die Deinigen nach Tyrannei!“ Wie Plutarch die Sache dar-
ellt, fragte der Fürst, weshalb denn eigentlich der Philosoph nach Sicilien ge-
mmen sei; Plato aber entgegnete: „Um einen edlen Mann zu suchen.“ „Bei
n Göttern“, sprach jener, „Du scheinst ihn noch nicht gefunden zu haben!“
lato kannte den Charakter des Tyrannen sehr genau. Er wußte, daß der Weg
dem berüchtigten Staatsgefängniß, den Lautumien, sehr kurz war. Er ließ

sich daher von Dio auf das Kriegsschiff bringen, auf welchem der spartanische Gesandte Pollis nach Syrakus gekommen war und welches wieder zur Abreise fertig im Hafen lag. Allein Dionys, der mit Sparta im Bunde gegen Athen stand, bewog Pollis, den Philosophen als Kriegsgefangenen zu behandeln und unterwegs irgendwo zu verkaufen, den spöttischen Trost hinzufügend, der Philosoph werde kein Ungemach leiden, sondern, auch wenn er Sklave würde, ebenso glücklich bleiben, da er ja ein gerechter Mann sei! Jener that dies, als er auf der Insel Aegina gelandet war. Die Aegineten standen aber damals (389) ebenfalls in feindlichem Verhältniß zu Athen und ihr, durch die schmähliche Behandlung zu Anfange des peloponnesischen Kriegs gesteigerter, alter Nationalhaß soll kurz vor Plato's Ankunft ein Gesetz diktirt haben, das jeden Athener, der die Insel betrat, mit dem Tode bedrohte. Plato entging der Lebensgefahr durch ein glückliches Ungefähr, und endlich gelang es einem reichen Manne aus Cyrene, Anniceris, mit 20, nach Anderen mit 30 Minen, den Gefangenen loszukaufen. Die von Diogenes aus Laerte benützten Quellen gehen von den ärmlichen Vermögensverhältnissen Plato's aus — nach Plutarch verschaffte er sich freie Fahrt nach Aegypten durch eine damit verknüpfte glückliche Oelspekulation! — und behaupten, die Freunde Plato's in Athen hätten das Lösegeld zusammengeschossen und dem Anniceris zugesendet, dieser es aber nicht angenommen, sondern damit für Plato einen Garten nebst Villa in der Nähe der Akademie gekauft. Plato's Verehrer sahen einen Akt himmlischer Gerechtigkeit darin, daß Pollis, nachdem er so niedrig und kleinlich am Philosophen gehandelt, vom Unglück verfolgt wurde. Im Jahre 376 verlor er an der Spitze von 60 Kriegsschiffen die große Seeschlacht bei Naxos an den athenischen Admiral Chabrias und drei Jahre später lag er mit 10 Schiffen vor dem achäischen Hauptorte Helice, als ein furchtbares Erdbeben die Stadt versenkte und das Meer mit Allem auch die Flotte verschlang!

Im einundvierzigsten Lebensjahre sah Plato seine Vaterstadt wieder und begann sein Lehramt. Die berühmte Akademie war eine von den umfassenden Anlagen mit Räumen und Gelegenheiten zu jeder Art gymnastischer Uebung, deren Athen drei besaß. Nach einem alten Heros, Akademos, dessen Altar sie einschloß, benannt und $^1/_5$ Meile nordwestlich von der Stadt am Flüßchen Cephissus gelegen, umschloß sie ein von Hippias, dem Sohne des Pisistratus, mit einer Mauer eingefriedigten, von Cimon mit Wasserleitungen, Spaziergängen, Platanen- und Olivenhainen und Gartenanlagen verschönerten Bezirk mit Kapellen und Altären verschiedener Gottheiten und Halbgötter. Uebrigens war die Gegend nicht gesund und Aelian erzählt, die Aerzte hätten Plato gerathen, seinen Aufenthalt lieber beim Lyceum, einem anderen Gymnasium, zu nehmen. Aber Plato antwortete voll Selbstverleugnung: „Um des längeren Lebens willen würde ich nicht einmal auf den (wegen des hohen Alters, das seine Bewohner erreichten, berühmten) Berg Athos ziehen!"

Die Nähe des Gymnasiums gab Plato vielfältige Gelegenheiten, mit jungen Leuten zu verkehren und sie an sich zu fesseln. Er ging ihnen nicht, wie Sokrates, auf der Straße nach; er bot ihnen freie Gelegenheit, ihn zu finden, und er konnte, wegen des öffentlichen Charakters, den die Akademie hatte, auch

iemand zurückweisen. Ausdrücklich bezeugt dies der Alexandriner Olympio-
orus, indem er in seiner Biographie Plato's schreibt: „Plato ließ die ver-
ellte Unwissenheit des Sokrates und den Verkehr auf dem Markte und in den
Werkstätten fallen, ebenso wie die gesuchten Unterhaltungen mit der Jugend;
ber er mochte auch nichts wissen von der kleinlichen Wichtigthuerei der Pytha-
oräer, von ihrem Thürverschließen und dem bekannten „Er hat es gesagt",
ondern sein Auftreten war, Allen gegenüber, ein viel öffentlicheres."" In Zu-
ammenhang hiermit stand, daß er nach dem Vorgange des Sokrates und gegen
ie Gewohnheit der Sophisten sich kein Honorar zahlen ließ, sondern Jeden
umsonst Theil nehmen ließ an seinem Unterricht.

Ueber die Lehrmethode Plato's wissen wir nichts Sicheres. Daß sie weni-
ger auf die dialogische Form gebaut war, geht schon aus der Aeußerung Olym-
piodors hervor, daß er die erheuchelte Ignoranz aufgegeben habe. Natürlich
wird dadurch nicht ausgeschlossen, daß bei seinen Vorträgen Jedermann Fragen
stellen und Einwendungen machen konnte. Rein akroamatisch waren die Vor-
lesungen fertiger Werke und in dieser Hinsicht erzählt Diogenes nach Favorinus,
daß bei dem Vortrage des herrlichen „Phädo" alle Zuhörer bis auf Aristoteles
sich nacheinander weggeschlichen hätten! Die Neugierigen fielen ihm überhaupt
nicht lange lästig und schließlich beschränkte sich der Zuhörerkreis immer wieder
auf die bekannten Verehrer und Schüler. Recht unangenehm ward dies dem
Philosophen selbst fühlbar, als er einst, wie der Redner Themistius erzählt, im
Theater der Hafenstadt Piräus einen öffentlichen Vortrag hielt. Eine ungeheure
Volksmasse war aus Stadt und Land zusammengeströmt. Als er aber seine An-
sichten über das Gute tiefer eingehend entwickelte, „schwindelte dem großen
Haufen der Kopf", die Plätze leerten sich allmälig und zuletzt sah sich Plato
auf den kleinen Kreis seiner engeren Vertrauten beschränkt! Diese pflegten wol
auch seine Vorträge nachzuschreiben oder sich Notizen zu machen. Wenigstens
wird dies von Aristoteles und Anderen berichtet. Ja, einer seiner Zuhörer,
Hermodorus, fand es einträglich, mit den umsonst gespendeten Schätzen der
Weisheit wirklichen Handel zu treiben! Er schrieb während des Unterrichts
nach, stellte die noch nicht in den Buchhandel gekommenen Vorträge zusammen,
ging damit nach Sicilien und verkaufte sie! Dies gab Veranlassung zu dem
Sprüchworte: „Hermodorus reist in Philosophie." Den engeren Zirkel seiner
Zuhörer versammelte Plato häufig in seinem eigenen Garten und hielt mit
ihnen gemeinschaftliche Mahlzeiten, wozu jeder Theilnehmer seinen Beitrag zu
liefern pflegte. An diesen Zusammenkünften nahmen auf besondere Einladung
des Meisters auch fremde Gäste Theil, wie z. B. der Wiedersteller der Herr-
schaft Athens zur See, Timotheus, dem Athenäus, Plutarch und Cicero die
Aeußerung in den Mund legen, die Mahlzeiten in Plato's Villa mundeten auch
noch am folgenden Tage, und der Redner Isokrates, der nach einer Schrift
vom Peripatetiker Praxiphanes sich mit Plato über die Dichter bei Tische
unterhielt. Die Unterhaltung der Tischgenossen, deren Zahl Athenäus auf
achtundzwanzig angiebt, war sicher mit mannichfaltigen anziehenden Gesprächen
gewürzt. Es ergiebt sich dies schon aus dem Lobe des Timotheus; doch heißt es
auch bei Athenäus in Bezug auf den Zweck dieser Symposien: „Nicht um die

Tafelgenüsse bis zum Morgen auszudehnen oder des Weinrausches wegen veranstalteten Plato und Speusippus mit ihren Schülern diese Zusammenkünfte, sondern meistentheils um der Erholung und der wissenschaftlichen Unterhaltung willen." Das Trinken des Weines bis zum Uebermaße hielt Plato nur an den Festen des den Wein spendenden Gottes erlaubt. Wenn daher erzählt wird, es sei das Lachen in Plato's Hause nicht erlaubt gewesen, so beweist dies nichts für die mürrische Unfreundlichkeit des Meisters, sondern zeugt im Gegentheil von dem ernsten Anstande, den die Hoheit seines Wesens den Gästen unwillkürlich einflößte. Auf der anderen Seite konnte auch Niemand andere ungezügelte Ausbrüche des Affekts oder irgend einer Leidenschaft an ihm wahrnehmen. Seneca erzählt, daß ein Jüngling, den Plato erzogen hatte, als nach seiner Heimkehr sein Vater einst im Zorn laut aufschrie, sagte: „Dies habe ich bei Plato niemals gesehen." Ebenso wird es von mehreren Schriftstellern erwähnt, daß er einmal schnell bereit war, einen straffälligen Sklaven zu züchtigen, aber, als er schon den Stock gehoben hatte, sich besann und die Bestrafung seinem Neffen überließ, der später gerade durch seine Reizbarkeit des Oheims Selbstbeherrschung nur zu sehr vermissen ließ.

Unter den Schülern, die Plato von allen Seiten zuströmten, befanden sich Menschen aus allen Ständen und von jedem Alter. Selbst zwei Frauen in Männertracht sollen sich unter seine Zuhörer gemischt haben: Axiothea, eine Phiaserin, welche später auch selbst unterrichtete, und Lasthenia aus Mantinea in Arkadien.

Zwanzig Jahre hatte Plato bereits unter den Platanen der Akademie gewandelt, als sein Feind, Dionysius von Syrakus, starb. Da dieser gehört hatte, daß der Philosoph so leichten Kaufs dem ihm zugedachten Mißgeschicke entgangen war und wieder in Athen lebte, wünschte er doch, daß sein Ruf besser wäre, als seine Thaten, und ließ Plato bitten, nichts Böses über ihn zu sprechen. Dieser antwortete verachtungsvoll: „Ich habe nicht so viel Muße, daß ich an Dionysius denken kann!" Der junge Dionysius, der, als Besitzer des Söldnerheers und der Burg, ohne Widerspruch dem Tyrannen folgte, war keineswegs ohne Talente und guten Willen. Aber sein Vater hatte aus Mißtrauen seine Erziehung vernachlässigt, ihn von besserem Umgang fern gehalten und es gern gesehen, daß der junge Thronerbe in seiner Einsamkeit kleine Wagen, Leuchter, Tische und Stühle verfertigte! Darf man sich hiernach wundern, daß der durch den Tod des Vaters von argwöhnischer Bewachung befreite, sofort von gefälligen Schmeichlern und Verführern umringte Fürst sich in einen Strudel von Vergnügungen stürzte, und seinen Regierungsantritt durch ein 90tägiges Fest feierte, während dessen der Palast allen klugen und vernünftigen Leuten verschlossen war! In dieser Noth, wo es wirklich schien, als habe jene alte Frau Recht gehabt, welche nur deshalb für das Leben des älteren Dionysius gebetet hatte, weil sie befürchtete, es käme noch ein Schlimmerer nach ihm, gelang es Dio, als dem nächsten Verwandten, so viel Einfluß auf den jungen Dionysius zu gewinnen, daß er seinen Ermahnungen zur Mäßigkeit und Tugendliebe Gehör schenkte und, wie er Alles, was sein Interesse erregte, mit sanguinischer Leidenschaftlichkeit verfolgte, auch von heftiger Begierde nach dem Manne ergriffen

wurde, den ihm sein Stiefoheim als den weisesten und vollkommensten aller Hellenen zu schildern nicht müde ward. Nun ließ der König und Plato's alter Freund, Dio, eine Einladung nach der anderen nach Athen ergehen; auch die großgriechischen Pythagoräer forderten ihn dringend auf, „sich einer jungen, durch große Macht und Gewalt auf Abwege gebrachten Seele zu bemächtigen und sie durch ernste Belehrung zu lenken." Und der sechzigjährige Philosoph ließ sich aus seiner Ruhe aufrütteln! Höchst wahrscheinlich trug er sich mit der kühnen Hoffnung, sein Staatsideal durch Beeinflussung des jungen, bildsamen Dionys auf Sicilien verwirklichen zu können. Hierauf deutet Plutarch hin, indem er als Beweggründe Plato's angiebt: „Er schämte sich vor sich selbst, daß es besonders so scheinen möchte, als wäre er ein Wortmacher und wage sich nie an die wirkliche Ausführung; auch hoffte er, durch einen Mann, wenn er als der Haupttheil recht gesund gemacht worden wäre, das ganze darniederliegende Sicilien heilen zu können." Plato aber selbst sagt in seinen Gesetzen: „Gebt mir einen Staat, der unter der unumschränkten Herrschaft eines Einzigen steht; dieser Fürst aber sei jung, mit leichter Fassungsgabe und mit Gedächtniß ausgerüstet, mannhaft und großartig gesinnt, dabei von Natur anspruchslos und gemäßigt in seinen Begierden, endlich so glücklich, daß gerade zu seiner Zeit ein tüchtiger und weiser Gesetzgeber lebte und durch einen günstigen Zufall ihm zugeführt würde, so wären damit wol alle Veranstaltungen erschöpft, deren es von Seiten der Gottheit bedürfte, um einen Staat im höchsten Grade glücklich zu machen."

Kurz, Plato übertrug Heraklides aus dem pontischen Heraklea, einem seiner älteren Schüler, das Lehramt in der Akademie und reiste in Begleitung des Speusippus ab. Seine Aufnahme in Syrakus überstieg alle Erwartungen. Plutarch erzählt darüber: „Hinsichtlich des Empfangs wurde ihm außerordentliche Freundlichkeit und Ehre zu Theil. Denn als er gelandet war, stand ein königlicher, herrlich geschmückter Wagen für ihn bereit und der Fürst brachte ein Opfer dar, als sei seiner Regierung ein großes Heil widerfahren. Der Anstand bei den Gastereien, der gute Ton am Hofe und die Milde des Fürsten in allen Staatsgeschäften flößten den Bürgern sichere Hoffnung auf eine glückliche Aenderung ein. Alles warf sich auf die Wissenschaften und die Weltweisheit und man sagt, überall im königlichen Palast habe der mathematische Zeichenstaub gelegen. Ja, als nach Verlauf weniger Tage ein Opferfest in der Burg gefeiert wurde und der Herold der Gewohnheit gemäß betete, daß der Thron noch lange Zeit unerschüttert bleiben möchte, soll der daneben stehende Dionysius ausgerufen haben: „Wirst Du nicht aufhören, uns Böses anzuwünschen?"" Aelian sagt außerdem, Plato habe freien Zutritt beim Fürsten gehabt, und Cornelius Nepos behauptet in seinen Lebensbeschreibungen der hervorragendsten Feldherren, Dionysius sei schon bereit gewesen, die Krone niederzulegen und den Syrakusanern die Freiheit wiederzugeben.

Jetzt versuchte aber die Hofcamarilla alle Mittel, um den drohenden Schlag von sich abzuwenden. Schon vor Plato's Ankunft war es ihr gelungen, dem Freunde und Gesinnungsgenossen des älteren Dionysius, dem Geschichtschreiber Philistus, die Erlaubniß zur Rückkehr aus der Verbannung auszuwirken.

297757

Dieſer ſuchte Dionyſius gegen die liberale Partei und vor Allem gegen ſeinen Feind Dio einzunehmen.

Man redete dem jungen Fürſten ein, Dio wolle nur die Regierung den Söhnen ſeiner Schweſter zuwenden; man führte ihn dem Genuſſe wieder zu und verglich die Freuden der Herrſchaft mit dem einfachen Leben des Privatmanns. Dio lieferte endlich der Kabale durch eine hinter dem Rücken des Königs geführte politiſche Korreſpondenz ſelbſt das beſte Mittel gegen ſich und ward von Dionyſius verbannt. Von da an hörte Plato's Einfluß auf. Zwar ließ ihn Dionyſius ſogar eine Wohnung in der Burg anweiſen, aber wenn es ihm auch ernſtlich darum zu thun war, die Freundſchaft des Philoſophen ſich zu erhalten und denſelben von der Neigung zu Dio abzubringen, ſo gab er doch im Geheimen dem gefügigen, lockeren Ariſtippus, dem früheren Mitſchüler Plato's bei Sokrates, welcher harm- und zwanglos alle nun wiederauflebenden Thorheiten und Ausſchweifungen der Hofzirkel mitmachte, den Vorzug. Ein Krieg, in den Dionyſius verwickelt ward, verſchaffte Plato nach Jahresfriſt den lange begehrten Abſchied. Vor demſelben gab der Tyrann noch das Verſprechen, Dio im nächſten Sommer die Rückkehr geſtatten zu wollen.

Nach Athen zurückgekehrt, brachte er Dio und deſſen Freunde dahin, vor der Hand alle Pläne auf gewaltſame Rückkehr aufzugeben. Dio widmete ſich ganz dem philoſophiſchen Umgange ſeines Freundes; auch machte er ſich ein Vergnügen daraus, eine dieſem vom Staate auferlegte Chorausrüſtung zu übernehmen und auf das Glänzendſte durchzuführen. Aber Dionyſius hielt ſein Verſprechen nicht, er verbot ſogar, Dio die Revenuen ſeiner reichen Beſitzungen auszuzahlen, und da er Plato's Einfluß auf ſeinen Oheim kannte, vor deſſen Anſchlägen aber wohlbegründete Furcht hatte, ſo machte er ſchließlich ſeine Wiederausſöhnung von einem nochmaligen Beſuche Plato's abhängig. Weil nebenbei die Unterhaltung mit Plato für ihn einen pikanten Reiz hatte, ſo ſchrieb er ſelbſt nach Athen und ſchickte dem Philoſophen ein eigenes Kriegsſchiff zur Ueberfahrt. Da nun Dio ſelbſt von Frau und Schweſter mit Bitten beſtürmt wurde, Plato zur Reiſe zu bewegen und auch die Pythagoräer in Unteritalien ihm die Aufrichtigkeit von Dionyſius' Geſinnung gewährleiſten zu können verſicherten und ſich für Dio verwendeten, ſo entſchloß ſich Plato in ſeinem 69. Jahre (361 v. Chr.), wie er ſelbſt ſcherzend ſagte, „noch einmal die verderbliche Charybdis zu durchmeſſen.“ Der Erfolg der Reiſe war aber wieder kein günſtiger. Plato war hauptſächlich um ſeines Freundes willen gekommen und beſtrebte ſich vom erſten Tage des ehrenvollen Empfangs an, Dionyſius zu Gunſten Dio's umzuſtimmen und an ſein Verſprechen zu erinnern. Er erhielt aber nur ausweichende Antworten, da das Mißtrauen des Königs gegen Dio's Freunde, die ſeit Plato's Ankunft die Köpfe wieder höher trugen, im Wachſen begriffen war. Eine Verſtimmung trat ein, die, unter äußerem Scheine ſchlecht verhehlt, vom Weltmanne Ariſtipp raſch bemerkt und auf eine baldige Feindſchaft gedeutet wurde. Bald warf auch Dionys die Maske ab, zog ſämmtliche Beſitzungen ſeines Oheims ein und als Plato ſich in nähere Verbindungen mit des Verbannten Freunden einließ, ſo befahl er ihm, ſeine Wohnung im Garten des Palaſtes mit der Kaſerne der Soldtruppen zu vertauſchen, von denen der Greis tödtlich gehaßt wurde.

Plato und seine Schüler im Garten der Akademie.

Zum Glück erfuhr Archytas in Tarent von der Gefahr, in welcher sein Freund schwebte, und schickte unter dem Vorwande einer Gesandtschaft einen gewissen Lamiskus ab, der Dionysius endlich durch ernste Vorstellungen bewog, Plato mit Reisegeld zu entlassen.

Plato und Speusippus reisten über Olympia, wo gerade (im J. 360) die Spiele gehalten wurden, und trafen dort mit Dio zusammen, der nun sogleich seine Rüstungen begann. Diogenes will übrigens bei Neanthes aus Cyzikus gelesen haben, daß Plato's Erscheinen bei der Festversammlung allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Ob damals die Megalopoliten in Arkadien ihn baten, ihre Staatsverfassung zu ordnen, oder ob dies bereits früher geschehen war, wissen wir nicht; Plato lehnte den Antrag ab, weil er sah, daß sie seinen politischen Ansichten nicht Rechnung tragen wollten. Ebenso hatte er früher ein ähnliches Ansinnen der Cyrenäer mit der Entschuldigung von sich gewiesen, die Cyrenäer befänden sich zu sehr im Glück, als daß sie sich zu seinen Vorschlägen bequemen würden. Dagegen soll er den Arkadiern in Aristonymus, den Eleern in Phormio, den Pyrrhäern in Menedemus Gesetzgeber gesendet haben.

Die zweite Abwesenheit Plato's hatte Veranlassung zu Reibereien und Spaltungen innerhalb der Schule gegeben. Namentlich fing gerade damals der ehrgeizige, auf anderem geistigen Boden stehende Aristoteles an, die Akademie für seine Vorträge zu benutzen, und es läßt sich denken, daß es zwischen den verschiedenen Schülern zu manchen Auftritten kam, die um so bitterer auf Plato zurückwirkten, als Aristoteles selbst seine Schule besucht hatte. Nach dem Rhetor Aristides legten sich die beiden Strategen Chabrias und Iphikrates ins Mittel, um schlimmere Ausbrüche der Eifersucht zu verhüten und, wie Aelian berichtet, vertrieb endlich Xenokrates, einer der treuesten Anhänger Plato's, Aristoteles mit seinen Jüngern aus dem früher immer von den Platonikern benutzten Theile des Akademiegartens und zwang ihn, nach dem Lyceum auszuwandern.

Sonst war Plato's Lebensabend ungetrübt und der Tod überraschte ihn (348) in gewohnter Thätigkeit. Ausdrücklich lesen wir in Cicero's bekannter Schrift über das Greisenalter in Bezug hierauf: „Das Alter eines ruhig, unbescholten und anständig zugebrachten Lebens ist heiter und sanft, und so soll das Plato's gewesen sein, der im 81. Jahre schreibend gestorben ist.“ Seneca setzt hinzu, er sei an seinem 82. Geburtstage verschieden. Nach Anderen rührte ihn bei einem Hochzeitsmahle der Schlag. Unter seinem Kopfkissen fand man den vielfach umgeänderten Anfang seines Werkes über den Staat.

Plato wurde neben der Akademie nicht weit vom Thurme des Misanthropen Timon beerdigt und noch 500 Jahre später sah der Reisebeschreiber Pausanias sein Grabmal. Diogenes, dem unter Hadrian lebenden Philosophen Favorinus folgend, sagt, daß Mithridates I., persischer Satrap von Kappadocien und Lykaonien, als Verehrer Plato's, demselben in der Akademie durch den Erzgießer Silanio ein Standbild habe errichten lassen. Da aber dieser Mithridates bereits 363 v. Chr. gestorben ist, so müßte dies schon bei Lebzeiten Plato's geschehen sein. Diejenige von den verschiedenen, seinem Grabmale

angedichteten Inschriften, welche unter allen die meiste Glaubhaftigkeit zu haben scheint, lautet:

„Plato's Körper verbirgt wol hier im Schooße die Erde;
Aber der Seligen Reih'n hat sich die Seele vereint."

Noch ist endlich auch sein Testament vorhanden, welches Diogenes von Laerte in dieser Fassung giebt:

„Folgendes ist die Hinterlassenschaft Plato's und seine Verfügung darüber: Das Grundstück im hephästiadischen Gau, welches begrenzt wird nördlich von dem Wege, der vom Heiligthum im cephisischen Gau herführt, südlich vom Heraklestempel im hephästiadischen Gau; nach Osten zu ist Grenznachbar Archestratus aus dem phrearischen, nach Westen Philippus aus dem chollidischen Gau. Niemand soll sich unterstehen, dieses Grundstück entweder zu verkaufen oder zu vertauschen, sondern es soll wo möglich dem kleinen Adimantus gehören. Ferner das Grundstück im iresidischen Gau, das ich von Kallimachus gekauft habe und dessen Nachbarn sind: nordwärts Eurymedon aus dem myrrhinusischen, südwärts Demostratus aus dem rypetäonischen, ostwärts Eurymedon aus dem myrrhinusischen Gau, westwärts der Cephissus. An Silber 3 Minen (75 Thlr.); eine silberne Schale, 165 Drachmen (43 Loth) schwer, ein Trinkbecher von 45 Drachmen ($11^1/_2$ Loth), ein goldener Ring und ein goldenes Ohrgehänge, zusammen 4 Drachmen, 3 Obolen ($1^1/_6$ Loth) schwer. Der Steinmetz Euklides schuldet mir 3 Minen. Die Artemis lasse ich frei. Sklaven hinterlasse ich vier: Tychon, Bittas, Apolloniades, Dionysius. Von dem Vorrath an Werken hat Demetrius die Abschriften. Ich schulde Niemandem etwas. Die Vormundschaft sollen führen Sosthenes, Speusippus, Demetrius, Hegias, Eurymedon, Kallimachus und Thrasippus."

Plato war nie verheirathet. Das im Testamente genannte Kind könnte also vielleicht einem Verwandten gehört haben. Es scheint jedoch bald gestorben zu sein. Denn das Grundstück ging später in die Hände des Speusippus über und blieb Eigenthum der Schule.

Die allgemeinen Verdienste des großen Denkers um die Wissenschaft und sein Verhältniß zu Sokrates, seinem Vorgänger, können wir nicht besser charakterisiren, als mit den Worten des geistreichen Literarhistorikers Bernhardy: „Plato zog die Sokratische Kunst aus ihrer engen Praxis in die weiten Räume der Spekulation. Durch den Organismus der von ihm gestifteten Wissenschaft wurden sofort die einseitigen Standpunkte seiner Vorgänger berichtigt, hauptsächlich aber der von ihnen nicht gelöste Widerspruch zwischen der Geisteswelt und den Thatsachen der Erfahrung aufgehoben. Denn er vereinte zuerst die bisher zerstreuten Aufgaben des Denkens in einem Ganzen und befriedigte nicht blos die Forscher durch Strenge der dialektischen Methode, sondern machte die Philosophie selbst zum Gegenstand der allgemeinen Bildung. Durch ihn sind die früheren Vorurtheile gegen die Philosophen geschwächt und die Religion mit dem Wissen innerhalb der Ideenlehre versöhnt worden; auch war Plato der erste Denker, welcher mit Meisterschaft der Form eine jede Stufe der künstlerischen Darstellung beherrscht. Die Platonische Philosophie darf daher als die reifste Frucht der attischen Bildung und Weisheit betrachtet werden. In

Umfang und Gehalt gehört sie zwar völlig dem Genius eines individuellen Talents an; aber die wesentlichen Vorzüge der Form waren als Aussteuer seines Volks überliefert und Plato theilt sie, nur vergeistigt, mit den Größen der attischen Literatur: vor Anderen das feine Maß des Dialogs und seine launige Färbung, die Freiheit des Urtheils und Empfänglichkeit für jedes Moment der Forschung, ferner die Fülle der sprachlichen Gewandtheit, welche seine Dialektik mit frischer Kraft durchströmt und ihren stets lebendigen Ton bedingt."

Da ein tieferes Eingehen auf das philosophische System Plato's hier unstatthaft wäre, sei nur noch kurz der eben genannten Ideenlehre gedacht. „Plato", sagt Aristoteles, „kam auf die Ideenlehre, weil er sich von der Wahrheit der heraklitischen Ansicht in Beziehung auf das Sinnliche überzeugte und dieses für ein ewig strömendes ansah. Sollte es nun doch Wissenschaft von etwas geben und wissenschaftliche Einsicht, so müßten, schloß Plato, andere Wesenheiten existiren neben den sinnlichen, die Bestand hätten. Denn vom Fließenden gäbe es keine Wissenschaft!" Die Ideen sind für Plato das Wirkliche, Bleibende, das Allgemeine in dem unaufhörlichen Gehen und Kommen der Gestalten und Erscheinungen der Natur. Die Ideen sind die ewigen Urbilder oder Originale, von denen die natürlichen Dinge nur Kopien oder Abbilder ausmachen. Die Gottheit selbst ist ihm die höchste Idee, die der Mensch nicht selbst, sondern nur in ihrer Theilung in die Ideen des Guten, Schönen und Wahren fassen kann. Auch die menschliche Seele besteht aus einem ewigen Bestandtheil und einem niedrigeren, sterblichen, und je nachdem der Mensch das höhere Element in sich abklärt oder nicht, ist ihr Zustand nach dem Tode ein seliger oder unglücklicher und ihr irdischer Leib beim Wiederfleischwerden nach 1000 Jahren ein höher oder niedriger organisirter.

Unter den exakten Wissenschaften legte Plato ein ganz besonderes und beinahe ausschließliches Gewicht auf die Mathematik. Nicht umsonst stand über der Thür seines Gartenhauses: „Niemand mag hier eintreten, welcher der Geometrie abhold ist!" Nach seiner Zurückkunft aus Aegypten war die einzige Sitte des Nillandes, die er seinen Landsleuten zur Nachahmung empfahl, das zeitige Unterrichten der Jugend in der Zahlen- und Größenlehre. In dem Werke „Vom Staate" bedauert er es sogar, daß die Stereometrie sich noch nicht zur Wissenschaft ausgebildet habe, und findet den Grund theils darin, daß sie in keiner Stadt geehrt werde wegen ihrer Schwierigkeit, theils darin, daß Diejenigen, welche sich damit befaßten, keinen Führer und Lehrer hätten, dergleichen nicht nur selten aufträten, sondern auch im günstigen Falle von dem Schwarme der gewöhnlichen Geometer verachtet würden. Wie auch jeder Unterricht in der Philosophie seinerseits mit Geometrie begann, beweist die Schilderung Plutarchs von den gelehrten Staubwolken im Königspalaste zu Syrakus. So erwähnt auch Athenäus, daß Euphräus, ein Schüler Plato's, es bei dem Könige Perdikkas III. von Macedonien so weit brachte, daß Niemand zur königlichen Tafel gezogen wurde, der nichts von Geometrie und Philosophie verstand. Plato betrachtete die Geometrie aber nicht als integrirenden Bestandtheil der Philosophie selbst, sondern als Bildungsmittel für das philosophische Denken,

als formale Vorbereitung des Geistes. „Wer auch nur einige Kenntniß von der Geometrie hat," heißt es im „Staate", „wird uns zugeben, daß diese Wissenschaft in vollem Widerspruch steht zu den Ausdrücken, deren sich ihre Jünger bedienen. Diese klingen lächerlich und zwangvoll. Denn als ob sie in einem wirklichen Geschäfte begriffen wären, sprechen sie von Quadraten und Ausdehnungen und vom Addiren u. s. w., während doch die ganze Wissenschaft der Erkenntniß wegen getrieben wird. Die geometrische Erkenntniß beschäftigt sich aber mit dem, was immer bleibt, nie untergeht. Sie ist also eine Kraft, welche den Geist zur Wahrheit hinzieht und bewirken kann, daß der philosophische Verstand dasjenige auf das Höhere anwendet, was wir jetzt gegen Gebühr auf Niedrigeres beziehen." Noch Xenokrates, der zweite Nachfolger Plato's, sprach zu Einem, der seinem Unterrichte beiwohnen wollte, aber weder Musik, noch Geometrie, noch Astronomie getrieben hatte: „Ich kann Dich nicht brauchen; denn Dir fehlen die Handhaben der Philosophie!" Ja, Theon aus Smyrna stellte später in einer besonderen Schrift die zum Studium der platonischen Philosophie nöthigen mathematischen Vorkenntnisse zusammen.

Wie tief aber Plato sonst die Mathematik, für sich betrachtet, unter die Philosophie stellt, dafür diene nur folgende Stelle aus dem „Staat": „Von den übrigen Wissenschaften, die, wie wir gesagt haben, einen Theil der Wahrheit enthalten, der Geometrie und denen, welche mit ihr zusammenhangen, sehen wir, daß sie wol über die Wahrheit träumen, im wachen Zustande aber dieselbe nicht zu sehen vermögen, so lange sie sich auf bloße Meinungen und Hypothesen berufen und diese als unantastbar hinstellen, ohne von ihnen Rechenschaft geben zu können." Am wenigsten erbaut pflegte er aber von der Anwendung blos mechanischer Beweisarten zu sein und überhaupt von der Uebertragung der Mathematik auf das praktische Gebiet.*) Nach Plutarch sagte er Eudorus und Archytas geradezu ins Gesicht, sie verdürben und vernichteten das Gute der Geometrie, welche von dem Unkörperlichen und Begrifflichen in das sinnliche Gebiet entliefe und nun noch den Körper zu Hülfe nähme, der vieler grober Handwerksgriffe bedürfe! Dieser Vorwurf bezog sich namentlich auf die Lösung des sogenannten delischen Problems.

Als Plato nämlich auf seiner Rückkehr aus Aegypten die kleinasiatische Küste berührte, sollen ihn Boten von der Insel Delos erreicht und um Lösung eines Orakelspruchs gebeten haben, von dem die Befreiung von schwerer Seuche abhängen sollte. Denn das Orakel Apollo's hatte auf die Frage nach diesem Mittel geantwortet, man solle den würfelförmigen Altar des Gottes verdoppeln. Die Delier versuchten es darauf mit Verdoppelung des Flächeninhalts der Altarseiten, fanden aber zu ihrer Enttäuschung, daß sie das Achtfache des körperlichen Inhalts bekamen.

Plato soll im Hinblick auf einen Ausspruch des weisen Aegypters Chonuphis, dessen er gedachte, geantwortet haben, der Zorn des Gottes sei dadurch erregt worden, daß die Hellenen sich in blutigen Zwisten aufrieben und dabei des

*) Doch wird ihm die Erfindung einer Wasseruhr zugeschrieben, welche für die ganze Dauer der Nacht ausreichte.

Musendienstes vergäßen; sie sollten sich fortan lieber den Wissenschaften, insbesondere der Mathematik zuwenden, und die Seuche würde verschwinden. Entspricht auch diese Antwort ganz seiner höheren philosophischen Auffassungsweise, so gelang es später wirklich seiner Schule, die Lösung jener Aufgabe zu finden. Ihm selbst wird zwar von Eutokius von Askalon die Entdeckung zugeschrieben; aber die dabei angewendete rein mechanische Methode widerspricht eben ganz und gar seinen anderen Grundsätzen. Doch beschäftigte sich Plato auch ohne philosophische Nebenzwecke auf das Eingehendste mit der Mathematik und das Alterthum nennt ihn wegen seiner Verdienste um dieselbe allgemein unter den hauptsächlichsten Beförderern dieser Wissenschaft. Ob die ihm zugeschriebenen Erfindungen der analytischen Methode und der Kegelschnitte wirklich von ihm herrühren oder nicht, ist noch streitig.

Welchen Standpunkt Plato der Astronomie gegenüber einnahm, ergiebt sich aus mehreren der angeführten Stellen; er entspricht vollkommen seinem mathematischen. Am meisten beschäftigte er sich mit der Bewegung der Planeten. Er untersuchte ihre Anordnung und Entfernung voneinander und adoptirte die Meinung von einer kreisförmigen Bahn derselben. Wie Plutarch im Leben Numa's erwähnt, soll er in seinem Alter — und wenn es wahr ist, jedenfalls durch Einwirkung der Pythagoräer — der Erde nicht mehr ihre Stelle in der Mitte angewiesen haben, denn der mittelste und einflußreichste Platz gebühre einem größeren Weltkörper! Wie er über die Größe der Erde dachte, ergiebt sich aus seinem „Phädo", wo es heißt: „Wir, die wir vom Phasis bis zu den Säulen des Herakles wohnen, haben nur einen kleinen Theil der Erde inne, wo wir uns, wie um einen Sumpf Ameisen oder Frösche, um das Meer herum angesiedelt haben." Uebrigens hielt Plato die Gestirne für „gewordene Götter", durch deren Vermittlung die Welt hervorgebracht ist und die fortwährend Vorzeichen der Zukunft erscheinen lassen und die menschlichen Schicksale beeinflussen. Auch will er in seinen „Gesetzen" astronomische Forschung nur soweit gestatten, daß gotteslästerliche Aeußerungen über diese Wesen vermieden werden. Durch solche Mäßigung und Schonung des Volksglaubens gelang es ihm, auch den Haß gegen die „Himmelsschwätzerei" etwas zu mindern. Plutarch sagt im Leben des Nicias, nachdem er die Opfer des religiösen Fanatismus zu Athen aufgezählt hat: „Endlich aber bewirkte der strahlende Ruf Plato's, weil sein Lebenswandel unbefleckt war und weil er die Gesetze der Natur göttlichen und mächtigeren Geboten unterordnete, daß der Argwohn gegen diese Lehren schwand und sich die Wissenschaften den Weg zu Allen bahnten."

Die auf uns gekommenen Werke Plato's behandeln einzelne Punkte seiner Philosophie in Gesprächsform. Wir heben hier nur die wichtigsten hervor. Der Phädrus, wie es scheint, zu Anfang seiner Lehrthätigkeit verfaßt, entwickelt das Wesen der Liebe, als Sehnsucht der Seele nach der Idee und ihrer ewigen Heimat, und die Bedingungen der wahren Beredsamkeit. Der Protagora verbreitet sich über das Wesen der Tugend, der Charmides über die Besonnenheit, der Lysis über die Freundschaft, der Laches über die Tapferkeit, der Euthyphro über die Frömmigkeit. Der Dialog Alcibiades enthält eine Warnung vor voreiliger Beschäftigung mit Politik und Ermahnungen zur Selbst-

tniß. Zusammen gehören Apologie, Krito und Phädo, insofern die
eine dem Sokrates in den Mund gelegte Vertheidigungsrede, die zweite
t die patriotischen Gründe desselben gegen den von Krito vorgeschlagenen
versuch enthält; die dritte zeigt, wie sich der wahre Philosoph in dem Ernste
desstunde bewährt. Der Gorgias stellt der sophistischen, auf Egoismus
den Moral die philosophische Sittenlehre gegenüber; dieselbe Untersuchung
m Meno weiter geführt. Im Theätat wird das Wesen des Wissens
alle Stufen der Erkenntniß hindurch behandelt, eine Frage, deren Weiter-
lung sich im Sophisten findet. Der Politikus erörtert den Begriff
hren Staatskunst; Parmenides führt die eleatische Ansicht vom einigen,
inderlichen Sein zur platonischen Ideenlehre über. Im heiteren Gast-
erschließt Sokrates das wahre Wesen des Eros. Von philosophischen
pien ausgehend, die Erscheinungswelt zu konstruiren, unternehmen endlich
taat, Timäus, Kritias und die Gesetze. Der Staat verfolgt die
klichung der Ideen der Gerechtigkeit im Ganzen und Einzelnen, beschreibt
Musterstaat und schließt mit einer Schilderung des Zusammenhanges
n dem irdischen und dem ihm vorangehenden und nachfolgenden Leben der
Der Timäus giebt der idealen Auffassung des Menschenlebens als
r Gemeinschaft ihre naturphilosophische Grundlage, indem er ebenso die
Welt als einen vernünftigen Organismus darstellt; der Kritias unter-
es, den Musterstaat als eine geschichtlich im Reiche von Atlantis da-
ne Wirklichkeit zu erweisen; die Gesetze schließen sich am engsten an den
an und entwerfen das Bild von einer leichter zu verwirklichenden Staats-
fung.

Der junge Aristoteles beim Studiren.

VII.

Aristoteles.

(384—322 v. Chr.)

„Es ist über alle Begriffe, was Aristoteles erblickte, sah, schaute, bemerkte, beobachtete, dabei aber freilich im Erklären sich übereilte. Thun wir das aber nicht bis auf den heutigen Tag?"

Göthe.

Im Nordwesten des Aegäischen Meeres streckt die Chalcidische Halbinsel weit in die Flut ihre drei Finger hinaus, deren östlichster an seiner Spitze den hohen Berg Athos trägt, an seinem Anfange noch die Spuren der ihm durch den Xerxeskanal angethanen Gewalt. Die ganze Hand hatte ihren Namen von Euböern aus Chalcis, welche sich an dieser Küste im 7. Jahrhundert niedergelassen hatten. Nach den Perserkriegen bildeten die 32 Städte der Halbinsel einen Bund, dessen Vorort Olynth war, während das Protektorat erst Athen und später Sparta führte, bis der antalcidische Friede (387) allen griechischen Kleinstaaten ihre Selbständigkeit zurückgab. Eine der geringsten von den chalcidischen Städten war Stagirus (erst spätere Schriftsteller schrieben Stagira) an der Ostseite 10 Meilen nördlich von dem am Xerreskanale liegenden Akanthus. Stagirus war in der Mitte des siebenten Jahrhunderts, ebenso wie Akanthus, von Auswanderern aus Andrus, der nördlichsten Cykladeninsel, gegründet worden

Sie lag an dem Wege, welcher die Armee des Xerres durch Thracien führte, und Thucydides erwähnt ihres Abfalls von Athen während des peloponnesischen Krieges; aber ihr Name würde außerdem kaum noch einmal genannt worden sein, wenn nicht des großen „Stagiriten" Wiege innerhalb ihrer Mauern gestanden hätte.

Aristoteles erblickte das Licht der Welt im Jahre 384. Sein Vater, Nikomachus, war ein Asklepiade, der seine Ahnen auf Machaon, den Sohn Aeskulap's, zurückführte und der zwei Werke medizinischen und naturwissenschaftlichen Inhalts geschrieben hat; seine Mutter, Phästis, soll aus Chalcis in Euböa gewesen sein, was Dionysius von Halikarnaß richtiger auf eine Herkunft von einer der vor Alters aus Chalcis eingewanderten Familien deutet. Aristoteles hatte noch zwei Geschwister Arimnestus und Arimneste. Sein Vater war Leibarzt und Freund des macedonischen Königs Amyntas II.; doch läßt sich aus dem Umstande, daß Aristoteles zu Stagirus geboren ward, schließen, Nikomachus sei erst nach 384 an den Hof berufen worden. Diese Familienverhältnisse bestimmten nicht nur die geistige Richtung des jungen Aristoteles, sondern gestalteten auch theilweise sein Schicksal. Wiewol seine Heimat an der rauhen thracischen Küste lag, erhielt er doch eine echt hellenische Erziehung und Bildung; seines Vaters Beruf wies ihn auf das Studium der Naturwissenschaften hin und bot ihm täglich Gelegenheit, sich dahin einschlagende Kenntnisse anzueignen, und seine frühe Verbindung mit dem macedonischen Königshause und seine Bekanntschaft mit dem wol etwas älteren Prinzen Philippus führte zu seiner späteren Berufung, als Lehrer des großen Alexander. Der König Amyntas starb 370. Um dieselbe Zeit hatte Aristoteles das Unglück, beide Eltern zu verlieren; doch war sein Vormund, Proxenus aus Atarneus in Mysien, ein braver, einsichtsvoller Mann, in dessen Hause der Knabe eine so gute Erziehung genoß, daß er die Dankbarkeit gegen Proxenus und dessen Familie bis an den Tod bewahrte.

Nach Vollendung des 17. Lebensjahres, also 367, begab sich Aristoteles nach Athen, angeblich auf das Gebot des Orakels zu Delphi, sich der Philosophie zu befleißigen, wahrscheinlicher von leidenschaftlicher Liebe zu den Wissenschaften getrieben. Plato reiste in demselben Jahre zum zweiten Male nach Syrakus und wird also erst nach seiner Zurückkunft, 365, seine Bekanntschaft gemacht haben. Man hat auch des Aristoteles Jugendjahre als eine Periode der Verirrungen und Ausschweifungen auszumalen gewagt. Namentlich hatte Epikur in einem Briefe erwähnt, daß Aristoteles sein väterliches Erbtheil durchgebracht habe und dann Soldat geworden sei; dies Gewerbe soll ihm aber gar nicht gefallen haben und er zu dem Entschlusse gekommen sein, sich durch Sammeln, Bereiten und Verkaufen von Arzneimitteln zu nähren. Aelian schreibt dies ohne Bedenken nach; Athenäus aber bemerkt dazu, daß dies nicht einmal die Gegner des Aristoteles, Cephisodorus und Eubulides, ihm vorzuwerfen gewagt hätten, und ein gewisser Aristokles von Messene hat sich sogar die Mühe genommen, jene Verleumdungen zu widerlegen. Man wüßte auch nicht, wie es der junge Mann möglich gemacht hätte, in Gewändern und Ringen eine äußere Eleganz zu entfalten, die ihm, als Philosophen, sogar verübelt wurde, wenn

ihm sein Vermögen abhanden gekommen wäre; man wüßte ferner nicht, woher er die Mittel genommen hätte, sich eine, für die damalige Zeit reichhaltige, Büchersammlung anzulegen! Daß man ihn endlich „Arzneihändler" (pharmacopola) nannte, rührt ohne Zweifel von seinem Eifer her, Pflanzen, Steine u. s. w. zu sammeln und aufzubewahren. Der Aufenthalt des Stagiriten in Athen soll zwanzig Jahre gedauert haben.

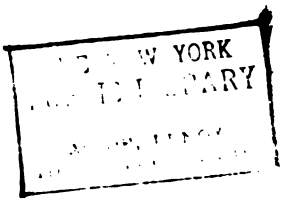
Mehrere Umstände sprechen dafür, daß Plato in Aristoteles das größte Genie unter seinen Jüngern erkannte. Er nannte ihn nach einer Nachricht „den Geist" seiner Schule, nach einer anderen „den Leser", was nur auf seine gründlichen literarischen Studien Bezug haben kann. Besonders verglich er ihn mit Xenokrates, dem es an geistigem Schwung fehlte, und sagte, dieser bedürfe des Sporns, Aristoteles aber des Zügels; auch soll er geäußert haben, Xenokrates opfere zu wenig den Charitinnen, Aristoteles zu viel. Allein der Schüler ging bald seinen eigenen Weg und fühlte sich berufen zum Begründer einer neuen Epoche im Gebiete der Spekulation und Wissenschaft. Sein nüchterner, kalt kritischer Sinn griff statt der poetisch umkleideten Idee lieber nach der konkreten Wirklichkeit, dem Erfahrungsmäßigen, Gegebenen, verwandelte die unmittelbare Vernunftanschauung Plato's in begriffliches Wissen, umfaßte mit gleichem Interesse das in der Natur, in der Geschichte und im Innern des Menschen Erscheinende. In dem schönen Freskogemälde von Raphael im Vatican zu Rom, „die Schule von Athen", streckt daher Plato die Hand gen Himmel, als dem Reiche seiner Ideen, während Aristoteles auf die Erde, als sein Forschergebiet, hindeutet. Es konnte nicht fehlen, daß dieser Gegensatz in den Standpunkten, der noch weit in das Mittelalter herein die Welt der Denker in zwei feindliche Lager gespalten hat, um den sich „alles Suchen nach Wahrheit auf dem Wege menschlicher Forschung ewig bewegen wird", schon die Herzen der Stifter des Realismus und Nominalismus erkältete. Schmerzlich soll Plato beim Hervortreten der aristotelischen Richtung ausgerufen haben: „Aristoteles hat uns von sich gestoßen, wie ein Füllen seine Mutter!" Auch ist das Stillschweigen über Aristoteles in allen seinen Schriften wol nichts weniger als zufällig. Natürlich thaten aber die schwärmerischen Verehrer Plato's alles Mögliche, um den Abtrünnigen der schwärzesten Undankbarkeit anzuklagen und in das schlimmste Licht zu stellen. Am meisten steigerte sich der Antagonismus, als, wie erwähnt, der ehrgeizige, kräftig aufstrebende Aristoteles anfing, Schüler um sich zu sammeln. Es ist freilich auch nicht unglaublich, besonders wenn man die südländische Lebendigkeit und Disputirsucht in Betracht zieht, daß Aristoteles, wie Aelian erzählt, Plato selbst durch unaufhörliche Einwürfe seiner Behauptungen einst dahin brachte, sich auf die häusliche Belehrung seiner Freunde einzuschränken. In seinen Schriften gedenkt Aristoteles der Platoniker zwar als seiner Gegner, aber mit Achtung und in würdiger Weise. Recht bezeichnend für das Verhältniß und gerade ein Beweis gegen die dem Schüler gegen den Meister zugeschriebene Rücksichtslosigkeit ist eine Stelle in der dem Nikomachus gewidmeten Ethik, wo es in Bezug auf den höchsten Lebenszweck heißt: „Es dürfte vielleicht besser sein, die Frage allgemein zu fassen und den Begriff festzustellen, wiewol diese Untersuchung dadurch mißlich wird, daß Männer, die uns befreundet

Göll, „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Aristoteles.

Nach der antiken Statue von natürlicher Grösse im Palast Spada zu Rom.
(Vgl. Visconti's Ikonographie.)


W YORK
ARY

d, die Ideenlehre eingeführt haben. Dennoch scheint es besser und noth-
ndig zu sein, zur Rettung der Wahrheit auch die persönlichen Rücksichten
len zu lassen, besonders wenn man Freund der Weisheit (Philosoph) sein
ll. Mögen auch beide Parteien befreundet sein, so ist es von der Pflicht
boten, der Wahrheit die Ehre zu geben." Man sollte freilich glauben,
ß ein Mann, der in so zarter Weise das Recht der Ueberzeugung vertheidigt,
m persönlichen Verkehr die Pflicht der Artigkeit und Dankbarkeit nicht ganz bei
eite gesetzt habe. — Daß übrigens Aristoteles in der Zeit seines ersten
henischen Aufenthalts auch Unterricht in der Rhetorik ertheilte, erkennt man
raus, daß Cicero und Quintilian erzählen, er habe in den Nachmittags-
nden die Beredsamkeit gelehrt und öfter in Bezug auf den schon bejahrten
sokrates, einen tragischen Vers parodirend, gesagt, es wäre schimpflich für ihn,
schweigen und den Isokrates reden zu lassen.

Aristoteles war elf Jahre in Athen gewesen und stand im 28. Lebensjahre,
s Alexander der Große geboren ward. Es existirt noch ein Brief, den
hilipp gleich nach diesem Ereigniß an den Philosophen gerichtet haben soll.
Wisse", lautet er, „daß mir ein Sohn geboren worden ist. Vielen Dank
be ich darum den Göttern; aber nicht sowol wegen der Geburt des Kindes,
s weil es gerade in Deiner Zeit geboren wurde. Denn ich hoffe, daß es, von
ir erzogen und gebildet, einst meiner und der Herrschaft würdig werden
rd." Es ist schwer zu glauben, daß damals schon der Ruf des Aristoteles so
oß war, daß sich der macedonische König bewogen gefunden hätte, seinem
ugendbekannten eine so außerordentliche Schmeichelei zu sagen. Mehr Wahr-
heinlichkeit hat es, daß Philipp ungefähr sieben Jahre später Aristoteles per-
önlich kennen lernte und Vertrauen zu ihm faßte. Athenäus erwähnt nämlich,
aß Hermippus, ein wegen seiner Wahrheitsliebe im Alterthum geachteter
Schriftsteller, in einem biographischen Werke folgende Bemerkung nieder-
eschrieben habe: „Als Aristoteles als Gesandter für die Athener zu Philipp
egangen war, wurde Xenokrates (soll wol heißen Speusippus) Haupt der
Schule in der Akademie. Da er nun nach seiner Zurückkunft die Schule unter
inem Anderen sah, wählte er sich den Spaziergang im Lyceum." Plato's Tod
ällt in das Jahr 348; es müßte also kurz vorher die Veranlassung zu einer
thenischen Gesandtschaft nach Macedonien vorgelegen haben, und wirklich wird
urch gleichzeitige Vorgänge auf der Chalcidischen Halbinsel nicht blos die Bot-
chaft, sondern auch die Wahl des Aristoteles gerechtfertigt. Philipp hatte eben
349 seine Operationen gegen Olynth mit einem Ueberfalle der chalcidischen
Bundesstädte begonnen, wobei auch Stagirus zerstört worden war. Dies öffnete
ndlich den Athenern, die bis dahin den heuchlerischen Vorspiegelungen des
Feindes getraut hatten, die Augen und sie schlossen mit Olynth ein Schutz- und
Trutzbündniß. Gleichzeitig kann recht gut eine Gesandtschaft an Philipp ab-
gegangen sein, um noch einmal eindringliche Vorstellungen zu machen, und wer
eignete sich zu diesem Auftrage besser als der mit den chalcidischen Verhältnissen
vertraute, dem macedonischen Hofe bekannte Aristoteles?

Kurz nach seiner Rückkehr nach Athen verließ Aristoteles schon wieder
dasselbe und begab sich über das Aegäische Meer nach Atarneus in Kleinasien.

Wol mögen dort noch Angehörige der Familie seines Vormundes Proxenus g haben. Aber er folgte diesmal einer anderen Einladung. In Plato's S war sein Mitschüler ein gewisser Hermias gewesen, ein Eunuch und Co des reichen Banquier Eubulus in dem in der Nähe von Atarneus liege Assus. Nach Strabo wohnte Hermias später auch den Vorlesungen des Aristo bei und es bildete sich zwischen den beiden Männern überhaupt ein in Freundschaftsverhältniß. Eubulus schwang sich bald darauf zum Dynasten fruchtbaren Landstrichs, der die festen Städte Atarneus und Assus in sich sc empor und nahm Hermias zum Mitregenten an. Bald fiel er selbst d Meuchelmord und der frühere Sklave wurde sein Nachfolger. Es herr damals in Persien der grausame Artaxerxes Ochus und den unter di ausgebrochenen Aufstand der Aegypter hielten auch manche Tyrannen griechi Städte in Kleinasien für einen gelegenen Augenblick zum Abfall. Her machte sich ebenfalls unabhängig und entbot seine Freunde Aristoteles und X krates zu sich. Sie kamen und Aristoteles dehnte seinen Aufenthalt auf drei J aus, theils aus einer beinahe schwärmerischen Neigung zu dem edlen Herm theils aus Liebe zur schönen Pythias, der Nichte oder Adoptivtochter Fürsten, die er auch als Gattin erhielt. Doch das Glück des von Freundsch Liebe und Wissenschaft gewürzten Zusammenseins sollte ein plötzliches E nehmen. Aegypten war kurz nach 346 bezwungen worden und sein Besie der Rhodier Mentor, zum Satrapen des unteren Asiens ernannt, vers sofort die Unterwerfung der abgefallenen kleinen Fürsten. Mit Hermias ma er den Anfang. Unter dem Scheine des Wohlwollens lockte er den Unvorsichti zu einer Unterredung, nahm ihm den Siegelring, als Mittel, die Befehle Uebergabe der Städte zu fälschen, und sendete ihn zu Artaxerxes, der ihn hängen ließ. Den beiden Philosophen gelang es noch, zu rechter Zeit Mitylene zu entkommen. Pythias starb lange vor Aristoteles; aber seine h liche Zuneigung zu ihr erkaltete nicht und noch in seinem Testamente gedacht ihrer. Wie hoch er den Charakter und Patriotismus des Hermias ehrte wie viel Wärme des Gefühls neben der Besonnenheit und Geistestief ihm vorhanden war, zeigte er auch in der Weise, wie er das Andenken Freundes zu verherrlichen suchte. Er ließ ihm in Delphi eine Bildsäule errid und verfaßte selbst dazu die Aufschrift:]

„Diesen nicht nach Gebühr, überschreitend der Himmlischen Satzung,
Mordete einst der Barbar, persischer Bogener Fürst.
Nicht im offenen Feld mit der Lanz' im Gefecht ihn bezwingend,
Sondern trauend der List eines verschlagenen Manns."

Außerdem widmete er jenem einen Hymnus, der ihm, dem Dichter, a am Abende seines Lebens verhängnißvoll werden sollte und dessen In folgender ist:

O Tugend, mühvoll dem Staubgeborenen,
Der Jagd des Lebens schönster Preis,
Für Deine Schönheit, o Jungfrau,
Ist sterben in Hellas beneidet Schicksal,
Und der Arbeit Müh' unermüdet ertragen!

Also herrlicher Frucht zu
Lenkst Du den Sinn, die, unsterblich, besiegt des Goldes
Werth, und edlen Geschlechts und süßer Ruhe.
Deinethalb hat der Leda Geschlecht und Herakles, Zeus' Sproß,
Vieles geduldet, durch Thaten
Jagend Deiner Herrlichkeit nach.
Sehnend nach Dir ging Achilleus,
Ajas auch hinab zu des Hades
Wohnung, Liebliche! Deine Gestalt
Entrückt nicht den, den Atarneus erzog, des Helios Strahlenblicken.
Drum ihn, berühmt durch Thaten,
Soll unsterblich erheben der Sang der Musen,
Die Mnemosyne gebar,
Wenn rühmet ihr Lied Zeus' Xenios Glanz und der dauernden Freundschaft Ehre.

Man weiß nicht genau, ob Aristoteles sich von 345—343 in der Hauptstadt der Insel Lesbos aufgehalten hat oder früher nach Griechenland zurückgekehrt ist. Im zuletzt genannten Jahre hat ihn Philipp von Macedonien, die Erziehung seines Sohnes zu übernehmen. Es war ein merkwürdiges Zusammentreffen, daß der Jüngling, der dazu berufen war, die nationalen Schranken der hellenischen Kultur niederzureißen und ihrem befruchtenden Strome den Weg nach allen Seiten zu öffnen, daß dieser Jüngling, mit dem die Geschichte des alten Hellas eigentlich schließt, denjenigen Gelehrten zum Lehrer bekam, welcher die Aufgabe gelöst hat, die Rechnung der geistigen Bildung Griechenlands abzuschließen, gleichsam Inventur zu halten über die Schätze des geistigen Haushaltes der Nation! Philipp konnte keine glücklichere Wahl treffen.

Aristoteles stand damals im 41. Jahre, der junge Prinz im 13. Alexanders Erziehung war bis dahin dem Leonidas anvertraut, einem Verwandten der Olympias. Er wird von Plutarch als streng und mürrisch geschildert und Quintilian erwähnt, daß sich von ihm manches Fehlerhafte in Alexanders Charakter herschreibe, der ihm bekanntlich aus dem Oriente später eine Schiffsladung voll Weihrauch sendete, weil ihn derselbe in der Jugend zur Sparsamkeit in diesem Artikel hatte anhalten wollen. Unter dem Leonidas figurirte noch als eigentlicher Hofmeister Lysimachus aus Akarnanien, ein Mensch gewöhnlichen Schlags, der sich durch Nachgiebigkeit und Schmeichelei gut zu stellen suchte. Der hochbegabte, von den Idealen alter Heldengröße begeisterte Alexander, der, wie Plutarch sagt, sich zu Nichts mit Gewalt zwingen, aber zu Allem durch vernünftige Vorstellungen überreden ließ, schloß sich bald eng dem großen Denker an und liebte ihn nach seinem eigenen Geständniß ebenso sehr wie seinen Vater. Auch Philipp ließ es nicht an Beweisen seiner Zufriedenheit mit dem pädagogischen Verfahren des Aristoteles fehlen. Anfangs hielt sich dieser mit Alexander und seinem Neffen Kallisthenes, dem späteren Philosophen, welcher am Unterrichte Theil nahm, in der Hauptstadt Pella auf, weshalb Theokrit von Chios, sein Zeitgenosse, ihm vorwarf, daß er die Akademie vertauscht hätte mit der Mündung der Mistjauche — so nannte man nämlich einen Fluß bei Pella! Später aber wies ihnen der König als Schule und Aufenthalt das Nymphäum bei Mieza an. Mieza lag südwestlich von Pella mehr an der Grenze Thessaliens und sein Nymphenhain war vielleicht bei der von Plinius

erwähnten Tropfsteingrotte. Plutarch versichert, daß die dortigen Bewohner noch zu seiner Zeit die steinernen Sitze und schattigen Alleen des Aristoteles zeigten. Dagegen scheint die Wiederherstellung von Stagirus, welche von Plutarch als Werk Philipp's hingestellt wird, eine Gefälligkeit Alexanders gegen seinen früheren Lehrer nach seiner Thronbesteigung gewesen zu sein. Aristoteles soll den wiedergesammelten Einwohnern neue Gesetze gegeben haben und diese ehrten ihn später als zweiten Stifter der Stadt. Theophrast und Plinius gedenken des Museums von Stagirus, einer jedenfalls durch königliche Freigebigkeit gegründeten Gestalt zur Pflege der Musenkünste.

Welche Gegenstände waren es aber nun, in denen der Philosoph seinem königlichen Zögling Unterweisung ertheilte? Einen Haupttheil des griechischen Unterrichtes bildete die Lektüre der Dichter, durch die man den Verstand zu üben, das Herz zu bilden, den Drang nach großen und edlen Thaten zu erregen trachtete. Der junge Alexander hegte schon eine schwärmerische Vorliebe für Homer, ehe noch Aristoteles an den Hof kam; dieser nahm sich deshalb die Mühe, eine neue Rezension des epischen Altmeisters auszuarbeiten, und diese war es wol auch, die Alexander auf seinen Eroberungszügen bei sich hatte und der er das köstlichste Beutestück einer Schlacht, ein mit Gold, Edelsteinen und Perlen reich verziertes Schmuckkästchen, zum Aufbewahrungsort anwies. Rhetorik und Philosophie machten die Disziplinen der höheren Unterrichtsstufe aus. Noch ist ein rhetorischer Leidfaden des Aristoteles mit einer besonderen Widmung an Alexander vorhanden. Leider hält man aber in neuerer Zeit dieses Werk allgemein für das Produkt eines ganz anderen Verfassers. Außerdem hörte Alexander bei Aristoteles Ethik und Politik. Alexanders umfassende Kenntnisse auf dem Gebiete des Staatswesens, die hauptsächlich in dem leider verloren gegangenen Werke über die politischen Einrichtungen, Sitten und Gebräuche von 158, nach Anderen 250 Gemeinden hervorgetreten sein sollen und sich in der auf uns gekommenen „Politik" noch abspiegeln, kamen dem Erben eines Reiches, dem künftigen Gesetzgeber so vieler Völker, trefflich zu Statten. Allein gerade die genialste Idee, welche Alexander später auszuführen versuchte, die Vereinigung der Sieger mit den Besiegten, die Errichtung eines durch griechische Kultur veredelten Weltreiches mit gleichen Rechten Aller, entstammte dem Haupte des Königs und harmonirte keineswegs mit den Ideen des Stagiriten, welcher jenem rieth, die Griechen als oberster Anführer zu behandeln, die Barbaren aber als unumschränkter Herr, und in seiner „Politik" schreibt: „Den asiatischen Völkern fehlt es nicht an Thätigkeit des Geistes und Kunstgeschicklichkeit. Doch muthlos leben sie in Unterwürfigkeit und Knechtschaft, während die Hellenen, kräftig und regsam, in Freiheit lebend und deshalb gut verwaltet, wären sie zu einem Staate vereinigt, alle Barbaren beherrschen könnten." Endlich ließ Aristoteles seinen Schüler auch Einblicke in die Tiefen seiner philosophischen Spekulation thun oder wie Plutarch sagt, „er theilte ihm die geheimen und schwereren Lehren mit, welche die Weisen akroamatische (nur mündliche) und epoptische (mystische) zu nennen pflegten und nicht unter den großen Haufen gelangen ließen." Alexander fühlte sich durch diese neue Weisheit so gehoben und beglückt, daß er es übel aufnahm, als er hörte, Aristoteles habe auch den Inhalt dieser Privatvorträge veröffentlicht

Ariſtoteles und ſein Schüler Alexander von Macedonien.

Die über diesen Punkt zwischen Lehrer und Schüler angeblich gewechselten Briefe lauten also:

„Alexander wünscht dem Aristoteles wohl zu leben. Du hast nicht recht daran gethan, daß Du die akroamatischen Vorträge herausgegeben hast. Denn wodurch werden wir uns nun von den Uebrigen unterscheiden, wenn die Kenntnisse, wodurch wir gebildet worden sind, Eigenthum Aller werden? Ich möchte mich lieber durch edle Wissenschaft auszeichnen, als durch Macht! Lebe wohl!"

„Aristoteles wünscht dem Könige Alexander Wohlergehen. Du schriebst mir in Betreff der akroamatischen Vorträge, daß Du glaubest, sie hätten geheim gehalten werden müssen. Wisse nun, daß sie wol veröffentlicht sind, aber auch nicht veröffentlicht. Denn sie sind blos denen verständlich, die uns gehört haben. Lebe wohl!"

Nicht mit Unrecht glaubt wol Plutarch, daß Alexander auch seine Liebhaberei zur Arzneikunst von Aristoteles überkommen habe. „Denn er liebte nicht allein die Theorie," heißt es in der Biographie, „sondern er half auch wirklich seinen Freunden, wenn sie krank waren, und schrieb ihnen Heilmittel und Diät vor." Ueberhaupt wird das lebhafte Interesse, welches der König mitten in seinem Siegeslaufe für Literatur und Philosophie an den Tag legte, größtentheils auf Rechnung seines Erziehers geschrieben werden müssen. Als er in Persien Mangel an guten Büchern litt, ließ er sich von Harpalus die Geschichtsbücher des Philistus, die Tragödien des Aeschylus, Sophokles und Euripides und die Dithyramben des Telestus und Philoxenus senden. Bot er ja auch dem Xenokrates ein Geschenk von 50 Talenten an, wovon dieser blos 30 Minen annahm, um die Ueberbringer zu beschwichtigen.

Nur vier Jahre blieb Aristoteles der eigentliche Erzieher Alexanders. Der siebzehnjährige, frühreife Königssohn erhielt dann schon die Reichsverweserschaft von seinem gegen Byzanz zu Felde ziehenden Vater und bethätigte sich von da ab überhaupt an allen Staats- und Kriegsgeschäften, wenn auch vorauszusetzen ist, daß er während des Jahres, das Aristoteles noch in Macedonien zubrachte, recht oft dessen anregenden Umgang suchte. Im Jahre 335 v. Chr. kehrte der Philosoph nach Athen zurück und nahm hier bis 322 dauernden Aufenthalt. Während die Schule Plato's in der Akademie blieb, wählte er zu seinem Lehrorte das von ihm schon früher benutzte, im Osten der Stadt am Ilissus gelegene, von Pisistratus, Perikles und dem Redner Lykurg in ähnlicher Weise wie die Akademie ausgestattete Gymnasium, das vom Heiligthum des lyceischen Apollo den Namen Lyceum führte. Dort erhielt er von seinen Schülern bekanntlich den Namen „der Peripatetiker", entweder von der Spazierbahn oder Allee (περίπατος), wo er zu lehren pflegte, oder — und so nehmen es die meisten alten Schriftsteller — von seiner Manier, nicht sitzend oder stehend, sondern im Spazierengehen seinen Unterricht zu ertheilen. Ueber seine Lehrweise selbst berichtet der Grammatiker Gellius Folgendes: „Aristoteles soll zwei Arten des Vortrags und wissenschaftlichen Unterrichts gehabt haben. Die eine nannte er exoterisch (äußerlich d. h. für weitere Kreise eingerichtet), die andere akroamatisch. Exoterisch hießen die Vorträge, welche auf rhetorische Vorübungen, Scharfsinn im Reden, Kenntniß des bürgerlichen Staatsrechts

zielten; akroamatische wurden genannt, in welchen die tiefe und gründlichere ilosophie behandelt ward und welche mit Betrachtung der Natur und dialek- hen Debatten verbunden waren. Diesem akroamatischen Unterricht widmete im Lyceum die Morgenzeit und gestattete nur Solchen daran Theil zu nehmen, ren geistige Anlagen, wissenschaftliche Vorbildung, Eifer und Anstrengung Lernen er vorher geprüft hatte. Die exoterischen Vorträge dagegen und die deübungen veranstaltete er gegen Abend an demselben Orte und sie standen en Jünglingen ohne Auswahl offen."

Aristoteles nimmt eine Sendung naturhistorischer Seltenheiten und anderer Geschenke von Alexander entgegen.

So wiederholte sich bei ihm blos strenger und geregelter, was sicher Plato thun sich genöthigt gesehen hatte, um die Wissenschaft den Bedürfnissen ößerer und engerer Zirkel anzupassen und dem oberflächlichen Dilettantismus ensowol wie der Wißbegierde des strebsamen Forschers gerecht zu werden. In r Form seines Unterrichts scheint er sich übrigens noch mehr von der Gesprächs- eise des Sokrates entfernt zu haben, als Plato. Unter den zerstreuten Notizen elche Diogenes von Laerte über Aristoteles darbietet, findet sich auch erwähnt, ß Aristoteles nach dem Vorgang des Xenokrates von 10 zu 10 Tagen einen

Obmann über seine Schüler gesetzt und überhaupt gewisse Schulregeln eingeführt habe. Woran man hierbei zu denken habe, ergiebt sich aus einer anderen Stelle, wo er vom Zeitgenossen des Aristoteles, Menedemus, dem Stifter der eretrischen Schule, sagt: „Er wich von der gewöhnlichen Einrichtung ab und war gleichgiltig gegen die Schulangelegenheiten. Man konnte keine Ordnung bei ihm erblicken und die Sitze waren nicht im Kreise vertheilt, sondern wo Jeder herumging oder saß, hörte er zu."

Sogar bei den geselligen Zusammenkünften, den Mahlzeiten und Sympesien, die Aristoteles seinen Schülern gab, herrschten bestimmte Satzungen. Namentlich soll der Meister viel auf die Reinlichkeit der Erscheinenden gesehen haben.

Man hat im Alterthume den zweiten Aufenthalt des Philosophen in Athen mit den Heereszügen Alexanders insofern in Verbindung gebracht, als man sich erzählte, der König habe die naturgeschichtlichen Studien seines ehemaligen Lehrers durch außerordentliche Veranstaltungen und glänzende Freigebigkeit zu fördern gesucht. Einige sagten, Aristoteles habe 800 Talente (1,200,000 Thlr.) zur Bestreitung seiner wissenschaftlichen Ausgaben erhalten. Plinius dagegen schreibt: „Da Alexander, der Große, von Begierde entflammt war, die Naturen der Thiere kennen zu lernen, so trug er die Beschreibung dem Aristoteles auf, einem in allen gelehrten Fächern außerordentlichen Manne, und stellte ihm im Umkreise von Griechenland und ganz Asien einige tausend Menschen zur Verfügung, welche sich von Jagd, Vogelfang und Fischerei nährten und welche die Thierbehältnisse, Herden, Bienenstöcke, Fischteiche, Vogelhäuser zu besorgen hatten, damit nichts Lebendes von ihm übersehen würde." In neuerer Zeit sind gegen diese Uebertreibungen ernste Bedenken rege geworden. Man hat nach inneren Kennzeichen das meteorologische Werk des Aristoteles und die gleich darauf edirte große Zoologie sogar schon als vor der Schlacht am Granikus vollendet angesehen und die genaue Bekanntschaft des Gelehrten mit gewissen Thieren des inneren Asiens, wie dem Elephanten, dem Pferdehirsch, dem baktrischen Kameel, dem Jagdtiger und dem indischen Büffel, auf mündlich oder schriftlich eingezogene Erkundigungen zurückführen wollen. Und allerdings müßte man bei jedem neuen Fund an Uebersendung des lebendigen Thieres denken, da ja damals die Bereitung des Alkohols noch nicht bekannt war und die bloßen Knochen mit dem Felle wenig genützt haben würden. Außerdem konnte Aristoteles auch ruhig das Ende der Züge seines einstigen Zöglings abwarten, da sein Neffe, Kallisthenes aus Olynth, ein Naturforscher, der schon einige botanische Schriften und eine scharfsinnige Untersuchung über das Gesichtsorgan geliefert hatte, den König auf seinen Expeditionen begleitete und allenthalben Beobachtungen anstellte und aufzeichnete. Von Babylon aus sendete ihm dieser chaldäische Sternbeobachtungen über eine Periode von 1903 Jahren zu. Leider fand das Verhältniß des Kallisthenes zum Könige bald ein trauriges Ende, dessen Folgen auch Aristoteles selbst nicht unberührt ließen! Kallisthenes war ein schroffer Republikaner, der, durch den früheren Umgang mit Alexander verwöhnt und vielleicht auch nicht frei von Philosophenstolz, bei keiner Gelegenheit seine Zunge im Zaume hielt. Vergebens hatte ihm der Oheim

den Rath gegeben, mit dem Könige entweder so selten als möglich, oder so angenehm als möglich zu sprechen, damit er durch Schweigen sich sichere, durch Unterhaltung sich in Gunst setze; vergebens hatte er ihm warnend den homerischen Vers zugerufen:

„Frühen Todes wirst Du verbleichen bei solcherlei Rede!"

Plutarch setzt noch hinzu, er habe von ihm gesagt, daß er wol mächtig und groß im Wort sei, aber keine Vernunft habe. Je mehr nun der siegreiche Alexander von der griechischen Sitte abwich und orientalische Etikette an seinem Hofe einführte, desto kühner opponirte der den Amalgamirungsplan des Königs entweder nicht kennende oder nicht billigende Philosoph, und als endlich in Baktrien die Verschwörung der Edelpagen unter Hermolaus entdeckt worden war und es sich herausstellte, daß Kallisthenes, wenn auch nicht um den Anschlag gewußt, doch in Verbindung mit den Unzufriedenen gestanden hatte, wurde Alexander so erbittert, daß er Kallisthenes verhaften ließ, der dann nach der einen Nachricht in Ketten dem Lager folgte und an einer Krankheit starb, nach der andern erst gefoltert und dann erdrosselt ward.

Nach diesem Vorfalle schrieb Alexander an Antipater: „Die Edelknaben sind von den Macedoniern gesteinigt worden; den Sophisten aber werde ich züchtigen und diejenigen, welche ihn gesendet haben und welche Verräther gegen mich in ihren Städten aufnehmen." Ist der Brief echt (was freilich nach dem Beispiele aller übrigen, die den Namen Alexanders tragen, kaum glaublich ist), so kann die Hindeutung auf Aristoteles nicht geleugnet werden. Mag nun aber auch der König im ersten Zorn so gedacht haben, so hat er doch nichts Feindseliges gegen seinen Lehrer vorgenommen. Das vertrauliche Verhältniß freilich, das früher zwischen Beiden bestanden hatte, war gestört. Recht deutlich zeigte Alexander seine Kälte gegen Aristoteles in der letzten Zeit seines Lebens, wo der junge Kassander, der Sohn des Antipater, nach Babylon gekommen war. Als dieser einst beim Anblick von Barbaren, die seinen Vater verklagen wollten und sich vor dem Monarchen zu Boden warfen, lachte, ergriff er ihn bei den Haaren, stieß ihm den Kopf gegen die Wand und sagte dann: „Du glaubst wol, daß die Leute, welche einen solchen Weg zurückgelegt haben, nicht Unrecht erduldet haben, sondern als verleumderische Ankläger kommen?" Kassander erwiederte ihm, dies gerade sei ihm ein Zeichen ihrer verleumderischen Absichten, daß sie so weit von den Beweismitteln weggegangen wären. Aber der König rief unter bitterem Lachen aus: „Das sind jene Trugschlüsse aus der Schule des Aristoteles, die für und gegen eine Sache passen; es soll Dir schlecht gehen, wenn es sich zeigt, daß Ihr den Leuten im Geringsten Unrecht gethan habt!" Nach den von Plutarch und Arrian angeführten „königlichen Tagebüchern" starb Alexander eines natürlichen Todes. Erst 6 Jahre später tauchte das Gerücht auf, er sei auf Antipaters Anstiften vergiftet worden, der in steter Todfeindschaft mit Olympias, der Mutter Alexanders, gelebt hatte. Begierig griff das leidenschaftliche Weib die jedenfalls ihr zu Gefallen gemachte Erfindung auf und wüthete gegen alle Anhänger des Reichsverwesers, ja sie ließ die Gebeine seines Sohnes Jolas, der als Erzschenk das Gift gereicht haben sollte, wieder ausscharren! Ohne Zweifel würde ihre Rache damals auch das Leben des Aristoteles bedroht haben, wenn

derselbe nicht bereits mehrere Jahre im kühlen Grabe geruht hätte; denn auch ihn hatte die schmutzige Verleumdung in die Sage vom Giftmorde verwickelt. Aus Furcht vor des Königs Zorn, zugleich aus Rache für den Tod des Neffen, sollte er das Gift oder wenigstens das Aufbewahrungsmittel für dasselbe dem Antipater angegeben haben! Im nördlichen Arkadien bei der Stadt Nonakris stürzte von hohem Felsenhang in eine grausige Schlucht hinab die berüchtigte Styxquelle, von der die Umwohner behaupteten, daß sie für Menschen und Vieh tödlich sei und alle Gefäße aus Metall, Bernstein und Glas durchfresse oder sprenge. Für dieses Gift soll nun Aristoteles als Behälter den Huf eines Mauleselin vorgeschlagen haben! Arrian, Plutarch und Plinius erzählen beinahe einstimmig diese abscheuliche Klätscherei, ohne Glauben an dieselbe zu verrathen. Merkwürdiger Weise sollte dieselbe aber doch noch für die Bekenner der aristotelischen Lehre, wenn auch über 500 Jahre später, ihre Nachwirkungen haben! Der tückische Kaiser Caracalla äffte in Allem dem großen Alexander nach, und da er von jener angeblichen Mitschuld des Aristoteles gehört hatte, so entzog er allen Aristotelikern die Theilnahme am alexandrinischen Museum und hatte auch beschlossen, die Werke der peripatetischen Schule zu verbrennen!

Während seines zweiten Anfenthaltes in Athen starb ihm seine Gattin Pythias, die ihm eine Tochter gleichen Namens geschenkt hatte. Die Stelle der Hausfrau vertrat dann bei ihm Herpyllis, eine frühere Sklavin von Pythias, und von dieser stammte noch ein Sohn, Namens Nikomachus. Alexanders Tod (323) sollte für ihn verhängnißvoll werden. Die liberale Partei in Athen erhob das Panier der Freiheit, rief die Verbannten zurück und verjagte selbst vermögende Bürger, die vor dem Abfall von Macedonien warnten. Aristoteles, der so lange des verhaßten Königs Freund gewesen war und der natürlich immer fest zu der macedonischen Partei gestanden hatte, war den Republikanern ebenfalls ein Dorn im Auge. Man scheint jedoch in politischer Beziehung ihm nichts vorzuwerfen gehabt haben, wahrscheinlich weil er sich lediglich seinen wissenschaftlichen Studien und dem Unterrichte seiner Schüler hingegeben hatte. Man griff ihn also von einer ihm selbst wol unerwarteten Seite an. Auf Anstiften eines bei den Eleusinischen Mysterien fungirenden Oberbeamten, Eurymedon, reichte ein Bürger, Namens Demophilus, eine Kriminalanklage gegen Aristoteles wegen Verletzung der Religion ein, und zwar bildete der harmlose Hymnus auf die Tugend mit Beziehung auf Hermias von Atarneus den Vorwand. Was sollte der Angeklagte thun? Das Beispiel des Anaxagoras, Protagoras und Sokrates stand warnend vor seiner Seele und er beschloß, den Staub von den Füßen zu schütteln und durch die Flucht der voraussichtlichen Verurtheilung zu entgehen. Zu seinen Bekannten soll er gesagt haben, es gefalle ihm nicht mehr in einer Stadt, wo, wie in den Gärten des Alkinoos, „Feige auf Feige“ reif werde, und deutete damit an, daß er sein Mißgeschick den Geschmeiße der Angeber oder Sykophanten (eigentlich Feigenangeber) zuschre

Er begab sich nach Chalcis auf Euböa, und zwar im Jahre 322, vielleicht zu d selben Zeit, wo der edle Demosthenes nach Athen aus dem Exile zurückkehrte, u den letzten vergeblichen Kampf gegen die macedonische Uebermacht zu organisiren.

Aristoteles zieht mit seinen treuesten Schülern in die Verbannung.

Von dort aus soll er seine Vertheidigungsschrift nach Athen gesandt haben, aus welcher Athenäus sogar noch den Satz aufbewahrt hat: „Wenn ich es vorgezogen hätte, dem Hermias als einem Unsterblichen zu opfern, so würde ich ihm nicht als Sterblichen ein Denkmal errichtet haben, und wenn ich seine Natur für unsterblich ausgeben wollte, so hätte ich ihn nicht mit der Ehre des Begräbnisses geschmückt." Athenäus selbst aber zweifelt an der Echtheit dieser Apologie, und es ist auch anzunehmen, daß Aristoteles sehr wohl wußte, daß die ihm angedichtete Gottlosigkeit gar nicht der Grund der Anklage war, daß also eine Vertheidigung nach dieser Seite hin gar nichts nützen konnte. Uebrigens wurden ihm infolge der gerichtlichen Verfolgung in Athen wie auch in Delphi gewisse Ehrenrechte entzogen. Wie schmerzlich ihm dies war, ist aus dem ersichtlich, was er darüber an Antipater schrieb: „In Beziehung auf die mir in Delphi zuerkannten, jetzt aber entzogenen Ehren ist meine Ansicht diese, daß ich mich darüber ebensowenig zu viel bekümmern solle, als ganz unbekümmert bleiben dürfe."

Es läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen, ob Aristoteles seine Schule mit nach Euböa führte oder nicht; denn Strabo und Diogenes von Laerte sprechen blos von seinem Aufenthalte dort. Doch mögen ihn immer die treuesten Freunde begleitet haben; denn daß er Chalcis zu seinem Wohnorte zu wählen gedachte, scheint daraus hervorzugehen, daß er sich dort ein Haus mit einem Garten kaufte. Aber der Tod machte sein Exil kurz. Nach Gellius starb er noch vor Demosthenes, also vor dem 14. Oktober 322, im 63. Lebensjahre. Eine Sage behauptet, Aristoteles habe sich durch Gift in Chalcis umgebracht, um der Verurtheilung in Athen zu entgehen; aber abgesehen von dem Widerspruche zwischen That und Absicht, da er ja eben in Chalcis unter macedonischem Schutze stand, hat er sich so oft und nachdrücklich gegen den Selbstmord ausgesprochen, daß diese Todesart keinen Glauben verdient. Noch unsinniger ist die in christlicher Zeit aufgetauchte Fabel, Aristoteles habe sich in den Kanal zwischen Euböa und dem Festlande gestürzt, weil er die Ursachen der Meeresströmungen nicht habe begreifen können! Dagegen enthält schon außer Dionysius von Halikarnaß auch Diogenes von dem nur 80 Jahre nach Aristoteles blühenden Grammatiker Apollodorus die Nachricht, der Philosoph sei an einer Krankheit gestorben. Der im 3. Jahrhundert nach Christus lebende Grammatiker Censorinus erzählt noch ausführlicher, derselbe habe an einer natürlichen Schwäche des Magens gelitten und so viel vom Uebelbefinden des kranken Körpers zu leiden gehabt, daß es weniger wunderbar sei, daß er sein Leben nicht höher gebracht, als daß er es so lange ertragen habe. Und damit stimmt vollständig, was Gellius zugleich über die Wahl seines Nachfolgers mittheilt. „Als der Philosoph Aristoteles ungefähr 62 Jahre alt war", sagt er, „hatte er einen kranken und leidenden Körper und schwache Hoffnung auf längeres Leben. Da kam der ganze Schwarm seiner Jünger zu ihm und bat ihn inständig, daß er selbst den Nachfolger in seinem Lehramt bestimmen möchte. Es fanden sich nun damals in seiner Schule viele treffliche Jünglinge, vorzüglich aber zwei, Theophrastus und Menedemus. An Talent und Kenntnissen überragten sie die Uebrigen; der Eine war aus der Insel Lesbus, Menedemus aus Rhodus. Aristoteles antwortete, er werde ihren

Wunsch erfüllen, wenn es ihm gelegen sein würde. Bald darauf, als dieselben jungen Leute, welche ihn mit der Bitte wegen des Lehrers behelligt hatten, zugegen waren, äußerte er, der Wein, den er gerade trank, wäre seiner Gesundheit nicht zuträglich, sondern zu herb, und bat sie, ihm doch eine ausländische Sorte zu besorgen, vielleicht lesbischen oder rhodischen; er wolle dann sich desjenigen bedienen, welcher ihm am besten bekäme. Es geschieht sein Wille; man findet die Weine und bringt sie ihm. Aristoteles verlangt zuerst den rhodischen, kostet ihn und spricht: „Wahrhaftig, ein kräftiger und angenehmer Wein!“ Hierauf fordert er den lesbischen und sagt nach der Probe: „Beide Weine sind ungemein gut; aber süßer ist doch der lesbische!“ Bei diesen Worten sahen Alle ein, daß seine Wahl nicht dem Wein, sondern in feiner und witziger Weise dem Nachfolger gegolten hatte.“

Daß die Asche des Aristoteles von den dankbaren Stagiriten geholt und in seiner Vaterstadt mit göttlichen Ehren bestattet worden sei, läßt sich bei den gegebenen Verhältnissen wohl glauben, wenn auch die Nachricht schlecht verbürgt ist. Dem Aeußeren nach war er ein kleiner, schmächtiger Mann, mit kleinen Augen, lebhaften Bewegungen und einem moquanten Zug im Gesicht. Er trug sich, wie bereits erwähnt, nach der Mode und sprach sehr rasch, verwechselte aber das R mit dem L. Die Kraft seiner Ueberredungsgabe bezeugte Antipater in einem nach Aristoteles' Tode geschriebenen Briefe. Sein Fleiß muß, trotz seiner staunenswerthen intellektuellen Fähigkeiten, ungeheuer gewesen sein. Diogenes erzählt in dieser Hinsicht, Aristoteles habe beim Einschlafen des Abends stets eine eherne Kugel in die Hand genommen, um durch ihren Fall in ein darunter stehendes Becken immer sogleich aufgeweckt zu werden! Sein Charakter ist vielfach verdächtigt, seine sittliche Gesinnung verleumdet und angefeindet worden. Es ist darum recht gut, daß sein von Diogenes aufbewahrtes Testament uns den großen Philosophen und Naturforscher als Menschen, als Gatten und Vater zeigt und uns in sein Privatleben einen Blick thun läßt, der mehr werth ist, als Lob und Tadel aus fremdem Munde. Sein Testament lautet:

„Hoffen wir das Beste! Wenn ihm aber etwas zustoßen sollte, hat Aristoteles folgende Bestimmungen getroffen. Vollstrecker des Testaments im Ganzen und Einzelnen soll Antipater sein. Bis Nikanor (des Prorenus Sohn) es übernimmt, soll — außer Aristomenes, Timarchus, Hipparchus und Dioteles — Theophrastus, wenn er will und es ihm möglich ist, für meine Kinder und Herpyllis und meinen Nachlaß Sorge tragen. Und wenn meine Tochter herangewachsen sein wird, soll sie an Nikanor verheirathet werden. Wenn aber meine Tochter sterben sollte, was nicht geschehen möge und auch nicht geschehen wird, vor oder nach der Heirath, ohne daß Kinder vorhanden sind, so soll Nikanor die Vollmacht haben, über mein Söhnlein und Vermögen zu verfügen, wie es ihm und uns ziemt. Es soll aber Nikanor sowol für meine Tochter als auch für meinen Sohn Nikomachus nach seinem Ermessen, als wäre er ihr Vater und Bruder, sorgen. Wenn aber Nikanor früher mit Tod abgehen sollte, als ich es wünsche, entweder vor der Heirath meiner Tochter oder hinterher, ohne daß Kinder da sind, so sollen alle Anordnungen, die er getroffen haben wird, gelten. Wenn dann Theophrast meine Tochter in sein Haus nehmen will, so gelten ihm gegenüber

alle Bestimmungen, wie gegen Nikanor; im entgegengesetzten Falle mögen sich die Vormünder mit Antipater berathen und über meine Tochter und meinen Sohn verfügen, wie es ihnen am besten däucht. Die Vormünder und Nikanor sollen bei dem Andenken an mich sich auch der Sorgfalt erinnern, mit welcher Herpyllis mich gepflegt hat, und für sie sorgen und, wenn sie wieder einen Mann nehmen will, darauf sehen, daß sie nicht eine unserer unwürdige Partie mache. Man soll ihr aber, außer dem, was ihr früher geschenkt worden ist, auch ein Talent Silber aus dem Nachlasse geben und drei Mägde, wenn sie will, und die Zofe, welche sie hat, und den Sklaven Pyrräus. Und wenn sie in Chalcis wohnen will, soll sie das Gastlogis am Garten haben; wenn aber in Stagira, mein väterliches Haus. Die Wohnung, welche sie von beiden wählt, sollen die Vormünder mit Hausgeräth versehen, wie es ihnen anständig zu sein scheint und für Herpyllis hinreichend. Es soll aber Nikanor dafür sorgen, daß auch der junge Myrmex mit dem Eigenthum, das wir erhalten haben, zu den Seinigen gebracht werde. Es soll auch Ambracis frei sein, und er soll ihr, wenn meine Tochter heirathet, 500 Drachmen geben und die Magd, welche sie hat. Auch Thale soll außer der gekauften Magd, welche sie hat, 1000 Drachmen und eine zweite Magd bekommen. Dem Sinus soll man außer dem ihm früher zu einem Sklaven gegebenen Gelde entweder einen Sklaven kaufen oder das Geld dazu geben. Wenn meine Tochter heirathet, soll Tachon frei sein und Philon und Olympius und dessen Kind. Man soll überhaupt kein Kind von meiner Dienerschaft verkaufen, sondern sie behalten und wenn sie erwachsen sind, ihrer Würdigkeit gemäß freilassen. Man soll auch dafür sorgen, daß die bei Gryllion bestellten Bildsäulen gefertigt und aufgestellt werden, die Nikanors und des Prorenus, die ich noch zu bestellen gedachte, und die von Nikanors Mutter; die bereits fertige des Arimnestus (seines Bruders) soll aufgestellt werden und ein Denkmal für ihn sein, da er kinderlos gestorben ist. Die Demeter unserer Mutter soll als Weihgeschenk nach Nemea kommen oder wohin man sonst will. Wo sie mich aber begraben, dahin sollen auch die Gebeine der Pythias gebracht werden, wie sie selbst verlangt hat. Nikanor soll auch in Stagira dem rettenden Zeus und der Helferin Athena vierellige steinerne Thiere weihen, die ich für seine Rettung gelobt habe."

Bei diesem Testamente, dessen Echtheit zu bezweifeln sonst keine Veranlassung vorliegt, ist es nun höchst auffällig, daß über die große Bibliothek und die Manuskripte seiner eigenen Werke keine besondere Verfügung getroffen ist. Alles wird in Nikanors Hände gelegt, und doch steht es so ziemlich fest, daß der Bücherschatz des Stagiriten in den Besitz Theophrasts kam! Es erzählt nämlich Strabo bei Schilderung der trojanischen Stadt Skepsis folgende merkwürdige Geschichte: „Aus Skepsis stammen die Sokratiker Erastus und Koriskus und der Sohn des Korikus, Neleus, ein Schüler von Aristoteles und Theophrast, der die Bibliothek Theophrasts überkommen hatte, in welcher sich auch die des Aristoteles befand; denn Aristoteles hatte die seinige Theophrast übergeben, dem er ja auch seine Schule hinterließ, nachdem er zuerst unter denen, welche wir kennen, Bücher gesammelt und auch den Königen von Aegypten eine Anleitung zur Anlegung von Bibliotheken gegeben hatte. Theophrast vermachte

die Büchersammlung an Neleus und dieser brachte sie nach Skepsis und vererbte sie seinen Nachkommen, ungebildeten Leuten, welche die Bücher unter Verschluß und nicht sorgfältig aufgehoben hielten. Da sie aber den Eifer der attalischen Könige, in deren Botmäßigkeit die Stadt war, im Aufsuchen von Büchern bemerkten, mit dem jene ihre Bibliothek in Pergamus bereichern wollten, verbargen jene ihre Werke unter der Erde in einem Keller. Noch später verkauften die Nachkommen des Geschlechts für eine große Geldsumme die von Feuchtigkeit und Motten beschädigten Werke des Aristoteles und Theophrast an Apellikon aus Teos. Dieser Apellikon (ein Zeitgenosse Mithridates des Großen) war mehr Bücherfreund als Philosoph. Indem er daher die lückenhaften Stellen auszufüllen versuchte, aber die Abschrift nicht richtig herstellte, entstand eine sehr fehlerhafte Ausgabe. Die älteren Peripatetiker nach Theophrast, die gar keine aristotelischen Werke besaßen, außer wenigen und größtentheils exoterischen, vermochten gar nicht systematisch zu philosophiren, sondern schmückten blos Gemeinplätze aus; die späteren aber konnten wol seit dem Erscheinen dieser Bücher besser als jene in aristotelischer Weise philosophiren, sie wurden aber wegen der Menge der Fehler gezwungen, das Meiste zu kombiniren. Viel Förderung bekam die Sache in Rom. Denn sogleich nach Apellikons Tod nahm Sulla dessen Bibliothek nach der Eroberung von Athen weg. Und nachdem sie hierher geschafft worden war, bekam Tyrannio durch die Gefälligkeit des Bibliothekars die Werke des Aristoteles in die Hände, freilich aber auch einige Buchhändler, die schlechte Abschreiber hatten und die Kopien nicht mit dem Originale verglichen, was auch bei anderen zum Verkauf abgeschriebenen Büchern sowol hier als auch in Alexandria zu geschehen pflegt."

Um den Widerspruch zwischen dieser Nachricht des Geographen und dem Testament auszugleichen, könnte man zuvörderst annehmen, daß dasselbe, wie es auch scheint, nicht in den letzten Stunden des Philosophen verfaßt ward, daß also die Bibliothek durch eine auf dem Sterbebette erfolgte mündliche Bestimmung an Theophrast gefallen sei. Doch dies bleibt mißlich und unwahrscheinlich und viel besser bleibt der andere Ausweg, den auch das Testament andeutet, indem es dem Nikanor das volle Verfügungsrecht über das Vermögen einräumt: Nikanor wird frühzeitig gestorben sein und die Schriften seines Adoptivvaters dem Theophrast vermacht haben, und wirklich spricht hierfür das Testament Theophrasts, in welchem besondere Sorge um des Aristoteles Enkel getragen wird, der aber nicht Nikanors, sondern „des Midias und der Pythias Sohn" heißt.

Was nun aber das sonderbare Schicksal der aristotelischen Handschriften betrifft, das auch Plutarch erwähnt, so kann dasselbe vollkommen wahr sein, soweit es sich um die Originale handelt. Daß jedoch bis zu Sulla's Zeiten herauf nur wenige Werke von Aristoteles und die eigentlich spekulativen gar nicht in den Buchhandel gekommen wären, ist offenbar eine Uebertreibung Tyrannio's, der — Strabo's Lehrer war. Bei der Unwissenheit und Flüchtigkeit der Abschreiber hatten freilich die Originalhandschriften unendlichen Werth und wurden darum auch die berühmten Schriftsteller mit großen Summen bezahlt. So kaufte Aristoteles selbst die 34,075 Zeilen des Platonikers Speusippus für drei

Talente, nachdem Plato für drei Bücher des Pythagoräers Philolaus 100 Minen gegeben hatte. Es sprechen aber viele Gründe dafür, daß Aristoteles selbst die meisten seiner Schriften veröffentlicht habe. Des Briefes, in dem sich Alexander über die Herausgabe der akroamatischen Vorträge beschwert, ist bereits gedacht worden. Nach einer Nachricht des Athenäus hat aber bereits Neleus die Werke des Euripides und Aristoteles nach Alexandria verkauft, wahrscheinlich also Abschriften von seinen Originalen. Auch hat man in neuerer Zeit von mehreren Werken des Aristoteles ihr Bekanntsein und ihr Vorkommen im literarischen Verkehr vor Apellikon von Teos urkundlich nachgewiesen. Uebrigens giebt Diogenes die Summe aller Zeilen in den 400 Büchern des Philosophen auf 445,270 an, während wir kaum noch den vierten Theil davon besitzen und darunter viele Schriften, die weiter nichts sind als Kollegienhefte seiner Zuhörer.

Wir haben schon oben die riesige Aufgabe, die sich Aristoteles gesetzt hatte, angedeutet. Es ist schwer in Worte zu fassen, in wie verschiedenen Richtungen, über wie vielerlei Gebiete hinweg, mit welchem organisirenden Talente und universellen Ueberblicke sowol als lebhaftesten Interesse für das Geringfügigste und Unbedeutendste dieser Mann seine Studien anstellte und schriftstellerte. Auf allen Feldern des Wissens die Spekulation mit der Erfahrung vermittelnd, hat er mehreren Wissenschaften neue Bahnen eröffnet, einige sogar neu gegründet.

Ueber seine Leistungen in der Philosophie überhaupt sagt Hegel: „Aristoteles ist in die ganze Masse und alle Seiten des realen Universums eingedrungen und hat ihren Reichthum und ihre Zerstreuung dem Begriffe unterjocht; die meisten philosophischen Wissenschaften haben ihm ihre Unterscheidung, ihren Anfang zu verdanken. Indem die Wissenschaft auf diese Weise in eine Reihe von Verstandesbedingungen bestimmter Begriffe auseinanderfällt, enthält die aristotelische Philosophie zugleich die tiefsten spekulativen Begriffe. Er ist so spekulativ, wie Keiner. In der That übertrifft er an spekulativer Tiefe den Plato, indem er die gründlichste Spekulation, Idealismus, gekannt hat und in dieser steht bei der weitesten empirischen Ausdehnung.“ Schon die Logik hat ihren vollständigen Stoff von ihm erhalten, und die Weise derselben, in den Kategorien der Begriffe fortzuschreiten zu Sätzen und Urtheilen, und von diesen zu den verschiedenen Arten der Schlüsse, ist ein Produkt seines scharfen Verstandes, dem die Gesetze des formalen Denkens für alle Zeit klar wurden. So konnte auch Kant den Ausspruch thun: „Seit Aristoteles ist die Logik, wie die reine Geometrie seit Euklid, eine vollendete Wissenschaft, welche im Wesentlichen keine Verbesserung und Veränderung mehr erhalten hat.“ Die platonischen „Ideen“ verwirft Aristoteles als „verewigte Sinnendinge“, aus denen sich das Sein und Werden des Sinnlichen nicht erklären lasse. Ihm ist die Trennung zwischen Begriff und Ding eine Unmöglichkeit; ihm verhalten sich Geist und Materie als das Wirkliche zum Möglichen, als die Form zum Stoffe; das geistige Prinzip bestimmt und bewegt nach ihm dasjenige, was allen Werken als Bleibendes zu Grunde liegt, und die ganze Natur ist ein stetes, stufenweises Formwerden des Stoffes. An der Spitze der Bewegung steht ihm der absolute Geist als sich selbst denkende

telligenz, als „das Denken des Denkens." Die Form der Welt scheint ihm rch die Kreisbewegung bedingt zu sein. Der Himmel mit den Fixsternen det eine höhere Sphäre als die in der Mitte ruhende Erde und die zwischen r und dem Himmel sich bewegenden Planeten, denen er die Sonne und den ond zurechnet. Merkwürdig sind seine Beweise für die Kugelgestalt der Erde. unächst schließt er auf sie aus dem rund begrenzten Erdschatten im Monde. in weiterer Grund liegt ihm in dem verschiedenen Höhestand der Gestirne nter verschiedenen Breiten, und daraus folgert er zugleich, daß die Erde den brigen Himmelskörpern gegenüber keine bedeutende Größe haben könne (doch ahm er den Umfang der Erdkugel viel zu hoch an). Endlich ist ihm ein Grund ür die Kugelgestalt die Schwere oder Schwerkraft, wodurch alle fallenden Körper nd überhaupt alle Theilchen dem Mittelpunkt der Erde zugetrieben werden. Da diese Erscheinung allenthalben in gleicher Weise zu bemerken ist, folgerte r, müssen alle Theile der Oberfläche gleich weit vom Mittelpunkte entfernt in. Liegt in diesem scharfsinnigen Schlusse nicht das Fundament des Gravi- ations- und Attraktionsgesetzes ausgesprochen? Aristoteles hatte auch bereits ine richtigere Ansicht von den Erdtheilen, die er Erdinseln nannte; auch billigt r die Ansicht derjenigen, welche das Meer westlich von den Säulen des Hercules ls bis an die Ostküste Asiens reichend betrachteten. Aus den mathematisch- eographischen Ansichten des Aristoteles heben wir hier nur hervor, daß er den Regenbogen, die Nebensonnen und die Höfe um Sonne und Mond richtig für Reflexerscheinungen des Lichtes hielt. Auch über das Gewitter hat er wenigstens ine rationellere Ansicht als seine Vorgänger, die vom Bersten der Wolken, vom kampfe zwischen Wärme und Kälte oder Luft und Feuer faselten. Er meinte nämlich, daß sich vorher die trockenen Dünste von den Regenwolken abschieden nd dann beim Zusammenstoß mit denselben Donner und Blitz erzeugten.

Großartig sind die Fortschritte, welche die Zoologie und vergleichende natomie dem Stagiriten verdankt. Er entdeckte zuerst die Nerven, wenn er uch den Rapport, in welchem dieselben als Empfindungsorgane mit dem Gehirn stehen, noch nicht erkannte. Er widerlegte ferner den Ursprung der dern aus dem Gehirn, bewies aus dem Baue des Herzens dessen Bestimmung ür die Blutbewegung und legte zuerst der großen Pulsader den Namen Aorte bei. Von einer großen Menge Zergliederungen zeugt seine Behauptung, daß er Mensch das größte Gehirn unter allen Geschöpfen habe. Ein Chamäleon ffnete er nach eigenem Geständniß lebendig, um die Bewegungen gewisser uskeln zu beobachten. Ja, er fügte seinen zoologischen Schriften Zeichnungen bei, die leider verloren gegangen sind. Er war der Erste, der das Wieder- käuen des Hornviehes erklärte, der in der Schädel- und Gesichtsbildung den Hauptunterschied zwischen Mensch und Affen entdeckte. Auch die Ornithologie bereicherte er durch die feinsten Beobachtungen, z. B. über die Entstehung des Küchleins aus dem Ei. Besondere Aufmerksamkeit wendete er den Fischen zu, sodaß seine Feststellungen auf diesem Gebiete noch die Bewunderung der neuesten Forscher erregen. Und wie weit man damals noch in der Kenntniß der Wasser- bewohner zurück war, ist schon daraus ersichtlich, daß erst Aristoteles zu be- weisen hatte, daß nicht alle Fische weiblichen Geschlechts seien! Was haben

gegen solche Fülle von neuen und wahren Resultaten die Irrthümer des großen Mannes zu bedeuten, wie wenn er an die Fabel von einem rückwärts weidenden Ochsen und von den in den cyprischen Schmelzöfen im Feuer entstehenden und lebenden Thieren glaubte?

Das Hauptwerk über den Organismus der Pflanzen ist zwar verloren gegangen; aber auch in der Botanik scheint Aristoteles den wissenschaftlichen Grund gelegt zu haben, auf welchem dann Theophrast weiter baute.

In Bezug auf das geistige Leben des Menschen, der ihm als „der Mittelpunkt und Zweck der ganzen Schöpfung erscheint, als komme der Gedanke des göttlichen Denkens hienieden erst in ihm zum Bewußtsein", bestritt Aristoteles die sokratische Lehre von der Erlernbarkeit der Tugend. Nicht durch Ausbildung des Wissens, sagt er, wird der Mensch gut, sondern durch Natur, Gewöhnung und Vernunft. Die Ausbildung der sittlichen Tugend hängt ihm besonders vom politischen Leben ab; die Tugend des Mannes ist bei ihm gleich der Tugend des Bürgers. Den Staat konstruirt er nicht, wie Plato, blos auf die Idee, sondern er will dabei die gegebenen Umstände der Geschichte und Erfahrung sorgfältig gewahrt wissen. Daher zeichnet er auch keinen Musterstaat, wiewol er dem beschränkten Königthum den Vorzug einzuräumen scheint.

In der Rhetorik begründete Aristoteles die Lehre von der rednerischen Erfindung oder Topik. Seine Poetik ist das Bedeutendste, was wir über die hellenische Kunsttheorie besitzen; seine angeblichen Grundsätze von den drei Einheiten (des Ortes, der Zeit und der Handlung) im Drama hatten ja bis in die neuere Zeit Geltung in Frankreich.

In den Werken des Aristoteles fehlt die dramatische Form, in welche Plato so glücklich seine philosophischen Untersuchungen hüllte. An Stelle der sich auf der Scene bewegenden lebendigen Gestalten tritt die kalte Würde der philosophischen Abhandlung, freilich oft auch ohne künstlerische Ausarbeitung des Stils. Die Titel der vorzüglichsten Werke sind folgende: Das „Organon", enthaltend: das Buch von den Kategorien, das Buch von den Urtheilen, zwei Bücher von den Schlüssen, zwei Bücher von der Beweisführung, eine Topik in acht Büchern, das Buch von den Trugschlüssen; die „Rhetorik" in drei Büchern, die „Poetik;" die „Physik" in acht Büchern, vier „über den Himmel", vier „über meteorologische Erscheinungen"; die „Geschichte der Thiere" in zehn Büchern, „über die Theile der Thiere" in vier, „über die Erzeugung der Thiere" in fünf, „über die Seele" in drei Büchern; die „Metaphysik", ein aus dem zufälligen Platze der 14 Bücher vermischten Inhalts in den Manuskripten entstandener Name (eigentlich; die Bücher hinter der Physik!); die dem Nikomachus gewidmete „Ethik" in zehn Büchern, die „Politik" in acht Büchern. Die vorhandenen Briefe des Aristoteles, außer denen das Alterthum eine Sammlung von 20 Büchern besaß, sind sämmtlich theils offenbar unecht, theils von sehr zweifelhaftem historischen Werthe.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Göll, „Das gelehrte Alterthum". Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Theophrastos.

Nach einer antiken Büste in der Villa Albani zu Rom.
(Vgl. Visconti's Ikonographie.)

VIII.

Theophraſtus.

(Um 380 bis 286.)

„Es giebt keinen koſtſpieligeren Aufwand als die Zeit.“
Theophraſt.

Der Nachfolger des Stagiriten, Theophraſt, ſtammte von der romantiſchen und fruchtbaren Inſel Lesbos, die das Vaterland der Sänger Arion und Terpander, des Lyrikers Alcäus und der Dichterin Sappho, ſowie mehrerer anderer als Geſchichtſchreiber und Philoſophen berühmter Männer war, und deren Einwohner überhaupt im Rufe feiner Bildung ſtanden. Die Geburtsſtätte Sappho's, der genialſten Frau des äoliſchen Stammes, war auch die Theophraſts: die an der Weſtküſte der Inſel liegende Stadt Ereſus, von welcher Archeſtratus, der größte ſchriftſtellernde Gourmand vor Apicius, behauptete, ihre Gerſte wäre ſo ſchön und weiß, daß die olympiſchen Götter den Hermes dorthin auf den Markt ſchickten, ſo oft ſie zu Grützbrei Appetit verſpürten!

Sein Geburtsjahr läßt ſich kaum durch Kombination anderer Zeitangaben ermitteln. Nach der Berechnung des ſchon genannten Apollodorus legte Theophraſt ſeine Schule in die Hände des Peripatetikers Strato um d. J. 286.

Nimmt man nun mit Hieronymus an, daß er ein Alter von 107 Jahren erreichte, so wäre er mehrere Jahre älter gewesen, als sein 384 geborener Lehrer, was aus verschiedenen Gründen nicht glaublich ist. Athenäus schlägt sein Alter blos auf 85 Jahre an und gewinnt so eine Differenz von 13 Jahren zwischen Lehrer und Schüler, sodaß dann dieser im 49. Jahre die Schule des Aristoteles übernommen haben müßte. Dem widerspricht aber direkt die eigene Angabe Theophrasts, der sich in der Einleitung zu seinen „Charakteren" neunzigjährig nennt! Es bleibt also nichts übrig, als seinen Tod dem Apollodor zuwider über 286 vor Christo herunterzurücken oder — was der fade, triviale Ton des Proömiums zu fordern scheint — dasselbe für ein späteres Machwerk zu erklären.

Sein Vater hieß Melantas und trieb das im Alterthume so einträgliche Handwerk eines Walkers. Theophrast selbst soll ursprünglich Tyrtamus geheißen und seinen späteren Namen („der göttliche Redner") von Aristoteles bekommen haben zur Anerkennung seiner süßen Wohlredenheit. Sein Lehrer zu Hause soll der Lesbier Leucippus gewesen sein, den man nicht mit dem gleichnamigen Schöpfer des atomistischen Systems, einem Abderiten oder Melier, verwechseln darf. Nach Diogenes kam er noch vor Plato's Tode nach Athen, hörte denselben noch einige Zeit, ging aber dann zu Aristoteles über. Es ist bereits im Leben des Aristoteles angedeutet worden, daß vielleicht auch Theophrast von seinem Lehrer mit an den macedonischen Hof genommen wurde. Wenigstens besaß er, wie aus seinem Testamente hervorgeht, später ein Grundstück in Stagirus. Aelian erzählt auch, daß König Philipp ihn hoch geehrt habe; seinem früheren Mitschüler im Nymphäum, Kallisthenes, widmete er später eine eigene Schrift, in welcher er den Untergang desselben tief beklagte; er war es, dem Alexander vorwarf, er wüßte nicht, wie er sich im Glücke zu benehmen hätte, je der sich im Schmerze zu dem von anderen Philosophen hart getadelten Ausrufe hinreißen ließ: „Das Glück, nicht die Weisheit, regiert die Welt!" Neben der Anmuth seiner Sprache zeichnete sich Theophrast früh durch die Liebenswürdigkeit und den Adel seines Charakters aus. Heiteren Temperamentes, verband er den Takt des Weltmanns mit der Würde des Philosophen und vergalt neidlos nicht Gleiches mit Gleichem bei den Zänkereien und Verunglimpfungen, die damals unter den Anhängern der verschiedenen Schulen beinahe an der Tagesordnung waren. Daraus erklärt sich auch das oben berührte symbolische Urtheil des Aristoteles über ihn und Eudemus aus Rhodus, sowie der ihm zufallende Vorzug, daraus auch die große Anhänglichkeit seiner Schüler und die allgemeine Achtung, welche Theophrast in Athen genoß, nachdem er selbständig die Leitung des Lyceums übernommen hatte. Und diese Popularität muß er sich schon früh erworben haben, da sie nach Ablauf von kaum fünf Jahren seiner selbständigen Lehrthätigkeit eine glänzende Probe bestand. Agnonides, ein fanatischer Demokrat, derselbe, welcher den Tod des würdigen Phocion herbeiführte, als dieser aus Besorgniß vor der Zügellosigkeit des athenischen Pöbels den macedonischen Machthabern die fortdauernde Besetzung der Hafencitadelle Munychia angerathen hatte, klagte um dieselbe Zeit (denn bald nach dem im Jahre 318 erfolgten Tode Phocions wurde er selbst von dem reuigen Volke hingerichtet) den Philosophen der Religionsverletzung beim Areopag an. Theophrast folgte nicht

m Beispiele seines Lehrers und ging ins Exil, sondern vertheidigte sich per-
nlich, blieb aber in seiner Rede stecken, weil ihn, wie er hinterher zu seiner
ntschuldigung sagte, die Würde der Richterversammlung außer Fassung gebracht
tte, worauf ihm der Schwestersohn des Demosthenes, Demochares, entgegnet
ben soll: „Es waren Athener, Theophrast, nicht die zwölf Götter, die zu
ericht saßen!“ Trotz dieses Unfalles sprach ihn der Gerichtshof frei und zwar,
ie Diogenes angiebt, mit so großer Majorität der Stimmen, daß Agnonides
inahe selbst in eine Geldbuße gefallen wäre, was zu geschehen pflegte, wenn
r Kläger nicht mehr als ein Fünftel der Stimmen erhielt.

Der seit 317 v. Chr. von Kassander an die Spitze der Verwaltung ge-
llte Demetrius aus Phalerum war sein Schüler und Freund und verschaffte
m ein eigenes Gartengrundstück zu seinen engeren Lehrvorträgen. Bald mehrte
ch der Zulauf in seiner Schule so, daß er an 2000 Schüler zählte. Athenäus
ßt den Hermippus, der zu einer Zeit lebte, wo noch Schüler Theophrasts
m Leben sein konnten, über das Auftreten desselben sagen, er sei in der
hattigen Wandelbahn stets pünktlich, wohlgekleidet und gut vorbereitet er-
hienen und habe sitzend seinen Vortrag begonnen, aber mit so lebhaften
Mienen und Gesten begleitet, daß er einst bei Nachahmung eines Gourmands
it ausgestreckter Zunge die Lippen beleckt habe! Seinen Schülern soll er sehr oft
u Gemüthe geführt haben, daß die Zeit der theuerste Aufwand sei. Auch sagte
r, lieber solle man einem Pferde ohne Zügel trauen, als einer Rede ohne Ordnung.

Als Anhänger des macedonischen Hofes, Freund Kassanders und Günst-
ing des Demetrius von Phalerum stand natürlich Theophrastus bei der
nationalen Partei gar nicht gut angeschrieben und gerieth immer in Gefahr,
sobald nur die macedonische Herrschaft in Athen wankte. Dies geschah, als im
Jahre 307, am 13. Juli, unvermuthet der tapfere und bezaubernde, aber auch
leichtsinnige und abenteuerliche Demetrius, der „Städteeroberer“, mit zwei-
hundertundfünfzig Kriegsgaleeren im Piräus einlief und durch des Herolds
Mund den Athenern verkünden ließ, er komme, um dem Volke die Freiheit zu
geben, die macedonische Besatzung zu verjagen und die alte Verfassung wieder
herzustellen. Da ward das leichtsinnige Volk, welches im Grunde doch nur den
Gebieter wechselte, sinnlos vor Freude, und des Prinzen Namensvetter, der
verständige Phalereer, dem es vorher in richtiger Erkenntniß seiner Verdienste
um die Hebung der städtischen Wohlfahrt nicht weniger als 360 Standbilder er-
richtet hatte, mußte froh sein, unter dem Schutze der feindlichen Truppen nach
Theben zu entkommen. Die Wuth seiner Gegner ging so weit, daß ein Todes-
urtheil gegen ihn zu Stande kam und seine Statuen bis auf eine, welche die
Akropolis barg, vernichtet wurden. Mit knapper Noth entging auch Menander,
der berühmte Komödiendichter, der Verurtheilung. Er hatte keine andere Schuld
auf sich geladen, als die Freundschaft des verjagten Demetrius. Der Dritte in
diesem Bunde war aber Theophrast gewesen, der in seiner und sinniger Be-
obachtung der menschlichen Charaktere und Verhältnisse mit dem Komiker viel
Wahlverwandtes besaß. Ihn griffen jedoch die Republikaner nicht direkt an,
vielleicht gewitzigt durch das Beispiel des Agnonides. Sie grollten überhaupt,
wie ihre Vorfahren zu Sokrates' Zeit, allen Philosophen, da dieselben theils von

Alexander und den Diadochen hoch geehrt worden waren und noch wurden, theils dem politischen Treiben gegenüber neutrale Stellung behaupteten, theils ihren Schülern ganz besondere Theorien über den Staat und dessen Verfassung vortrugen. Kurz, sie beredeten im Jahre 305 v. Chr. einen gewissen Sophokles, den Sohn des Amphiklides, folgenden, die Lehrthätigkeit der Philosophen beschränkenden Vorschlag aufzustellen: „Niemand darf einer Schule vorstehen, wenn er nicht vom Rathe und vom Volke Erlaubniß dazu hat; im entgegengesetzten Falle soll der Tod seine Strafe sein." Das Gesetz ging durch, und Theophrast sah sich genöthigt, Athen zu verlassen. Doch kaum war ein Jahr vergangen, als die politischen Verhältnisse sich änderten und Kassander Athen blockirte. Da konnte es ein Bekannter des Aristoteles und Theophrast, Philo, wagen, gegen Sophokles eine Klage wegen Gesetzwidrigkeit der von ihm eingebrachten Bill einzureichen. Zwar gab sich Demochares alle Mühe, seinen Gesinnungsgenossen zu vertheidigen, indem er auch die Erziehungsresultate der Philosophen verdächtigte; allein die Geschworenen schwärmten einmal an jenem Tage für die Weltweisheit und, wie Diogenes namentlich hervorhebt, für Theophrast, hoben das Gesetz auf und straften dessen Urheber um fünf Talente!

Mit Freuden kehrte Theophrast nach Athen zurück. Nur im Verkehr mit seinen Schülern oder umgeben von den Schätzen seiner Bibliothek fühlte sich der unermüdlich fleißige Gelehrte zufrieden. Aus diesem Grunde hatte er die Einladung an den Hof des ägyptischen Königs Ptolemäus abgelehnt, aus demselben jedenfalls sich nie zur Gründung einer Familie entschließen können; denn wenn man behaupten will, er sei deshalb unverheirathet geblieben, weil er die Tochter des Aristoteles nicht bekommen habe, so widerspricht dem schon der Umstand, daß er bei dem Tode seines Lehrers mindestens 49 Jahre alt war, Pythias aber noch gar nicht heirathsfähig. Soll er doch sogar aus Vorliebe zum theoretischen Leben seinen Schülern zum Cölibat gerathen haben! Sehr empfindlich für Theophrast war es, daß eine Frau es wagte, gegen ihn zu schreiben, nämlich die Freundin Epikurs, Leontium. Plinius, der Aeltere, schreibt in der Einleitung zu seinem Werke: „Als ob ich nicht wüßte, daß gegen Theophrast, einen Mann, der in der Beredtsamkeit so hoch stand, daß er sich den Namen des Göttlichen dadurch erwarb, sogar eine Frau geschriftstellert hat, woraus das Sprüchwort entstand: „Suche dir einen Baum zum Aufhängen!"

In der letzten Zeit seines Lebens ließ sich der Philosoph in einer Sänfte tragen, wenn er das Haus verließ. Als er sein Ende herankommen fühlte, versammelte er seine Freunde um sich. Man fragte ihn, ob er noch eine Anordnung zu treffen habe; er antwortete: „Nein; aber beherziget noch, was ich Euch sage! Das Leben verspricht uns viele Annehmlichkeiten vermittelst des Ruhmes und hält nicht sein Wort. Denn gerade, wenn wir anfangen zu leben, dann sterben wir. Es giebt daher nichts weniger Einträgliches als die Ruhmsucht. Trefft eine glückliche Wahl und entsaget entweder der Wissenschaft (denn groß ist die Mühe), oder wendet Euch ihr wacker zu (denn bedeutend ist der Ruhm); das Eitle und Nichtige des Lebens überwiegt aber das Zuträgliche und Nützliche. Doch mir ist es nicht mehr verstattet, zu Rathe zu gehen, wie das Leben zu benutzen sei; Ihr bedenket wohl, was Euch zu thun nöthig ist."

Theophraſt auf dem Sterbelager.

Nach diesen Worten verschied er, und die Athener sollen ihm, wie Athenäus hinzufügt, Mann für Mann das letzte Geleite gegeben haben. Der Laertier will auch sein Testament aufgefunden haben, das in mehrfacher Beziehung interessant ist. Es lautet: „Ich hoffe das Beste; wenn mir aber etwas zustoßen sollte, treffe ich folgende Bestimmungen. Was sich in meinem Hause befindet, gebe ich Melantes und Pankreon, den Söhnen Leons. Von der von Seiten Hipparchs zu gewährenden Geldsumme will ich, daß dieses ausgeführt werde. Erstens sollen davon das Museum*) und die Göttinnen vollendet werden und was noch zu deren Verschönerung gethan werden kann. Dann soll die Statue des Aristoteles im Heiligthum aufgestellt werden und die übrigen Weihgeschenke, die sich früher darin befanden. Ferner soll die kleine Säulenhalle am Museum gebaut werden und zwar eben so gut, wie sie früher war. Und die Tafeln, auf welchen sich die Abbilder der Erde befinden, sollen in der oberen Stoa aufgehangen werden. Man soll auch den Altar wiederherstellen, damit sein Aeußeres vollkommen und anständig werde..... Das in Stagira uns gehörige Grundstück vermache ich dem Kallinus, alle Bücher dem Neleus; den Garten aber und die Spazierbahn, und die Häuser am Garten, alle gebe ich von den aufgeschriebenen Freunden denjenigen, welche in denselben zusammen studiren und philosophiren wollen (da unmöglich immer alle Leute dort verweilen können), doch unter der Bedingung, daß sie ihn nicht veräußern und ihn Niemand sich aneignet, sondern daß sie ihn, wie ein Heiligthum, gemeinschaftlich besitzen und sich untereinander vertragen und Freundschaft halten, wie es sich schickt und gebührt. Die Theilhaber sollen aber sein: Hipparchus, Neleus, Strato, Kallinus, Demotinus, Demaratus, Kallisthenes, Melantes, Pankreon, Nicippus. Es soll aber auch, wenn er will, die Philosophie treiben Aristoteles, des Midias und der Pythias Sohn, und die Aeltesten sollen für ihn Sorge tragen, daß er so viel als möglich im Studium gefördert werde. Man mag uns bestatten, wo es im Garten am passendsten zu sein scheint, ohne hinsichtlich des Begräbnisses und des Denkmals den Aufwand zu übertreiben." Es folgen hierauf Bestimmungen wegen der Sklaven. Dann heißt es weiter: „Hipparchus soll dem Kallinus 3000 Drachmen auszahlen. Was Melantes und Pankreon betrifft, so würde ich dem Hipparch auftragen, zusammen mit denselben von dem Gelde zu leben, wenn ich nicht wüßte, daß er nicht nur mir früher Vortheil geschafft hat, sondern auch jetzt in seinem Geschäfte sehr zurückgekommen ist. Da ich nun einsehe, daß es ihm nicht leicht fallen werde, mit jenen gemeinschaftlich zu wirthschaften, so erachte ich es für dieselben für vortheilhafter, wenn sie eine bestimmte Summe von Hipparch empfangen. Es soll also Hipparch dem Melantes und Pankreon jedem ein Talent geben; er soll außerdem zu dem im Testa-

*) Es war dieses Heiligthum der Musen eine Nachahmung des von Plato in seinem Garten neben der Akademie gegründeten, in welchem Speusippus die Bilder der Charitinnen aufstellte. Diogenes, der dies erwähnt, erzählt auch von Polemo, dem vierten Vorsteher der Akademie und Zeitgenossen Theophrast's: „Wenn er in dem Garten verweilte, so wohnten seine Schüler in kleinen Hütten, die sie sich neben dem Museum und der Exedra (einem halbrunden, mit Sitzstufen versehenen Ausbau einer Säulenhalle) erbaut hatten." Die Worte Theophrasts im Testamente deuten übrigens nur auf einen Umbau hin, nicht auf eine neue Anlage.

ic bestimmten Aufwande zu gehöriger Zeit das Geld auszahlen. Wenn er gethan hat, soll er aller Verpflichtungen gegen mich ledig sein und wenn er meinen Namen etwas in Chalcis ausgeliehen hat, so sei dies sein Eigen-t. Zu Vollstreckern dieser meiner testamentarischen Verfügungen ernenne ipparchus, Neleus, Strato, Kallinus, Demotinus, Kallisthenes, Ktesarchus. dem Testamente liegt ein Exemplar, mit dem Ringe Theophrasts unter-lt, bei Hegesias, dem Sohne Hipparchs; Zeugen sind Kallippus, Philome-Lysander, Philo. Das andere Exemplar besitzt Olympiodorus; die Zeugen dieselben. Das dritte hat Adimantus empfangen und sein Sohn Andro-nes in Besitz. Zeugen sind u. s. w."

Athenäus behauptet, Theophrast habe auch ein Legat zur Bestreitung der lligen Symposien der Peripatetiker ausgesetzt. Nun war er zwar ein großer und zwangloser Unterhaltung bei Tische und tadelte selbst einen Gast, der rend des Essens und Trinkens den Schweigsamen spielte, mit den Worten: enn Du keine Bildung hast, handelst Du vernünftig, bist Du aber wohl-gen, unvernünftig"; allein das Testament enthält keine derartige Bestim-ng und dagegen spricht auch eine von Athenäus aus der geistlosen Kompi-on des Antigonus aus Karystus angeführte Stelle, die für die vorliegende ge von Interesse ist. Dort wird nämlich über die Ausartung der philo-hischen Symposien und zwar unter Lyko, welcher 18 Jahre nach Theophrasts e die Direktion der Schule des Aristoteles übernahm, gehandelt. „Als Lyko r später der Schule vorstand", heißt es, „bewirthete er seine Freunde mit ßer Uebertreibung und Pracht; denn, abgesehen von der dazu genommenen ötzung der Ohren durch Musik, dem Silbergeschirr, den kostbaren Decken, die übrige Zurüstung und die Ueberladung der Mahlzeiten und die Masse Gerichte und Köche so groß, daß auch Viele, die der Schule beitreten lten, Angst bekamen und zurückprallten, gleichsam sich scheuend, an einem chten, viele Staatsleistungen und Kosten beanspruchenden Gemein-en sich zu betheiligen. Denn da mußte man das herkömmliche Amt des manns übernehmen; dieses dauerte in Bezug auf Ordnung und Anstand Tage. Dann erhielt man am letzten Tage des Monats von jedem Schüler Obolen (à 16 Pfennige) und mußte nun nicht allein diejenigen bewirthen, che den Beitrag gezahlt hatten, sondern auch die von Lyko geladenen Gäste die sich in der Schule einfindenden älteren Männer; so reichte das gesammelte d nicht einmal zu den Salben und Kränzen. Dann mußte man aber auch ferbesorger und Musenpriester werden."

Daß übrigens zu Theophrasts Zeit die von Aristoteles eingesetzte Tisch-nung noch galt, erkennt man daraus, daß die gleichzeitige muthwillige äre Gnathäna, wie Athenäus sagt, „um die Philosophen, welche solche richtungen getroffen hätten, nachzuäffen," eine in 303 Zeilen bestehende veisung für ihre Liebhaber schrieb, wie sie sich bei ihr benehmen sollen!

Keiner von allen Schülern des Stagiriten hatte dem Meister so nahe ge-den als Theophrast. Selbst dem Alter nach mehr ein jüngerer Bruder elben, hatte er ein Vierteljahrhundert mit ihm zusammengelebt, an seinen eiten theilgenommen, mit ihm gesammelt, beobachtet, untersucht. Niemand

hatte den Unterricht des Aristoteles in solcher Vollständigkeit und mit solcher Offenheit genossen, wie er, und wenn später noch der Besitz aller Schriften und Privataufzeichnungen desselben hinzukam, so mußte Theophrast im Stande sein, die aristotelische Lehre in ihrem ganzen Umfange gründlich zu verstehen. In der spekulativen Philosophie scheint sich deshalb auch Theophrast nicht erheblich von seinem Lehrer entfernt zu haben; wo er es aber gethan haben soll, können wir nicht beurtheilen, weil seine philosophischen Schriften bis auf Bruchstücke verloren gegangen sind. So soll er die Thätigkeiten der Seele als Bewegungen bezeichnet und das geistige Sein materialistischer aufgefaßt haben als Aristoteles. Cicero wirft ihm Unbeständigkeit und Unsicherheit in Bestimmung des Wesens der Gottheit zu, indem er das göttliche Prinzip bald in der Vernunft, bald im Himmel, bald in den Gestirnen finde. Noch schärfer rügt er die Herabsetzung der Tugend, den äußeren Gütern des Lebens gegenüber, überhaupt die Weichlichkeit der Ethik, die sich bei Theophrast finden sollte. Am deutlichsten spricht er dies in seinen „Akademischen Untersuchungen" aus, wo es heißt: „Theophrast, ein mit lieblicher Rede begabter Mann, und von solchem Charakter, daß seine Redlichkeit und edle Denkungsart nicht geleugnet werden kann, hat noch in stärkerer Weise (als Aristoteles) die Lehre der älteren Schule erschüttert; denn er beraubte die Tugend ihres Glanzes und schwächte sie, indem er behauptete, sie allein reiche nicht zum glücklichen Leben aus."

Bei Aristoteles ist schon angedeutet worden, daß die Hauptverdienste Theophrasts auf der Botanik und Pflanzenphysiologie beruhen. Die griechischen Pflanzen kennt er wol größtentheils aus eigener Anschauung; dagegen läßt die größere Mangelhaftigkeit in der Beschreibung asiatischer und afrikanischer Gewächse auf mündliche oder schriftliche Mittheilungen Anderer schließen, und auch ihm werden die Kriegszüge Alexanders reiches Material zugeführt haben. Freilich sind seine Merkmale sehr unsicher, da er auf die unterscheidenden Formen in Blüten und Blättern nicht viel giebt. So sagt er z. B. von der Heilwurz (pastinaca opopanax): „Sie hat ein großes und breites und drei Spannen langes Blatt, eine Wurzel von der Dicke eines Fingers, zwei- oder dreigabelig, von Geschmack etwas bitter, von Geruch aber wie reiner Weihrauch!"

Theophrast faßte die Pflanzen als lebendige Organismen, legte ihnen eigene Wärme und Grundfeuchtigkeit bei, nahm eine Lebenskraft in ihnen an und trug manche Eigenschaften der Thiere auf sie über. Er verglich die Adern des thierischen Körpers mit den Haargefäßen der Pflanzen und erkannte, daß die Einsaugung des Nahrungsstoffes und die Ernährung der Blätter durch die zwischen Splint und Bast laufenden Kanäle vor sich geht. Er verfolgte dieselben an den verschiedenen Blättern, sah, daß sie in den Fichtennadeln parallel laufen, an der Korkeiche ein verwickeltes System bilden, und ging ihren Spuren bis in die Blüten und Früchte nach. Daß er manchen Theilen der Pflanzen die Saftgefäße absprach, ist bei dem Mangel des Mikroskops gar nicht zu verwundern. Neben denselben und dem Faserstoff nahm Theophrast noch das sogenannte Parenchym, das wirkliche Fleisch der Pflanze, an. Von der Rinde sagt er, sie bestände aus einem oberen und einem unteren Theil und enthielte die zur Ernährung der Pflanze nöthigen Theile. Er behauptete, daß das Holz,

welches dem Nordwinde ausgesetzt sei, härter werde als das gegen Süden stehende, ebenso wie das auf hohen Bergen wachsende größere Dauerhaftigkeit besitze, als das Holz an sumpfigen Orten. Das im Stamm, in den Zweigen und in der Wurzel enthaltene Mark gilt ihm als das wahre Lebensorgan der Pflanze und er nennt das es umgebende harte Holz „die Mutter" oder „das Herz". Aus diesem Marke, von dem er das großzellige des Rohrs und der Gräser scheidet, entsteht ihm die Frucht nebst den Kernen.

Theophrast hatte schon die Beobachtung gemacht, daß die gefüllten Blüten unfruchtbar sind. Er trennte die Blumen, je nachdem sie über oder unter der Frucht standen; auch hatte er gefunden, daß manche Gewächse, wie z. B. der Wachholder, in getrennten Geschlechtern blühen.

Ebenso war ihm auch die Thätigkeit gewisser Gallwespen in Bezug auf die Erzeugung von Galläpfeln und die Verbesserung der Feigen (Kaprifikation) nicht unbekannt. Den Farnkräutern und Moosen spricht er die Blüte ab. Wenn er endlich an die Verwandlung einer Gattung oder Spezies in die andere glaubte und z. B. erwähnt, daß das Basilikum in den Quendel übergehe, so giebt es ja heute noch Manche, die daran nicht zweifeln, daß aus einer gewissen Getreideart eine ganz andere entstehen könne. Sogar auf die Krankheiten der Pflanzen richtete er sein Augenmerk; denn er beschreibt uns den Rost, den Honigthau, das Mutterkorn und den Brand und unterscheidet verschiedene Wurmkrankheiten sehr genau. Die Zahl der von ihm genannten Pflanzen beträgt 500.

Von Theophrasts zahlreichen naturwissenschaftlichen Werken haben sich nur wenige erhalten, nämlich seine „Pflanzengeschichte" in 10 Büchern, die Schrift „Ueber die Ursachen der Pflanzen" in 8 Büchern (wovon nur 6 vorhanden sind), „Ueber die Steine" in 1 Buch, „Ueber das Feuer" ꝛc.

Alle diese Schriften enthalten auch mancherlei interessante geographische Notizen. So kennt er besonders den Westen genauer als seine Vorgänger. Er spricht von Latium und erzählt, daß die Römer einst eine Flotte von 25 Schiffen nach Korsika geschickt hätten, um dort eine Stadt zu gründen, daß aber die Insel so dicht mit Wald bewachsen gewesen wäre, daß sie ihr Vorhaben aufgeben mußten. Er behandelt Etrurien und seine Merkwürdigkeiten. Manches berichtet er auch über Arabien und den indischen Seehandel seiner Zeit.

Aus dem bekanntesten seiner Bücher, den lebendigen, naiv komischen „Charakterzeichnungen", mögen hier zwei Proben Platz finden. Nehmen wir zuerst den politischen Neuigkeitskrämer und Lügenschmied, eine Menschenklasse, welche in Athen wie Unkraut gedieh und noch zur Zeit der Apostelgeschichte zu finden war!

„Wenn ein solcher Mensch einem guten Freund begegnet, so fragt er ihn lächelnd: „Woher kommst Du?" und: „Was sagst Du?" und „Weißt Du nichts Neues?" und setzt gleich die Frage hinzu: „Es giebt doch nicht noch etwas Neueres als ich weiß? Und das, was man sagt, ist wahrhaftig nicht schlecht." Und ohne eine Antwort abzuwarten, fährt er fort: „Was sagst Du? Hast Du nichts gehört? Ich glaube, ich muß Dich mit Neuigkeiten bewirthen." Und nun ist es ein Soldat, oder ein Bursche vom Flötenspieler Asteius oder Lyko, der Bankunternehmer, von dem er es gehört hat und der eben von der Schlacht weg bei ihm war. Solche Autoritäten hat er für seine Nachrichten, an die sich

Niemand halten kann. Sie erzählen aber, wie er sagt, daß Polysperchon und der König in einem Treffen gesiegt hätten und daß Kassander lebendig gefangen worden wäre. Wenn aber Jemand zu ihm sagt: „Und Du glaubst dies Alles?" wird er sagen, in der Stadt spreche man laut von dem Vorfall und das Gerücht breite sich aus, denn es treffe Alles zu. Auch wird er noch über die Schlacht hinzufügen, das Blutbad sei ungeheuer gewesen; Bestätigung finde er auch in den Gesichtern der obersten Beamten, denn er sehe, daß sich dieselben alle verwandelt hätten. Er sagt auch, er habe gehört, daß bei diesen schon fünf Tage lang in einem Hause ein Mann versteckt gehalten werde, der aus Macedonien gekommen sei und Alles wisse. Indem er aber dieses erzählt, wehklagt er in überzeugender Weise: „Der unglückliche Kassander! Der Arme! Beherzige doch Walten des Geschicks!" Dann sagt er noch: „Du allein aber darfst dies wissen", während er schon zu Allen in der Stadt gelaufen ist und es erzählt hat.

Das andere Beispiel mag die Zeichnung des Tölpels bilden.

„Der Stumpfsinnige fragt, wenn er etwas ausgerechnet und das Facit gezogen hat, seinen Nachbar: „Was kommt nun heraus?" Wenn er verklagt ist und zu einem Termin erscheinen soll, so vergißt er ihn und geht über Land. Wenn er im Theater zuschaut, schläft er ein und bleibt zuletzt allein zurück. Wenn er zu viel gegessen hat und in der Nacht hinausgehen will, wird er von des Nachbars Hund gebissen. Wenn er etwas genommen und aus der Hand gelegt hat, so sucht er es und kann es nicht wieder finden. Meldet ihm Jemand, daß einer seiner Freunde gestorben sei, und ladet ihn zum Hinkommen ein, so sagt er mit betrübtem Gesicht und unter Thränen: „Freut mich sehr!" Wenn kommt er eine Schuld eingezahlt, so ist er im Stande, Zeugen zuzuziehen, und wenn es Winter ist, zankt er seinen Sklaven aus, daß er keine Gurken eingekauft hat. Und wenn er sich auf dem Lande ein Linsengericht kochen will, so wirft er zweimal Salz in den Topf und macht es ungenießbar. Wenn endlich Jemand sagt: „Wie viel Todte glaubst Du, daß heute durch das Gräberthor getragen worden sind?" antwortet er: „So viel ich uns Beiden wünsche.""

Eine Halle in der Alexandrinischen Bibliothek.

IX.

Das Museum zu Alexandria
und seine Gelehrten.

Emsiger Fleiß, nachdenkliche Mühe bewohnet die Hallen;
Gern dem beschatteten Hain jede der Musen sich naht.

Mit Recht wundert man sich darüber, daß trotz der Kämpfe, die auf den jähen Zusammensturz des von Alexander dem Großen gestifteten Weltreichs folgten, und trotz der Unsicherheit aller politischen Verhältnisse, welche die Fürsten der neu entstehenden Herrschaften zwang, die Hand nicht vom Griffe des Schwertes zu entfernen, doch fast alle Diadochenhöfe eine Ehre darin suchten, die

Wissenschaften zu begünstigen und deren Vertreter mit Auszeichnungen und Belohnungen zu überhäufen. Freilich lag dieses Streben zu einem guten Theil in dem Geiste der ganzen Zeit, die durch Lernbegierde, Wissenstrieb, Lesewuth, sowie durch Sammlerfleiß und Vielschreiberei das mangelnde schöpferische Talent reichlich ersetzte, „wo alle Welt wußte und lernte, viel arbeitete und zu kombiniren verstand.“ Neben den pergamenischen und syrischen Königen machten bekanntlich die Ptolemäer in Aegypten den größten Anspruch auf den Ruhm des literarischen Patronats. Ihr Reich hatte den Vorzug der politischen Einheit und vereinigte damit den einer geographischen Weltstellung, die in der Richtung des Arabischen Meerbusens gleichsam ihre Vorbedingung hatte. Dazu kam, daß an der Küste ihres Landes in beispiellos glücklicher Lage das von seinem genialen Gründer zur Hauptstadt des macedonischen Westens bestimmte Alexandria emporwuchs. Die Lagiden, wenigstens die drei ersten von ihnen, verstanden in Beziehung auf ihre neue Hauptstadt die leitende Idee Alexanders in ihrem ganzen Umfang zu würdigen und machten jene zu einem Vereinigungspunkt des Orients und Occidents, zu einem Markt- und Stapelplatz nicht nur für die Waaren dreier Erdtheile, sondern auch für eine durch Hülfe des hellenischen Pfropfreises sich veredelnde Weltbildung. Und Alexandria hatte das Glück, den Stempel der wissenschaftlichen Weihe sieben Jahrhunderte hindurch zu bewahren und als Bildungsstätte allen Talenten Gelegenheit zur Entwicklung zu geben. Diesen großartigen Erfolg erzielten die Ptolemäer vorzugsweise durch die beiden Stiftungen, die Bibliothek und das Museum zu Alexandria. Man hat sich in neuerer Zeit dahin geeinigt, daß die Idee beider Anstalten und die Anfänge der Bücherſammlung dem ersten Ptolemäer, Soter, zuzuschreiben seien, während die weitere Ausführung und Vollendung seinem Nachfolger, Philadelphus, gebühre. Jener besaß einen energischen Geist und einen hellen Kopf, und obwol er durch Kriege, diplomatische und administrative Arbeiten und allerhand fürstliche Passionen in Anspruch genommen ward, benutzte er seine Mußestunden zur Ausarbeitung eines Werkes über die Thaten Alexanders des Großen und zum Verkehr mit den Pflegern der Wissenschaft. Theophrast folgte seiner Einladung eben so wenig als Menander. Aber Demetrius von Phalerum ging nach seiner Verweisung aus Athen zu ihm und ward sein Rathgeber in allen wichtigen Familien- und Staatsangelegenheiten; außerdem hatte Ptolemäus noch persönlichen Umgang mit den Philosophen Stilpo, Diodorus, Theodorus und Strato. Der Letzte, Theophrasts Nachfolger in der Leitung der Peripatetischen Schule, wurde sogar von ihm mit der Unterweisung seines Sohnes betraut. Mit diesen Männern, wozu noch der berühmte Anatom und Botaniker Herophilus und der unsterbliche Mathematiker Euklides hinzuzurechnen sind, überhaupt mit allen Vertretern der Wissenschaft und Kunst, stand der König auf leutseligem Fuße. Euklid durfte es wagen, dem eine leichtere Methode Begehrenden die bekannte Antwort zu ertheilen, es gebe keinen königlichen Fußsteig zur Geometrie; einem Grammatiker wurde es nachgesehen, daß er auf die Vexierfrage des Ptolemäus, wer der Vater des Peleus gewesen sei, die ungezogene Erwiederung gab: zuvörderst solle ihm der König sagen, wer der Vater des Lagos gewesen sei; von dem berühmten Citherspieler Stratonikus ließ es sich der König gefallen, daß

ner nach einigen Differenzen über die Spielweise ihm ins Gesicht sagte: „Ja, s Plektron (das Schlagstäbchen der Cither) ist etwas Anderes, als das Skep= on (Scepter)!“ Dagegen gab der König dem Philosophen Diodorus, der ihm von Stilpo während des Symposiums aufgegebenes Problem nicht en konnte, einen keineswegs schmeichelhaften Beinamen, worüber sich jener Tode geärgert haben soll.

Sieht man aus dem Erwähnten, daß dem Sohne des Lagos die Beschäftigung t der Literatur wirkliches Bedürfniß war, so tritt dies noch mehr an seinem ohne Ptolemäus Philadelphus an den Tag. Zu seiner vielseitigen Bildung ellte sich ein wißbegieriger Geist, wenn auch dessen edlere Neigungen oft rch unbezähmbare Sinnenlust in den Hintergrund gedrängt wurden. Seinen hrer, Strato, entließ er mit einem Geschenke von 80 Talenten in die Heimat. rzüglich interessirte er sich, als Schüler eines Aristotelikers, für die Natur= schichte. In Aethiopien, dessen Geheimnisse er zuerst durch einen Feldzug den iechischen Reisenden erschloß, wurden Elephantenjagden in großem Style gestellt, und seine Agenten streiften bis nach Arabien und Indien, um natur= storische Merkwürdigkeiten zu sammeln. Ihre Ausbeute wurde im königlichen alaste aufbewahrt und Philadelphus gestattete gern den Fremden zu seinen ammlungen und seinen Menagerien den Zutritt. Er ist es vielleicht auch wesen, der (was Plinius im Allgemeinen der Familie zuschreibt) in den niglichen Gärten schon Akklimatisationsversuche mit ausländischen Pflanzen achte. Genannt werden besonders der Weihrauchbaum und der Harz tragende edanumstrauch, beide aus Arabien stammend. Auch suchte er den ihn häufig schleichenden Trübsinn, eine Folge seiner angegriffenen Gesundheit, dadurch bannen, daß er sich die Berichte der auf Entdeckungen ausgesendeten Reisenden der Erzählungen aus der älteren Geschichte des Nillandes vortragen ließ.

Wir haben die Erwähnung dieser Einzelheiten für nöthig erachtet gegen= ber der Behauptung Seneca's, der in der alexandrinischen Bibliothek und em Museum nur Werke nichtiger Eitelkeit erblickt. „Vierzigtausend Bücher“, gt er in seiner Schrift „Ueber die Seelenruhe“, „sind in Alexandria ver= brannt. Als ein schönes Denkmal königlichen Reichthums mögen dies Andere oben, wie auch Livius, welcher behauptet, es sei ein Produkt des guten Geschmackes und der Sorgsamkeit der Könige. Es ist aber keineswegs Geschmack nd Sorgsamkeit gewesen, sondern wissenschaftliche Ueppigkeit, ja nicht einmal wissenschaftliche, weil die Anstalten nicht für die Wissenschaft getroffen wurden, sondern nur Schaugepränge waren.“

Wie bereits erwähnt, begann jedenfalls der erste Ptolemäer mit Sammeln ven Büchern. Demetrius von Phalerum gab ihm dazu praktische Anleitung; die kirchliche Sage hat denselben auch in Verbindung mit der Uebersetzung des Alten Testaments in das Griechische gebracht; doch ist an der Erzählung von den 70 Dollmetschern wol nichts weiter für wahr zu nehmen, als daß der hohe Rath der Juden zu Alexandria, der nach dem Vorbilde des jerusalemitischen 70 oder 72 Mitglieder zählte, dem Könige eine griechische Uebersetzung des Pentateuch für seine Bibliothek verehrte. Die von Ptolemäus I. angelegte Sammlung befand sich im königlichen Palaste oder dem Bruchium. Philadelphus

vervollständigte dieselbe und legte noch eine zweite im Serapistempel an, welcher im Stadttheile Rhakotis stand. Der Byzantiner Syncellus sagt in seiner übertreibenden Manier von diesem Fürsten: „Er war in Allem sehr weise und sehr thätig, indem er die Bücher aller Hellenen, Chaldäer, Aegypter und Römer (!) sammelte, die in fremden Sprachen geschriebenen in das Griechische übersetzen ließ und in den von ihm gegründeten Bibliotheken zu Alexandria 100,000 Bücher aufhäufte." Später hat sich die Bücherzahl bedeutend vermehrt; denn nach einer, wie es scheint, ganz lauteren Quelle giebt ein anderer byzantinischer Gelehrter, Tzetzes, die Zahl der Rollen im Serapeum auf 42,800, in der königlichen Burg auf 490,000 an. Wie viel Werke in dieser Menge enthalten waren, läßt sich nicht erkennen, weil sich darunter Doubletten befanden, aber auch manche Rolle mehrere Monographien enthielt, und weil andrerseits wieder oft viele Rollen zu einem Werke gehörten. Uebrigens geben Gellius und Ammianus Marcellinus die Rollen im Bruchium zu Cäsars Zeit auf 700,000 Stück an, und es ist leicht möglich, daß bei der fortdauernden Thätigkeit der Ptolemäer für Erweiterung der Sammlungen endlich diese hohe Zahl erreicht worden ist. Denn mehrere Nachrichten bezeugen die Bibliomanie auch der späteren Ptolemäer. Vom Nachfolger des Philadelphus, Ptolemäus Euergetes, erzählt Galenus, daß er allen Schiffern und Seefahrenden den Befehl gegeben habe, wo sie nur hinkämen, Bücher (wahrscheinlich bestimmter Autoren!) aufzukaufen, und daß dann diese bunte Masse in besonderen Zimmern unter der Rubrik „Schiffsfracht" niedergelegt ward. Daß ferner sogar Belohnungen für Herbeischaffung guter Handschriften gezahlt wurden, was natürlich zu Verfälschungen führte, erwähnt derselbe Schriftsteller in folgender Stelle: „Bevor die Könige in Alexandria und Pergamus ihren Ruhm im Besitze alter Bücher suchten, wurden noch keine Schriften unter erlogenen Titeln angefertigt. Als aber diejenigen, welche jenen die Werke irgend eines alten berühmten Mannes brachten, anfingen Belohnungen zu empfangen, da schafften sie auch manches Untergeschobene herbei." Auf Antrag des Redners Lykurg waren in Athen von den in den Händen der betreffenden Familien befindlichen Originalen der Meisterwerke von Aeschylus, Sophokles und Euripides Abschriften genommen worden, welche dann im Staatsarchiv aufbewahrt wurden und vor den Festaufführungen jedesmal mit den Rollen der Schauspieler verglichen werden mußten. Um diese hoch angesehenen Manuscripte nur zum Abschreiben zu erhalten, mußte Ptolemäus Euergetes 15 Talente als Unterpfand deponiren, und dennoch hatten die Athener seine Liebhaberei zu niedrig tarirt! Er behielt das Geliehene, ließ das Pfand im Stich und schickte den Getäuschten eine neue Abschrift! Das Jagen nach Handschriften wurde noch toller, als die Attaliden in Pergamus mit den Ptolemäern zu wetteifern begannen, und Ptolemäus Physkon griff bekanntlich in seiner Eifersucht sogar zur Maßregel eines Papyrusausfuhrverbots! — Natürlich erforderte die Ordnung und Klassifizirung der Bücher sowie außerdem die Sichtung, Beurtheilung und Verbesserung des Inhalts, eine Menge von Kräften. Die schon von Philadelphus zu diesem Zwecke niedergesetzte Kommission beschäftigte sich zunächst mit den griechischen Dichtern, und zwar Alexander aus Aetolien mit den Tragikern, Lykophron aus Chalcis mit den Komikern, Zenodotus mit Homer.

Ptolemäus Philadelphus genehmigt den Bau des Museums zu Alexandria.

Auf die Einrichtung der Bibliotheken in Alexandria fällt nur ein Streiflicht durch eine Notiz des griechischen Rhetors Aphthonius, der in seiner Vorbereitung zur Rhetorik schreibt: „Es sind auch Schränke (Regale?) innerhalb der Säulenhallen angebracht, als Aufbewahrungsplätze für die Bücher, welche den fleißigen Philosophen offen stehen."

In der Nähe der königlichen Bibliothek im Bruchium befand sich auch das Museum. Die Errichtung dieser Anstalt war keineswegs so komplizirt, wie sich aus ihrer oft beliebten Vergleichung mit einer modernen Akademie der Wissenschaften oder Universität voraussetzen ließe. Strabo kommt mit wenig Worten über Alles hinweg. „Ein Theil vom königlichen Schlosse", sagt er, „ist auch das Museum, welches eine Wandelbahn enthält, eine Sitzhalle (Exedra) und einen großen Saal, in welchem die am Museum Theil habenden Gelehrten zusammen speisen. Es gehören aber diesem Vereine auch eigene Fonds; auch ein Priester ist bei dem Museum angestellt, der früher von den Königen, jetzt vom Kaiser ernannt wird." Wer erkennt aber nicht in dieser Beschreibung eines Augenzeugen sofort die Einrichtung der natürlich kleineren Museen der atheniſchen Platoniker und Aristoteliker wieder? Ptolemäus Philadelphus kannte von seinem Vater her und aus den Angaben der griechischen Gelehrten seines Hofes jenes trauliche Zusammenleben der Philosophen und beschloß für wissenschaftliche Größen ersten Ranges eine ähnliche Versammlungs- und Heimatstätte anzulegen. Da war zuerst der schattige Baumgang zum Promenieren, mit dem eine bedeckte Säulenhalle für ungünstiges Wetter parallel lief. Dann fehlte auch die in Theophrasts Testament erwähnte Exedra nicht, deren Bauart der römische Architekt Vitruvius vor Augen gehabt haben mag, wenn er schreibt: „Es werden in den Säulenhallen geräumige Ausbiegungen angebracht mit Sitzen, auf welchen Philosophen, Rhetoren und andere der Studien Beflissene sitzend sich unterhalten können." Die Exedra im Museum war wahrscheinlich ebenfalls bedacht und nur nach der vorderen Seite offen. Vitruv beschreibt auch die ägyptischen Speisesäle genau. Demnach hatte der Saal im Museum auf allen vier Seiten von der Wand abstehende Säulenreihen; aber über diesen erhob sich eine zweite Säulenstellung, deren Höhe um $^1/_4$ geringer war als die der unteren, und auf ihnen ruhte die in Felder getheilte Decke. Dieser Saal vertrat also die Stelle des in den atheniſchen Philosophengärten liegenden Hauses und vereinigte die Mitglieder des Pensionats zu ihren Mahlzeiten und Symposien, deren Unkosten durch die königliche Liberalität bestritten wurden. Auch hierin hatte der Stifter ein Vorbild an der Bestimmung Epikurs, daß nach seinem Tode die Einkünfte seines Gartens, und was dazu gehörte, zu einem am Zwanzigsten jedes Monats zu feiernden Gedächtnißschmause verwendet werden sollten. Von Wohnungen innerhalb des Museum spricht Strabo kein Wort, und wenn auch Ammian das Bruchium „das immerwährende Domizil ausgezeichneter Männer" nennt, so versteht er ausdrücklich darunter nicht die Burg allein, sondern den ganzen Distrikt, in welchem wol auch der größte Theil der Mitglieder des Museums seine Privatwohnungen gehabt haben mag.

Nimmt man hinzu, daß die Herren von allen Abgaben frei waren, so erkennt man, in wie ehrenvoller, sorgenfreier Muße sie ihren Studien obliegen konnten.

Nach einer Anekdote des Athenäus scheint es sogar, als ob ihnen, behufs größerer Unabhängigkeit, ein gewisses Jahrgehalt zur Bestreitung ihrer Bedürfnisse ausgezahlt worden sei: „Da Sosibius ein königliches Jahrgeld empfing, so ließ der König Philadelphus die Zahlmeister kommen und befahl ihnen, wenn Sosibius käme, um sich seinen Gehalt auszubitten, ihm zu sagen, daß er ihn bereits empfangen hätte. Als er nun kurze Zeit darauf erschien und das Geld verlangte, blieben sie dabei, daß sie es ihm gegeben hätten, und er ging zum König und beschwerte sich über die Zahlmeister. Dieser ließ sie holen und befahl ihnen, die Bücher mitzubringen, in denen sich die Register derjenigen befänden, welche Jahrgelder empfingen. Diese nahm der König in die Hand, blickte hinein und sagte auch, es stimme so, wie die Beamten angäben. Es waren aber hintereinander geschrieben die Namen Soter, Sosigenes, Bion, Apollonius, und auf diese hinweisend sagte der König: „Wenn Du von Soter das „So" wegnimmst, und von Sosigenes das „Si" und von Bion die erste Sylbe „Bi" und von Apollodorus die letzte „Us", so wirst Du einsehen, daß Du als Empfänger hier eingetragen bist."

Das Honoriren der Mitglieder mit klingender Münze führte in der römischen Kaiserzeit dazu, daß Leute zu Theilhabern an dem Museum ernannt wurden, die gar nicht in Alexandria lebten, ja sogar solche, die nicht einmal dem Gelehrtenstande angehörten (also ganz ähnlich dem Verleihen der Dompfründen in manchen protestantischen Städten!). Hadrian ertheilte diese Sinekure den Sophisten Dionysius aus Milet und Polemo aus Laodicea, die beide nicht in Alexandria wohnten; er gab sie auch dem ägyptischen Dichter Pankrates, weil derselbe einen Kranz aus rosenrothem Lotus dem Liebling des Kaisers zu Ehren „Antinouskranz" genannt hatte! Seinen Geheimschreiber Julius Vestinus machte er zum Oberpriester von ganz Aegypten und zum Vorsteher des Museums in Alexandria. Endlich kommt auf einer Inschrift sogar ein alexandrinischer Athlet, Namens Asklepiades, als „Tempelaufseher des großen Serapis und der im Museum gespeisten, abgabenfreien Philosophen", vor. Ueber die Anzahl der Mitglieder des Museums wissen wir gar nichts Bestimmtes, wiewol sich voraussetzen läßt, daß dieselbe eine fest begrenzte war. Kaiser Claudius vermehrte die Zahl der Pfründner, indem er zu der alten Stiftung in Alexandria noch eine zweite hinzufügte, die seinen Namen führen sollte. Er machte aber dabei zur Bedingung, daß die Schooßkinder seiner eigenen Muse, nämlich 20 Bücher etruskischer und 8 Bücher karthagischer Geschichte, an festgesetzten Tagen, und zwar eines der beiden Werke in jeder Anstalt, von den sich abwechselnden Mitgliedern ganz vorgetragen werden sollten! Noch zu Commodus' Zeiten bestand das Claudische Museum; denn Athenäus, welcher die größte Zeit seines Lebens in Alexandria zugebracht hat, vergleicht einen bei einem Dichter der mittleren Komödie vorkommenden Schmarotzer mit „den jetzt im Claudium befindlichen Sophisten, die nicht einmal der Erwähnung werth sind."

Welches war nun die Bestimmung des Museums und womit beschäftigten sich jene auserwählten Pfleger der Wissenschaft? Man hat daraus, daß Strabo in seiner kurzen Beschreibung des Museums mit keinem Worte dazu gehöriger Auditorien gedenkt, schließen wollen, daß in der Anstalt gar kein Unterricht Jüngerer stattgefunden habe. Einerseits hat es ja aber auch weder in der

Akademie noch im Lyceum geschlossene Unterrichtslokale gegeben, andererseits hat doch wirklich vielfacher Anschluß von Schülern an Schulhäupter stattgefunden. So soll Aristarchus 40 Schüler gehabt haben; von Apollonius, dem Rhodier, wird erwähnt, daß er den Unterricht des gelehrten Kallimachus genossen habe, und vom Grammatiker Gnipho ging nach Sueton die Sage, Dionysius Scythobrachio habe ihn in Alexandria gebildet. Dessenungeachtet war das Museum seinen Hauptzwecken nach sicher keine wirkliche Lehranstalt, und wenn die Mitglieder nicht im Museum selbst wohnten, so läßt sich auch denken, daß das Zusammenleben von Meistern und Jüngern sich nicht ausschließlich auf die königliche Stiftung konzentrirte. Ueberhaupt werden wol die Gelehrten keine bestimmten Pflichten zu erfüllen gehabt haben, sondern es wird ihnen freigestellt gewesen sein, sich einzeln in die Schätze der Bibliotheken zu vertiefen oder sich an Erörterungen wichtiger Fragen gemeinschaftlich zu betheiligen. Die wissenschaftliche Unterhaltung füllte auch die Zeit nach den Mahlzeiten aus und die spitzfindigen Disputationen in den Tischgesprächen Plutarchs geben uns ungefähr den Ton an, welcher dabei herrschte. Sowie nämlich überhaupt das mit Belohnungen und Strafen verbundene Aufgeben und Lösen von Räthseln ein sehr beliebter Zeitvertreib bei den Symposien in Griechenland war, gab man auch bei den Syssitien im Museum einander verfängliche Probleme auf, legte dunkle Stellen von Schriftstellern zur Erklärung vor, kurz, erprobte gegenseitig Kenntnisse, Scharfsinn und Witz, was, wie oben erwähnt, bereits am Hofe des Ptolemäus Soter vorgekommen war. Recht anschaulich macht die Sache folgende Stelle Plutarchs: „Da es Sitte in den Museen ist, das Loos herumgehen zu lassen, damit die durch das Loos Zusammengekommenen einander wissenschaftliche Aufgaben stellen, so fürchtete Ammonius, es möchten sich Leute desselben Faches zusammenloosen, und ordnete an, daß mit Wegfall des Loosens ein Mathematiker einem Grammatiker aufgebe und ein Musiker einem Rhetoriker, und daß dann wieder umgekehrt Zurückgabe erfolgte."

Fast ebenso beschreibt den Brauch der Grammatiker Gellius, indem er über ein zu Athen gefeiertes Saturnalienfest sagt: „Wir Römer, die wir nach Griechenland gekommen waren und die wir dieselben Vorlesungen besuchten, vereinigten uns bei dieser Gelegenheit zu einer gemeinschaftlichen Mahlzeit. Dann setzte derjenige, welcher gerade an der Reihe war, die Mahlzeit zu besorgen, als Belohnung für die zu lösenden Aufgaben ein Buch von einem alten griechischen oder lateinischen Schriftsteller aus und einen Lorberkranz. Uebrigens stellte er eben so viele Fragen auf, als Leute zugegen waren; den Stoff und die Reihenfolge des Sprechens vertheilte dann das Loos. Die Lösung der Aufgabe wurde also mit dem Kranze und einem Preise belohnt; fand sie nicht statt, so wanderte die Frage an den, welcher das nächste Loos gezogen hatte, und diese Ordnung wurde rings herum in gleichem Wechsel beobachtet. Wenn Niemand der Aufgabe gewachsen war, wurde Preis und Kranz dem Gotte geweiht, dem das Fest galt. Die Fragen selbst aber betrafen entweder eine drollig unklare Dichterstelle oder eine Untersuchung aus der alten Geschichte, oder die Berichtigung eines falsch ausgedrückten philosophischen Satzes, oder die Lösung eines sophistischen Trugschlusses, oder die Ergründung eines unvermutheten und seltneren Wortes."

Ein mathematischer Vortrag im Museum zu Alexandria.

Hierbei mußte besonders Homer herhalten und man war unerschöpflich, Fragen aufzustellen, wie z. B., warum Nausikaa ihre schmutzige Wäsche im Flusse gewaschen habe und nicht im Meerwasser, an welcher Hand Diomedes verwundet worden sei, welchen Namen Achilles unter den Mädchen gehabt, warum das Oel immer das Beiwort „naß" führe? ꝛc. Nach einem Scholiasten der Iliade pflegte man sogar in Alexandria über Aufgaben und Lösungen Protokoll zu führen! Natürlich neigte sich die Befähigung des Einen mehr zum Fragestellen, während der Andere größere Stärke im Lösen der Aufgaben entwickelte. So erhielt Satyrus, ein Zeitgenosse Aristarchs, den Spitznamen „Zeta" nur wegen seines erfinderischen Kopfes; der erwähnte Sosibius dagegen hieß der „Fragelöser", und wenn ihn Philadelphus durch Sylbenverstellung verirte, so zahlte er ihm nur seine eigene Münze zurück. Sosibius hatte nämlich vorher einen Vers der Ilias durch bloße Versetzung eines Wortes verbessern wollen. Man sieht zugleich aus diesem Beispiele, daß der König selbst an den Wortgefechten der Symposien theilnahm und sich darüber amüsirte. Dasselbe that später Ptolemäus Physkon, nur daß hier die königliche Einmischung einen ganz anderen Charakter annahm. Der König, welcher als Schüler Aristarchs Geschmack an der Kritik gewonnen hatte, zankte sich im Museum über eine Glosse oder einen Vers oder eine Geschichte bis Mitternacht herum; dabei wurde er aber grob und theilte Prügel aus, ohne daß die Gelehrten solche Beweismittel zurückzuweisen wagten! Mußte doch Jeder froh sein, seine Stellung zu behalten, da nach Athenäus die Inseln rings um Aegypten voll waren von Grammatikern, Philosophen, Mathematikern, Musikern, Malern, Pädagogen und Aerzten, die er aus Mißtrauen gegen ihre politische Gesinnung verjagt hatte. Unter Philadelphus hatte nur der Dichter Sotades seine allzu kecke Stichelei auf des Königs Ehe mit seiner Schwester Arsinoe damit büßen müssen, daß er in einer bleiernen Kiste ins Meer versenkt ward! Schon vor Physkons Zeit hatte der sarkastische Skeptiker Timon aus Phlius in Bezug auf die Zänkereien in der alexandrinischen Akademie gesagt: „Viele Bücherschmierer werden gefüttert im volkreichen Aegypten, endlos zankend im Hühnerkorbe der Musen, bis sie vom Wortdurchfalle geheilt sind." Aber der Unterhaltungston sollte noch sehr lange derselbe bleiben. Denn als Hadrian das Museum besuchte, belustigte auch er sich damit, „daß er", wie Spartian erzählt, „den Professoren viele Fragen vorlegte und die ihm gestellten Aufgaben löste."

Daß die ersten Ptolemäer aber auch für die tieferen und ernsteren wissenschaftlichen Bestrebungen ihrer Gelehrten sich lebhaft interessirten, bezeugt in Bezug auf die Anatomie Plinius, indem er schreibt: „Der Rettigsaft soll auch nothwendig für die Brust sein, denn man hat in Aegypten, wo die Könige Leichname sezirten, um den Krankheiten auf die Spur zu kommen, in Erfahrung gebracht, daß die am Herzen inwendig haftende Läusesucht nicht anders vertrieben werden könne." Hiernach scheint es also, als ob die Ptolemäer selbst mit Hand angelegt hätten.

Auf der anderen Seite erschienen die Pensionäre, wenn sie sich der persönlichen Gunst der königlichen Familie erfreuten, auch als Gäste an der königlichen Tafel und hatten überhaupt freien Zutritt bei Hofe. So erzählt Plutarch z. B.

Folgendes: „Als die Königin Arsinoe ihren Sohn betrauerte, soll einer der alten Philosophen zu ihr gegangen sein und sich bemüht haben, sie zu trösten. „Zu der Zeit", sprach er, „wo Zeus den göttlichen Wesen ihre Ehren austheilte, war die Trauer gerade nicht anwesend, sondern sie kam erst, als Alles bereits seinen Herrn hatte. Als sie nun Zeus bat, auch ihr eine Ehrenbezeigung zu Theil werden zu lassen, kam dieser in Verlegenheit und verlieh ihr die nach dem Tode der Menschen gespendete, nämlich Thränen und Schmerz. Wie nun die übrigen Götter diejenigen lieben, von denen sie geehrt werden, auf dieselbe Weise wird auch die Trauer, wenn Du sie verachtest, nicht zu Dir kommen; wird sie aber von Dir durch Thränen und Kummer geehrt, so wird sie Dich lieben und Dir immer etwas gewähren, um darauf hin unabläßig von Dir geehrt zu werden." Und durch diese Vorstellung soll er wunderbar schnell die Frau von Trauer und Thränen geheilt haben.""

Nachdem die Ptolemäerfamilie bis zu Cleopatra ununterbrochen in Besitz hoher Bildung und im lebhaften Verkehr mit Gelehrten aller Art gewesen war, brach unter dieser Fürstin, deren außerordentliches Sprachtalent weniger zweifelhaft ist als die Vortrefflichkeit ihres Charakters, eine unheilvolle Katastrophe über die ehrwürdige Anstalt herein. Während des Pöbelaufstandes in Alexandria, der den siegreichen Cäsar vom Oktober 48 v. Chr. bis zum März 47 aufhielt, zündeten die Römer die im Hafen unmittelbar vor dem Theater stationirte Kriegsflotte an, die sie nicht in Sicherheit bringen konnten. Die Flamme ergriff aber auch die am Hafen liegenden Gebäude und zerstörte einen großen Theil der dahinter sich befindlichen Bibliothek und höchst wahrscheinlich auch des Museums. Dio Cassius schreibt hierüber: „Es verbrannten unter Anderem die Schiffswerfte und die Niederlagen des Getreides und der Bücher (wie man sagt sehr vieler und guter)." Noch deutlicher drückt sich Plutarch im „Leben Cäsars" aus, wo es heißt: „Als er dann hinsichtlich der Flotte in die Enge getrieben ward, sah er sich genöthigt, die Gefahr durch Feuer abzuwehren; dieses griff von den Werften aus um sich und verzehrte auch die große Bibliothek." Ebenso findet sich in der Weltgeschichte des Orosius über diesen Vorfall die Notiz: „Diese Flamme verbreitete sich auch über einen Theil der Stadt und verzehrte 400,000 Bücher, die gerade in den nächsten Gebäuden aufgestellt waren." Der Verlust wurde theilweise ersetzt, indem Antonius auf Bitten Cleopatra's die 200,000 Bände starke Bibliothek zu Pergamus nach Alexandria schaffen ließ. Der eigentliche Wiederhersteller der Bibliothek und des Museums war wol Augustus, der auch die Bibliothek in die Hallen des ihm zu Ehren neben dem Museum erbauten prächtigen Tempels (Sebasteum) schaffen ließ. Daher fand auch Strabo, der im Jahre 24 v. Chr. Alexandria besuchte, Alles in schönster Ordnung. Kaiser Domitian ließ von der alexandrinischen Bibliothek Abschriften nehmen, um die Lücken in anderen Büchersammlungen auszufüllen. Sein Zeitgenosse, der berühmte Redner Dio Chrysostomus, ermahnte die Alexandriner, das Museum nicht zu einem bloßen Namen herabsinken zu lassen, der, wie bei manchen Oertlichkeiten, mit der Sache selbst nichts zu schaffen hätte. Nach Hadrians Besuch, der das Vorhandensein des Museums auf das Bestimmteste darthut, hört man über ein halbes Jahrhundert nichts von der Lagidenstiftung, bis im Jahre 216

der unwürdige Caracallus seine Wuth an der unglücklichen Stadt ausließ, schwere Vergeltung übend für die von den Bewohnern über ihn gemachten spöttischen Witze. Bei dem allgemeinen Blutbade, dem selbst viele Fremde, ja römische Soldaten zum Opfer fielen, mögen auch Männer der Wissenschaft ihren Tod gefunden haben, noch mehr aber aus der Stadt gejagt worden sein, ein Schicksal, dem nur die fremden Kaufleute entgingen. Das Museum selbst scheint er weder aufgehoben, noch zerstört zu haben. Speziell maßregelte er blos die Anhänger der peripatetischen Philosophie, wie bereits früher erwähnt worden ist. „Er nahm ihnen", wie Dio oder vielmehr dessen Epitomator Xiphilinus (im 11. Jahrhundert) sagt, „die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, welche sie in Alexandria hatten, und die übrigen Vortheile, die sie genossen." Diese unklaren Worte beziehen sich entweder auf besondere, den Aristotelikern außerhalb des Museums gewährte Syssitien, was sich aber schon deshalb nicht gut annehmen läßt, weil die kaiserlichen Unterstützungen sonst immer in baarem Gelde und Naturaldeputaten zu bestehen pflegten, oder auf ihre Ausschließung von der Speisung im Museum. Der Untergang des letzteren fällt nach der Chronik des Hieronymus in das Jahr 269, wo Sabas, der Feldherr der palmyrenischen Zenobia, Alexandria eroberte. Glaubhafter ist die Ueberlieferung Ammian's, der das Ereigniß mit der Eroberung Alexandria's durch Aurelian selbst, im Jahre 273, verbindet. Während der Kaiser die neue Semiramis des Ostens bekriegte, hatte sich deren Freund, Firmus, Alexandria's bemächtigt, ein Riese von Körper, ein Krösus an Schätzen, der, als vormaliger Kaufmann, das Papier weniger als Förderungsmittel der Wissenschaft denn als Handelsartikel taxirte; er rühmte sich solche Vorräthe davon zu besitzen, daß er mit seinem Papier und Leim ein ganzes Heer unterhalten könnte! Aurelian eilte nach der Eroberung Palmyra's herbei, nahm Bruchium durch Sturm und ließ es schleifen. Die Worte des Schriftstellers deuten noch besonders auf die Zerstörung des Museums hin, denn sie lauten: „Als unter der Regierung Aurelians die bürgerliche Zwietracht in vernichtende Kämpfe ausartete und die Stadtmauern niedergerissen worden waren, büßte Alexandria den größten Theil des Distriktes ein, welcher Bruchium hieß und der immerwährende Aufenthalt ausgezeichneter Männer gewesen war."

Was die Leistungen der alexandrinischen Gelehrten im Allgemeinen betrifft, so fehlte es den Schriftstellern der sogenannten alexandrinischen Schule an Trieb und Talent zum Schaffen. Dafür zeigten sie einen eminenten Fleiß im Sammeln, Lesen und Erklären des Vorhandenen und haben sich eben dadurch ein wesentliches Verdienst um die systematische Durcharbeitung der Wissenschaften erworben. Namentlich gilt dies von den sogenannten exakten oder realen Wissenschaften. Während also die Geschichtschreibung ohne leitende Gesichtspunkte und strenge Kritik der Einfachheit in der Darstellungsweise entsagte und sich in rhetorischem Wortgepränge gefiel, während die Poesie nach dem Geschraubten und Phantastischen haschte oder in kindisches Getändel ausartete, die Philosophie aber, bei den ererbten Sätzen der Stifter beharrend, die Systeme nicht weiter ausbaute und der allgemeinen Bildung sich immer mehr entfremdete, erlebten die Naturkunde, die Astronomie und die Mathematik einen großen Aufschwung. Wir entnehmen der großen Zahl der hierher gehörigen Forscher nur die berühmtesten

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

das Begehren des ägyptischen Königs nach einer leichteren Methode in der Mathematik. Nicht einmal sein Vaterland steht fest. Denn während ihn Manche in der sicilischen Stadt Gela das Licht der Welt erblicken lassen, machen ihn Andere sogleich zu einem Aegypter von Geburt. Ein arabischer Schriftsteller, Namens Abulfaradsch, will freilich genauere Kunde über seine Herkunft haben. Er berichtet, daß Euklides der Sohn eines gewissen Naukratis sei, der früher in Damaskus, später in Tyrus seinen Wohnsitz gehabt habe. Weil die platonische Schule eine Summe von mathematischen Kenntnissen zur Vorbedingung des tieferen Eindringens in die Philosophie machte, hat man annehmen wollen, daß Euklides seine Bildung in Athen empfangen haben müsse.

Allein es gab zu seiner Zeit gelehrte Mathematiker und selbst Anhänger der Akademie fast in allen Ländern griechischer Zunge, wodurch das Zwingende des Grundes von selbst wegfällt. Endlich nennt der alexandrinische Philosoph Pappus (um 390 n. Chr.) in der Einleitung zu seinen mathematischen Exzerpten den Euklid „sanft, gütig gegen Jedermann, besonders gegen Solche, welche die Wissenschaft der Mathematik zu fördern versprachen, frei von Gehässigkeit und Arroganz."

Dasjenige Werk, welches den Ruhm Euklids für alle Zeiten befestigt hat, führt den Titel „Elemente" und enthält die Grundlagen der reinen Mathematik. Es besteht aus 13 Büchern und beginnt mit den geraden Linien und ihrer Vereinigung zu Parallellinien oder Dreiecken. Von der Kongruenz der letzteren geht er dann auf die Parallelogramme über und auf die Gleichheit von nicht kongruenten Flächen. Es folgen sodann die Umwandlungen der geradlinigen Figuren in Parallelogramme von gegebenen Winkeln und zuletzt der pythagoräische Lehrsatz mit allen seinen Konsequenzen in Bezug auf Planimetrie und Arithmetik. Weiter wendet sich dann Euklid zum Kreise und zu den Fällen, welche durch Berührung zweier Kreise oder einer und zweier gerader Linien mit dem Kreise eintreten, und schließt mit den in und um den Kreis beschriebenen Vielecken. Dann kommt die Lehre von den Proportionen, zunächst an Linien demonstrirt, um dann, auf geometrische Figuren angewendet, zum Begriffe der Aehnlichkeit zu führen. Soweit reichen die sechs ersten Bücher. Das 7., 8. und 9. Buch dagegen hat es mit der Arithmetik zu thun, und es erfolgt hier zuerst von den mannichfaltigen Eigenschaften der Zahlen der Uebergang zur Feststellung des Unterschiedes zwischen theilerfremden Zahlen und Zahlen von gemeinsamem Maße und zur arithmetischen Proportion, wobei schon die Benennungen Quadrat- und Kubikzahlen auftauchen. Im 10. Buche der Elemente wird die Kommensurabilität oder Gleichmeßbarkeit der Größen behandelt und die sogenannte Erhaustionsmethode für inkommensurable Größen (heute Infinitesimalrechnung) durch den Satz begründet: „Sind zwei ungleiche Größen gegeben und nimmt man von der größeren mehr als die Hälfte und so immer fort, so kommt man irgend einmal zu einem Reste, welcher kleiner ist als die gegebene kleinere Größe. „Die drei letzten Bücher enthalten die Stereometrie. Ausgehend von den parallelen und senkrechten Linien und Flächen gelangt der Verfasser der Elemente auf die Ebenen und beschreibt dann speziell das Parallelopipedum und das Prisma, worauf er auf die Lehre vom Maße des körperlichen Inhal-

von der Pyramide, dem Prisma, dem Kegel, dem Cylinder und der Kugel kommt. Er weiß bereits, daß die Kreise sich zu einander verhalten, wie die Quadrate ihrer Durchmesser; er weiß auch, daß die Pyramide der dritte Theil eines Prisma's von gleicher Höhe und Grundfläche ist und daß der Kegel zum Cylinder in demselben Verhältnisse steht, was schon 60 Jahre früher Eudorus von Knidus gefunden haben soll; aber weder Kegel, noch Cylinder, noch Kugel verstand er zu berechnen, weil er die arithmetische Quadratur des Kreises überhaupt noch nicht kannte. Endlich schließt das letzte Buch mit der wichtigen Behauptung, daß es außer dem Tetraeder, Oktaeder, Ikosaeder, dem Würfel und dem Dodekaeder keine weiteren regelmäßigen, d. h. von Dreiecken, Quadraten oder regelmäßigen Fünfecken eingeschlossenen Körper geben könne.

Was heimelt nun Jeden, der seinen vollen Schulkursus durchgemacht hat, schon bei dieser kurzen Skizze der Elemente an? Es ist der Gang, der heute noch von den für angehende Mathematiker bestimmten Lehrbüchern eingeschlagen wird. Aber auch dieselbe methodische Form ist jetzt nach zwei Jahrtausenden in der Geometrie noch maßgebend. Euklides spricht zunächst einen Satz aus; dann folgt die Vorschrift, was der Schüler an der Figur vornehmen solle, und endlich der Beweis. Bei den Aufgaben wird zunächst die Auflösung gegeben, dann die Anleitung zu der nöthigen Hülfskonstruktion und zuletzt der Nachweis der Richtigkeit hinzugefügt. Das Regelmäßige und Zwingende dieses strengen Systems eignet sich allerdings nicht zum raschen Lesen und Genießen, und man fühlt sich bewogen, anzunehmen, daß Ptolemäus Lagi seine Frage nach einem glatteren Wege zum mathematischen Ziele stellte, als er gerade schon des Meisters Anleitung in den Händen gehabt hatte; aber es bändigt doch am sichersten die Zerstreutheit, festigt das Gedächtniß und führt zu logischem Denken, wie denn auch der große Newton gesagt hat: „Wenn ich einen Sohn hätte, aus dem ich einen geschickten Geometer machen wollte, so würde ich ihn vor allen Dingen die „Elemente" Euklids studiren lassen." Uebrigens sind dem Euklid die beiden Arten der Beweisführung, die Analyse und die Synthese, wohlbekannt; denn er sagt selbst über den Unterschied: „Analytisch wird ein Satz bewiesen, wenn man das Gesuchte als bekannt voraussetzt und durch daraus gezogene Schlüsse auf erwiesene Wahrheiten zurückkommt; synthetisch hingegen, wenn man von erwiesenen Wahrheiten aus zu dem Gesuchten gelangt." Er will damit sagen: Wenn die Wahrheit des Satzes D bewiesen oder widerlegt werden soll, so sagt der Analytiker: D findet statt, wenn ich zeigen kann, daß C stattfindet; C findet statt, wenn ich zeigen kann, daß B stattfindet; B findet statt, wenn ich zeigen kann, daß A stattfindet. Nun findet A statt, also auch D. Der Synthetiker dagegen sagt: Das Stattfinden von A ist mir bekannt; folglich findet B statt; folglich ist auch C wahr und auch D, oder im negativen Falle das Gegentheil. Die als wahr vorausgesetzten Grundlagen sind aber entweder die Ergebnisse bereits streng bewiesener Lehrsätze oder von selbst einleuchtende Grundwahrheiten, die er Axiome nennt und die wieder theils Grundsätze sind, welche wegen ihrer Evidenz nicht bewiesen zu werden brauchen, theils Annahmen, welche nicht bewiesen werden können.

Das Verdienst des Euklides wird nicht dadurch gemindert, daß bereits vor ihm encyklopädische Uebersichten der Elementarmathematik verabfaßt worden sind. Schon der Pythagoräer Hippokrates aus Chios (um 450 v. Chr.), ein ausgezeichneter Grammatiker, sonst aber nach des Aristoteles Urtheil ein sehr beschränkter Mensch, soll einen solchen Lehrgang aufgestellt haben; später schrieben nach Proklus solche Elemente auch Leo, Hermotimus aus Kolophon und Theudius aus Magnesia. Aber schon das Alterthum anerkannte den außerordentlichen Vorzug des Euklidischen Werkes, indem es dasselbe zum Gegenstande gelehrter Untersuchungen und Kommentare machte. Am meisten studirten das Buch jedoch die Araber, aus deren Sprache es in das Lateinische überging und so im 12. und 13. Jahrhunderte im Abendlande bekannt ward.

Außer den Elementen hatte Euklides noch drei Bücher „Porismen" verfaßt, von denen noch ein Ueberrest bei Pappus vorhanden ist und deren Wiederherstellung in neuester Zeit der französische Akademiker Chasles mit Glück versucht hat. Unter Porismen hat man nämlich unvollständige mathematische Sätze zu verstehen, welche immer noch weitere Fragen und Aufgaben offen lassen, deren nähere Erörterung und Auffindung mit ihnen in engem Zusammenhange steht. Namentlich beziehen sich die Porismen auf die sogenannten geometrischen Oerter oder die Stellung und Aufeinanderfolge von Punkten in Ebenen und Körpern in ihrem Verhältniß zu aufgestellten Sätzen und Bedingungen. Das Werk enthält 171 Sätze, welche Pappus in 29 Gattungen zerfällt. Ein von Pappus erhaltenes, berühmtes Porisma lautet z. B.: „Schneiden die Linien eines vollständigen Vierseits sich in sechs Punkten, von denen 3 in einer Geraden liegende gegeben sind, und sind von den 3 übrigen Punkten 2 der Bedingung unterworfen, je auf einer gegebenen Geraden zu bleiben, so wird auch der letzte Punkt eine Gerade zum geometrischen Ort haben, welche aus den gegebenen Dingen näher bestimmt werden kann."

Eine andere vollständig erhaltene Schrift Euklids führt den Titel „Dedomena", d. h. „Gegebenes", und besteht aus 95 Sätzen, in welchen bewiesen wird, daß, wenn gewisse Dinge gegeben sind, auch andere Dinge gleichzeitig mitgegeben sind. So ist z. B. die Summe zugleich gegeben, wenn eine beliebige Anzahl gegebener Größen zusammengesetzt wird; so der Durchschnittspunkt, wenn zwei der Lage nach gegebene Linien sich schneiden; so die Art des Dreiecks, wenn in einem Dreieck jeder Winkel der Größe nach gegeben ist oder nur ein Winkel und das Verhältniß der an diesem Winkel liegenden Seiten u. s. w.

Noch schrieb Euklides auch eine auf die Theilung der Figuren bezügliche Aufgabensammlung, die erst 1563 in einer arabischen Uebersetzung wieder aufgefunden worden ist. Außerdem nennt das Alterthum noch vier Bücher über die „Kegelschnitte" und „zwei Bücher über die Oerter auf der Oberfläche" als euklidische Schriften.

Eratosthenes.

(276—193 v. Chr.)

seit Ptolemäus I. dem Lagidenreiche einverleibte Cyrene zeichnete
sschließlich durch die Fülle und Vortrefflichkeit seiner Naturerzeugnisse
dot lobt seine Aerzte; es stammten aber auch daher nicht blos Anni-
reund Plato's, sondern auch der feine Welt- und Lebemann Aristippus,
ule später in der Epikurs aufging, der Dichter und Grammatiker
s und Karneades, der Apostel der griechischen Philosophie in Rom.
überstrahlt den Ruhm aller seiner Landsleute Eratosthenes,
ielseitigsten Gelehrten des ganzen Alterthums. Als sein Vater wird
leisten Aglaus, von Einigen Ambrosius angegeben. Sein Geburts-
ıach Suidas in das Jahr 276 v. Chr., sein Tod in das Jahr 193.
so 30 Jahre alt, als Ptolemäus Philadelphus starb, stand während
igen Regierung des Ptolemäus Euergetes in der Blüte seines Lebens
unter Ptolemäus V. Epiphanes. Seinen grammatischen Unterricht
junge Eratosthenes bei Lysanias, einem auch als Schriftsteller be-
:ammatiker aus Cyrene. Sein berühmterer Landsmann, der Dichter
:r Kallimachus, soll in Alexandria, wohin sich Eratosthenes zunächst
:ren Ausbildung halber wendete, sein Lehrer gewesen sein, und sicher
ım dieser, beinahe alle Gebiete des menschlichen Wissens umfassende
ls Ideal auf seiner eigenen Bildungsbahn vor. Daß er jedoch auch
nterricht in Alexandria genoß, beweist seine Freundschaft mit dem
Archimedes, der zu derselben Zeit seinen mathematischen Studien
lehrten des Museums oblag und der mit ihm noch später von Sicilien
ıondirte. Seine Wißbegierde trieb ihn aber bald über die engen Gren-
ıptischen Reiches hinaus und er begab sich auf eine Reise nach dem
Mutterlande. Zunächst zog es ihn nach Athen. Wie es ihm hier
wen er hörte, erfahren wir aus Strabo, der seine Kritik des Era-
uit folgenden Worten beginnt: „Eratosthenes ist keineswegs so leicht
, daß man sagen dürfte, er habe nicht einmal Athen gesehen; jedoch
n dem Grade zuverlässig, als Manche ihn angenommen haben, wie-
eigenem Geständniß mit sehr vielen vorzüglichen Männern zusammen-
n es lebten, sagt er selbst, zu dieser Zeit, wie niemals sonst, inner-
Ringmauer und Einer Stadt alle die zur Zeit des Aristo und Arce-
enden Philosophen. Aber ich glaube nicht, daß dies genüge; vielmehr
:iner richtigen Beurtheilung, zu welchen Lehrern man sich vorzugs-
n wolle. Er stellt nun vor allen Weisen seiner Zeit Arcesilaus und
ie Spitze; auch Apelles ist ihm ein großer Mann und Bion, welcher
er sagte, der Philosophie ein buntes Gewand anlegte; aber dennoch
her schon auf ihn die Worte angewandt:

„Was doch aus Lumpengewande der Bion hervorzeigt."

Wahrlich! in diesen Aeußerungen verräth er große Schwäche des eigenen Urtheils. Er, der zu Athen Zeno's aus Citium Schüler war, erwähnt nicht Eines seiner Nachfolger; seine Abtrünnigen dagegen, von welchen sich keine Schule erhielt, diese, sagt er, haben zu jener Zeit geblüht." Bei Strabo's Tadel muß man vor allen Dingen bedenken, daß derselbe ein eifriger Anhänger der Stoa war, und daß Eratosthenes in der Philosophie sich keiner Schule streng anschloß oder, wie Strabo selbst später sich ausdrückt, „ein Mittelwesen war zwischen dem, der Weltweiser sein will, und dem, der es nicht wagt, sich diesem Fache ganz zu widmen, sondern nur vorschreitet bis zum Scheinen!" Dazu kommt, daß Eratosthenes doch nicht vor dem zwanzigsten Jahre oder 256 v. Chr. nach Athen kam, wo der berühmte Zeno bereits ein alter Mann war und seinen Zulauf mit jüngeren Kräften theilen mußte. Zu diesen gehörte der wegen seiner rednerischen Begabung „die Sirene" genannte Aristo aus Chius, der aber wieder bei den reinen Stoikern übel angeschrieben stand und auch von Strabo unter die Ueberläufer gerechnet wird, weil er eben dem Systeme Zeno's und Chrysippus nicht treu blieb, sondern manche Theile der Philosophie unabhängig von seinen Vorgängern gestaltete. Wie weit übrigens der junge Eratosthenes davon entfernt war, zur Fahne Aristo's zu schwören, sieht man aus einem kaustischen Urtheile über jenen, das uns Athenäus erhalten hat: „Auch diesen ertappte ich einst, wie er die Scheidewand der Tugend und der Wollust durchbrach und bei dieser erschien." Arcesilaus, ein Platoniker und heftiger Gegner des stoischen Dogmatismus, konnte natürlich vor Strabo's Augen gar keine Gnade finden. Bion endlich, aus Olbia am Dnepr, gefiel dem jungen Manne mehr seiner Schnurren und Witze wegen, als daß er sein Schüler geworden wäre; auch lag ja in seinem Vergleiche mehr Tadel als Lob, insofern das blumige, bunte Gewand gerade Kennzeichen der koketten Hetäre war.

Eine bestimmte Spur von den Wanderungen des Eratosthenes in Griechenland findet sich bei Strabo's Beschreibung Achaja's. Denn über die durch das furchtbare Erdbeben vom Jahre 373 v. Chr. vom Meere verschlungene Stadt Helice heißt es dort: „Helice versank zwei Jahre vor der Schlacht bei Leuktra. Eratosthenes sagt, daß er selbst den Ort gesehen habe und daß die Schiffer erzählten, im Meere stehe noch der eherne Poseidon mit einem Seepferd in der Hand und bringe den Netzfischern Gefahr." Jedenfalls ist er auch bis in das Schwarze Meer vorgedrungen. Denn Strabo führt mehrere genaue Angaben von ihm aus jenen Gegenden an; namentlich aber denkt man an Autopsie, wenn er in der Schilderung der Krim schreibt: „Folgende Inschrift auf einem ehernen, vom Eise geborstenen Wasserkruge im Tempel des Asklepios zu Pantikapäum giebt Eratosthenes an:

> Wenn ja einer der Menschen nicht glaubt, wie seltsame Dinge
> Bei uns geschehen, der lern's, schauend dies Wassergefäß.
> Nicht als köstliches Tempelgeschenk für den Gott, als ein Denkmal
> Heftigen Frostes nur hat's Stratos, der Priester, geweiht."

Man nimmt an, daß Eratosthenes beim Regierungsantritt des Königs Ptolemäus Euergetes, also 246, nach Alexandria berufen wurde und gleichzeitig oder später auch das Amt des Bibliothekars erhielt. Sein Verhältniß zum

chen Hofe gestaltete sich sehr freundlich, und Strabo erwähnt, daß er, wie hrer Kallimachus, bei den Königen Aegyptens in Ehren gestanden habe. uergetes hatte der Glanz des ptolemäischen Hauses seinen Höhepunkt er= Ein Jahr vor seinem Tode traf der edle Spartanerkönig Kleomenes III. randria ein und erhielt von Euergetes das Versprechen der Wiederein= . Der Nachfolger des Verstorbenen, Ptolemäus Philopator, war weit entfernt, das von demselben gegebene Wort einzulösen. Dionysos war nziger Gott, die elendesten Menschen bildeten seine Freunde und Zech= n, das Tambourin sein liebstes Instrument; dabei war er feig und miß= h: ein echt asiatischer Despot. Er ermöglichte dem tapferen Gaste nicht die Rückkehr nach dem Tode des Antigonus Gonatas von Macedonien; ließ ihn endlich auf einige unvorsichtige Spötteleien hin in Haft bringen. lebte Eratosthenes und mit ihm das staunende Alexandria eines Tages, olemäus nach dem lustigen Kanobus gereist war, das merkwürdige Schau= daß Kleomenes mit dreizehn Gefährten, nachdem sie ihren Wächtern ent= n waren, mit gezückten Schwertern durch die Straßen der Hauptstadt und das Volk zur Freiheit aufriefen. Der Pöbel staunte ihre Kühnheit ber der Knechtssinn hatte zu tiefe Wurzeln in seiner Brust geschlagen: nd trat auf die Seite der Spartaner, und als endlich ein Angriff auf rg selbst (zur Befreiung der Gefangenen) durch die Wachen vereitelt war, entleibten sie sich gegenseitig. Die Rohheit Philopators zeigte ht abscheulich in der Behandlung des todten Gastfreundes, den er in aut nähen und aufhängen ließ, und in der Hinrichtung seiner Kinder, Mutter, der edlen Kratesiklea, und deren Begleiterinnen.

doch härter, als das Schicksal dieser Gäste aus dem Mutterlande, mußte thenes und seine Kollegen am Museum die Ermordung der Königin oe, der Schwester und Gemahlin Philopators, berühren. Sie hatte dem= in der Schlacht gegen die Syrer bei Raphia treulich zur Seite gestanden m einen Thronerben geboren; nichtsdestoweniger brachte er ihr Leben Launen seiner nichtswürdigen Umgebung zum Opfer. Eratosthenes in besonderer Gnade bei Arsinoe gestanden zu haben, denn er widmete Andenken eine eigene, ihren Namen tragende Schrift. Aus dieser führt äus noch ein Bruchstück an, das zugleich auf die Sinnesart der Königin ht wirft. Die Worte des Eratosthenes sind: „Da Ptolemäus ein Fest und Opfer aller Art besonders in Bezug auf Dionysos, fragte Arsinoe igen, welcher die heiligen Zweige brachte, welchen Tag man denn feiere as für ein Fest es wäre. Als hierauf Jener antwortete, es sei das hentragen" und die Leute speisten das von ihnen Mitgebrachte auf Streu rt und Jeder tränke aus seiner eigenen Flasche, so sah sie uns an, nachdem ann fortgegangen war, und sagte: „Welch schmutzige Gesellschaft! Es muß ies eine bunt durcheinander gewürfelte Versammlung sein, bei der die abgestandene und keineswegs anständige Gerichte vor sich haben." Wenn er diese Art von Fest gefallen hätte, würde sie es nicht unterlassen haben, ergleichen auszurichten, wie bei dem Choenfest. Denn hier schmausen die auch für sich; es liefert aber die Speisen, wer zur Gasterei eingeladen hat.""

Ueber das Verhältniß des Eratosthenes zu Philopator selbst erfahren wir nichts. Der König war trotz seiner Lüderlichkeit den Künsten nicht abhold. Er soll eine Tragödie „Adonis" gedichtet haben und errichtete dem Vater der epischen Poesie einen Tempel, worin Homers Statue von den Abbildern der sieben auf ihn Anspruch machenden Städte umgeben war. Auch bat er den Stoiker Kleanthes entweder selbst zu ihm zu kommen oder einen seiner Schüler zu schicken, worauf, als dieser und Chrysippus die Einladung ausschlugen, der gewandte Sphärus nach Alexandria ging. Als dieser einst behauptet hatte, der Weise werde sich nie von einem Wahne irre führen lassen, setzte ihm Ptolemäus bald darauf über Tisch aus Wachs bossirte Granatäpfel vor. Der Philosoph ging in die Falle, langte zu und der König triumphirte; aber Sphärus entschuldigte sich scharfsinnig damit, daß er seiner Einbildung nachgegeben habe, nicht weil es Aepfel wären, sondern weil es wahrscheinlich gewesen, daß es Aepfel wären; es sei nämlich ein Unterschied zwischen dem Wahrscheinlichen und dem des Begreifend fähigen Vorstellungsvermögen!

Elf Jahre nach Philopators Tode starb Eratosthenes, nach Suidas den Hungerstod, zu dem er sich wegen Abnahme seiner Sehkraft selbst entschlossen haben soll, nach einem von Dionysius aus Cyzikus herrührenden Epigramm aber an Altersschwäche:

„Schwächende Krankheit nicht, nein, sanfteres Alter bezwang Dich,
Bettete Dich zu dem Schlaf, den Du schon lange verdient."

Die hohe Achtung, welche Eratosthenes als Gelehrter bei der Mit- und Nachwelt genoß, wird besonders an den bezeichnenden Beinamen erkannt, die man ihm beilegte. Seine Schüler nannten ihn „Pentathlos", d. h. den in allen fünf Kampfarten der gymnischen Spiele Erfahrenen, also, wie wir sagen würden: in alle Sättel Gerechten. Er hieß aber auch „der jüngere Plato", eine Hindeutung auf seine den Stoikern verhaßte Hinneigung zur Akademie. Zweifelhaft ist ferner die Bedeutung seines Beinamens „Beta". Am nächsten liegt freilich, daß man dadurch, wie auch im Römischen geschehen ist, den „Zweiten" in irgend einem Fache bezeichnen wollte. Worin war nun Eratosthenes der Zweite? Er ist, sagt man, der zweite Bibliothekar gewesen. Allein dies steht noch nicht fest und man hat die Buchstabenzählung bei seinen Nachfolgern nicht fortgesetzt. Auch wollte man es mit seinem Namen „der jüngere Plato" in Verbindung bringen und also den Sinn „der zweite Plato" darin finden. Es würde diese Uebertreibung aber doch zu stark gewesen sein; denn, wie es scheint, war die Philosophie doch gerade seine schwächste Seite, und als jüngerer Plato konnte er wol blos seiner Vorliebe für die Mathematik wegen gelten. Endlich hat man das Beta auch ganz allgemein dahin erklärt, als ob er überhaupt in der ganzen gelehrten Welt damals den zweiten, wenn auch nicht den ersten Rang hätte beanspruchen können. Hier fehlt aber vollends der Vergleichungspunkt; denn man mußte doch dann allemal beim Ersten an eine bestimmte Person denken, und übrigens hätte es überhaupt bei dieser Erklärung mit der großen Ehre des Namens ziemlich mißlich gestanden. Besser thut man also, diesen Beinamen einer unbekannten zufälligen Veranlassung anheim zu geben. Ging es doch auch anderen Gelehrten derselben Zeit so

Die Erde nach der Anschauung des Eratosthenes.

Ein Schüler Aristarchs, Satyrus, führte, wie schon erwähnt, den Spitznamen Beta, nicht weil er „der Fünfte" in irgend einer Beziehung war, sondern weil der Buchstabenname an ein mit unserem „grübeln", „forschen", gleichbedeutendes Verbum erinnerte. Ja, ein Zeitgenosse unseres Eratosthenes, der Astronom Apollonius, hieß Epsilon, weil er sich mit Vorliebe der Beobachtung des Mondes zuwendete und die damalige Form des ϵ der Gestalt des Mondes glich!

Den Namen eines Philologen soll sich Eratosthenes zuerst selbst beigelegt haben; doch ist der Begriff der Philologie damals ein viel weiterer gewesen, an dem selbst Philosophen und andere Fachmänner Antheil hatten, und entsprach mehr dem neueren „Polyhistor." Der Mittel- und Glanzpunkt dieser gelehrten Polyhistorie lag aber in der Erweiterung und Ausbreitung der geographischen und mathematischen Wissenschaften. Die Geographie namentlich wurde von ihm zuerst in wissenschaftliches System gebracht, indem er die mythischen Sagen wegfallen ließ und die vorhandenen Nachrichten und Notizen Anderer (vorzüglich des Pytheas, Patrokles und Timosthenes) zu einem Ganzen verarbeitete. Leider ist das wichtige, aus drei Büchern bestehende geographische Werk des Eratosthenes verloren gegangen, und was wir davon besitzen, verdanken wir den kritischen Anführungen Strabo's. Danach enthielt sein erstes Buch eine Kritik der Forscher vor ihm, wobei er zum Aerger Strabo's den Vater Homer, als Urquelle auch der geographischen Weisheit, verworfen und den Grundsatz aufgestellt hatte, daß die Dichter nicht den Zweck der Belehrung haben dürften. Die Erde selbst nahm er für eine feststehende Kugel, „jedoch nicht wie von der Drehbank", weil eine Reihe von Revolutionen ihre Spuren an der Oberfläche zurückgelassen hätten. Sorgfältig forschte er besonders nach den Veränderungen der Meere und des Festlandes. „Wie kommt es", sagt er, „daß auf 2000, ja 3000 Stadien vom Meere im Binnenland an vielen Orten eine Menge Schnecken, Austerschalen und Gienmuscheln, auch Meersümpfe sich zeigen, wie um den Ammonstempel und an dem 3000 Stadien langen Wege zu demselben? Dort giebt es viele Haufen Austerschalen; auch viele Salzlager finden sich noch jetzt und Dünste des Meeres steigen in die Höhe. Außerdem zeigt man auch Trümmer von Schiffen, welche, wie man versichert, aus dem Erdschlund hervorgespült sind; auch auf Säulchen ruhende Delphine mit der Aufschrift: von cyrenäischen Orakelgesandten." Zur Erklärung dieses ausgetrockneten Meeresbodens nahm er die Theorie des Lampsaceners Strato zu Hülfe und glaubte mit diesem an ein ehemaliges Anschwellen des Pontus, an den dadurch veranlaßten Durchbruch des Hellespontus und die weiter damit in Verbindung stehende Eröffnung der Meerenge von Gibraltar. Dies brachte ihn zugleich auf Untersuchung des Problems von der Gleichheit des Meeresniveau's, die er freilich leugnete. Das zweite Buch der Geographie enthielt ungefähr dasjenige, was wir unter mathematischer Geographie verstehen. Eratosthenes hatte es unternommen, die Größe unseres Planeten genauer zu bestimmen. Sein Verfahren beschreibt der von Einigen in die Regierungszeit des Kaisers Augustus, von Anderen 400 Jahre später gesetzte Mathematiker Kleomedes, wie es scheint, mit Eratosthenes' eigenen Worten, folgendermaßen:

„Zuerst nehmen wir an, daß Syene (jetzt Assuan) und Alexandria unter demselben Meridiane liegen, daß die Entfernung beider Städte 5000 Stadien beträgt, daß die von verschiedenen Theilen der Sonne nach verschiedenen Stellen der Erde gehenden Strahlen parallel sind, daß alle gerade Linien, welche die Parallellinien durchschneiden, gleiche Wechselwinkel bilden, und endlich, daß die durch gleiche Winkel abgeschnittenen Bogen einander ähnlich sind. Da nun Syene und Alexandria unter derselben Mittagslinie liegen und die Mittagslinien größte Kreise sind, so müssen auch die unter ihnen befindlichen Kreise auf der Erde größte Kreise sein. Syene liegt unter dem Wendekreise. Wenn nun die Sonne in den Krebs tritt und zur Zeit des Sommersolstitiums gerade in der Mittagshöhe steht, so muß nothwendig der Zeiger der Sonnenuhr dort keinen Schatten werfen, da die Sonne gerade oberhalb desselben steht, und man behauptet, daß dies in einem Umkreise von 300 Stadien geschehe (nach dem Zeugnisse mehrerer Alten war in Syene ein Brunnen, der zur Zeit des Solstitiums bis auf den Boden ganz von der Sonne erleuchtet wurde). In Alexandria aber werfen um dieselbe Stunde die Zeiger einen Schatten; es liegt daher nördlicher als Syene. Da nun beide Städte unter einem Meridian liegen, so ist, wenn wir den Bogen vom Anfange des Schattens bis zur Basis des Zeigers in der Sonnenuhr zu Alexandria ziehen, dieser Bogen ein Stück des größten Kreises in der Skaphe*), da diese unter dem größten Kreise steht. Denken wir uns ferner gerade Linien durch die Erde fortgeführt, von beiden Zeigern zum Mittelpunkt der Erde, so stoßen sie dort zusammen. Da nun in Syene die Sonnenuhr gerade unter der Sonne steht, so wird eine in Gedanken von der Sonne auf die Spitze des Zeigers gezogene gerade Linie, verlängert, den Mittelpunkt der Erde treffen. Denken wir uns eine andere gerade Linie von dem Ende des durch den Zeiger der Skaphe in Alexandria geworfenen Schattens bis zur Sonne gezogen, so werden diese und die vorher genannte Parallellinien sein. Durch beide Linien geht nun eine gerade Linie, die vom Mittelpunkte der Erde nach dem Schattenzeiger in Alexandria geführt ist, so daß die Wechselwinkel gleich sind, von denen der eine am Mittelpunkt der Erde liegt, der andere aber entsteht durch das Zusammentreffen der Spitze des Schattenzeigers in Alexandria und der von dessen Ende bis zur Sonne verlängerten Linie. Dieser Winkel schneidet die Bogenlinie ab, vom Anfange des Schattens vom Zeiger bis zum untersten Ende desselben, die Schenkel aber des Winkels am Mittelpunkte schneiden die Bogenlinie ab, die zwischen Syene und Alexandria ist. Der Bogen in der Skaphe ist $^1/_{50}$ des Kreises; Syene und Alexandria sind 5000 Stadien voneinander entfernt; daher beträgt der Umfang des ganzen Kreises 250,000 Stadien."

Nach den Messungen, welche Daussy über die geographische Lage von Alexandria und Nouet über die von Syene gegeben hat, liegen jedoch beide Orte nicht in gleichem Meridian und ihr Abstand beträgt nicht $^1/_{50}$, sondern

*) Seit Aristarch, dem Zeitgenossen des Aratus, stellte man den Stift des Schattenmessers in eine hohle Halbkugel, in welcher die die Stunden bezeichnenden Linien gezogen waren, und welche von ihrer Gestalt gleichen Namen mit dem Schälchen oder Nachen bekam.

$^1/_{46.3}$ des Erdumfanges. Die Stadien ferner, nach denen Eratosthenes und auch Hipparch gerechnet haben, sind nicht die olympischen, von denen 40 auf die geographische Meile gehen, sondern nach d'Anville kommen von ihnen 10 auf die römische Meile und ein Stadium hat also nicht mehr als 471 pr. Fuß. Hiernach würden die 250,000 Stadien nur 4906 Meilen betragen, also zu wenig. Wenn die Angabe des Plinius richtig ist, daß Hipparch der Angabe des Eratosthenes etwas weniger als 26,000 Stadien hinzugefügt habe, so hätte er genau die wahren 5400 Meilen gefunden! — Uebrigens widmet Plinius der Messung des Eratosthenes das Lob: „Es ist ein verwegenes Unterfangen, aber auf so gründliche Beweisführung gestützt, daß man sich schämt, nicht daran zu glauben!"

Noch gab Eratosthenes im zweiten Buche der Geographie die Breite und Länge der bewohnten Erde an. Außerdem verwarf er die gewöhnliche Eintheilung in drei Erdtheile (Europa, Asien und Libyen) ebenso wie die bis dahin gebräuchliche der Einwohner in Hellenen und Barbaren, wofür er in Rücksicht auf Inder, Karthager und Römer lieber einen Unterschied nach der Gesittung gelten lassen wollte.

Das dritte Buch befaßte sich mit der eigentlichen politischen Geographie. Die Gestalt der Länder selbst suchte er durch bildliche Vergleiche zu versinnlichen. So nahm er für Europa die Form einer Chlamys, des macedonisch-griechischen Kriegs- und Reisemantels an, der um den Hals genestelt wurde und dessen Verengung nach oben ihm auf das nach Westen zunehmende Schmalerwerden des Erdtheils zu passen schien; den Peloponnes verglich er mit einem Platanenblatte, Mesopotamien mit einer Kriegsgaleere u. s. w. Dazu entwarf er nach neuen Messungen und Berechnungen eine flache, die Kugelgestalt nicht berücksichtigende Erdkarte und ersann zuerst das geographische Gradnetz, dessen wir uns in der mathematischen Geographie noch heute bedienen und durch das es erst möglich wurde, richtige Begriffe von den Entfernungen, der Lage und Gestalt der einzelnen Länder zu gewinnen. Seinen Hauptparallelkreis zog er durch die Insel Rhodus über den Busen von Issus bis Thinä im Lande der Chinesen und westlich bis zu den Säulen des Hercules; er sollte die bewohnte Erde in zwei gleiche Hälften theilen. In dieser Richtung, behauptete er sehr richtig, sei der ganze asiatische Kontinent von einer zusammenhängenden, west-östlich streichenden Bergkette durchschnitten. Sein Hauptmeridian ging durch Alexandria südlich über Syene und Meroë, nördlich über Rhodus, Karien, Jonien, Troas, den Hellespont, Byzanz und die Mündung des Borysthenes. Vom Aequator nach Norden (denn südlich davon ist ihm Nichts bekannt) zeichnete Eratosthenes überhaupt acht Parallelkreise an. Der erste lief durch Taprobane oder Ceylon; der zweite durch Meroë, der dritte durch Syene, der vierte durch Alexandria, der fünfte durch Rhodus, der sechste durch den Hellespont, der siebente durch den Borysthenes, der achte durch Thule. Diese Parallelen durchschnitt er wieder durch sieben Meridiane. Seine Maßbestimmungen für die Ausdehnungen der Länder und Meere sind zwar sehr unbestimmt, aber doch höchst verdienstlich, und die Erdbeschreibung gewann durch ihn nicht blos Bereicherung in Bezug auf die von ihm in vier große Theile zerlegte Südhälfte Asiens, sondern auch die nördlichen Thei-

pa's, wo er z. B. den hercynischen Wald unter dem Namen Orkynia hrt.

Astronomische und mathematisch-geographische Ansichten legte Eratosthenes r in einem Gedichte, „Hermes" betitelt, nieder. Wir besitzen noch ein stück aus demselben, das über die Zonen handelt und nach der Voß'schen setzung so lautet:

„Fünf auch wurden ihm Zonen umher im Kreise gedrehet.
Zwei davon geschwärzter, als dunkele Bläue des Stahles;
Eine zur Wüste gedörrt und wie vom Feuer gerötet.
Diese kam in die Mitt' und loderte ganz durch den Umfang,
Angeprallt von den Flammen; denn g'rad auf jenen Bezirk her
Liegen gedrängt und glüh'n stets sommernde Sonnenstrahlen.
Aber die zwei seitwärts an die Pole sich schmiegenden Zonen
Sind stets schaudernd vor Frost und stets vom Gewässer belastet.
Wasser doch nicht, nein, selber gehärtetes Eis von dem Himmel
Liegt im weiten Gefild und umher starrt Alles von Kälte.
Drum sind dort Einöden, den Sterblichen unzugänglich.
Doch die andern beid' erstrecken sich gegeneinander,
Zwischen der Sonnenglut und dem schlackigen Regen des Eises,
Wohl gemäßiget beid' und der Eleusinischen Ceres
Lebensgewächs anhäufend in Segnungen, diese bewohnen
Gegenfüßige Männer."

Die Schiefe der Ekliptik bestimmte Eratosthenes durch das Messen des ndes der beiden Wendekreise voneinander. Nach Ptolemäus fand er, daß Entfernung zwischen $47^0\,40'$ und $47^0\,45'$ betrage. Die erste Annahme deutet ine Schiefe von $23^0\,51'\,15''$, die zweite auf eine Schiefe von $23^0\,51'\,18''$. dings war dies um etwa 6 Minuten zu hoch gegriffen; wenn man aber kt, daß alle seine Beobachtungen mit bloßem Auge gemacht werden en und daß die Grade seiner Kreisbogen höchstens in Sechstelgrade getheilt n, so wird man an einer Abweichung von $^1/_{10}$ Grad keinen Anstoß nehmen! Entfernung des Mondes von der Erde schätzte er viel zu gering auf 780,000 ien; über seine die Distanz der Erde von der Sonne betreffenden Zahlen n die Lesarten nicht fest.

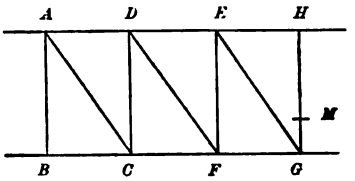
Eratosthenes beschäftigte sich auch viel mit Geometrie und Arithmetik. nders kam er oft auf das Delische Problem zurück und erfand einen eigenen rat (Mesolabium), mit dessen Hülfe man das Problem mechanisch lösen te. Noch besitzen wir den Brief des Eratosthenes an den König Ptolemäus getes über diesen Versuch; ja Eratosthenes hielt so viel auf diese Erfindung, er ein Mesolabium seiner Konstruktion in einem Tempel als Weihgeschenk ng und in einem dazu gesetzten Epigramm, welches ebenfalls noch vorhanden ie Gebrauchsanweisung in Kürze gab! Die Vorrichtung gründete sich auf von Hippokrates aus Chius um's Jahr 450 aufgestellten Satz, daß die abe der Verdoppelung des Würfels auch so ausgesprochen werden könne, solle zu zwei gegebenen Größen zwei mittlere geometrische Proportionalen n*). Das Instrument bestand demnach aus drei einander gleichen recht-

*) Wir folgen hierin und in dem Nächsten dem Euklid ein Jahrhundert" von Moritz Cantor. Le

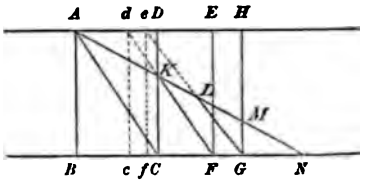
winkligen Täfelchen von Holz, Elfenbein oder Metall, welche, zwischen zwei mit je drei Rinnen versehene Lineale eingeklemmt, in diesen Rinnen über und hinter einander geschoben werden konnten. (Siehe Figur 1.)

War nun die Anfangslage ABCD, CDEF, EFGH, und war AB die größere, GM die kleinere Linie, zwischen welche die beiden mittleren Proportionalen einzuschalten waren, so mußte man nur die Rechtecke in die verschobenen Lagen ABCD, cdEF, efGH bringen. (Siehe Figur 2.)

Figur 1.



Figur 2.



Dadurch werden die Stücke dK und eL der in den Rechtecken gezogenen Diagonalen verdeckt und die so bestimmten Punkte K und L mit A und M in eine Linie gebracht. Die beiden gesuchten Proportionallinien sind dann KC und LF.

In der eigentlichen Arithmetik ward Eratosthenes der Urheber des sogenannten „Siebes", einer Methode, um sämmtliche Primzahlen zu finden. Man schreibt dazu alle ungeraden Zahlen von der 3 an der Reihe nach auf:

3, 5, 7, 9, 11, 13, 15, 17, 19, 21, 23, 25, 27 ....

Streicht man nun jede dritte Zahl hinter der 3 durch, so sind die Vielfachen der 3 entfernt. Hierauf nimmt man die 5 und streicht jede fünfte Zahl hinter ihr durch, ob sie schon einen Strich erhalten haben oder nicht. Fährt man auf diese Weise fort, so bleiben am Ende die Primzahlen übrig, während sämmtliche zusammengesetzte Zahlen vernichtet sind. Nachdem also Euklides behauptet hatte, daß die Anzahl der Primzahlen unendlich groß und daß es nicht möglich sei, alle Primzahlen zu untersuchen, zeigte Eratosthenes, wie man wenigstens vermöge, die Primzahlen, so weit man in der Zahlenreihe gehen will, zu entdecken.

Der fleißige, geistreiche Cyrenäer erstreckte seine Studien auch auf das Gebiet der Geschichte. Er schrieb ein streng chronologisch geordnetes Geschichtswerk, das er selbst „Chronographie" nannte und in dem er nicht blos die politischen Ereignisse berücksichtigte, sondern auch biographische Denkwürdigkeiten hinsichtlich einzelner gelehrter Männer lieferte. Dieses Werk, von welchem nur wenige Fragmente existiren, stand im Alterthum in großem Ansehen und ist von späteren Geschichtschreibern, sogar noch von Eusebius, vielfach benutzt worden. Nach Clemens von Alexandria, dem bekannten christlichen Kirchenlehrer, rechnete Eratosthenes von der Einnahme Troja's bis zur Wanderung der Herakliden 80 Jahre; von da bis zur Stiftung des kleinasiatischen Joniens 60; von da bis zur Gesetzgebung Lykurgs 159; dann bis zur ersten Olympiade 108; ferner bis zum Zuge des Xerres 297; von diesem bis zum Anfang des Peloponnesischen Kriegs 48; dann bis zur Besiegung Athens 27, bis zur Schlacht bei Leuktra 34, bis zum Tode Philipps von Macedonien 35 und von da bis zu Alexanders Ende 12 Jahre. Homers Lebenszeit fiel nach seiner Annahme

)0 Jahre nach der Einnahme Troja's. Von anderen Gelehrten und Dichtern
ndet man in den Bruchstücken erwähnt Hesiod, Pherecydes, Hippokrates,
uenus, Euripides. Von dem Redner Demosthenes hatte er erwähnt, daß er
Reden oft in bacchischen Enthusiasmus gerathen sei, sowie daß er das
ist in einem hohlen Ringe bei sich getragen habe. Recht eingehend scheint er
mentlich das Leben Alexanders behandelt zu haben. Ja, wenn man bei
utarch liest, daß er sogar solche Einzelheiten genau beschrieb, wie z. B. das
r Schlacht bei Gaugamela in Alexanders Heere vorangehende scherzhafte Ge-
bt des in Perser und Macedonier sich theilenden Trosses, so denkt man un-
llkürlich an eine monographische Bearbeitung dieses Theiles seiner Geschichte.
er eben so sorgfältig sammelte er Alles, was sich auf die olympischen Spiele
og, und gab ein vollständiges Verzeichniß aller Sieger in denselben. Noch theilt
lich Syncellus, ein Byzantiner des neunten Jahrhunderts, aus der Chrono-
phie eine genaue Liste von den 38 Königen des oberägyptischen Theben mit.

Die philosophischen Abhandlungen des Eratosthenes sind nun ebenfalls
m mehr als dem Namen nach bekannt. Seines Lehrers Aristo Namen trug
e Schrift. Die Moralphilosophie betrafen ferner die Bücher „Ueber den
ichthum und die Armuth", „Ueber die Güter und Uebel", „Ueber die
mmerlosigkeit". Der „Platoniker" ist bereits berührt worden, ebenso wie
Panegyrikus „Arsinoe".

Noch begegnen wir endlich Eratosthenes, dem Vielgewandten, auf einem
nz andern Gebiete, als wirklichem Philologen, Kritiker, Kunstverständigen,
d auch hier fand sein gesundes Urtheil und sein reiches Wissen allgemeine
erkennung und haben wir den Verlust des betreffenden Werkes schwer zu be-
gen. Dasselbe handelte in zwölf Büchern über die alte Komödie. Voran gingen
tersuchungen über die bauliche Einrichtung der Theater und noch Vitruv spricht
n den Kenntnissen des alexandrinischen Gelehrten in der Architektonik mit großer
chtung. Natürlich hatte jener vorzüglich auf die Anlage der Bühne Rücksicht
nommen und die scenischen Apparate, die Garderobe der Schauspieler führte
n auf diese selbst, und wenn sich auch nur eine einzige Notiz noch aus diesem
heile erhalten hat, so sehen wir doch, daß er auch einen geschichtlichen Ueber-
ick der Schauspielkunst gegeben haben mag. Plutarch erzählt nämlich: „Von
m Tragöden Polus (einem Zeitgenossen des Demosthenes) berichten Erato-
henes und Philochorus, daß er 70 Jahre alt geworden und kurz vor seinem
ode binnen vier Tagen in acht Tragödien aufgetreten sei." Nach den Schau-
ielern kamen die Lustspieldichter an die Reihe, und hier machte Eratosthenes
n ersten systematischen Versuch der Exegese an den Hauptvertretern der
teren Komödie, Aristophanes, Kratinus, Eupolis, Pherekrates und Anderen,
dem er, wie die Berufungen der Scholien auf ihn beweisen, weder das reale
och das sprachliche Element unberücksichtigt ließ.

Der berühmteste Schüler des Eratosthenes war Aristophanes von Byzanz.
ußerdem wird noch Mnaseas genannt und ein unbekannter Menander. Ari-
ophanes widmete sich ganz der Philologie, Mnaseas folgte mehr dem geographi-
chen Zuge seines Lehrers. Die umfassende Gelehrsamkeit desselben erreichte Keiner.

Hipparchus.

(160—125 v. Chr.)

Hipparchus, der „Schöpfer der wissenschaftlichen Astronomie, der größte selbstbeobachtende Astronom des ganzen Alterthums", wie ihn A. v. Humboldt nennt, lebte ungefähr zwischen 160 und 125 v. Chr. und läßt uns hinsichtlich seiner Lebensumstände ebenso im Unklaren wie der große Mathematiker Euklides. Strabo und die Aufschrift einer von seinen Schriften bekunden, daß er aus Bithynien stammte und speziell aus Nicäa, einer erst nach Alexanders Tode gestifteten Stadt, die als Versammlungsort des ersten ökumenischen Konzils und als Residenz des griechischen Kaisers Theodor Laskaris später bekannt werden sollte. Wir wüßten nicht einmal jene 35 Jahre von Hipparchs Leben gewiß, wenn nicht der spätere Astronom Claudius Ptolemäus, der überhaupt den vollständigen Gang der Untersuchungen Hipparchs adoptirte, astronomische Beobachtungen von ihm aus dieser Zeit anführte. Wo hat Hipparch aber diese Studien gemacht? Die meiste Wahrscheinlichkeit spricht für einen längeren Aufenthalt in Rhodus. Daß er endlich von dieser Insel nach Alexandria übergesiedelt und dort Mitglied des Museums geworden sei, beruht mehr auf Voraussetzungen als auf sicheren Daten. Denn wenn man behauptet, es könne unmöglich ein Astronom von solchem Genie damals in Kleinasien gelebt haben, ohne daß die Ptolemäer sofort auf ihn aufmerksam geworden wären und sich die größte Mühe gegeben hätten, ihn zu gewinnen, so vergißt man, daß es in der besten Zeit der Ptolemäer, selbst in Alexandria, talentvolle Gelehrte gegeben hat, die nicht Mitglieder des Pensionats waren und ihre Unabhängigkeit dem Zwange des höfischen Institutes vorzogen, und daß gerade die Zeit um 160 durch den Bruderkrieg zwischen Ptolemäus Philometor und Ptolemäus Physkon ausgefüllt wird, während dessen man wol wenig an das Heil der Wissenschaft gedacht haben wird. Eben so wenig kann man daraus, daß Hipparch

…l, „Das gelehrte Alterthum". Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Hipparchos von Nicäa.

Nach dem Bilde auf einer zu Nicäa geschlagenen Medaille, welche die Aufschrift „Hipparchos, der Nicäer" trägt. (Vgl. Visconti's Ikonographie.)

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Beobachtungen der Fixsterne, welche unter Ptolemäus Lagi von Timochares
s Alexandria und Aristyllus aus Samus angestellt worden waren, benutzte,
ließen wollen, daß er nach Alexandria hätte gehen müssen, um das Archiv
s Museums nach den Resultaten seiner Vorgänger zu durchsuchen. Dieselben
nte er in Nicäa und auf Rhodus eben so gut einsehen, und zwar aus dem ein-
chen Grunde, weil sie unter dem Titel „Fixsternbeobachtungen" längst im
achhandel erschienen waren! Eher möchte man annehmen, daß schon deshalb
pparch nach Alexandria reisen mußte, weil die Bestimmungen der beiden
tronomen auf andere Breiten und Längen nicht genau passen konnten. Etwas
hr Gewicht fällt auch dadurch für die Ptolemäerstadt in die Wagschale, daß
olemäus, der Astronom, in einem vierseitigen Hofe der Königsburg eine
erne Sphäre fand, die zu astronomischen Beobachtungen benutzt wurde; denn
pparchus hatte auf einem Globus die Stellung der Fixsterne verzeichnet, und
nn Ptolemäus noch besonders erwähnt, daß sich seit Hipparch die Stellung
ht wesentlich geändert habe, so scheint daraus die Identität der beiden
strumente hervorzugehen und bei der zu dieser Behauptung nothwendigen
leichheit der Polhöhe auch die Anwesenheit des Verfertigers, Hipparch, in der-
lben Stadt, nämlich Alexandria, angenommen werden zu müssen. Denn
nn Ptolemäus auch die schriftlichen Aufzeichnungen der Hipparchischen Be-
achtungen vor sich hatte, konnte er nicht so urtheilen, ohne unter derselben
eite seine Vergleichung angestellt zu haben. Uebrigens weist eine Notiz
trabo's sicher darauf hin, daß Hipparch auch in Byzanz den Himmel beob-
tet hat. Jener sagt nämlich im ersten Buche seiner Geographie: „Daß der
rallelkreis durch den Borysthenes (Dnepr) derselbe sei, welcher durch Bri-
nien geht, vermuthete Hipparch und Andere deshalb, weil auch Byzanz und
ssilia unter demselben Parallelkreis liegen; denn dasselbe Verhältniß, welches
h Pytheas zwischen dem Schatten und dem Zeiger der Sonnenuhr in Mas-
a stattfindet, will Hipparch auch in Byzanz gefunden haben" (es war aber
h ein Unterschied von ungefähr $2^1/_2{}^0$).

Von allen Werken Hipparchs hat sich gerade dasjenige erhalten, welches
seiner schwächsten Arbeiten enthält und wahrscheinlich seiner Jugendzeit ent-
mmt. Und auch dieses würden wir nicht besitzen, wenn es nicht eine Kritik
r ein im Alterthume sehr beliebtes Buch enthalten hätte. Es waren dies die
hänomene" oder Himmelserscheinungen des Aratus, eines um ein Jahr-
ndert älteren Dichters aus Soli in Cilicien, der am Hofe des macedonischen
nigs Antigonus Gonatas gelebt hatte. Aratus hatte in diesem Gedicht die
rnbilder, besonders ihren Auf- und Untergang in Bezug auf Jahreszeiten
Witterung besungen, und wenn sich dasselbe auch, der Natur der Sache ge-
ß, nicht durch poetischen Schwung auszeichnete und nach Quintilians richti-
n Urtheil der Bewegung und Mannichfaltigkeit entbehrte, so besaß es doch
Vorzug einer reinen Sprache und einer anmuthigen Versifikation. Dies
die Faßlichkeit der durch dasselbe vermittelten astronomischen Kenntnisse
chen es erklärlich, daß Aratus merkwürdig großen Anklang gefunden hat.
an zählt allein einige dreißig griechische Erklärer dieses Schriftstellers und
unter bedeutende Gelehrte, wie Kallimachus, Aristophanes von Byzanz und auch

Aristarchus. Hipparch unternahm es, die astronomischen Irrthümer des Aratus zu widerlegen. Woher diese stammten, ist aus der dem Buche Hipparchs vorausgeschickten Widmung an Aeschrion ersichtlich, wo es heißt: „Eigentlich wollen wir Aratus nicht anklagen, wenn er in Irrthum verfallen ist. Denn er hat die „Phänomene" geschrieben, gestützt nicht auf eigene Beobachtung, sondern auf das (gleichnamige) Buch des Eudorus (366 v. Chr.). Solche Leute sind vielmehr der Rüge werth, die Mathematiker von Fach sein wollen und doch in solchen Dingen Fehler begehen."

Uebrigens that die Kritik Hipparchs den „Phänomenen" keinen Eintrag. Im Gegentheil faßte die Vorliebe für dieselben in Rom noch festeren Fuß, und nicht nur der junge Cicero, sondern auch Cäsar Germanicus, der Enkel Augusts, und Avienus, ein Dichter des vierten Jahrhunderts n. Chr., fühlten sich bis zur lateinischen Uebersetzung des geliebten Autors begeistert. Singt doch sogar der Dichter Ovid von ihm, sein Name werde bestehen, so lange Sonne und Mond am Himmel ständen!

Ein aus mehreren Büchern bestehendes Werk ähnlicher Tendenz verfaßte Hipparch auch gegen die Geographie des Eratosthenes. Strabo, der sich in vielen Punkten bemüht hat, diese Differenz zu schlichten, giebt im Ganzen dem Hipparch Unrecht. So schreibt er z. B. über die von Hipparch getadelte ungenaue Bestimmung der Flußgebiete des Euphrat und Tigris: „Hier handelt nun wol Hipparch ohne Einsicht, indem er so allgemeinen Angaben gegenüber mit mathematischen Gründen streitet, während man eigentlich denen, die uns nur einigermaßen über die Beschaffenheit der Gegenden Aufklärung verschaffen, Dank wissen muß." Es bezieht sich dies auf die Manier des Eratosthenes, die Gestaltungen der Erde zu veranschaulichen, was dem streng geometrischen Sinne des Kritikers verhaßt war. Strabo geht aber noch weiter und zeiht diesen der geflissentlichen Tadelsucht. „Wider Hipparch muß ich noch geltend machen," sagt er an einer anderen Stelle, „daß er gerade so, wie er die Behauptungen des Eratosthenes getadelt hat, auch eine Verbesserung jener Irrthümer hätte liefern müssen, wie wir es machen. Dies thut er aber nicht; sondern wenn er auch irgend einmal daran denkt, verweist er uns auf die alten Landkarten, welche noch viel größerer Verbesserung bedürfen, als die Karte des Eratosthenes." Endlich sagt noch Strabo über sein eignes Verfahren beiden Gegnern gegenüber, er sei unparteiisch zu Werke gegangen und habe auch die richtigen Ansichten Hipparchs angenommen, da aber, wo er offenbar nur „aus Widerspruchsgeist" getadelt habe, seine Meinung einer Kritik unterworfen.

Der Strenge des Urtheils gemäß war auch Hipparchs Sprache beißend und witzig. Attika hatte einen unserem Weihnachtsbaum ähnlichen Gebrauch. Im Oktober, am heiteren Erntefeste der Pyanepsien, zogen Prozessionen der singenden Knaben einem vorangetragenen Oelzweig nach, der mit Wolle umwunden, mit Backwerk und Feigen, mit Näpfchen voll Honig, Oel oder Wein behangen war und schließlich an der Thüre des Apollotempels oder vor Privathäusern aufgestellt ward. Auf diese Sitte anspielend, sagte Hipparch von [illegible] die alle Weisheit, alle Kunst beim Vater Homer finden wollten, es [illegible] dies so vor, als klage man über die Eiresione — so hieß jenes Bäumchen — daß es nicht auch Aepfel und Birnen tragen könnte!

Hipparchus auf der Sternwarte von Alexandrien.

Aristarchus. Hipparch unternahm es, die astronomischen Irrthümer des Aratus zu widerlegen. Woher diese stammten, ist aus der dem Buche Hipparchs vorausgeschickten Widmung an Aeschrion ersichtlich, wo es heißt: „Eigentlich wollen wir Aratus nicht anklagen, wenn er in Irrthum verfallen ist. Denn er hat die „Phänomene" geschrieben, gestützt nicht auf eigene Beobachtung, sondern auf das (gleichnamige) Buch des Eudorus (366 v. Chr.). Solche Leute sind vielmehr der Rüge werth, die Mathematiker von Fach sein wollen und doch in solchen Dingen Fehler begehen."

Uebrigens that die Kritik Hipparchs den „Phänomenen" keinen Eintrag. Im Gegentheil faßte die Vorliebe für dieselben in Rom noch festeren Fuß, und nicht nur der junge Cicero, sondern auch Cäsar Germanicus, der Enkel Augusts, und Avienus, ein Dichter des vierten Jahrhunderts n. Chr., fühlten sich bis zur lateinischen Uebersetzung des geliebten Autors begeistert. Singt doch sogar der Dichter Ovid von ihm, sein Name werde bestehen, so lange Sonne und Mond am Himmel ständen!

Ein aus mehreren Büchern bestehendes Werk ähnlicher Tendenz verfaßte Hipparch auch gegen die Geographie des Eratosthenes. Strabo, der sich in vielen Punkten bemüht hat, diese Differenz zu schlichten, giebt im Ganzen dem Hipparch Unrecht. So schreibt er z. B. über die von Hipparch getadelte ungenaue Bestimmung der Flußgebiete des Euphrat und Tigris: „Hier handelt nun wol Hipparch ohne Einsicht, indem er so allgemeinen Angaben gegenüber mit mathematischen Gründen streitet, während man eigentlich denen, die uns nur einigermaßen über die Beschaffenheit der Gegenden Aufklärung verschaffen, Dank wissen muß." Es bezieht sich dies auf die Manier des Eratosthenes, die Gestaltungen der Erde zu veranschaulichen, was dem streng geometrischen Sinne des Kritikers verhaßt war. Strabo geht aber noch weiter und zeiht diesen der geflissentlichen Tadelsucht. „Wider Hipparch muß ich noch geltend machen," sagt er an einer anderen Stelle, „daß er gerade so, wie er die Behauptungen des Eratosthenes getadelt hat, auch eine Verbesserung jener Irrthümer hätte liefern müssen, wie wir es machen. Dies thut er aber nicht; sondern wenn er auch irgend einmal daran denkt, verweist er uns auf die alten Landkarten, welche noch viel größerer Verbesserung bedürfen, als die Karte des Eratosthenes." Endlich sagt noch Strabo über sein eignes Verfahren beiden Gegnern gegenüber, er sei unparteiisch zu Werke gegangen und habe auch die richtigen Ansichten Hipparchs angenommen, da aber, wo er offenbar nur „aus Widerspruchsgeist" getadelt habe, seine Meinung einer Kritik unterworfen.

Der Strenge des Urtheils gemäß war auch Hipparchs Sprache beißend und witzig. Attika hatte einen unserem Weihnachtsbaum ähnlichen Gebrauch. Im Oktober, am heiteren Erntefeste der Pyanepsien, zogen Prozessionen von singenden Knaben einem vorangetragenen Oelzweig nach, der mit Wolle umwunden, mit Backwerk und Feigen, mit Näpfchen voll Honig, Oel oder Wein behangen war und schließlich an der Thüre des Apollotempels oder vor Privathäusern aufgestellt ward. Auf diese Sitte anspielend, sagte Hipparch von Leuten, die alle Weisheit, alle Kunst beim Vater Homer finden wollten, es käme ihm dies so vor, als klage man über die Eiresione — so hieß jenes Bäumchen — daß es nicht auch Aepfel und Birnen tragen könnte!

Hipparchus auf der Sternwarte von Alexandrien.

An Plinius dem Aelteren hat Hipparch einen günstigeren Beurtheiler als an Strabo gefunden. Denn obgleich er auch den Eratosthenes ausnehmend lobt, sagt er doch, Hipparch sei „sowol in Widerlegung desselben als auch in seiner sonstigen Genauigkeit außerordentlich." Dann nennt er ihn an einer anderen Stelle den „Mitwisser der Naturgeheimnisse" und spendet ihm weiter folgendes merkwürdige Lob: „Hipparch, der niemals genug gelobt werden kann, insofern Niemand deutlicher als er dargethan hat, daß zwischen den Gestirnen und den Menschen eine Verwandtschaft stattfinde und daß unsere Seelen einen Theil des Himmels ausmachen, entdeckte einen neuen und fremden, in seiner Zeit entstandenen Stern und wurde durch dessen Bewegung an dem Tage, wo er aufglänzte, zum Zweifel darüber gebracht, ob dies wol öfter vorkäme und ob auch die Sterne sich bewegten, von denen wir glauben, daß sie feststehen. Er machte daher den selbst für einen Gott verwegenen Versuch, der Nachwelt die Sterne zuzuzählen und, nachdem er besondere Instrumente erdacht hatte, um die Standörter und Größen der einzelnen zu bestimmen, die Himmelskörper aufzuzeichnen, damit man in der Folge leicht unterscheiden könnte, nicht allein, ob sie verschwänden und entständen, sondern ob sie überhaupt irgendwo weiter rückten und sich bewegten und ob sie zunähmen oder sich verringerten. So hinterließ er den Himmel als Erbschaft für Alle, für den Fall, daß sich Jemand fände, der dieses Testament anträte."

Natürlich kommt die Meinung von der Verwandtschaft zwischen den Gestirnen und dem Menschengeschlecht auf Rechnung des Plinius, der durch die von Hipparch dargethane Möglichkeit, den Schleier der Naturgesetze zu lüften, seine eigene Ansicht von der Einheit der die ganze Natur und auch den Menschen durchdringenden Weltseele nur bestätigt fand, und kann keineswegs als Beweis für halb pythagoräische Ansichten Hipparchs gemißbraucht werden. Außerdem scheint Plinius die Entdeckung von dem Vorrücken der Nachtgleichen an derselben Stelle mit dem Entschluß, einen Sternkatalog anzulegen, und mit dem Aufflammen eines Sternes in unstatthafte Verbindung gebracht zu haben.

Bei seinen Beobachtungen leistete ihm die riesige Armillarsphäre große Dienste, welche schon Ptolemäus Euergetes nach Angabe des Eratosthenes hatte verfertigen lassen, und welche, aus mehreren großen beweglichen Metallreifen bestehend, den Stellungen und Bewegungen der Himmelskörper folgte und den Namen Astrolabium führte. Daneben bediente sich Hipparch, wie wol auch andere Astronomen vor ihm, des leeren Sehrohrs, das, wenn auch ohne die vergrößernde Vermittlung von Gläsern, doch das zerstreute Licht fern hielt*).

*) Sicher bezeugt ist das Sehen durch Röhren allerdings erst bei den arabischen Astronomen. Daß man aber die scheinbare Zunahme der Lichtintensität und Sternengröße bei einem an das Auge gedrückten Rohr bereits zu Hipparchs Zeiten recht gut kannte, beweist eine Stelle Strabo's, wo er von einer Ansicht des Posidonius, eines Philosophen, dessen Jugendzeit noch in die letzten Jahre Hipparchs fällt, spricht. Sie lautet nach der handschriftlichen Lesart: „Aehnlicherweise (meint Posidonius) vergrößere sich das Bild der Sonne auf dem Meere sowol beim Auf- als beim Untergange, wegen der häufigeren, aus den Gewässern aufsteigenden Ausdünstungen; denn durch diese, wie durch Röhren gebrochen, empfange das Gesicht erweiterte Lichtbilder, gerade so, wie wenn es die Sonne oder den Mond durch ein trockenes und dünnes Gewölke unter- oder aufgehen sieht." Irrthümlich dachte sich Posidonius die Erscheinung nur als Folge der Strahlenbrechung.

Als besondere Erfindung von ihm wird aber genannt das Dioptron, ein Instrument, welches aus zwei Linealen bestand, die, sich auf einem dritten bewegend, zum Visiren und Winkelmessen benutzt wurden, wozu sie auch mit durchlöcherten Absehern ausgestattet waren.

Hipparch erkannte, daß alles in der Astronomie bis zu seiner Zeit Geleistete nur Einzelheiten betreffe, daß es noch an den nothwendigen Grundlagen gänzlich fehle, daß die Methoden höchst mangelhaft seien, und er nahm sich vor, diesen Mängeln abzuhelfen. Zunächst ersetzte er die Beobachtungen des Auf- und Untergangs der Sterne durch Beobachtungen im Meridian. Vermöge seiner Armillarsphäre konnte er die der geographischen Breite entsprechende Deklination der Sterne feststellen. Aber nun fehlte ihm die genaue Bestimmung der Zeit, und da ihm die damals vorhandenen Wasser- und Sanduhren nicht genügen konnten, so maß er den Abstand des zu bestimmenden Sternes vom Monde und am folgenden Tage den des Mondes von der Sonne. Natürlich hätte er hieraus auf den Abstand des Sternes von der Sonne nur dann einen richtigen Schluß machen können, wenn der Mond in der Zwischenzeit still gestanden wäre. Dies war nicht der Fall und darum mußte er seine Aufmerksamkeit auf die Bewegung des Mondes in der Zwischenzeit richten. Die Elemente der Mondbewegung waren aber nur durch Vergleichungen mit der Sonne zu erhalten. Hipparch sagte sich also, daß vor allen Dingen der Sonnenlauf selbst untersucht werden müßte, und schritt sofort zur Ausführung.

Dabei stieß er sogleich auf den Irrthum der älteren Astronomen, daß sich die Erde im Mittelpunkte des Kreises befinde, den die Sonne um sie beschreibe. Er fand wol, daß die Bewegung der Sonne eine gleichförmige sei, daß sie uns aber ungleichförmig erscheine, weil sie eine excentrische sei, d. h., weil sich die Erde außerhalb des Mittelpunktes der Bewegung befinde. Die Sonne bleibt also nicht in gleichem Abstande von der Erde, sondern steht ihr bald näher, bald ferner. Hinsichtlich der Größe dieser Excentrität entdeckte Hipparch, daß die Sonne den vierten Theil ihrer Bahn zwischen der Frühlingstagundnachtgleiche und dem längsten Tage in $94^1/_2$ Tagen durchläuft, während sie nur $92^1/_2$ Tage braucht, um das nächste Bahnviertel zwischen dem Sommersolstitium und der Herbsttagundnachtgleiche zu vollenden. Er schloß demnach, daß die Excentrität ungefähr den 24. Theil des Halbmessers der eingebildeten Sonnenbahn betragen müsse, und brachte dann den mittleren Sonnenlauf in eine Tabelle und die Ungleichheiten in eine Korrektionstafel, eine Form, wie sie heute noch bei ähnlichen Tafeln in Gebrauch ist. Wie nahe war also der geniale Astronom der Wahrheit in Bezug auf die elliptische Bahn unseres Planeten, wenn er nicht an der uralten Idee von der Stellung der Erde im Mittelpunkte der Welt festgehalten hätte!

Die Ungleichheit des Sonnenlaufes brachte unseren Hipparch auch auf die Entdeckung der Ungleichheit der Tage. Wir leben bekanntlich nach mittlerer Zeit, d. h. nach dem durchschnittlichen Werthe aller wahren Sonnentage im Jahre; diese differiren von den durch die sogenannte Zeitgleichung gewonnenen, auf die unsere gewöhnlichen Uhren eingerichtet sind, im Herbst und Frühling ungefähr eine Viertelstunde.

Indem Hipparch aber die Sonnenörter seiner Zeit mit den von Timochares und Aristyllus angestellten Beobachtungen verglich, fand er zu seinem Staunen, daß die Sonne zu Anfang des Frühjahrs nicht mehr bei denselben Sternbildern stand, wie damals, sondern bei anderen, die weiter westlich lagen, daß sie also in ihrem Verhältniß zum Fixsternhimmel von Osten nach Westen fortgerückt schien. Diese Erscheinung nennt man das Vorrücken oder die Präzession der Nachtgleichen; sie trägt in 72 Jahren ungefähr einen Grad aus und hat bis jetzt von Hipparchs Zeit an wieder 27 Grade weitere Fortschritte gemacht. Den wahren Grund des Vorrückens der Nachtgleichen, nämlich die Schwankung der Erdachse, die nicht immer nach denselben Punkten des Himmels zeigt, sondern mit ihren Endpunkten einen Kreis beschreibt, hat Hipparch noch nicht gefunden.

Für die Bestimmung der Jahreslänge wurde die Entdeckung der Präzession der Nachtgleichen wichtig, indem sie zur Unterscheidung zwischen dem tropischen und dem siderischen Jahre führte. Das letzte ist zu Ende, wenn die Sonne wieder genau bei dem Sterne gesehen wird, bei welchem sie in dem Augenblicke beobachtet worden ist, als sie im Frühlinge im Aequator war, und hat eine Länge von 365 Tagen 6 Stunden 9 Minuten $10^1/_2$ Sekunden. Das tropische Jahr ist durch die Einwirkung der Präzession kleiner; denn indem die Erde sich von Westen nach Osten um die Sonne bewegt, weicht der Aequator aus der Lage, in welcher er sich zu Anfang des Jahres zur Sonne befunden hat, und geräth in andere Lagen; da er sich aber gleichzeitig in jedem Jahre in Folge der Präzession um 50 Bogensekunden umgekehrt von Osten nach Westen bewegt, so hat er bereits wieder dieselbe Stellung zur Sonne erreicht, wenn die Erde noch $^1/_{72}$ eines Grades zu durchlaufen hat. Die Alten nahmen das tropische Jahr zu einer Länge von 365 Tagen und 6 Stunden an. Hipparch bestimmte es zu 365 Tagen 5 Stunden 55 Minuten und 12 Sekunden, und dies ergiebt zu unserer jetzigen Annahme nur eine Differenz von 6 Minuten $34^1/_2$ Sekunden; wenn man aber noch erwägt, daß er ausdrücklich bemerkte, er könne sich für die letzten 5 Minuten nicht verbürgen, so verringert sich sein Irrthum auf anderthalb Minuten und man staunt über die Genauigkeit seiner Rechnung bei so dürftigen Instrumenten.

Noch mehr Mühe als der Lauf der Sonne verursachte Hipparch der mit größeren Ungleichheiten ausgestattete des Mondes. Doch hat Hipparch auch hierin Tüchtiges geleistet und mit Benutzung von drei chaldäischen Finsterniß-beobachtungen aus dem 8. Jahrhundert v. Chr. die allgemeine Umlaufsperiode des Mondes so genau bestimmt, daß sich zwischen seiner Berechnung und den neueren Untersuchungen für jene Zeit nur eine sehr kleine Differenz ergiebt. Außer der Bahn des Mondes beschäftigte ihn aber auch die Entfernung dieses Trabanten von der Erde. Dieses Problem hatte schon vor seiner Zeit die Astronomen gereizt; namentlich machte sich Aristarchus aus Samus, ein Zeitgenosse des Aratus, den man den Kopernikus der Alten nennen möchte, weil er nach Plutarchs Versicherung behauptete, daß der Himmel mit seinen Fixsternen, zu denen er auch die Sonne rechnete, feststehe und daß die Erde in einem „schiefen Kreise", also einer Ellipse, sich bewege, sich zugleich um ihre eigene Achse drehend (der Stoiker Kleanthes zieh ihn deshalb auch offen der

celigiösität), durch eine Methode berühmt, den Abstand der Sonne, der Erde
d des Mondes von einander zu bestimmen. Zur Zeit des ersten oder letzten
ertels bilden nämlich diese drei Körper ein rechtwinkliges Dreieck gerade in
n Augenblicke, wo die Mondscheibe zur Hälfte beleuchtet ist. Mißt man nun
n spitzen Winkel, welchen die Erde mit der Sonne und dem Monde bildet und
n Aristarch zu 87° annahm, so kennt man den rechten, am Monde liegenden,
d folglich auch den dritten. Nun fehlte ihm aber das Mittel, die Entfernung
oischen Erde und Mond zu bestimmen, wovon natürlich die Berechnung der
brigen zwei Linien des Dreieckes abhing. Er blieb daher bei der Vorfrage
ehen und folgerte nur, daß die Entfernung der Erde von der Sonne im Ver-
ältnisse zu der zwischen Mond und Erde größer sei als das 18fache und kleiner
ls das 20fache. Der Wahrheit etwas näher kam er bei Festsetzung des Ver-
ältnisses zwischen dem Durchmesser der Erde und dem des Mondes; denn er
agte, die Proportion sei größer als 108 : 43, aber kleiner als 60 : 19 (bekannt-
ich ist der erste 1720, der andere 468 Meilen lang). Hipparchs rastloser Eifer
uchte die Kluft, welche uns vom Monde trennt, dem messenden Stabe unterthan
u machen und kam endlich darauf, die Proportionslehre in anderer Weise zur
Anwendung auf das Verhältniß zu bringen. Man konnte doch auch eine Grund-
inie auf der Erde annehmen und von den beiden Endpunkten derselben aus
nach dem Monde visiren und den Winkel an der Standlinie messen! Natürlich
mußte dies an beiden Punkten genau zu derselben Zeit geschehen. Hipparch that
es und erhielt nun ein gleichschenkeliges Dreieck, in welchem ihm nicht nur
die Grundlinie und die beiden Winkel an derselben, sondern auch der am
Monde liegende Winkel bekannt waren. Das Resultat seiner Rechnung war zu
groß; denn einmal schloß er die Distanz in die Grenzen von 72 $^1/_2$ und 62, ein
anderes Mal von 83 und 71 Erdhalbmessern ein, während die niedrigste von
diesen Annahmen schon auf mehr als 60,000 Meilen führt, die wahre Ent-
fernung aber zwischen 54,640 und 48,960 Meilen schwankt.

Die Anwendung der neuen Methode auf die Sonne mußte Hipparch unter-
lassen, weil bei der ungeheuren Entfernung derselben der bei der Beobachtung
an ihr liegende spitze Winkel — man nennt ihn die „Parallare" — zu win-
zig war und sich seinen unvollkommenen Instrumenten ganz entzog. Im vorigen
Jahrhunderte wollte man die Parallare der Sonne im Verhältnisse zum Erd-
halbmesser auf nur 15 Sekunden annehmen; ja in neuerer Zeit ist man sogar
auf 8" zurückgegangen! Hipparch hatte daher den sinnreichen Einfall, durch
die Größe des Erdschattens bei Mondfinsternissen die Entfernung der Sonne zu
bestimmen; er maß nämlich den scheinbaren Durchmesser der Sonne, sowie er
dies auch beim Monde gethan hatte, und berechnete aus der Dauer der Mond-
finsterniß die Breite des über den Mond gegangenen Schattenkegels. Er ge-
angte auf diesem Wege zu der mittleren Zahl von 56,000,000 Stadien oder
1,458,333 geogr. Meilen. Wenn übrigens Plinius sagt, Hipparch habe auf
600 Jahre den Lauf der Sonne und des Mondes vorausbestimmt, so mag dieser
Nachricht wol einige Uebertreibung zu Grunde liegen.

Während die Astronomie Hipparchs Arbeiten so viel zu verdanken hat, ließ
er sich auf die Theorie der Planetenbewegungen nicht ein, entweder — und so

sagt Ptolemäus — weil er es bei dem Mangel an guten Vorarbeiten als ein zu bedenkliches Unternehmen ansah, oder weil ihn der Tod zu früh überraschte.

Sein Fixsternkatalog enthielt nur 1022 Sterne in 49 Sternbildern, nämlich 361 Sterne in der nördlichen Hemisphäre, 350 im Thierkreis, 318 in der südlichen Hemisphäre (worunter einige doppelt vorkommen), und darunter 15 von der ersten, 45 von der zweiten, 208 von der dritten, 474 von der vierten, 217 von der fünften und 49 von der sechsten Größe, 9 dunkle, 5 Nebelsterne und das Haar der Berenice. Man wundert sich über die geringe Zahl, da die Menge der dem unbewaffneten Auge sichtbaren Sterne jetzt auf 5000 geschätzt wird. Die Arbeit war aber auch noch für diesen Umfang eine riesige, da sich Hipparch nicht begnügt hat, die Namen zu notiren, sondern sie auch nach ihrer Lage in Bezug auf den Thierkreis und die Ekliptik genau beschrieb, um, wie Plinius sagt, das unbemerkte Verschwinden und Kommen eines Sternes unmöglich zu machen.

Vieles von dem, was bisher von uns dem Hipparch als Verdienst zugeschrieben worden ist, ging Jahrhunderte lang unter fremdem Namen durch die Welt. Die späteren griechischen Astronomen stützten sich auf seine Ermittelungen und besonders Claudius Ptolemäus nahm dieselben in seinen Almagest auf, ohne immer seinen Namen zu nennen, ohne aber sich deshalb mit fremden Federn schmücken zu wollen, da ja zu seiner Zeit die Werke Hipparchs noch vorhanden waren. So hat er z. B. in seinem siebenten Buch wörtlich das Fixsternverzeichniß Hipparchs aufgeführt.

Außer diesem Katalog, dem früher erwähnten Kommentar zu Aratus und der Streitschrift gegen Eratosthenes werden noch folgende Schriften genannt: „Ueber die Größe und Entfernung der Sonne und des Mondes", „Ueber die Bewegung des Mondes nach der Breite", „Ueber die Dauer des Monates", „Ueber die Größe des Jahres", „Ueber das Rückschreiten der Aequinoktial- und Solstitialpunkte", „Ueber die Sehnen", „Ueber das Aufsteigen der zwölf Himmelszeichen", „Ueber das Sinken der Körper infolge der Schwere", „Ueber Sonnenfinsternisse."

Aristarchus.

(Um 160 v. Chr.)

em Ausflusse des Hebrus, der heutigen Maritza, gegenüber, lag im
n Meere die gebirgige Insel Samothrace. Eine wichtige politische Rolle
eses Eiland zu keiner Zeit; aber der Zauber des Geheimnißvollen, der
der Heiligkeit umgab seine düstern Wälder, seine schroffen Felsen.
er stand ein berühmter Weihtempel der mit dem Kulte der semitischen
zusammenhängenden Mysterien, welche als Universalmittel gegen Ge-
ller Art und als Stärkung der moralischen Gesinnung von Gläubigen
Nähe und Ferne aufgesucht wurden. Bei der Weihe von Samothrace
ich Philipp und Olympias, die Aeltern Alexanders des Großen, kennen;
Arsinoe, Tochter Ptolemäus I. und Wittwe des thracischen Königs
us, ein Asyl vor den Nachstellungen ihres tückischen Halbbruders Ptole-
raunus; hierher flüchtete sich der letzte macedonische König Perseus
unglücklichen Schlacht bei Pydna mit seiner Familie und seinem Golde
blicher Hoffnung auf den Schutz des unantastbaren Heiligthums; kurz
ndlich hatte der Vormund des jungen ägyptischen Königs Ptolemäus
or denselben beim Einbruch des syrischen Königs Antiochus Epiphanes
en wollen, mit seinen Schätzen nach Samothrace zu entweichen.
gefähr vierzig Jahre vor dem zuletzt erwähnten Ereigniß wurde Aristarch,
ryphäe" unter den Philologen des Alterthums, auf der Insel geboren.

Sein Vater führte denselben Namen; weiter ist aber auch gar nichts aus seiner Jugendzeit bekannt. Plötzlich taucht Aristarch als lernbegieriger Schüler in Alexandria auf und scheint seiner Heimat aus Liebe zur Wissenschaft so treu untreu geworden zu sein, daß er nach Vollendung seiner Lehrzeit selbst wieder als Lehrer thätig ward. Sein Lehrer war der besonnene Kritiker und fleißige Grammatiker Aristophanes von Byzanz, seit 188 v. Chr. auch Vorsteher der Bibliothek des Museums. Die politischen Verhältnisse waren damals den alexandrinischen Studien nicht günstig. Nach dem im Jahre 204 erfolgten Tode des vierten Ptolemäers, Philopator genannt, kam Ptolemäus Epiphanes, ein vierjähriger Knabe, auf den Thron, ein Schwächling, der, durch Schmeichler und durch Vormünderränke verdorben, nie selbständig wurde, mehr Gefallen am Waffen- und Waidwerk als an Künsten und Wissenschaften fand, und immer mit Soldatenmeutereien und Aufständen zu kämpfen hatte. Nicht besser wurden die Verhältnisse, als er 181 starb und sein sechsjähriger Sohn Ptolemäus Philometor, unter der Vormundschaft seiner Mutter Kleopatra zur Regierung gelangte. Nachdem diese 173 verschieden war, machte Aristophanes von Byzanz, dem das neue Vormünderregiment verhaßt war, oder dem die Versprechungen des pergameniſchen Königs Eumenes verlockend genug vorkamen, einen Versuch, aus Aegypten zu fliehen. Er wurde jedoch festgenommen und starb im Gefängniß an Strangurie 77 Jahre alt. Man nimmt allgemein an, daß Aristarch der Nachfolger seines Lehrers im Bibliothekariat geworden sei, und wiewol kein ausdrückliches Zeugniß dafür vorliegt, so spricht auch kein Grund dagegen. Ein Streit über den Besitz von Palästina und Cölesyrien zwischen der ägyptischen und syrischen Regierung führte zu einer Invasion Aegyptens durch den König Antiochus Epiphanes und zur Gefangennehmung Philometors, worauf die Alexandriner aus Haß gegen den Seleuciden, der sich in Memphis die Königskrone aufsetzte, Philometors jüngeren Bruder, Ptolemäus Euergetes II., auf den Thron erhoben. Unruhen in seinem Reiche und größere Energie von Seiten der Aegypter zwangen den Usurpator, das Land wieder zu räumen, und die beiden Ptolemäer versöhnten sich und regierten gemeinschaftlich. Zwar lag dies keineswegs im Interesse des Antiochus und er drang nochmals bis Alexandria vor; jetzt legte sich aber Rom ins Mittel, sein Obervormundschaftsrecht über die östlichen Mittelmeerstaaten in auffälligster Weise zur Geltung bringend. Popillius Länas erschien mit zwei anderen Gesandten im Lager des stolzen Syrers. Dieser ging den Römern entgegen und begrüßte sie huldreich. Anstatt aber die dargereichte Rechte des Königs zu nehmen, überreichte ihm der barsche, trotzige Ahnherr von Cicero's Mörder das Dekret des Senats, worin ihm sofortige Räumung Aegyptens geboten ward, und als der König zauderte und sich Bedenkzeit ausbat, zog er mit seinem Stabe einen Kreis um ihn und verlangte gebieterisch, sich zu entschließen, bevor er aus dem Zirkel träte. Verblüfft stotterte Antiochus: „Ich werde thun, was der Senat verordnet," und gab den Befehl zum Rückzug! Es geschah dies 168 v. Chr. Philometor war damals 19 Jahre alt; seinen Bruder, welcher noch um einige Jahre jünger war, hatte man wahrscheinlich gleich aus der Schule auf den Thron geholt. Diesen jungen Prinzen hatte aber Aristarchus unterrichtet, und da jener trotz seiner schlechten

nschaften Sinn für Kunst und Wissenschaft hatte und sogar an der
tung seines Lehrers Geschmack fand, mag das Verhältniß ein
gewesen sein. Allein kaum hatten die beiden ungleichen Brüder
ang sich nebeneinander im Regimente vertragen, so brach Streit
ischen ihnen aus. Anfangs unterlag Ptolemäus Philometor und
, wurde aber durch Vermittlung des Senats wieder in sein Reich ein-
nd sich Euergetes mit Cyrene sammt Libyen begnügen mußte. Bald
ser wieder zu den Waffen und ahmte, als ihm sein Anschlag auf
ngen war, dem Beispiel seines Bruders nach: er ging nach Rom
rt wirklich Gehör und Unterstützung bei der Regierung. Nachdem
benbei bei der edeln Cornelia, der Mutter der Gracchen, welcher
Krone antrug, einen Korb geholt hatte, erneuerte er seinen An-
ern, fiel aber dabei seinem Bruder selbst in die Hände, der ihm groß-
olitisch verzieh, ihm seine Tochter zur Gemahlin antrug und Cyrene
h zurückgab. Während dieser unseligen Wirren hatte Aristarch un-
Amte und seinen Studien obgelegen und außerdem dem Sohne
, Eupator, Unterricht ertheilt. Aber es sollten noch schlimmere
en! Ptolemäus Philometor, sein Gönner, büßte im Jahre 146
uge gegen Syrien mitten im Siege sein Leben ein und nun be-
der abscheuliche Euergetes II., von den Alexandrinern „der Dicke",
t „Kakergetes (der Uebelthäter)" genannt, des Scepters, mordete
ben seines Bruders am Vermählungsfeste mit dessen Wittwe und
, gegen die er den Verdacht hegte, daß sie der rechtmäßigen Dynastie
gen hätten. Es ist bereits oben erwähnt worden, daß diese Ver-
de die Vertreter der Wissenschaft und Kunst am härtesten traf, und
ahrscheinlich, daß auch der hochbejahrte Aristarch damals dem
Rücken kehrte und nach Cypern auswanderte. Wenigstens starb
fähr 6 Jahre später, 72 Jahre alt, und zwar den freiwilligen
wozu ihn eine unheilbare Wassersucht veranlaßt hatte. Zwei
er hinterließ, Aristagoras und Aristarchus, hatten so wenig von
geerbt, daß sie sogar für einfältig galten. Von der Lebensweise
, überhaupt von dem Menschen Aristarch, hat das Alterthum nichts
Nur Athenäus erwähnt, daß es ihm ein ehemaliger Mitschüler,
listratus, in einer Schrift zum Vorwurf machte, daß er — nicht
sein Pallium zu tragen verstehe, ein Beweis, wie bald die ge-
ndlichkeit angefangen hat, Sache und Person zu verwechseln!

ines Lehrers Aristophanes Vorgang richtete Aristarch die Thätig-
nial organisirenden Geistes auf die Sichtung und Erläuterung der
ichter, des köstlichsten Schatzes aus der geistigen Hinterlassenschaft
t. Zum Haupttummelplatz für seinen Scharfsinn erkor er sich aber
enkmal der hellenischen Literatur, den ewig frischen, in Naturwahr-
, sittlicher Reinheit, plastischer Lebendigkeit und naiver Heiterkeit
hen Homer. Es verlohnt sich der Mühe, die durch die Schicksale
ben Epen bedingte Schwierigkeit seiner Arbeit näher zu betrachten!
es eines einzigen Dichtergeistes Werk wäre, was in der Ilias

und Odyssee vor uns liegt, so würde die Länge der Zeit, die Unwissenheit der Abschreiber, die Fälschungen Unberufener einem Aristarch genug zu thun übrig gelassen haben. So aber hat der Erste, welcher auf den Gedanken kam, die vereinzelten nationalen Erinnerungen des jonischen Stammes zu einem größeren epischen Ganzen zu verbinden und seinen Namen mit dem eines Homeros, d. h. Zusammenfügers, vertauschte, sicher kaum die Hälfte vollendet oder im Umrisse hingeworfen. Eine Reihe kunstverwandter Dichter, eine Art von epischer Genossenschaft, fügte mit Bienenfleiß Zelle an Zelle um den empfangenen Stock, aber natürlich mit ungleichem Erfolg und verschiedener poetischer Begabung. Hierzu kam noch, daß das Werk, auch nachdem es bereits schriftlich fixirt war, weniger von Einzelnen in der Einsamkeit gelesen zu werden pflegte, als bei glänzenden Festen und Wettkämpfen von der Zunft der Rhapsoden in größeren und kleineren Partien vorgetragen wurde, wobei sich diese Anfangs wieder mancherlei Ueberarbeitungen, Nachdichtungen und neue Verknüpfungen erlaubten. In der ersten Hälfte des 7. Jahrhunderts soll bereits der Lesbier Terpander den homerischen Text mit Musikbegleitung in Sparta an dem Feste der Karneen vorgetragen haben. In Athen wurden seit Solon die homerischen Gesänge von Rhapsoden, die wechselsweise miteinander in der Kunst der Rezitation wetteiferten, vorgetragen. Pisistratus und sein Sohn Hipparch erwarben sich dann das Verdienst, zu demselben Zwecke eine Rezension der unter Homer's Namen kursirenden epischen Gesänge zu veranstalten, um ein offizielles Exemplar zu bekommen, welches die Rhapsoden hinderte, nach Willkür zu improvisiren, und sollen mit dieser Arbeit die vier Gelehrten Konchylus, Onomakritus aus Athen und Zopyrus und Orpheus aus Heraklea betraut haben. Das Originalexemplar mag bei dem Einbruche der Perser abhanden gekommen sein. Es läßt sich aber voraussetzen, daß es damals längst durch unzählige Abschriften vervielfältigt worden war; denn schon früh bürgerte sich Homer in den attischen Schulen ein und man hielt ihn für den besten Lehrmeister aller Lebensweisheit und bürgerlichen Tugend. Recht bezeichnend ist für diese Sitte der Ausspruch des Niceratus im Xenophontischen Gastmahle: „Da es meinem Vater darum zu thun war, daß ich ein tüchtiger Mann würde, zwang er mich, alle Epen Homer's zu lernen, und so kann ich jetzt die ganze Ilias und Odyssee auswendig hersagen.“ Während aber die Kunst der Rhapsoden durch die Herstellung einer bindenden Vulgata zur bloßen Deklamation herabsank und als eitler Gedächtnißkram in der allgemeinen Achtung verlor, erwuchs dem homerischen Texte durch seine Benutzung beim Schulunterrichte ebenfalls mancher Nachtheil. Denn wenn auch hier Manches für die Erklärung des Dichters geschah (auch die späteren Rhapsoden wirkten als Diaskeuasten, d. h. Ausleger), so schlichen sich bald falsche Methoden ein, indem man irriger Weise mit dem einfachen, klaren Sinne des lebensfrischen Dichters sich nicht zufrieden gab, sondern verborgene Zwecke, absichtliche Winke, versteckte Motive, tief liegende rhetorische Kunstgriffe, allegorisch verhüllte Weisheit wittern wollte. Natürlich wurde durch solch ängstliche Grübelei der reine Genuß des Kunstwerkes vergällt. Sagte doch noch lange nach Aristarch der gelehrte Neuplatoniker Porphyrius geradezu, die Gedanken Homer's seien in Wirklichkeit sehr schwierig und dunkel; gewöhnliche Leser aber wähnten sie zu

verstehen wegen der großen Klarheit, welche die Gedichte „dem Anschein nach" hätten! Doch ward dadurch, daß man dem Vater Homer Lehrzwecke unterschob, weniger die Form des Textes alterirt, als durch das Bestreben, anscheinend unmoralische Tendenzen aus ihm zu entfernen. Der Anstoß, den man an Homer als Schullektüre nahm, betraf die sittliche Haltlosigkeit seiner Götterwelt und die derb sinnliche, arglos naive Natur seiner Helden. Schon die Philosophen Xenophanes und Heraklitus wollten deshalb die homerischen Epen aus der Schule verbannt wissen, und selbst Plato verwies dieselben aus seinem idealen Staate. Da fanden sich nun nicht blos Rhapsoden und Sophisten, welche die angegriffenen Charaktere vertheidigten und überhaupt Homer von den Schlacken der Immoralität zu reinigen suchten, wie Glaukus, Jon, Stesimbrotus, sondern auch durch gewaltsame Aenderungen des Textes das ethische Element zu retten versuchten. So schildert im 9. Buche der Ilias Phönix, Amyntor's Sohn, dem Achilles seine Verstoßung aus dem väterlichen Hause, die er nebst dem Fluche Amyntor's dadurch verdient hatte, daß er auf Anstiften seiner eifersüchtigen Mutter als Nebenbuhler des Vaters bei einer Sklavin aufgetreten war. Nach Plutarch fügte nun Phönix hinzu, er habe Anfangs seinen Vater tödten wollen; aber der Unsterblichen Einer habe seinen Zorn beschwichtigt, indem er ihn zu rechter Zeit an die böse Nachrede und an die den Vatermörder treffende Schmach habe denken lassen. Hier, wo die mit der Schuld versöhnende Reue dem Helden gänzlich abgeht, suchte man durch Interpolation zu helfen, und ein gewisser Aristodemus erwarb sich durch Einschiebung zweier Negationen in einen der vier Verse große Anerkennung, obgleich er Sinn und Versmaß dadurch gestört hatte. Die jetzt fehlende Stelle soll dann Aristarch ganz gestrichen haben!

Unter Denen, die sich in verständigerer Weise mit Homer beschäftigten, nahm Aristoteles mit seinen „Homerischen Forschungen", die sich, wie es scheint, nicht blos auf Wortkritik und Worterklärung beschränkten, eine Hauptstelle ein. Seine Ansichten werden von den Scholiasten öfter citirt. Sie werden wol auch von Aristarch berücksichtigt worden sein. Was dagegen von den sogenannten Glossographen an Erklärungen veralteter Ausdrücke aus den Schulen bis auf die Zeit des berühmten Alexandriners sich erhielt, war für ihn ein ebenso unnützes Rüstzeug wie die moralischen Reflexionen der Sophisten. Er schrieb keine Glossen, sondern wendete seine Sorgfalt auf die fortlaufende Erklärung und Sicherstellung des Ganzen, dabei den Homer aus sich selbst interpretirend, nicht nach Citaten aus Schriftstellern mit anderem Sprachgebrauch, und gerade die Bedeutung der am häufigsten vorkommenden Redensarten mit größter Genauigkeit erörternd. Mit derselben Sorgfalt ging er der homerischen Anschauungsweise in Bezug auf Mythologie, Geographie, Lebensweise und bürgerliche Einrichtungen auf den Grund, nachdem er sich durch Feststellung des homerischen Sprachgebrauchs die kritische Handhabe gebildet hatte. Er erkannte z. B., daß Homer unter dem Olymp stets nur einen in die Wolken hineinragenden hohen Berg der Erde versteht; er unterschied den Hades von dem Tartarus und wußte, daß der Oceanus als der die Erdscheibe umkreisende Weltstrom, der Vater aller irdischen Flüsse, zu fassen ist. Natürlich interessirte ihn auch der Schauplatz des trojanischen Kriegs und er scheint über ihn und die Stellung

der hellenischen Schiffe eine besondere Karte entworfen zu haben. In der Geographie und bei den Völkernamen war ganz besondere Vorsicht nöthig, da die Begierde vieler Städte, bei dem nationalsten aller Dichter nicht übergangen zu sein, falsche Lesarten und Auslegungen in Menge erzeugt hatte. Waren doch umgekehrt einige Stellen, die auf Athen hindeuteten, von der Eifersucht Andrer als Einschiebsel Solon's und der Pisistratiden hingestellt worden! Aristarchus wahrt übrigens seinem Dichter das Recht, wunderbare Oertlichkeiten zu erfinden, um das Interesse zu spannen, während man sich früher den Kopf zerbrach über die wahre Lage der Insel Circe's, der Küste der Sirenen, der Höhle Polyphem's ꝛc. — Während ferner dem Aristophanes aus Byzanz der Ruhm gebührt, die griechischen Accente erfunden zu haben, so nahm sein Schüler Aristarch die große Mühe auf sich, die von ihm rezensirten Dichterwerke mit denselben zu versehen und ihre Veränderungsgesetze festzustellen.

Ueber die Echtheit oder Unechtheit der homerischen Verse hatte schon Zenodotus aus Ephesus unter Ptolemäus Philadelphus Untersuchungen angestellt und namentlich solche Stellen als verdächtig durch das daneben gesetzte Zeichen eines liegenden Spießes, den Obelus, ausgemerzt, in denen der Gedankenzusammenhang ihm mangelhaft zu sein dünkte oder poetische Mißgriffe und Widersprüche in den Handlungen der Götter und Menschen vorzuliegen schienen. Doch war er zu engherzig verfahren und Aristarch sah sich genöthigt, Manches zu vertheidigen, was jener angefochten hatte. Mit Besonnenheit, Kühnheit und glücklichem Takte sonderte er alles Fremdartige aus und suchte den Text diplomatisch so sicher zu stellen, daß späterhin selten daran geändert wurde. Bei seinem Riesenwerke lag Aristarch in hartem Streite mit der grammatischen Schule zu Pergamus, deren Vorfechter Krates von Mallus war.

Mehr als 800 Kommentare zeugten von dem Fleiße Aristarch's. Sie sind leider alle verloren gegangen und nur ihre häufige Benutzung von Seiten der Scholiasten späterer Zeit haben eine Menge einzelner Notizen auf uns kommen lassen, die es ermöglichen, die Verdienste des großen Kritikers zu erkennen und zu würdigen. Die aristarchische Methode siegte bald über ihre Gegner aus Pergamus und faßte auch später in Rom Wurzel, wo der gegen seine Schwächen nachsichtige Ovid das Geständniß ablegte: „Das Verbessern ist in demselben Grade ein schwierigeres Ding, in welchem der große Homer größer war als Aristarch."

Ueber die Mißgunst, welche das grammatische Treiben schon im Alterthum erfuhr, und über den Vorwurf geistloser Kleinigkeitskrämerei und Silbenstecherei, mit welchem man namentlich die alexandrinischen Philologen belastete, sagt Bernhardy treffend: „Die Grammatik ist, wie Jeder weiß, ein verwickelter Bau, woran zuerst und empfindlicher das kleine Fachwerk und Gerümpel, die winkligen Zellen und der eingeschachtelte Hausrath ins Auge fallen, und aus dem die Mehrzahl statt des Genusses nur Mühsal davon trägt; erst spät geht aus dem endlos durchforschten Detail ein lichtvoller Ueberblick und ein organisches Wissen zugleich mit dem Gefühl der Sicherheit hervor. Dies gelang am wenigsten in den Anfängen des Faches, und nicht leicht konnte Idioten eine liberale Vorstellung von solchen Studien fassen."

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Göll, „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Archimedes von Syrakus.

„Zerstöre meine Kreise nicht!“

X.

Archimedes.

(287—212 v. Chr.)

„Ewige Zierde verlieh ein Mann der korinthischen Pflanzstadt,
Weit voraus an Talent den anderen Söhnen der Tellus,
Arm an Besitz, doch offen dem Auge lag Himmel und Erde.“

Silius Italicus.

Es ist zu beklagen, daß Archimedes, das größte mathematische Genie des
Altertums, uns hinsichtlich seiner Verhältnisse und seiner früheren Lebens-
schicksale so wenig bekannt ist. Zwar hatte er das Glück gehabt, einen Biographen
in einem gewissen Heraklides zu finden; das Werk desselben ist aber unter-
gegangen. Seine Vaterstadt war Syrakus, das Jahr seiner Geburt wahr-
scheinlich 287 v. Chr. Die freundschaftlichen Beziehungen, in welchen er später
zur Familie des Königs Hiero II. stand, hat jedenfalls zu der von Plutarch

getheilten Annahme geführt, daß Archimedes selbst ein Vetter des königlichen Hauses gewesen sei. Zwar fällt es dagegen nicht schwer in die Wagschale, daß ihn der Dichter Silius Italicus „arm an Besitz" nennt; denn ein Mann, der so ausschließlich, wie er, der Wissenschaft lebt, ist gar selten ein guter Haushalter. Eben so wenig aber will es sagen, wenn Cicero in seinen tusculanischen Untersuchungen den großen Mathematiker ein „Menschlein niedrigen Standes" nennt, da er kurz zuvor vom König Dionysius von Syrakus gesprochen hatte. Auffallender wäre es jedenfalls, wie Archimedes nach der Ermordung des Königs Hieronymus im Jahre 214 hätte dem Tode entrinnen können, wenn er ein naher Anverwandter des königlichen Hauses gewesen wäre. Denn damals fielen alle Glieder der Familie Hiero's, schuldige und unschuldige, der Volksrache zum Opfer. Schonte man doch nicht einmal der jungen Enkelinnen des klugen Hiero!

Die Knabenzeit des Archimedes war für seine Vaterstadt eine keineswegs glückliche. Zwei Jahre vor seiner Geburt war der kühne und wilde Abenteurer Agathokles, der in Krieg und Blutvergießen sein Leben hingebracht hatte, durch Gift aus dem Wege geräumt worden. Allein die Gesetzlosigkeit und Verwirrung steigerte sich nach seinem Tode in Syrakus, das unfähigen Tyrannen und Demagogen in die Hände fiel. Diese Verhältnisse fanden die Karthager für passend, um das seit Jahrhunderten ihnen vor Augen schwebende Ziel, die Unterjochung Siciliens, durch Eroberung des mächtigen Syrakus endlich zu erreichen. Im Jahre 278 begann die punische Belagerung zu Lande und zu Wasser. Schon vorher hatten die Syrakusaner den Eidam des Agathokles, den kriegerischen, auf Bildung eines westhellenischen Reiches sinnenden König Pyrrhus aus Großgriechenland, wo er mit den Römern Krieg führte, zu Hülfe gerufen, und im Sommer des genannten Jahres sah der neunjährige Archimedes die macedonischen Phalangen mit ihren ehernen Helmen, Harnischen und Beinschienen, ihren großen Schildern, 24 Fuß langen Lanzen und kurzen Schwertern unter dem Jubel der von der Belagerung befreiten Einwohnerschaft in seine Vaterstadt einmarschiren. Doch der Triumph des epirotischen „Adlers" war von kurzer Dauer. Zwar unterwarf er sich binnen zwei Jahren fast die ganze Insel; aber er entfremdete sich durch soldatisches Regiment die Herzen der griechischen Städte, die immer nach Freiheit lechzten, ohne sie ertragen zu können, und gern sahen die Syrakusaner den tapferen Mann im Jahre 276 auf Nimmerwiederkehr scheiden. Neue Unruhen, neue Staatsstreiche folgten in Syrakus seinem Abzug, bis endlich unter dem Regimente Hiero's II. seit dem Jahre 265 eine glücklichere Periode anbrach. Wir wissen nicht, ob der damals 22jährige Archimedes noch in Syrakus weilte oder bereits zum Wanderstab gegriffen hatte. Nach Diodor und arabischen Schriftstellern besuchte er Aegypten, nach anderen Berichten auch Spanien. In der Hauptstadt der Pharaonen fand er den großen Euklid nicht mehr am Leben. Aber dessen Schüler wirkte im Museum im Sinne des Meisters weiter und die Astronomen Aristyllus aus Samos und Timochares aus Alexandria fallen in dieselbe Zeit mit ihren Beobachtungen der Fixsternstellungen und Planetenbahnen. Von Aegypten her schreibt sich wahrscheinlich auch seine Freundschaft mit den Mathematikern und Astronomen Dositheus und Konon. Dieser, den er besonders in seinen

Schriften rühmt, hat bekanntlich gegen den König Ptolemäus Euergetes die feine Schmeichelei geübt, das einem Gelübde für glückliche Heimkehr desselben zum Opfer gefallene herrliche Haupthaar der Königin Berenice in einem Sternbilde wiederzufinden.

Als Archimedes nach Syrakus zurückkam, wurde er bald dem tapfern, hochsinnigen, leutseligen König Hiero bekannt, der in der Begünstigung der Künste eine Ehre suchte. Wie hätte auch der schlichte Mann nicht die Aufmerksamkeit der Zeitgenossen auf sich lenken sollen, dessen Erfindungen aus dem Gebiete der reinen Mathematik so tief und weit in die Praxis des Lebens herüberreichten? „Wer den Archimedes zu begreifen im Stande ist," sagt Leibnitz, „der wird den Entdeckungen der Neuzeit lauere Bewunderung schenken." Und dabei war es dem sicilischen Mathematiker weniger um Anerkennung und Belohnungen zu thun, als um die reine Freude, welche das Sichvertiefen in die Probleme der Wissenschaft dem Forscher gewährt. Hören wir, was Plutarch über die Sinnesart und den Fleiß des Archimedes urtheilt! „Solchen Stolz und solche Hoheit des Geistes", schreibt er im „Leben des Marcellus", „und solchen Reichthum an Wissen besaß Archimedes, daß er gerade über die Dinge, durch welche er sich den Namen und Ruhm nicht eines menschlichen, sondern beinahe eines göttlichen Verstandes erworben hatte, nichts Schriftliches hinterlassen wollte, weil er die Beschäftigung mit der Mechanik und überhaupt jeder Kunst, die sich mit den praktischen Bedürfnissen befaßt, für unedel und niedrig hielt. Mit Vorliebe beschäftigte er sich allein mit solchen Gegenständen, die, ganz abgesehen von ihrer Nothwendigkeit, schön und vortrefflich sind. Es ist nicht möglich, in der Geometrie schwierigere und tiefsinnigere Aufgaben einfacher und klarer gelöst zu finden. Und dies schreiben Einige dem angeborenen Genie des Mannes zu, Andere dagegen sind der Meinung, daß durch seinen außerordentlichen Fleiß jedes Einzelne den Anschein von leicht und mühelos Gefertigtem erhalten habe. Denn während man durch eigenes Nachdenken einen Beweis nicht findet, entsteht zugleich mit dem Erlernen die Einbildung, daß man ihn doch auch selbst hätte finden können; auf einem so leichten und schnellen Wege führt Archimedes zu dem, was er beweisen will! Man hat daher auch nicht Ursache, dem keinen Glauben zu schenken, was von ihm erzählt wird, daß er nämlich, wie immer, von einer befreundeten und vertrauten Sirene bezaubert, Essen und Trinken vergaß und die Pflege seines Körpers vernachlässigte. Oft nöthigte man ihn mit Gewalt zum Salben und Baden; aber auch dann bemalte er die Herde mit geometrischen Figuren und zog auf dem gesalbten Leibe mit der Striegel Linien, von großem Vergnügen überwältigt und wirklich von den Musen in Verzückung versetzt."

Die Wirksamkeit des Archimedes nach außen ist uns nur aus einzelnen Dienstleistungen, die er dem Könige Hiero erwies, bekannt. Zunächst gehört dahin der Antheil, den er an der Erbauung des Riesenschiffes „Syrakosia", später „Alexandria" genannt, hatte. Jenes Fahrzeug war zum Getreidetransport bestimmt, und besaß nicht nach Art der Kriegsschiffe viele Reihen von wohlbesetzten Ruderbänken übereinander, die den inneren Raum allzubedeutend verengert hätten, sondern führte nur zwanzig Ruder, war aber gegen den

damaligen Gebrauch mit drei großen Masten versehen. Daneben war es zur Vertheidigung wie ein Kriegsschiff armirt und zeichnete sich außer ungeheurer Prachtvergeudung durch allerlei sinnreiche Einrichtungen aus, die, theils auf Bequemlichkeit, theils auf Sicherheit berechnet, den Scharfsinn des Archimedes erkennen lassen. Der Schiffszimmermeister war der Korinthier Archias. Das Holz, das am Aetna geschlagen ward, soll der Menge des zu 60 gewöhnlichen Kriegsschiffen erforderlichem gleich gekommen sein. Die Taue bezog man aus Spanien, das Pech und den Hanf von der Mündung der Rhone. Dreihundert Zimmerleute vollendeten binnen sechs Monaten den zum Schutz gegen die Bohrwürmer mit Bleiplatten beschlagenen Rumpf.

Nun sollte das Schiff von Stapel laufen; aber Niemand vermochte die Trägheit der ungeheuren Holzlast zu überwinden. Archimedes, der schon den Satz gefunden und bewiesen hatte, daß ungleiche Gewichte, an ungleichen Hebelarmen wirkend, Gleichgewicht darstellen können, sofern die Produkte aus der Länge der Hebelarme in die Gewichte einander gleich sind, half der Verlegenheit ab, indem er vermittelst der nach seiner Angabe konstruirten Flaschenzüge und Hebemaschinen ohne Mühe, gleichsam spielend, den Schiffskörper in Bewegung setzte. Als König Hiero seiner Verwunderung Ausdruck verlieh, sprach der Mechaniker im Bewußtsein der Richtigkeit der von ihm gefundenen Gesetze die bekannten Worte: „Gieb mir einen Standpunkt außerhalb der Erde und ich werde dieselbe in Bewegung setzen!“

Das Schiff erhielt seinen Ausbau im Wasser und hierbei wird manche einzelne Idee als von Archimedes herrührend bei Athenäus bezeichnet, den aber die besondere Beschreibung eines gewissen Moschion vorlag. Das Fahrzeug enthielt drei Abtheilungen unter einander, zu denen man durch rings um dasselbe laufende, verdeckte Gallerien gelangte, welche durch Treppen verbunden waren. Der unterste Raum umfaßte die Ladung, welche aus der Kleinigkeit von 60,000 Scheffeln Weizen, 20,000 Centnern Wolle, 10,000 Faß sicilischen Pökelfleisches und 10,000 Centnern anderer Waaren bestand! Im Mitteldecke befanden sich 30 Kajüten mit je 4 Betten; die des Kapitäns im Hintertheile enthielt 15 Betten. Daneben waren noch zwei Salons und die große Schiffsküche. Alle diese Räume waren mit einer die historischen Stoffe der Ilias darstellenden Mosaik ausgelegt. Am Vordertheile war ein großer Behälter mit Meerwasser für Seefische angelegt und daneben das über 1000 Eimer haltende Trinkwasserfaß. Das obere Verdeck enthielt ein warmes Bad, eine Bibliothek, ein Gymnasium, Lauben und Alleen, deren Bäume in großen Töpfen standen, Pferdeställe, Kajüten für Passagiere, Sklaven und Schiffssoldaten. Zwei sinnreiche Einrichtungen werden ferner ganz besonders der Angabe des Archimedes zugeschrieben, die Schiffspumpen und die Vertheidigungsmaschinen. Athenäus sagt, es sei das Seewasser aus dem Kielraum leicht durch einen Mann vermittelst der von Archimedes erfundenen Wasserschnecke entfernt worden. Man denke sich um einen Cylinder einen Kanal von gleicher Weite schraubenförmig herumgeführt, so daß er ringsherum verschlossen und an beiden Enden offen ist. Stellt man diese Maschine in schiefer Richtung ins Wasser und setzt die Schraube in drehende Bewegung, so hebt sie das Wasser von der untersten Spirale bis zu der obersten in die Höhe.

Archimedes wendet den Hebel zur Bewegung eines Schiffes an.

Diese schwingende Schraube, welche in neuerer Zeit eine so unendlich wichtige Benutzung in der Schiffahrt gefunden hat, soll Archimedes angeblich in Aegypten kennen gelernt und nur verbessert haben. Es ist jedoch anzunehmen, daß die Anwendung auf die Hydrostatik erst der theoretischen Feststellung der Spirallinien gefolgt ist, worüber ja Archimedes eine besondere Schrift verfaßt hat, und wenn auch Strabo an den Nilufern derartige Bewässerungsmaschinen in Menge gesehen hat, so muß man doch bedenken, daß in den dritthalb Jahrhunderten, die zwischen ihm und Archimedes liegen, ein so praktisches Instrument leicht den Weg nach Aegypten finden mußte, wo ja sogar das große Schiff Hiero's selbst zuletzt seine bleibende Stätte erhielt!

Acht hölzerne Thürme standen auf dem Schiffe, zwei auf dem hinteren, zwei auf dem vorderen Theile, vier in der Mitte. Ihr Inneres war mit Steinen und Geschossen gefüllt und jeder mit sechs Bewaffneten besetzt, darunter zwei Bogenschützen. Zwei große Geschütze, das eine für 150 Pfund schwere Steine, das andere für 12 Ellen lange Pfeile, überragten auf hohen Gerüsten den eisernen Pallisadenzaun des Bords und schleuderten ihre Geschosse 600 Fuß weit. An den Raaen der Masten waren große Steine und Bleimassen angebracht, die auf die in die Nähe kommenden feindlichen Schiffe hinabdonnern sollten. Auch die ehernen Mastkörbe waren mit Männern besetzt, denen Steine und andere Projektile in geflochtenen Körben hinaufgehaspelt wurden. Die Schiffssoldaten und Matrosen des Schiffes zählten ungefähr 1000 Mann; die Last, welche es trug, mag gegen 4200 Tonnen (zu 20 Ctr.) ausgemacht haben.

Als das Schiff fertig war, bewies man Hiero, daß es sich wol zum Getreidetransport nach Hellas und dem Archipel schon deshalb weniger eigne, weil viele Häfen zu klein und zu flach für dasselbe wären. Er änderte deshalb seinen Entschluß und machte mit dem vollbeladenen Schiffe dem Könige von Aegypten, der gerade Mißernte in seinem Lande gehabt hatte, ein Geschenk. Dem Epigrammendichter Archimelus aber, der neun frostige Distichen zum Preise der Alexandria verfertigt hatte, sendete er 1000 Scheffel Weizen, frei bis in den Piräus!

Wie lange Archimedes seinen König mit Schutz- und Trutzwaffen versah, dafür giebt Polybius einen Fingerzeig, indem er erwähnt, daß Hiero nach dem Jahre 227 v. Chr., wo die Insel Rhodus von einem furchtbaren Erdbeben heimgesucht worden war, den Einwohnern 50 Katapulten oder Horizontalgeschütze zum Geschenk machte. Damals scheint nach den Worten des Schriftstellers Hiero bereits seinen Sohn Gelo zum Mitregenten angenommen zu haben. Vielleicht war es die Krone des neuen Königs, welche Veranlassung zu einem neuen Triumphe des Archimedes gab. Wie Vitruvius, der römische Architekt, erzählt, hatte Hiero einem Goldschmiede die Verfertigung einer Krone anvertraut und das nöthige Gold dazu übergeben. Als der Schmuck fertig war, freute sich der König über die treffliche Arbeit, fand auch das Gewicht der Krone dem gegebenen Metall entsprechend; dennoch war er nicht frei von Mißtrauen gegen die Ehrlichkeit des Künstlers und wünschte die Sache genauer untersucht. Den Archimedes beschäftigte dies Problem längere Zeit, bis ihn ein Zufall auf die Auflösung brachte. Einst im Badehause bemerkte er beim Einsteigen

volle Wanne, daß ebensoviel Wasser auslief, als sein Körper ver-
ese einfache Thatsache brachte ihn sofort auf die Folgerung, daß
es verdrängten Wassers nicht sowol vom Gewichte als von der
der eingetauchten Körper abhängt und daß Stoffe von gleichem
chiedene Ausdehnung, andere von gleicher Ausdehnung verschiedenes
en. Bildet man also eine Krone aus Gold, das mit Kupfer oder
ht ist, so wird dieselbe mehr Wasser in einem vollen Gefäße zum
ringen, als eine Krone aus reinem Golde von gleichem Gewicht.
urchflog diese Gedankenreihe den Kopf des Badenden, und voll
r sich unbekleidet, wie er war, aus dem Bade ins Freie gestürzt
ter dem lauten Rufe: „Gefunden! Gefunden!“ nach Hause ge-
Leicht entdeckte er hier die Größe des Betrugs und stellte sofort
rostatische Gesetz in folgender Weise auf: „Feste Körper, welche,
ine Flüssigkeit, in diese eingetaucht werden, sinken, so lange sie
mmen können, und werden in der Flüssigkeit um so viel leichter,
cht einer Masse Flüssigkeit von der Größe der eingetauchten Körper
Doch erkennt man aus dieser Definition, daß er zur Feststellung
ten spezifischen Gewichts nicht das Maß des abfließenden Wassers
rn die zu prüfenden Stoffe einmal im Freien und dann im Wasser
r ebenfalls aus dem Gewichtsverluste im Wasser zu dem Verhält-
rängten Flüssigkeitsmenge gelangen mußte. Uebrigens soll Gelo
g dieser Probe geäußert haben, er werde hinfort nichts mehr be-
s Archimedes behaupte.

n Kirchenvater Tertullian wird behauptet, daß Archimedes der
Wasserorgel gewesen sei, eines Instruments, in dessen Pfeifen
t, durch Wasser in Bewegung gesetzt, Töne erzeugten und das ver-
Klaviatur gespielt wurde. Vitruv und Plinius, der Aeltere,
Archimedes, sondern den alexandrinischen Mechaniker Ktesibius,
nossen; Athenäus endlich citirt den Musiker Aristokles, der die
inem Barbier, Namens Ktesibius, in der pamphylischen Stadt
schreibt und dieselbe in die Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr.

oße Merkwürdigkeit noch für die spätere Zeit war ferner das vom
n Mechaniker konstruirte, die Bewegungen der Planeten veranschau-
netarium.

herweise hat Cicero, ein großer Bewunderer des Archimedes, in
„Ueber den Staat“ eine Beschreibung dieser Maschine hinterlassen.
imlich im Hause des Scipio Africanus, wo das Gespräch auf die
ekommen war, C. Furius Philus, von den Uebrigen zum Reden
„Ich werde Euch nichts Neues erzählen, auch nicht etwas, das ich
n oder ausgedacht hätte. Ich erinnere mich nämlich, daß C. Sul-
s, den Ihr als einen sehr gebildeten Mann kennt, als er einst in
wie ich, kam und zufällig sich bei M. Marcellus befand, welcher
sul gewesen war, die Himmelskugel (sphaera) herbeiholen ließ,
roßvater des M. Marcellus nach Eroberung von Syrakus aus

der reichen und prächtigen Stadt mitgebracht hatte, während er nichts Anderes aus der so großen Beute in sein Haus hatte schaffen lassen. Obgleich ich den Namen dieser Sphära wegen ihres berühmten Urhebers oft gehört hatte, bewunderte ich doch das Werk nicht allzu sehr; denn jenes war anziehender und dem großen Publikum bekannter, das, ebenfalls von Archimedes herrührend, von Marcellus im Tempel der Tugend aufgestellt worden war. Als nun aber Gallus mit der gründlichsten Kenntniß die Konstruktion dieser Maschine zu entwickeln begonnen hatte, da urtheilte ich, daß jener Sicilianer ein größeres Genie besessen habe, als die menschliche Natur ertragen zu können scheint. Es sagte auch Gallus, die Erfindung jener zweiten, massiven und vollen Sphära sei alt und zuerst habe sie der Milesier Thales gedrechselt; dann seien auf ihr von dem Knidier Eudorus, einem Schüler Plato's, die Fixsterne*) dargestellt worden, und diesen ganzen Schmuck und die von Eudorus stammende Abbildung habe viele Jahre später Aratus (um 270 v. Chr.), nicht weil er große astronomische Kenntnisse, sondern eine poetische Begabung besessen hätte, durch Verse verherrlicht. Die vorliegende Art von Sphära, wo die Bewegungen der Sonne und des Mondes angebracht wären und die der fünf Planeten (Merkur, Venus, Mars, Jupiter, Saturn), hätte sich nicht mit jener massiven vereinigen lassen. Bewundernswerth sei daran die Erfindung des Archimedes, daß er sich ausgesonnen hätte, wie bei den verschiedensten Bewegungen (der Himmelskörper) eine Umdrehung die ungleichen und mannichfaltigen Bahnen in Ordnung hielt. Als Gallus die Maschine in Bewegung setzte, geschah es, daß der Mond durch ebensoviele Umdrehungen im Metalle, als die Tage am Himmel selbst betragen, der Sonne sich näherte, wodurch auch auf dem Bildwerke eine Verfinsterung der Sonne eintrat, und daß dann der Mond in denselben Kegel gerieth, welchen der Erdschatten bildet, wenn die Sonne gegenüber . . . ."

Hier fehlen leider mehrere Seiten des Ciceronianischen Buches! Noch Ovid scheint die Sphära des Archimedes zu meinen, wenn er in seinem Festkalender sagt: „Durch syrakusische Kunst**) steht der Ball, schwebend in geschlossener Luft, ein niedliches Abbild der riesigen Himmelskugel." Wir besitzen aber auch aus dem 4. oder 5. Jahrhundert nach Christi Geburt ein dem Dichter Claudian zugeschriebenes Epigramm auf das Planetarium des Archimedes. Es lautet:

„Als in kleinem Krystall einst Jupiter schaute den Himmel,
Lacht' er und folgendes Wort traf der Olympier Ohr:
Rückte schon so weit vor die Gewalt des sterblichen Scharfsinns?
Aeffet man nach mein Werk schon in zerbrechlichem Rund?
Rechte des Aethers, der Welt Ordnungen, der Götter Gesetze
Kunstvoll bildete ab jener sicilische Greis.
Mit verschlossen der Geist ist dienstbar den mancherlei Sternen
Und durch sicheren Schwung treibt er das lebende Werk.
Es durchläufet im Bild den Raum seines Jahres der Thierkreis;
Scheinbar kehret zurück Luna in jeglichem Mond.

*) Cic. de rep. I, 14: astris coelo inhaerentibus im Gegensatz zu errantes et quasi vagae stellae.

**) Die andere Lesart „auf syrakusischer Burg", arce Syracosia, giebt gar keinen Sinn, man müßte denn annehmen, daß eine der von Marcellus entführten Sphären später nach Syrakus zurückgewandert ist!

Und schon freut sich der Fleiß kühn drehend den eigenen Weltball,
Und der Gestirne Geleis lenkt er mit Menschenverstand.
Soll ich anstaunen etwa den Donnerverfälscher Salmoneus?*)
Fand sich ja schon eine Hand, welche erreicht' die Natur!"

Vergleicht man nun die Notizen der erwähnten drei Schriftsteller über das nstwerk, so ergänzt einer den andern bis zu einem ziemlich klaren Bilde. r Allem aber muß man bedenken, wie sich die damalige Zeit Erde und mmel vorstellte. Sie dachte sich das Verhältniß zwischen beiden nämlich ade so, wie es sich scheinbar dem Auge jedes Menschen darstellt: Die Erde nd ihnen in der Mitte des dieselbe von allen Seiten in gleicher Entfernung schließenden Firmaments. Das menschliche Auge erblickte also überall auf r Erde die innere Seite einer Kugel. Daher kommt es nun, daß man auch s ganze Weltall eine Kugel (sphaera) nennt. Die von Cicero erwähnte ein- che Himmelskugel des Archimedes heißt „massiv" und „voll", war also eine weder aus Holz oder Metall gedrehte Kugel, auf deren Außenseite die Bilder s Thierkreises nebst den Wendekreisen, den Polarkreisen und dem Aequator gebildet waren. Die Erde mußte man sich als im Mittelpunkte schwebend nzudenken, und weder Mond, noch Sonne und Planeten waren hier zu sehen. agegen war das eigentliche Planetarium eine hohle Glaskugel. Der Ovid'sche Ball, schwebend in geschlossener Luft", ist natürlich die in der Mitte angebrachte rde, in deren nächster Nähe sich der Mond bewegte, während die Sonne mit n Planeten, durch die Kurbel in Bewegung gesetzt, an der inneren Wand des Maßes rotirten. Wie sollte man sich auch bei der Kugelstalt der Maschine die Darstellung der Mond- und Sonnenfinsternisse denken, wenn die Kugel aus nem undurchsichtigen Stoffe bestanden hätte? Natürlich fiel aber jene mit den länzenden Fixsternen besäete Weltkugel im Tempel der Virtus bestechender ins uge, als dieses räthselhafte Wunderwerk.

Fast in derselben Weise, wie Claudian, beschreibt eine solche Sphäre der ngefähr 70 Jahre nach ihm lebende Marcianus Capella und erwähnt ebenfalls er gläsernen Himmelskugel. Natürlich darf man weder bei ihm noch bei Claudian an das alte Original des Archimedes denken. Denn daß man bald ie mechanische kleine Welt des Archimedes nachbildete, beweist Cicero in dem Werke „Vom Wesen der Götter", wo er ungefähr 10 Jahre, nachdem er in dem Buche „Ueber den Staat" die Archimedische Sphäre gelobt hatte, von einem Planetarium seines Lehrers, des Philosophen und Mathematikers Posidonius, chreibt: „Wenn man nach Scythien oder Britannien die Sphära brächte, welche ürzlich unser Freund Posidonius verfertigt hat, bei der jede Umdrehung dasselbe n der Sonne, dem Monde und den fünf Planeten bewirkt, was am Himmel urch Tag und Nacht hervorgebracht wird, wer würde in jenen barbarischen ändern daran zweifeln, daß diese Himmelskugel ein Meisterstück der Ver- unft sei? Und doch zweifeln manche Leute hinsichtlich der Welt, ob sie durch ufall, durch irgend eine Nothwendigkeit, oder durch göttliche Vernunft und insicht entstanden sei, und sind der Meinung, daß Archimedes etwas

*) Salmoneus, Bruder des Sisyphus, wurde von Zeus in den Tartarus ge- schleudert, weil er frevelnd Donner und Blitz nachzuahmen versuchte.

Größeres geleistet habe, indem er die Umdrehungen der Sphäre nachahmte, als die Natur selbst, indem sie dieselbe hervorbrachte." Strabo erzählt, daß Lucullus nach der Einnahme von Sinope nur zwei Kostbarkeiten der Stadt entführte, eine Statue des Sthenis und die Sphära des Billarus.

Archimedes beschäftigte sich auch, der oben erwähnten astronomischen Theorie gemäß, mit der Aufgabe, eine Zahl anzugeben, welche größer sei als die Zahl der Sandkörner, die eine Kugel fassen würde, deren Halbmesser die Entfernung des Erdmittelpunktes von dem Fixsternhimmel wäre. In der Schrift über diesen in das Gebiet der reinen Arithmetik fallenden Gegenstand zeigte er, daß schon das fünfzigste Glied einer geometrischen Progression, deren Exponent 10 wäre, überflüssig hinreichte, die Zahl der Sandkörner des damals angenommenen Raumes vom Universum zu bestimmen. Uebrigens schlug er den Umfang der Erde selbst zu hoch an, denn er berechnete ihn auf 7500 Meilen.

Noch Wichtigeres als für die Arithmetik hat Archimedes für die Geometrie und Stereometrie geleistet. Er war es, der zuerst das Verhältniß zwischen Peripherie und Durchmesser des Kreises genauer zu bestimmen versuchte. Es gelang ihm dies dadurch, daß er sowol außerhalb als innerhalb der Kreisperipherie regelmäßige Vielecke konstruirte und das Verhältniß der Seiten desselben zum Kreisdurchmesser berechnete. So fand er, daß die Seite des äußeren 96Eckes weniger als $^{153}/_{4673\frac{1}{2}}$ des Kreisdurchmessers mißt, der ganze Umfang des Polygons weniger als $^{14688}/_{4673\frac{1}{2}}$, der Umfang des jedenfalls kleineren Kreises also weniger als $3\,^{1}/_{7}$ des Durchmessers. Dagegen war eine Seite des inneren 96 Eckes größer als $^{66}/_{2017\frac{1}{4}}$ des Durchmessers, der Umfang des ganzen Polygons größer als $^{6336}/_{2017\frac{1}{4}}$, die jedenfalls größere Peripherie also größer als $3\,^{10}/_{71}$ des Kreisdurchmessers. Die gesuchte Zahl blieb also dem Archimedes von $3\,^{1}/_{7}$ und $3\,^{10}/_{71}$ eingeschlossen.

Eine Abhandlung über die Kegelschnitte ist verloren gegangen. Vorhanden ist noch eine andere über die Quadratur der Parabel. Außerdem haben wir Schriften des Archimedes über die Spirallinien, über die schwimmenden Körper, über die Konoiden und Sphäroiden (Körper, welche durch Umdrehung einer Parabel, einer Ellipse, einer Hyperbel um ihre Achse gebildet werden). Am bekanntesten sind die Ergebnisse seiner zwei Bücher von der Kugel und dem Cylinder. Drei neue Sätze hat Archimedes in denselben bewiesen: 1. daß die Oberfläche einer Kugel dem Vierfachen ihres größten Kreises gleich sei; 2. daß die Oberfläche eines Kugelabschnittes so groß sei, wie ein Kreis, dessen Halbmesser einer geraden Linie vom Scheitel des Abschnittes bis an den Umfang des Grundkreises gleich sei; 3. daß der Cylinder, welcher zur Grundfläche einen größten Kreis der Kugel habe, zur Höhe aber den Durchmesser der Kugel, mit anderen Worten: daß der der Kugel umschriebene Cylinder anderthalbmal so groß sei, wie die Kugel, und daß auch die Cylinderoberfläche das Anderthalbfache der Kugeloberfläche sei. Archimedes selbst legte so viel Gewicht auf diese stereometrischen Entdeckungen, daß er wünschte, die vom Cylinder eingeschlossene Kugel möchte einst auf sein Grabmal eingemeißelt werden.

Es herrschte damals unter den Mathematikern die Sitte, daß die Entdecker neuer Sätze dieselben veröffentlichten, den Beweis der Richtigkeit aber ihren

Kollegen überließen, ganz übereinstimmend mit dem im alexandrinischen Museum aufgekommenen Brauch, sich gegenseitig Aufgaben zu stellen und gelehrte Nüsse zum Knacken darzureichen. Es mag nun dem Archimedes vorgekommen sein, daß Andere seine Erfindungen hinterher entweder gering anschlugen oder dieselben ohne weiteres Kopfzerbrechen verwertheten. Wie er selbst in der Widmung der Schrift über die Schneckenlinien seinem Freunde Dositheus erzählt, machte sich daher Archimedes einst den Spaß, zwei falsche Sätze zu veröffentlichen, „damit solche Leute, die da Alles zu finden behaupten und doch nie einen Beweis herausbringen, überführt würden, daß sie auch einmal etwas Unmögliches zu finden versprochen hätten."

Die letzten Lebensjahre und das Ende des großen Mannes haben durch ihre Verflechtung mit dem Schicksale des reichen Syrakus weltgeschichtliche Berühmtheit erlangt.

Sein Freund, der König Hiero II., unter dessen mildem Scepter die Syrakusaner die demokratische Freiheit nicht vermißt hatten, und der die Unabhängigkeit des Reiches im ersten und zweiten punischen Krieg durch wohlberechnete Bundestreue gegen Rom gewahrt hatte, starb im Jahre 215 in einem Alter von mehr als 90 Jahren. Da sein Sohn Gelo schon vor ihm mit Tode abgegangen war, so folgte ihm in der Regierung sein unfähiger, durch die Erinnerung an seinen Großvater Pyrrhus aufgeblähter Enkel Hieronymus, der sich sofort mit den Karthagern verband. Zwar fiel er noch in demselben Jahre durch Meuchelmord und es schien, als wolle der klügere Theil der syrakusanischen Bürgerschaft das alte Verhältniß mit Rom wieder anknüpfen. Allein bei dem ungeheuren Wirrwarr, den des Hieronymus Tod in der Stadt erzeugte, und unter den egoistischen Parteibestrebungen, die sich entgegenarbeiteten, gelang es den Agenten Hannibals, Hippokrates und Epicydes, sich des Regiments zu bemächtigen, und der römische Konsul M. Claudius Marcellus schritt Ende des Jahres 214 zur Belagerung des umfangreichen, sehr festen Platzes.

Man sieht recht deutlich, wie wenig sich Archimedes durch die Politik von seinem wissenschaftlichen Interesse abziehen ließ. Hätte er sich als Anhänger der römischen Freundschaft gezeigt, so wäre er bei dem zweimaligen Blutbade, welches die karthagisch Gesinnten unter den zu Rom Haltenden anrichteten, wol mit untergegangen und man hätte ihm nicht von Anfang an den wichtigen Posten des Oberingenieurs anvertraut. Andererseits läßt sich auch nicht denken, daß er, der langjährige Freund Hiero's, als Politiker so kurzsichtig gewesen sein sollte, wie Hieronymus! Kurz, er hätte wol eben so viel Energie und Scharfsinn bei einer Belagerung von Seiten eines karthagischen Heeres entwickelt.

Drei ältere Schriftsteller haben über den Antheil, den Archimedes an der Vertheidigung nahm, weitläufiger berichtet: Polybius, Livius und Plutarch. Wir ziehen die Erzählung des Erstern vor, da derselbe schon lebte, als das Ereigniß begann, und offenbar die beiden anderen Historiker seiner Darstellung gefolgt sind. Polybius also sagt zunächst, die beiden römischen Feldherren Claudius Marcellus und Appius, von denen jener den Angriff zur See, dieser zu Lande leitete, hätten bei der Belagerung erst erfahren müssen, daß bei gewissen Gelegenheiten ein Geist viel förderlicher sei als eine Menge von Händen.

Denn Archimedes habe für jeden Angriff seine Gegenmaßregeln getroffen gehabt. Marcellus ließ zuerst gegen den stark befestigten Haupttheil der Stadt, Achradine, 60 Fünfruderer heranfahren, deren Verdecke und Laufplanken von Schleuderern und Bogenschützen wimmelten, welche die Zinnen der Festung von Vertheidigern entblößen sollten. Außerdem hatte er acht seiner großen Kriegsschiffe zu Trägern von Belagerungsmaschinen hergerichtet. Von je zwei Schiffen wurden nämlich an der entgegengesetzten Seite die Ruderstangen eingezogen und dann die beiden kahlen Borde fest mit einander verbunden. Diese Unterlage diente einer vier Fuß breiten, mit schützenden Seitenwänden und Decken versehenen Leiter zum Stützpunkte, welche ungefähr so lang war, daß sie mit ihrer Spitze der Höhe der feindlichen Mauern gleichkam. Sie endete oben in einer kleinen Plattform, von welcher aus die Stürmenden die Mauervertheidiger vertreiben und dann selbst auf die Zinnen hinüberspringen sollten. Die ganze Maschine hieß recht bezeichnend „Harfe"; denn die schief über die beiden Vordertheile der Schiffe hinausragende Leiter, die beiden Mastbäume und die die Spitze der Leiter mit den Obertheilen der Mastbäume verbindenden Taue (vermittelst deren man vom Hinterverdecke aus die Leiter nach Belieben auf und ab bewegen konnte) bildeten, von der Seite aus gesehen, ein jenem musikalischen Instrumente ähnliches Dreieck.

Hören wir, wie Archimedes die so gerüsteten Feinde abwehrte! „Er hatte Geschütze gebaut für jede Schußweite, und wenn sie aus der Ferne heranfuhren, verwundete er sie durch straffer gespannte und größere Wurfmaschinen und setzte sie in Unmuth und Verlegenheit. Sobald aber diese Geschosse über die Feinde wegflogen, benutzte er nach dem betreffenden Abstande immer kleinere Geschütze und brachte die Gegner in solche Bestürzung, daß er ihre Angriffsbewegung ganz und gar hinderte. Marcellus sah sich also gezwungen, heimlich während der Nacht die Annäherung zu versuchen. Als aber die Römer sich schußfrei am Lande befanden, hatte Archimedes bereits ein anderes Vertheidigungsmittel gegen die von den Schiffen aus Kämpfenden vorbereitet. Er durchbrach die ganze Mauer mit Schießscharten, die, so hoch wie ein Mann, nach außen zu nur in Handbreite sichtbar waren. Diese besetzte er innen mit Bogenschützen und kleinen Katapulten und machte durch die Schüsse derselben die Mannschaft auf den Schiffen unbrauchbar. Mochten nun seitdem die Feinde weit entfernt sein oder sich nahe genug befinden, er vereitelte nicht allein ihre Angriffe, sondern tödtete auch die meisten der Stürmenden. Für den Fall, daß sie die Harfen aufzurichten versuchten, hatte er längs der ganzen Mauer Instrumente hergerichtet, die während der übrigen Zeit unsichtbar blieben, wenn man sie aber nöthig hatte, sich aus den inneren Theilen emporhoben und mit ihren Balkenarmen weit über die Zinnen hinausragten. Einige trugen von ihnen Steine, schwerer als fünf Centner, andere bleierne Gewichte, und wenn nun die Harfen sich näherten, wurden die Balken vermittelst eines Strickes gerichtet und ließen durch einen Zug an der Rolle ihre Last auf die feindliche Vorrichtung hinabfallen. Dadurch geschah es, daß nicht allein diese selbst zertrümmert wurde, sondern auch das Schiff und dessen ganze Mannschaft in Gefahr gerieth. — Auch auf die durch Weidengeflechtschirme gegen die Pfeile

ßten Feinde schleuderte er Steine von gehöriger Größe, um die Kämpfenden em Vordertheile des Schiffes zu verjagen. Zugleich ließ er eine eiserne , die an einer Kette hing, hinab, und nachdem der den Wagebalken nde damit das Vordertheil irgendwo gefaßt hatte, zog er innerhalb der er das andere Ende der Maschine niederwärts. So lange nun das Vorder= gehoben wurde, bis das Fahrzeug endlich gerade auf dem Hintertheile , blieb das Schiff unbeweglich an der Maschine hangen; dann aber r durch einen Zug am Seile Hand und Kette los, worauf einige von den sen auf die Seite fielen, andere auch umgekehrt wurden; die meisten ten, wenn das Vordertheil von der Höhe herabstürzte, unter und füllten nit Meerwasser und Verwirrung. Marcellus, der durch die Gegenanstalten lrchimedes in die größte Verlegenheit gesetzt ward, ärgerte sich zwar über Gang der Dinge, doch behielt er so viel Humor, daß er meinte, Archimedes he seine Schiffe als Schöpflöffel; seine Harfen aber würden unter Schlägen Schande, wie von einem Trinkgelage, vertrieben!

Während die Belagerung zur See so wenig Erfolg hatte, wurde Appius er Landseite durch ähnliches Mißgeschick gezwungen, vom Angriffe abzu= n. Denn wenn seine Leute noch entfernt von der Mauer waren, wurden hon von den Steinen und Pfeilen der Geschütze getroffen, weil dieselben l wegen ihrer Menge als auch wegen ihrer Kraft Außerordentliches leisteten, sam als wäre Hiero der Veranstalter der Rüstungen gewesen, Archimedes der Architekt und Werkmeister für seine Pläne. Wenn sie sich dann der t näherten, so wurden sie durch die Schüsse aus den Schießscharten un= sig verletzt und von dem Sturme abgehalten; diejenigen dagegen, welche r Schirmdächern den Zugang erzwingen wollten, wurden durch herunter rfene Steine und Balken getödtet. Nicht geringen Schaden thaten die de auch durch die bereits geschilderten künstlichen Hände, mit denen sie Soldaten sammt den Waffen aus den Reihen rissen und emporschleu= n."

Die Erzählung des Polybius ist ein Bruchstück und schließt damit, daß Römer nach achtmonatlichen Anstrengungen die Belagerung in eine Blockade Wasser und zu Lande verwandelten. Nach Livius und Plutarch schöpften die akusaner sichere Hoffnung auf völlige Befreiung, als ein karthagisches Heer r Hamilkar zum Entsatze heranrückte. Allein gerade dies verminderte ihre hsamkeit und im Frühjahre 212 gelang es Marcellus, während die Bürger na zu Ehren ein fröhliches Fest feierten, eine der Vorstädte durch Ueber= pelung zu nehmen. Zwar wurde hierauf das römische Heer selbst zwischen Stadt und das punische Entsatzheer eingekeilt. Aber die tödtlichen Fieber Hochsommers vernichteten die in den Sümpfen bivouakirenden Afrikaner im Herbst, wo die Stadt ganz und gar in die Gewalt der fremden Söldner bemächtigten sich die Römer durch Verrätherei der Inselstadt, worauf die stadt (Achradine) freiwillig die Thore öffnete.

Marcellus befleckte seinen Ruhm dadurch, daß er seinen schon durch die derung der vorher genannten Stadttheile bereicherten Soldaten jetzt auch innere Stadt preisgab, wiewol doch Syrakus während der ganzen

Belagerung keinen eigenen Willen gehabt hatte, sondern von dem fremden Militär terrorisirt worden war.

Archimedes hatte sich wahrscheinlich von der Leitung der Vertheidigung zurückgezogen, seitdem der Karthager Epicydes geflohen war und die sechs Obersten der Söldner das Kommando führten. Als die Römer in Achradine einrückten, befand er sich in seinem Hause und zeichnete mit einem Stäbchen mathematische Figuren auf eine vor ihm liegende, mit feinem Glasstaub bedeckte Tafel. Ein römischer Soldat trat mit gezücktem Schwert in sein Zimmer und fragte ungestüm nach seinem Namen und nach verborgenen Schätzen; Archimedes war aber in seine Aufgabe so vertieft, daß er die Fragen nicht beantwortete, sondern nur bat, seine Zeichnung nicht zu stören*), worauf ihn der Barbar niedermachte. Daß Marcellus vorher den besonderen Befehl gegeben habe, das Leben des Archimedes zu schonen, ist möglich, unwahrscheinlich dagegen bleibt es, daß, wie Plutarch die Sache darstellt, gerade der Soldat, welcher ihn zu Marcellus bescheiden sollte, sein Mörder ward. Einige behaupten auch, Archimedes sei nicht in seinem Hause getödtet worden, sondern er habe mathematische Instrumente, „Sonnenuhren, Himmelskugeln und Winkel, mit denen er die scheinbare Größe der Sonne maß", zu Marcellus getragen und sei auf der Straße von einigen Soldaten, welche Gold unter den Geräthschaften vermutheten, ermordet worden.

Livius und Plutarch stimmen darüber überein, daß Marcellus den Tod des Archimedes tief beklagte, daß der Name des großen Mechanikers selbst seinen Verwandten, welche der römische Feldherr aufsuchen ließ, Ehre und Schutz verschaffte, und daß die Feinde auch den Leichnam mit denselben Ehrenbezeigungen bestatteten, wie einen der Ihrigen. Daß selbst der Wunsch des Todten hinsichtlich der auf dem Grabmale anzubringenden Embleme berücksichtigt wurde, ist aus dem letzten Buche von Cicero's tuskulanischen Untersuchungen ersichtlich.

Dort erzählt der beredte Römer, daß 137 Jahre nach dem Untergange der syrakusanischen Selbständigkeit kein Mensch in Syrakus mehr etwas von dem Vorhandensein jenes Grabes wußte. Als Quästor des westsizilischen Verwaltungsbezirks besuchte er im Jahre 75 v. Chr. Syrakus und bemühte sich, unter der von Gebüsch und Dornen überwucherten Nekropole vor dem Agrigentinischen Thore die Stätte wieder zu finden, wo Archimedes' Gebeine ruhten: „Ich hatte noch einige jambische Sechsfüßler im Gedächtniß," schreibt er, „welche, wie ich gehört hatte, auf dem Monument standen und darauf hindeuteten, daß an der Spitze des Grabmals eine Kugel nebst einem Cylinder angebracht sei. Während ich nun meine Augen überall hinschweifen ließ, bemerkte ich eine nicht weit das Gebüsch überragende kleine Säule, auf welcher sich die Figuren von Kugel und Cylinder befanden. Sogleich rief ich den vornehmen Syrakusanern, die sich bei mir befanden, zu: „Ich glaube, dies ist es, was ich suche!" Es wurden nun viele Leute mit Hippen hineingeschickt, die

*) Nach Angabe griechischer Autoren rief er aus: „Den Kopf und nicht die Figur!"

n Platz reinigten und zugänglich machten. Hierauf traten wir zur Vorderseite s Fußgestelles und hier zeigte sich das Epigramm, nur daß die hinteren Theile r Versehen beinahe zur Hälfte verwittert waren. So hätte die berühmteste nd einst auch gebildetste Stadt Großgriechenlands das Grabmal ihres scharfnnigsten Mitbürgers nicht gewußt, wenn sie es nicht von dem Manne aus rpinum hätte kennen gelernt."

Absichtlich ist die bekannte Sage, daß Archimedes bei Vertheidigung einer Vaterstadt die römischen Kriegsschiffe durch Hohlspiegel in Brand gesteckt habe, in unserer Darstellung übergangen worden.

Es ist schwer zu glauben, daß der umsichtige Polybius, der dem Archimedes er Zeit nach so nahe stand, der jedenfalls in Syrakus selbst Erkundigungen über den Mann und seine Thaten einzog, die Anwendung von Brennspiegeln verschwiegen hätte, wenn auch nur der geringste Erfolg damit verbunden gewesen wäre. Nicht minder auffallend ist es, daß Plutarch und Livius, die doch sicher nicht Polybius allein als Quelle benutzten und die mit sichtlichem Wohlgefallen bei ihrer Schilderung der Anstrengungen des Mathematikers verweilen, kein Wort über die Benutzung katoptrischer Instrumente fallen lassen. Erst bei späteren Schriftstellern, wie z. B. bei Lucian und Galenus, finden sich Anspielungen auf die Hohlspiegel des Archimedes, und 1000 Jahre später wird die Verbrennung der römischen Flotte von den Byzantinern Zonaras und Tzetzes behauptet. Zonaras stützt sich auf ein nicht mehr vorhandenes Zeugniß des Dio Cassius und fügt hinzu, daß auch im fünften Jahrhundert nach Christus der griechische Mathematiker Proklus unter dem Kaiser Anastasius die gothischen Schiffe des Vitalianus durch Brennspiegel verbrannt habe, indem er eine Maschine auf der Stadtmauer von Konstantinopel befestigte, welche aus einem sechseckigen Spiegel von polirtem Erze mit vielen kleineren beweglichen Polygonen bestand, um die Strahlen der Mittagssonne aufzufangen und zurückzuwerfen, wodurch eine verzehrende Flamme bis auf eine Entfernung von vielleicht 200 Schritten geschleudert worden wäre. Und wiewol auch über dieses Rettungsmittel Ammianus Marcellinus und die übrigen gleichzeitigen Schriftsteller schweigen, so hat doch der bekannte Naturforscher Buffon im Jahr 1747 mit einem aus 168 ebenen Spiegeln bestehenden Instrument auf eine Entfernung von 150 Schritten Holz in Brand gesetzt, ja auf 140 Schritte Blei zum Schmelzen gebracht und so die Möglichkeit der Sache bewiesen. Es läßt sich auch recht gut annehmen, daß Archimedes genug Fortschritte in der Optik und Katoptrik gemacht hatte, um auf die Erfindung von Brennspiegeln zu fallen? Aber selbst, wenn man ihm den Ruhm der Entdeckung zuerkennt, warum sollte man nicht lieber dabei stehen bleiben und dem Archimedes nur einige Experimente mit dem Brennspiegel in Friedenszeiten zuschreiben, als die Anwendung desselben im römischen Kriege auf Grund so später Gewährsmänner behaupten.

XI.

Polybius.

(202—120.)

„Hellas, das wir besiegt, es besiegte den roheren Sieger,
Bracht' auf Latiums Flur dem bäu'rischen Volke die Künste."

Horaz.

Die bürgerliche Freiheit und Selbständigkeit Griechenlands eilte ihrem Grabe zu, seitdem der griechische Geist in Kunst, Religion und Wissenschaft die engen Schranken der Nationalität gesprengt und seine anregende, belebende Wirkung auf alle Völker rings umher zu üben begonnen hatte. Aber gerade diejenige Nation, welche der politischen Unabhängigkeit der Hellenen ein Ende machte, war auch dazu bestimmt, die Früchte der griechischen Kultur zu retten und derselben bei sich eine neue Heimatstätte zu bereiten, eben weil sie ohne große eigene Produktionskraft so viel Aneignungsfähigkeit und Nachahmungssinn besaß, um die für alle Zeiten mustergiltigen Schöpfungen der Besiegten zu erhalten und nicht untergehen zu lassen. Freilich fügten sich die Eroberer mit vielem Widerstreben in das Geschick, dem Hellenismus im eigenen

Hause zur Alleinherrschaft helfen zu müssen. Schon vor 146 v. Chr. begann von Seiten der nationalen Opposition ein Vertheidigungskrieg, in welchem die Gegner, wie in allen Fällen solcher Art, im Vortheil waren. „Diese griffen an," sagt Drumann, „wenn man sie nicht erwartete, und drangen ein, wo sie die Grenzen nicht besetzt fanden und neuerungssüchtige Freunde ihnen die Hand boten." Voran stand unter den Kämpfern gegen den Modehellenismus der ältere Cato, der mit der ganzen Härte und Heftigkeit seines Wesens für das Alte in die Schranken trat. Nachdem besonders auf seinen Betrieb im Jahre 171 v. Chr. die epikuräischen Philosophen Alcäus und Philiscus die Stadt hatten räumen müssen, ärgerte es ihn nicht wenig, als 16 Jahre später der Akademiker Karneades, der Stoiker Diogenes und der Peripatetiker Kritolaus in Rom eintrafen, um als Gesandte einen Straferlaß für Athen zu erreichen. Die jungen Römer scharten sich bald um diese mit Wort und Lehre nicht geizenden Gelehrten und die Alten sahen großentheils mit Stolz auf den wissenschaftlichen Trieb und Eifer ihrer Sprößlinge. Nur Cato ließ sich nicht von seiner Abneigung abbringen, sondern warf den Konsuln im Senate vor, daß sie die Gesandtschaft so lange in Rom aufhielten; „kommt doch zu einem Schlusse", sagte er, „und fertigt sie ab, damit sie in ihre Schulen zurückkehren und die Kinder der Griechen unterrichten! Die römischen Jünglinge mögen, wie vordem, den Bräuchen der Vorfahren und den Befehlen ihrer Oberen gehorchen!" Ebenso schrieb er an seinen Sohn: „Von diesen Griechen werde ich an seinem Orte sagen, was ich zu Athen über sie in Erfahrung gebracht habe, und will es beweisen, daß es nützlich ist, ihre Schriften einzusehen, aber nicht, sie durchzustudiren. Es ist eine grundverdorbene und unregierliche Rasse; glaube mir, dies ist wahr wie ein Orakel; und wenn das Volk seine Bildung hierher bringt, so wird es Alles verderben, ganz besonders, wenn es seine Aerzte herschickt. Sie haben sich verschworen, alle Barbaren umzubringen mit Arzneien; aber sie lassen sich dafür noch bezahlen, damit man ihnen vertraue und sie uns leicht zu Grunde richten mögen." Dennoch konnte sich der alte Starrkopf so wenig der Einwirkung des Zeitgeistes entziehen, daß er in seinen hohen Jahren doch noch die „überseeische und ausländische" Wissenschaft der Griechen erlernte. Um dem Hereinbrechen des Fremden auf dem Gebiete der Prosa einen Damm entgegenzubauen, setzte er seine ganze Energie daran, eine nationale prosaische Literatur zu schaffen, und schrieb deshalb seine „Ursprungsgeschichten" und fachwissenschaftlichen Werke. Wie Cato war auch Cicero's Großvater gesinnt, der, wie sein Enkel erzählt, behauptete, die Römer wären, wie die syrischen Sklaven, um so schlechter, je mehr sie Griechisch verständen! Auch Marius sagte, es sei lächerlich, Wissenschaften zu erlernen, deren Lehrer Sklaven wären.

Gegen die nationale Strömung erfolgte im siebenten Jahrhundert der Stadt ein bedeutender Rückschlag. Man kam endlich zu der Einsicht, wie bescheiden das Maß der eigenen literarischen Begabung sei, wie unzulänglich die Versuche, die herrlichen Produkte hellenischer Kunst und Poesie zu imitiren oder gar zu überbieten, und schloß sich deshalb enger an die griechische Bildung an. Vorzüglich geschah dies von Scipio Aemilianus, dem Zerstörer Numantia's

und Karthago's, und seinen Gesinnungsgenossen, dem hochgebildeten, von Cicero gefeierten C. Lälius, dem feinen Stylisten L. Furius Philus und dem Bruder vom Zerstörer Korinth's, Spurius Mummius. In diesem Kreise, der offen und ohne Scheu mit griechischen Gelehrten verkehrte, spielte Polybius eine Hauptrolle; ja er ist es gewesen, der es unternahm, die Berechtigung des Hellenismus auf dem geistigen, des Romanismus auf dem politischen Gebiete in das rechte Licht zu setzen und jenseits und diesseits des Adriameeres zur Anerkennung zu bringen.

Polybius stammte aus dem Hirtenlande Arkadien, dessen Bewohner, seine Landsleute, er bei mehreren Gelegenheiten wegen ihrer tüchtigen Gesinnung und Handlungsweise rühmlichst hervorhebt. Seine Vaterstadt war Megalopolis, die jüngste unter allen griechischen Städten, welche, von Epaminondas gegründet, nach 50 Jahren bereits 70,000 Einwohner gezählt hatte. Als Bollwerk und Waffenplatz der Arkadier gegen Sparta fiel sie auch bald dem spartanischen Hasse als Opfer; denn Kleomenes III., der kühne lacedämonische Reformator, überfiel sie im Winter 223—222, zerstörte sie zum großen Theile und vertrieb die Einwohner. Nach der Schlacht bei Sellasia (222) sammelte zwar Philopömen die Zersprengten, die Stadt erholte sich aber nie wieder von dem erhaltenen Schlage. Polybius erblickte das Licht der Welt ungefähr 12 Jahre nach diesem Ereignisse und sein Vater, Lykortas, war eng in die politischen Zeitverhältnisse verflochten. Nachdem der Stifter des Achäischen Bundes, Aratus, durch macedonisches Gift aus dem Wege geräumt worden war, fanden die Verbündeten in Philopömen, ebenfalls einem Megalopolitaner, einen Helfer in der Noth. Von 208 an, wo er an die Spitze der Achäer trat, neigte sich im Kriege mit Sparta der Sieg ganz auf deren Seite, besonders nachdem er in der Schlacht bei Mantinea den spartanischen Tyrannen Machanidas mit eigner Hand erschlagen hatte. Bald darauf brach der zweite Krieg zwischen Rom und Macedonien aus, nach dessen Beendigung die zuerst mit Philipp III., dann mit den Römern verbündeten Achäer, wie die übrigen hellenischen Staaten bei den isthmischen Spielen des Jahres 196 für frei erklärt wurden. Neue Unruhen entstanden im Peloponnes durch den spartanischen Usurpator Nabis, der sich durch raffinirte Grausamkeit und durch eine Horde nichtswürdigen Gesindels behauptete und, von dem zum vierten Male zum Bundeshauptmann erwählten Philopömen geschlagen, die Aetolier unter Aleramenus zu Hülfe rief. Dieser ermordete den Tyrannen selbst, um Sparta mit dem Aetolischen Bunde zu vereinigen, und Philopömen erzwang nun von den sich der Aetolier erwehrenden Spartanern den Beitritt zum Achäischen Bunde, der jetzt den ganzen Peloponnes umfaßte. Dies war 192 geschehen, wo Polybius also vielleicht 10 Jahre alt sein mochte. Vier Jahre später fiel Sparta wieder ab, auf die Genehmigung Roms hoffend. Von diesem aber im Stiche gelassen, ward es von Philopömen eingenommen, seiner Befestigungen beraubt und nach Abschaffung der lykurgischen Gesetze und nach Verbannung aller durch Machanidas und Nabis mit dem Bürgerrecht Beschenkten ganz dem Bunde einverleibt.

Lykortas, der Vater unseres Polybius, stand bei allen diesen Unternehmungen als guter Patriot und Freund seinem Landsmanne Philopömen zur Seite.

Polybius trägt Philopömen's Asche in feierlichem Zuge nach Megalopolis.

haltung bei ihm anzufangen und wieder aufzuhören, in der Meinung, Du theileſt dieſelbe Ueberzeugung. Ich freue mich aber, von Dir zu hören, daß Du glaubſt, ein ſanftes, geſetztes Weſen gezieme ſich für die aus dieſer Familie Stammenden; denn ich erkenne daraus Deine Hochſinnigkeit. Ich möchte mich gern ſelbſt Dir anbieten und Dir behülflich ſein, Deiner Ahnen Würdiges zu reden und zu thun. Denn in Bezug auf jene Wiſſenſchaften, denen Ihr jetzt Fleiß und Eifer widmet, wird es Euch nicht an bereitwilligen Beiſtänden fehlen. Denn ich ſehe, daß jetzt eine große Menge ſolcher Leute aus Griechenland hierher ſtrömt. In den Dingen aber, welche, wie Du ſagſt, Dich jetzt beunruhigen, wirſt Du nach meiner Meinung keinen paſſenderen Helfer und Mitſtreiter finden, als mich." Während er noch ſo ſprach, faßte Scipio mit beiden Händen ſeine Rechte und ſagte, ſie leidenſchaftlich drückend: „O, wenn ich doch jenen Tag erlebte, an welchem Du mit Hintanſetzung alles Anderen mir Deine Sorgfalt widmeteſt und mit mir zuſammenlebteſt! Von jenem Augenblicke an werde ich mir meiner Familie und meiner Vorfahren würdig vorkommen!" Polybius freute ſich einerſeits, da er den Eifer und die Begeiſterung des Jünglings ſah; andrerſeits kam er in Verlegenheit, wenn er an den hohen Rang ſeiner Familie dachte und an den Reichthum dieſer Leute. Uebrigens war von jenem Meinungsaustauſche an der Jüngling von Polybius unzertrennlich und zog ſeinen Umgang allen Anderen vor.""

Natürlich wurde Polybius durch die Söhne des Paullus in alle vornehmen hauptſtädtiſchen Kreiſe eingeführt und die Achtung, mit welcher man ihn behandelte, blieb nicht auf jenes Haus beſchränkt. Mit ſeinem Stadtarreſt ſcheint man es auch nicht ſo genau genommen zu haben; wenigſtens erzählt er ſelbſt, daß er auf der Eberjagd bei Circeji (ungefähr 12 Meilen ſüdlich von Rom) mit Demetrius Soter bekannt geworden ſei. Dieſem aus der Makkabäergeſchichte wohlbekannten ſyriſchen Prinzen erzeigte er ſpäter einen großen Gefallen, der zugleich beweiſt, daß er im Vertrauen auf ſeine Gönner in der Ariſtokratie ſich mehr erlauben konnte, als ſich mit ſeiner Stellung als Konfinirter vertrug. Jener Seleucide hatte ein ähnliches Schickſal wie Polybius gehabt. Er weilte ſeit 175 in Rom, wohin er von ſeinem Vater Seleukus Philopator als Geißel geſchickt worden war. Nach der Ermordung ſeines Vaters beſtieg ſein Oheim, Antiochus IV., zu deſſen Auslöſung er nach der Hauptſtadt gekommen war, den Thron, ohne daß die Römer es hinderten. Als aber 162 auch dieſer ſtarb und ſein Sohn ſich der Regierung bemächtigte, da wendete ſich der rechtmäßige Thronerbe, nachdem er vergebens den Staat um ſeine Freiheit gebeten hatte, an Polybius mit der Frage, ob er ſein Geſuch erneuern ſollte. Dieſer widerrieth ihm, „zweimal an denſelben Stein zu ſtoßen", und forderte ihn auf, bei der günſtigen Lage der Zeitverhältniſſe lieber einen entſcheidenden Schritt zu wagen. Demetrius aber folgte diesmal nicht, ſondern machte nochmals einen Verſuch, beim Senate durchzudringen. Nachdem er aber wieder abſchläglich beſchieden worden war, berieth er ſich mit ſeinem vormaligen Erzieher, Diodorus, der eben aus Syrien angekommen war, was zu thun wäre, und dieſer war für eine ſchnelle, heimliche Flucht.

Wieder wurde nun Polybius zu Rathe gezogen und dieser empfahl den Prinzen seinem zuverlässigen Freunde, dem ägyptischen Gesandten Menyllus, er sich sofort bereit finden ließ, sogleich Alles, was zur Flucht nothwendig war, vorbereitete und ein gerade in Ostia ankerndes karthagisches Schiff miethete, während Demetrius den größten Theil seiner Dienerschaft über Land schickte, um ihn zu einer Jagd zu erwarten. Am festgesetzten Abend hielt Demetrius bei einem Freunde noch ein Abschiedsmahl. Polybius war gerade bettlägerig; als er aber von dem Gelage hörte, wurde er wegen der Neigung des Prinzen zum Weingenusse besorgt und sendete ihm durch einen Sklaven folgende anonyme Zeilen:

„Dem Handelnden fällt das Besitzthum des Zauderers zu.
Gleiches bringt Allen die Nacht, dem Wagenden aber mehr.
Wage etwas, unternimm, handle, verloren oder gewonnen:
Laß Alles im Stich, nur nicht Dich selbst!
Sei nüchtern und traue Niemand! Dies ist der Klugheit Nerv."

Der junge Fürst erkannte sofort den Schreiber, stellte sich krank, verließ das Mahl und brach noch in der Nacht nach Ostia auf. So gut waren die Maßnahmen getroffen, daß erst am vierten Tage die Flucht ruchbar wurde. Der Senat versammelte sich zwar am Tage darauf; da aber anzunehmen war, daß Demetrius bereits die Meerenge von Sicilien passirt hatte, ordnete er keine Verfolgung an.

Im Jahre 160 v. Chr., als die Gefangenschaft der Achäer bereits sieben Jahre gedauert hatte, erschien nochmals eine Deputation der Achäer in Rom, um Gnade für die Verbannten flehend, „besonders des Polybius und Stratius wegen; denn die Meisten, wenigstens die der Erwähnung Würdigen, hatte die Zeit schon Alle dahingerafft." Es wurde ihnen derselbe Bescheid. Man wollte einmal die Opposition aussterben lassen! — Zwischen 160 und 150 scheint Polybius sogar größere Reisen in Italien gemacht zu haben; denn er berichtet hinsichtlich der an der Südspitze Italien gelegenen Stadt Lokri: „Ich bin auch mehrmals nach der Stadt der Lokrer hingefahren und habe ihnen ein paar Male aus der Noth geholfen. Denn es glückte mir, sie von der Schiffslieferung im spanischen und dalmatischen Kriege zu befreien, zu welcher sie den Verträgen gemäß verpflichtet waren."

Im Jahre 150 waren von den 1000 Deportirten nur noch kaum 300 am Leben. Da verwendete sich endlich Scipio auf Bitten des Polybius, der vielleicht die Stimmung für günstiger hielt, bei dem damals schon 84jährigen Cato. Als die Angelegenheit im Senate zur Sprache kam, erhoben sich viele Stimmen für und gegen die Aufhebung der über die Achäer verhängten Maßregel, bis endlich dem Greise die Geduld ausging und er aufstehend in seiner grobkörnigen, herben Weise sagte: „Als ob wir nichts zu thun hätten, sitzen wir hier den ganzen Tag wegen einiger alten griechischen Männlein und streiten uns, ob sie von unseren Todtengräbern beerdigt werden sollen oder von denen in Achaja!"

Nachdem endlich die Erlaubniß zur Rückkehr gegeben worden war, beging Polybius den Fehler, sich noch einmal an den Senat zu wenden und ihn zu bitten, daß die Verbannten nach ihrer Rückkehr in die Heimat wieder in ihre früheren

Ehren eingesetzt würden. Lächelnd sprach da Cato, es komme ihm dies so vor, wie wenn Odysseus noch einmal in die Höhle Polyphem's zurückkehre, um sich den vergessenen Gürtel und Hut von dem Riesen auszubitten!

Auch Polybius ging nach Achaja zurück. Er war bereits gegen 60 Jahre alt und hatte seine besten Mannesjahre in Rom verlebt. Der geordnete Staatsorganismus der Römer, verglichen mit dem unruhigen Parteitreiben seiner Landsleute, der Verkehr mit den Edelsten und Gebildetsten der herrschenden Nation hatten ihn sicher mit dem Römerthum ausgesöhnt und sein nüchterner praktischer Sinn, eigentlich schon dem römischen Charakter näher stehend als dem hellenischen, fügte sich leicht in die Anerkennung der römischen Hegemonie auf dem politischen Gebiet; wußte er doch, daß im Reiche des Geistes die Ueberlegenheit des Hellenismus eine eben so sichere Thatsache sei und bleiben werde. Uebrigens erwarb er sich während seines längeren Aufenthaltes in Rom eine solche Kenntniß der lateinischen Sprache, daß er den ältesten Handelsvertrag Roms mit Karthago aus der auf dem Kapitol befindlichen Originaltafel in das Griechische übersetzte, obgleich das Latein desselben so alterthümlich war, daß schriftkundige Römer den Sinn zum Theil nur erriethen.

Kaum hatte Polybius ein Jahr im Vaterlande zugebracht, als ein Schreiben von dem gegen Karthago beorderten Konsul Manilius bei der Bundesbehörde einlief mit der Aufforderung, den Megalopolitaner Polybius so schnell als möglich nach dem sicilischen Lilybäum zu senden, da man denselben in Staatsangelegenheiten verwenden wollte. Die Erklärer des Polybius haben mancherlei Motive zu dieser auffallenden Berufung aufgestellt; von einer Seite ist sogar behauptet worden, Manilius habe gar nichts von ihm gewollt, sondern nur Griechenland einen klugen Mann entziehen wollen. Die Sache wird jedoch sehr klar, wenn man bedenkt, daß Manilius ein unfähiger Feldherr war, daß sich des Polybius Freund, Scipio, als Kriegstribun bei der Expedition befand, und daß dieser mit Manilius auf sehr freundschaftlichem Fuße stand. Polybius gehorchte dem Beschlusse der Achäer und reiste ab. Als er jedoch nach Korsu kam, erfuhr er, daß die Karthager die Bedingungen der Römer erfüllt und die verlangten Geißeln gestellt hätten, hielt deshalb den Krieg für beendet und kehrte nach Hause zurück. Wie konnte er auch wissen, daß die römischen Feldherren den geheimen Befehl hatten, trotz aller Zugeständnisse Karthago zu vernichten?

Als jedoch im Jahre 147 sein Schüler Scipio selbst das Konsulat und den Oberbefehl in Afrika erhielt, begab sich Polybius, man weiß nicht ob eingeladen oder aus freien Stücken, zum Heere. Da der Krieg allem Anscheine nach nicht mit einem Schlage beendet werden konnte, erbat er sich, wahrscheinlich zwischen 147 und 146, von Scipio Urlaub und einige Schiffe, um seine Wißbegierde in Betreff des über die Säulen des Herkules hinaus liegenden Theils von Afrika zu befriedigen. Plinius der Aeltere, welcher sich auf die eigenen Angaben des Polybius stützt, erzählt, derselbe sei bis zum Flusse D der Gegend von Kap Bojador) vorgedrungen, und giebt verschiedene fernungen und Ortsnamen nach dieser Reise an. Polybius kehrte der Einnahme der Punierstadt zurück. Wie Plutarch berichtet

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX
TILDEN FOU

athen, einen Theil des eroberten Hafendammes mit Fußangeln und eisernen
ken gegen durchwatende Feinde zu sichern, der Römer aber geantwortet, es
thöricht, nach schon begonnener Eroberung der Stadt sich noch zu fürchten.
ach Ammianus Marcellinus unternahm er es mit 13 Anderen, durch ein
inernes Schutzdach gedeckt, ein Stadtthor zu unterminiren. Polybius stand
olich auch neben dem Sieger, als derselbe, nach der brennenden Stätte
stlosen Menschenfleißes schauend, wehmüthig in die homerischen Worte
usbrach:

„Einst wird kommen der Tag, wo das heilige Ilium hinsinkt,
Priamus selbst und das Volk des lanzenkundigen Königs."

„Als ihn aber Polybius freimüthig fragte — denn er war ja auch sein
hrer — was diese Verse bedeuten sollten, sagte er, er habe eigentlich seine
Vaterstadt gemeint, für die er beim Hinblick auf die menschlichen Geschicke
ürchte. Und dies schreibt Polybius als Ohrenzeuge."

Unterdessen war über das unglückliche Griechenland ein neues schweres
Unglück hereingebrochen. Die nie endenden Streitigkeiten mit dem immer un-
tmäßigen Sparta hatten wieder zum Bruderkriege geführt, und als der römische
Gesandte zu Korinth mit der Forderung auftrat, die Achäer sollten nicht nur
Sparta, sondern auch alle anderen ursprünglich nicht achäischen Städte aus dem
Bundesverbande entlassen, war der Unwille des Volkes auf den höchsten Punkt
stiegen; ja, da man hoffte, daß die Römer im Kriege gegen Viriathus und
arthago den Kürzeren ziehen würden, ließ man sich selbst zu Beleidigungen der
chutzmacht hinreißen. Die Römer hoben den Fehdehandschuh auf und
ndten den Prätor Metellus mit einem Heere. Dieser schlug zuerst den achäi-
en Strategen Kritolaus im Lande der Lokrer, worauf der Konsul Mummius
46 v. Chr. durch den Sieg auf dem Isthmus den letzten Widerstand der Ver-
ndeten brach. Polybius scheint gerade von Afrika angekommen zu sein, als
s Zerstörungswerk an dem blühenden Korinth, „dem Augapfel von Hellas",
f Befehl des römischen Senats begonnen hatte. Mit Betrübniß erwähnt
besonders die Mißachtung der Kunstwerke und Weihgeschenke. Er selbst sah,
e Soldaten die berühmtesten Gemälde, wie den „Dionysos des Aristides"
ür welchen später der König Attalus von Pergamum 100 Talente bot!) und
nen vom vergifteten Gewande Dejanira's gequälten Hercules, zum Bretspiel
nutzten! Uebrigens hat er nichts dazu gethan, um dem gutmüthigen, aber
schränkten Mummius den Charakter eines Mordbrenners beizulegen; im
egentheil lobt er ihn und schiebt seine tadelnswerthen Handlungen auf die Ein-
bungen seiner Freunde und der griechischen Denunzianten. Leute dieses er-
ärmlichen Schlags hatten den Feldherrn auch dazu veranlaßt, alle Andenken
n die ruhmvolle Periode der Achäer zu vernichten und besonders die Bildsäulen
s Achäus, Aratus und Philopömen zu entfernen. Die Gegenvorstellungen
s Polybius bewirkten, daß die schon nach Akarnanien geschleppten Kunstwerke
ieder aufgestellt wurden, und das erfreute Volk ehrte den Vermittler selbst
urch ein steinernes Standbild. Noch verdienter machte sich Polybius um seine
andsleute, als die zur Regelung der neuen Provinzialverhältnisse von Rom
esandte Zehnerkommission eingetroffen war. Die Mitglieder derselben kannten

ihn jedenfalls von Rom her und zogen ihn, als einen Wohlgesinnten u heimischen Verhältnisse kundigen Mann, gern zu Rathe, und so ward i sache Gelegenheit, das Schicksal der Gemeinden zu mildern und das von ihnen abzuwenden. Die Kommissäre wollten sich gegen Polybius bezeigen und gaben dem Quästor, welcher die konfiszirten Güter de Bundesgenerals, Diäus, der nach der Schlacht nach seiner Vaterstadt lopolis geflohen war und sich dort sammt seiner Familie vergiftet hat kaufen sollte, den Auftrag, vor der Versteigerung dem Polybius so vie als Eigenthum zuzuweisen, als er wünschte. Polybius schlug aber ni das Anerbieten aus, sondern wirkte auch dahin, daß Niemand auf di des Diäus und seiner Anhänger ein Gebot that.

Nach halbjähriger Thätigkeit kehrten die 10 Deputirten nach zurück. Manches lag natürlich noch ungeordnet und sie gaben Polybiu hohen Beweis von Achtung und Vertrauen, indem sie ihm Vollmacht ließen, die Städte zu bereisen, die Streitigkeiten zu schlichten und die G an die neuen Einrichtungen zu gewöhnen. Er that dies auch, le Leute sich in die Verfassung schicken und sorgte dafür, daß Verlegenhei Streitigkeiten infolge des Mißverstehens der römischen Gesetze nic griffen. Deshalb gesteht er selbst, seine Mitbürger hätten ihn zwar v fang an gern gesehen und geachtet, aber besonders in dieser letzten Zeit größten Ehrenbezeigungen überhäuft. Noch unter dem Kaiser Hadri Pausanias fünf Standbilder des Polybius. Im Doppeltempel des A und der Latona zu Mantinea stand eine Statue von ihm auf einer Sä Pallantium befand sich sein Bild nicht weit vom Tempel der Persephe ebenso in Tegea bei dem Heiligthume der Lucina. Die vierte Figur fa sanias in dem Säulengange, der zum Tempel der Persephone in der ark Stadt Akacesium führt. Sie war in Relief auf der marmornen Hin ausgeführt und darunter standen die Worte: „Hätte Griechenland i dem Rathe des Polybius gefolgt, so wäre es von Anfang an vor Ung wahrt geblieben; nachdem es aber gefehlt, hat es ihm allein noch seine zu verdanken." Endlich war auch in dem fast ganz verödeten Megalop Andenken des berühmten Landsmanns zu Hadrian's Zeit noch nicht e Hier stand seine Bildsäule auf dem Markte hinter dem Tempel des I Zeus, und die an der Basis stehenden Verse besagten, Polybius habe L Meer durchwandert, sei ein Bundesgenosse der Römer gewesen und ha Zorn gegen Hellas besänftigt. Ja, die Megalopoliten behaupteten de sanias gegenüber, Alles, was Scipio auf den Rath des Polybius geth sei ihm geglückt; Alles, wobei er nicht auf dessen Belehrung gehört, seie gewesen!

Mindestens 60 Jahre zählte Polybius, als jene neue Ordnung in G land ins Leben trat, und man sollte erwarten, daß er nun nicht nur öffentlichen Leben zurückgezogen, sondern seine Zeit fortan in Muße u seinem Geschichtswerke gewidmet habe. Doch dem ist nicht also. Se schichte hatte einen universellen Zweck und sein Forschergeist trieb ihn, Ereignissen an Ort und Stelle nachzuspüren, Urkunden einsehend, pe

Erkundigungen einziehend und seine geographischen Kenntnisse erweiternd. Daß er die Insel Rhodus besuchte, ergiebt sich daraus, daß er im Staatsarchiv daselbst die nach der Seeschlacht bei Lade vom Admiral des rhodischen Geschwaders nach Hause gesendete Depesche gelesen haben will. Ferner erzählt er, daß er in Sardes Chiomara, das treue Weib des celtischen Häuptlings Ortiagon, gesprochen und bewundert habe, welches sich aus der Gefangenschaft eines brutalen römischen Obersten durch Tödtung desselben befreit hatte. Byzanz scheint er ebenfalls gesehen zu haben, denn er hält sich sehr lange bei der Beschreibung der Lage desselben auf und spricht davon, daß nicht alle Schriftsteller das Glück hätten, weiter entfernte Gegenden zu besuchen.

Wenn es nicht ausdrücklich durch Cicero bezeugt wäre, daß Scipio auf seiner zwischen den Jahren 143 und 141 unternommenen Inspektionsreise nach Asien und Afrika Niemand bei sich hatte als den Philosophen Panätius, so möchte man glauben, daß Polybius damals sich ebenfalls in Gesellschaft seines berühmten Schülers befunden habe. Denn auch er besuchte Alexandria unter dem tyrannischen Regiment des Ptolemäus Physkon, welcher den antik einfachen Scipio in einem bis auf die Knöchel herabreichenden, langärmeligen Gewande empfing, und äußerte sich über das abscheuliche Regiment desselben dahin, er habe nun gelernt, warum Homer sage, ein langer und beschwerlicher Weg führe nach Aegypten.

Bald nach der ägyptischen Reise finden wir den beweglichen Greis wieder in Rom. Von da aus besuchte er Oberitalien. Hier wunderte er sich höchlich über die Billigkeit des Lebens. Denn damals kostete dort der preußische Scheffel Weizen kaum 5 Sgr., der Scheffel Gerste die Hälfte davon und eben so wenig der halbe Eimer Landwein! Die heutigen Touristen wissen wohl, daß sie in Italien geprellt werden, wenn sie nicht in den Gasthäusern vor der Einkehr mit den Wirthen wegen der Preise ein Uebereinkommen treffen. Diese leidige Manier herrschte jedoch in Italien schon zu Polybius' Zeit und zwar in ungleich milderer Form als in Griechenland. Er schreibt: „Wenn die Reisenden in Wirthshäusern einkehren, vereinigen sie sich nicht mit dem Wirth über die einzelnen Bedürfnisse, sondern sie fragen, für wie viel er den Mann aufnimmt. Und gewöhnlich lassen sich die Gastwirthe von den Einkehrenden, sodaß sie Alles, was sie brauchen, zur Genüge haben, einen halben As (3 Pfennige!) zahlen und überschreiten diese Forderung selten." Weiter oben interessirten ihn die am Fuße der Alpen noch zerstreuten Reste der aus dem Pothale vertriebenen Celten. Er überschritt aber sogar selbst die Alpen, um den Einbruch Hannibal's in Italien genau verfolgen zu können. „Wir sprechen ohne Zagen über diesen Theil der Geschichte," sagt er, „weil wir uns die Vorfälle haben von Leuten erzählen lassen, welche jene Zeiten mit durchgemacht haben, und weil wir die Oertlichkeiten in Augenschein genommen und selbst die Reise über die Alpen versucht haben, um zu forschen und zu schauen." Endlich geht noch aus seinen Worten hervor, daß er Spanien durchwandert und zu Schiffe auch die europäische Seite des Atlantischen Ozeans bis Britannien hinauf befahren hat. Im dritten Buche der Geschichte entschuldigt er sich nämlich, wenn er nicht ebenso genau, wie über die Ortsverhältnisse in Spanien und Libyen, sich „über

das Meer außerhalb der Säulen des Hercules, über die Britanniſchen Inſeln, über die Bereitung des Zinnes und über die Gold- und Silberbergwerke in Spanien" verbreitet habe, und verſpricht dann, an einem beſonderen Orte dieſe Themata abzuhandeln, „ſoweit wir im Stande ſind, darüber die Wahrheit zu berichten." Noch deutlicher ſagt er dann weiter: „Wir haben uns großentheils deshalb den Gefahren und dem Ungemach der Reiſen durch Libyen, Spanien, Gallien und auf dem außerhalb dieſer Länder befindlichen Meere unterzogen, damit wir die Unkunde der Früheren aufhellen und auch dieſe Theile der Erde den Hellenen bekannt machen." Für die damalige Zeit ſind die topographiſchen Kenntniſſe des Polybius erſtaunlich; wenn man aber in neuerer Zeit gemeint hat, er habe am Ende gar ſeine Reiſen im Weſten erdichtet, um mehr Glauben zu finden, ſo vergißt man dabei, daß ſein Leben doch vielen ſeiner Leſer bekannt war, abgeſehen davon, daß man ſich an ſeiner Wahrheitsliebe, die an ſich unbeſtreitbar iſt, verſündigt.

Polybius ſcheint ſeine Geſchichtswerke in Rom vollendet zu haben. Dieſer Aufenthalt in der Hauptſtadt macht es auch wahrſcheinlich, daß er die Geſchichte des numantiniſchen Krieges verabfaſſen konnte, ohne Scipio nach Spanien begleitet zu haben. Wenige Jahre nach ſeinem Tode kehrte er nach Achaja zurück und dort ſtarb er, wie Lucian erzählt, im 82. Jahre und zwar infolge eines Sturzes vom Pferde.

Von der Geſchichte des Polybius, welche 40 Bücher umfaßte, ſind nur die erſten fünf vollſtändig auf uns gekommen, von den übrigen blos Bruchſtücke und Auszüge. Dieſes Werk war inſofern univerſell, als es ſich über die ganze bekannte Erde verbreitete; der Zeit nach iſt es jedoch ſehr begrenzt und bewegt ſich nur zwiſchen den Jahren 220 und 168 v. Chr., weil es dem Verfaſſer blos darum zu thun war, die Begründung der römiſchen Weltherrſchaft in dieſer Periode darzulegen. Polybius beginnt daher mit dem erſten Puniſchen Kriege und ſchließt mit den zwiſchen 168 und 140 vorgekommenen Reaktionen gegen die römiſche Oberhoheit, bei welchen er zum Theil perſönlich thätig war. Ueberall tritt die ernſte Ueberzeugung des Staatsmannes hervor von der Nothwendigkeit und Vernunftmäßigkeit der römiſchen Hegemonie über die bis dahin iſolirt geweſenen Kulturſtaaten des Mittelmeeres. Sogleich von vornherein ſagt er: weil das Schickſal Alles in der Welt in ſeiner Zeit nach einem Ziele zuſtreben laſſe, ſo ſei es auch Pflicht der Geſchichte, dieſes Walten in ſeinem Zuſammenhange der Welt vor Augen zu ſtellen. Dieſe Idee einer höheren Macht, welche die Geſchicke der Völker zur Verwirklichung ſittlicher Weltzwecke regiert, gelangt bei ihm allerdings nicht überall zum Durchbruch; aber er erhebt ſich dadurch, daß er die Weltereigniſſe in ihrer Totalität, in ihrem Zuſammenhange erfaßt, weit über die römiſchen Chronikenſchreiber, wie über die ſeit Herodot und Thucydides wieder geſunkenen griechiſchen Hiſtoriker. Um ſeinen Zweck, den er nie aus den Augen verlor, zu erreichen, bediente er ſich zunächſt der ſynchroniſtiſchen Methode. Er ſagt, erſt aus dem Nebeneinander und dem Verflechten gleichzeitiger Begebenheiten untereinander entwickele ſich das Verſtändniß einer Zeitbewegung, und behauptet mit Recht, ſeine Darſtellungsweiſe unterſcheide ſich von den vorhandenen Spezialgeſchichten ebenſo, wie die

...liche Erkenntniß von dem bloßen Hören. Den Zweck der Geschichte setzt er aber ...niger in die Unterhaltung und das Wissen, als in den praktischen Nutzen, den ... Staatsmann und Feldherr daraus ziehen kann, und deshalb bemüht er sich, ... allen Handlungen und Ereignissen sorgfältig den Ursachen und den Folgen ...chzuspüren. So erblickt er in der römischen Verfassung den eigentlichen ...rund der Weltherrschaft, in der römischen Militäreinrichtung den des Sieges ...er die macedonische Phalanx. Ebenso zeichnet er die Charaktere der großen ...änner jener Zeit, um vom Einflusse des Glückes in Abzug bringen zu können, ...as auf Rechnung des menschlichen Talentes kommt. Endlich gehörten auch ...erher seine geographischen Studien, insofern er die Kenntniß der Oertlich...eiten zum pragmatischen Geschichtsverständniß für unerläßlich hält.

Auch was die Herbeischaffung des historischen Materiales selbst betrifft, ...t Polybius mit einer Umsicht und Beharrlichkeit zu Werke gegangen, wie ...ielleicht kein anderer Schriftsteller des Alterthums gezeigt hat. Er benutzte die ...rotokolle des Senats, enträthselte die Inschriften auf öffentlichen Denkmälern, ...erbat sich schriftliche Berichte der Zeitgenossen und befragte die Augenzeugen. ...Er las die Werke der römischen Autoren Fabius und Postumius Albinus; er ...annte aber natürlich auch die meisten und bedeutendsten Historiker Griechen...lands, sowie er überhaupt in der klassischen Literatur seiner Nation große Be...lesenheit an den Tag legt.

Die Frage ferner, ob auch Polybius den ernsten Willen gehabt habe, immer der Wahrheit und nur der Wahrheit die Ehre zu geben, muß unbedingt bejaht werden. Hören wir selbst, wie er sich über diesen Punkt ausspricht. „Mir scheint es", sagt er, „als ob die Natur den Menschen als größte Göttin die Wahrheit hingestellt und derselben sehr hohe Macht verliehen hat. Mag sie auch von Allen bekämpft werden und scheint es auch zuweilen, als ob alle Wahrscheinlichkeitsgründe für die Lüge sprechen, sie schleicht sich gleichwol, ich weiß nicht wie, durch sich selbst in die Herzen der Menschen und zeigt bald sogleich ihre Macht; bald macht sie sich, lange in Finsterniß gehüllt, erst am Ende geltend und triumphirt über die Unwahrheit." An einer anderen Stelle heißt es, „Die Geschichte hat einen anderen Zweck als die Tragödie und beide sind ihrem Wesen nach ganz entgegengesetzt. Diese sucht mit wahrscheinlichen Worten Staunen und augenblickliches Vergnügen der Hörer, jene mit wahren Thatsachen Belehrung und wirksame Ueberredung auf alle Zeit für die nach wahrer Erkenntniß Strebenden zu bewirken." Endlich schreibt er speziell in Bezug auf die Geschichtschreibung: „Es giebt Fehler genug, in welche der Geschichtschreiber aus Unkenntniß der Wahrheit geräth und die er als Mensch auch nicht vermeiden kann. Wenn wir nun aber absichtlich die Unwahrheit schreiben zu Gunsten des Vaterlandes oder der Freunde, wodurch unterscheiden wir uns dann von Denjenigen, welche aus dieser Beschäftigung ein Gewerbe machen?"

Trotz der ungemeinen Vorzüge, die man an Polybius anerkennen muß bleibt er aber doch nur ein Geschichtschreiber zweiten Ranges. Die Fehler, welch ihn herabdrücken, hängen theils mit seiner Individualität zusammen, theils sind sie von der Tendenz seines Hauptwerkes untrennbar. Polybius war zu vorherrschend Verstandesmensch; es fehlte ihm die Phantasie, der Sinn für das

Ideale. Nüchtern, praktisch, den Lehren der Stoa ergeben, richtete er seine Augen auf die unmittelbare Wirklichkeit und ihr mechanisches Verhältniß zum Ganzen. Die Politik steht ihm höher, als Recht, Ehre und Religion. So erklärt er die ängstliche religiöse Scheu der Römer als eine Veranstaltung der ältesten Gesetzgeber, um das Volk besser im Zaum zu halten. So tadelt er auch die Kunstplünderung der Römer, aber nicht vom rechtlichen Standpunkte aus, nicht, weil sie das Gefühl des Hellenen tief verletzen mußte, sondern weil sie unpolitisch sei. Hiernach kann es uns nicht wundern, wenn er dem Platonischen Staat das Recht abspricht, mit wirklich bestehenden Verfassungen nur verglichen zu werden; es komme ihm gerade so vor, meint er, als wolle man Bildsäulen mit lebenden und verständigen Männern zusammenstellen! — Unliebenswürdig ist ferner die Bitterkeit und Gehässigkeit, mit welcher er die früheren und gleichzeitigen Schriftsteller kritisirt, nicht ohne der Würde des Historikers Manches zu vergeben und sich auf Kosten Anderer zu verherrlichen. Den Rhodier Zeno z. B. tadelt er weitschweifig wegen einiger Irrthümer, während er doch deswegen schon früher an ihn geschrieben und dieser mit Bedauern seine Fehler eingesehen hatte. Doch muß man diese Gründlichkeit, ebenso wie die Wohlgefälligkeit und Breite bei Schilderung der eigenen Erlebnisse, auch dem Alter theilweise zu Gute rechnen. Die Erzählung selbst ist klar und einfach, die Sprache aber ermangelt der Gefälligkeit und des Wohlklanges, der attischen Charis.

Die eigenthümliche Stellung des Polybius zu Griechenland und Rom wirkte sicher ungünstig auf die Richtigkeit seiner historischen Ansichten. Er besaß kein hellenisches Nationalgefühl, sondern war durch und durch achäischer Sonderbündler. Von diesem partikularpatriotischen Standpunkte aus mag er schwerlich den Aetolern und Spartanern volle Gerechtigkeit angethan haben; daß er dem Aratus dagegen, als achäischem Parteihaupte, wieder zu günstig gestimmt gewesen sei, geben selbst seine eifrigsten Lobredner zu. Aber auch die Vorliebe für Rom und die Tendenz, in die römische Oberherrschaft das Heil der Welt zu legen, führte ihn mindestens zur Parteinahme für das herrschende Volk. So klingt es sonderbar, wenn er, als Hellene, Aemilius Paullus hinsichtlich seiner Uneigennützigkeit über Aristides und Epaminondas stellt.

Dennoch sind alle diese Schwächen nicht im Stande, das Verdienst des Polybius, dessen gründliche Methode keine unmittelbaren Nachfolger fand, zu schmälern. Mommsen schließt seine Charakteristik des Polybius mit den Worten: „Polybius ist kein liebenswürdiger Schriftsteller, aber wie die Wahrheit und Wahrhaftigkeit mehr ist als alle Zier und Zierlichkeit, so ist vielleicht kein Schriftsteller des Alterthums zu nennen, dem wir so viele ernstliche Belehrung verdanken, wie ihm. Seine Bücher sind wie die Sonne auf diesem Gebiet; wo sie anfangen, da heben sich die Wolkenschleier, die noch die samnitischen und pyrrhischen Kriege bedecken, und wo sie endigen, beginnt eine neue, womöglich noch lästigere Dämmerung."

Außer der Geschichte des numantinischen Krieges verfaßte Polybius noch eine aus drei Büchern bestehende Biographie Philopömen's, ein Werk über Taktik und eine Abhandlung über die Bewohnbarkeit der Aequatorialzone.

Zum Schluſſe noch einige Sentenzen aus dem reichen Erfahrungsſchatze des Mannes! „Es exiſtirt unter den lebendigen Weſen kein verruchteres und roheres als der Menſch.“ „Durch Energie vermag der Menſch alles Gute zu erjagen.“ „Weniger als einige der unvernünftigen Thiere bringt das Unglück die Menſchen zu Verſtand und größerer Vorſicht. „Unter allen Geſchöpfen iſt der Menſch, ſcheinbar das ſchlaueſte, am leichteſten zu überliſten.“ „Alle thun Alles, um der angenehmen oder ſchönen oder nützlichen Folgen willen.“ „Die Mehrzahl der Menſchen vermag das Leichteſte nicht zu ertragen, nämlich das Schweigen.“ „Die erſte Tugend eines Feldherrn iſt Kenntniß der Natur des feindlichen Führers.“ „Dummheit verbunden mit Schlechtigkeit iſt es zu glauben, daß, wenn man ſelbſt die Augen ſchließt, auch die Anderen nicht ſehen.“ „Den Thoren und Leichtſinnigen bringt das Glück Schaden; den Verſtändigen und Regſamen wird das Unglück Quelle der Beſſerung.“ „Es giebt keinen ſchrecklicherern Zeugen und furchtbareren Ankläger als das Gewiſſen.“ „Gewöhnlich ſind Erwerber wohlgeſchickt zum Bewahren, die Erben aber zum Verſchwenden.“ „In allen Werken der Tugend muß der Jüngling ſich üben, beſonders aber in der Mannhaftigkeit.“ „Der Anfang iſt nicht blos die Hälfte vom Ganzen, ſondern erſtreckt ſich auch bis ans Ende.“ „Einen Schriftſteller muß man nicht nach dem beurtheilen, was er übergeht, ſondern aus dem, was er anführt. Iſt das Geſagte richtig, ſo iſt die Weglaſſung des Uebrigen nicht aus Unwiſſenheit, ſondern aus Gründen geſchehen; iſt es falſch, ſo iſt die Auslaſſung ſeiner mangelhaften Kenntniß zuzuſchreiben.“

„Auf praktiſche Männer muß der Lehrer den Geiſt der Schüler hinlenken und dabei auch des Schickſals aller menſchlichen Dinge gedenken.“ „Mit Nothwendigkeit ſtehen alle Menſchen unter dem Einfluſſe ihres Himmelsſtriches.“ „Ein durch Tugend und Gerechtigkeit erkämpfter Sieg über den Feind gilt mehr als ein mit den Waffen erfochtener.“ „Niemals darf man Jemandem eine ſolche Macht zutheilen, daß man ſein eigenes Recht nicht mehr wahren kann.“ „Ausgezeichnete und außerordentliche Thaten erzeugen ſchweren Neid und bittere Verleumdung.“ „Wenn man lernt, den Göttern gegenüber ohne Lüge zu ſein, empfindet man auch Antrieb zur Wahrhaftigkeit gegen den Nächſten.“ „Die klügſten und vernünftigſten Menſchen muß man auch für die gottähnlichſten und gottangenehmſten halten.“ „Man muß ſeine Vaterſtadt nicht verherrlichen durch Gemälde und Kunſtwerke, ſondern ſie ſchmücken durch ſittlichen Anſtand und Hochherzigkeit.“

Rom zur Zeit der Triumvirn.

XII.

M. Terentius Varro.

(114—25.)

Hier sah ich unser Volk zum Führer haben
Das dritte große Licht der Römer, Varro,
Der heller strahlt, je mehr ich ihn bewund're.
Petrarca.

M. Terentius Varro, der bedeutendste Vertreter der philologisch-historischen Forschung bei den Römern, galt schon dem Alterthume als der gelehrteste Mann seiner Nation. Cicero bezeugt seine Achtung vor dem staunenswerthen Wissen seines Zeitgenossen mit den beredten Worten: „Uns, die wir unserem Rom fremd waren und wie zugereiste Gäste herumirrten, haben Deine Werke heimisch gemacht, so daß wir endlich erkennen konnten, wer wir wären und wo wir uns befänden. Du hast das Alter unseres Vaterlandes, die Chronologie, die Rechte der Heiligthümer und Priester, die häusliche und kriegerische Zucht, die Lage der Bezirke und Oertlichkeiten, die Namen, Klassen, Obliegenheiten und Ursachen aller göttlichen und menschlichen Dinge aufgedeckt, hast über unsere Dichter und überhaupt über die lateinische Literatur und Sprache viel Licht verbreitet, hast selbst ein reichhaltiges und in allen Theilen vollendetes

Gedicht verfaßt, auch die Darstellung der Philosophie an vielen Punkten begonnen." Noch eifriger loben ihn spätere Schriftsteller, und der Kirchenvater Augustin schreibt über ihn: „Er hat so viel gelesen, daß wir uns wundern, wie ihm noch Zeit zum Schreiben übrig blieb, und doch hat er so viel geschrieben, daß wir kaum glauben, Jemand sei im Stande, es zu lesen."

Varro stammte aus Reate, einer durch ihre herrliche Gegend berühmten uralten Stadt des Sabinerlandes, wo seine, dem römischen Senat seit zweihundert Jahren angehörige Familie seßhaft war. Seine Geburt fällt in das Ende des zweiten Jahrhunderts v. Chr., sein Leben also in die unruhige, wechselvolle Schlußepoche der sich ausgelebt habenden Republik. Seine Erziehung scheint der sabinischen Stammessitte gemäß streng und einfach gewesen zu sein, denn er sagt selbst in dieser Beziehung: „Mir als Knaben genügte ein einfacher Flausrock und ein einziges Unterkleid, Schuhe ohne Strümpfe, ein Pferd ohne Sattel; ein warmes Bad hatte ich nicht täglich, ein Flußbad selten." Der schreckliche Bundesgenossenkrieg, die blutige Zeit der Usurpatoren Marius und Sulla rauschte an seiner Jugend vorüber und die bürgerlichen Unruhen der folgenden Jahre brachten seinem Mannesalter wechselvolle Geschicke und schwere Gefahren. Der junge Varro mag seine Schuljahre redlich im Dienste der Wissenschaften benutzt haben; aber in der Studirstube allein sich zum Gelehrten und Schriftsteller auszubilden, gestattete die damalige Sitte keinem Jünglinge. Unmittelbar auf die häusliche Erziehung folgte der rauhe Felddienst, und wenn auch Varro die Feder gewandter zu führen gelernt hatte als das Schwert, so spricht es doch sehr für seine militärische Brauchbarkeit, daß ihm der ruhmreiche Feldherr Pompejus später Vertrauen schenkte und mehrere Kommandos übergab. Zunächst geschah dies in dem Seeräuberkriege, der durch die klugen Anordnungen und die Energie des Führers zu einem so überraschend schnellen Ende gebracht wurde. Hier befehligte Varro die zwischen Sicilien und den Cykladen befindliche Flottenabtheilung. Plinius, der Aeltere, berichtet, daß er damals den abenteuerlichen Plan des Königs Pyrrhus wieder aufzunehmen gedacht habe, die 50,000 römische Schritte (beinahe zehn Meilen) breite Meerenge von Otranto zu überbrücken, aber durch andere Sorgen an der Ausführung verhindert worden sei. Zur Belohnung für seine treuen und wackeren Leistungen in diesem kurzen Feldzuge erhielt er die sehr seltene Auszeichnung der goldenen, mit Schiffsschnäbeln gezierte Ehrenkrone; auch wird er von den Millionen Sesterzen, die Pompejus den höheren Offizieren sendete, seinen Antheil als Proquästor bekommen haben. Man hat auch Grund anzunehmen, daß Varro im nächsten Jahre den Feldzug des Pompejus gegen den pontischen Mithridates als Quästor mitmachte. Wenigstens erzählt er selbst in seinem Werke über den Landbau, daß eine gewisse Art von Fischen bei einem Opfer, das er am lydischen Gestade dargebracht hätte, von der Musik des Flötenspielers angelockt, so nahe herangeschwommen wäre, daß man sie mit der Hand greifen konnte. Ebenso läßt es sich erklären, wenn Plinius in seiner Naturgeschichte schreibt: „Daß der Geschmack des Kaspischen Meeres süß sei, hat nicht nur Alexander der Große gefunden, sondern es meldet auch Varro, daß man Pompejus so berichtete, der nicht weit davon Krieg zu führen hatte. Letzterer fügt hinzu, man habe es auf

Veranstaltung des Pompejus ausgekundschaftet, daß man aus Indien in sieben Tagen nach Baktrien (j. Balk) gelange bis an den Fluß Jaxrus, welcher sich in den Orus (Amu) ergieße; dann sei man aus diesem durch das Kaspische Meer in den Cyrus (den kaukasischen Kur) eingefahren und auf einem höchstens fünf Tage langen Landwege hätten darauf die indischen Waaren bis zum Phasis (Rion) in den Pontus geschafft werden können." Jedenfalls hat der wißbegierige Varro selbst einen guten Theil des Verdienstes um diesen interessanten Nachweis einer durch neuere Untersuchungen als vollkommen möglich erwiesenen Waarenstraße.

Wol schon vor dem Seeräuberkriege bekleidete Varro das friedliche Amt eines Aedilen, wenn nämlich der von Plinius als Amtsgenosse eines Licinius Murena genannte Varro mit dem unsrigen identisch ist. Demnach hätten beide ein ausgezeichnetes Freskogemälde in Sparta aus der Ziegelwand aussägen und in einem hölzernen Rahmen nach Rom bringen lassen, um damit das Forum zu schmücken. Daß Varro auch Volkstribun gewesen ist, geht aus seinen eigenen, vom Grammatiker Gellius angeführten Worten hervor.

Die Zeit zwischen der Rückkehr des Pompejus aus dem Oriente (61 v. Chr.) und dem Ausbruche des zweiten Bürgerkrieges (50) scheint Varro vollständig dem Dienste der Musen gewidmet zu haben. Als Anhänger der Verfassungspartei konnte er nur mit Unwillen das erste Triumvirat entstehen sehen und suchte dasselbe durch eine Satire, die den Titel „Dreikopf" führte, lächerlich zu machen. Doch wurde er im Jahre 59 unter die 20 Kommissäre aufgenommen, welche in Campanien die nach Cäsar's Vorschlag angeordneten Ackerassignationen bewerkstelligen sollten. Als nun aber endlich der Krieg entscheiden sollte zwischen den beiden Bewerbern um die Alleinherrschaft, führte ihn die alte Anhänglichkeit und der Schein des konstitutionellen Rechts auf die Seite des Pompejus, der ihn als Legaten und Unterfeldherrn in das südwestliche Spanien sandte. Bekanntlich ward die Pyrenäenhalbinsel gerade zuerst zum Kriegstheater. Doch kam Varro selbst nicht ins Gefecht, da seine Kollegen Petrejus und Afranius dem Feinde entgegenzogen und ihn in der Reserve ließen. Er benutzte die Zwischenzeit, um eine Flotte zu sammeln, Aushebungen zu veranstalten, große Geldsummen und Vorräthe an Proviant durch Kontributionen aufzubringen und das feste Cadix zu seinem Hauptwaffenplatze zu machen. Allein nach der unglücklichen Schlacht bei Ilerda fiel schnell ein Distrikt nach dem andern von Varro's Provinz dem Sieger zu, und als endlich sogar Cadix ihm die Thore geschlossen hatte, blieb ihm nichts Anderes übrig, als zu kapituliren. Wenn sich Cäsar in seiner Geschichte des bürgerlichen Krieges bemüht hat, die Treue Varro's als schwankend und sich nach dem Erfolge richtend darzustellen, so wird diese Ansicht durch die Handlungsweise des Mannes widerlegt. Varro hielt trotz des Unglückes in Spanien an seiner Partei fest und ging sogleich nach der Uebergabe in das Lager der Emigration in Macedonien. Während der Schlacht bei Pharsalus weilte er mit Cicero in Dyrrhachium, wo Cato mit 18 Kohorten und 300 Kriegsschiffen zurückgeblieben war. Cicero selbst erzählt in der Schrift über das Ahnungsvermögen, es sei damals der Admiral der rhodischen Flottenabtheilung, Coponius, nach Dyrrhachium gekommen und habe unter Anderem

gt, daß ein rhodischer Matrose prophezeit hätte, es würde in weniger als Tagen Griechenland von Blut getränkt werden, Raub und Plünderung in rhachium vorkommen; man würde die Schiffe besteigen und die Fliehenden den hinter sich eine beklagenswerthe Feuersbrunst wahrnehmen. Cicero ge-t, daß ihn diese Nachricht aufgeregt habe, während Cato und Varro geradezu ngst gerathen seien. Wenige Tage darauf kam die Kunde der unglücklichen lacht, die Pompejaner hielten sich in der Stadt nicht mehr für sicher und lten nach Korfu. Auch Varro ging mit; nur Cicero setzte geraden Weges Italien über. Ueber den Aufenthalt in Korfu legt Varro in dem Gespräche den Landbau dem Scrofa folgende Worte in den Mund: „Hat nicht er berühmte Arzt Hippokrates bei einer großen Pest nicht etwa eine Mark, dern viele Städte durch seine Kenntnisse gerettet? Aber wozu rufe ich jenen Zeugniß auf? Hat nicht unser Varro hier, als sich Heer und Flotte in Korfu and und alle Häuser voll von Kranken und Leichen waren, dadurch, daß er den rdwind durch neue Fenster einwehen ließ, die ungesunden dagegen verstopfte die Thür änderte, seine Begleiter und Diener unversehrt zurückgebracht?" letzten Worte beziehen sich auf Varro's Rückkehr nach Italien, nachdem der legsrath auf Korfu resultatlos geblieben war. Wie aus zwei Briefen Cicero's ellt, ging übrigens Varro nicht nach Rom, sondern hielt sich zuerst auf seiner la bei Tusculum verborgen, dann auf seinem Besitzthume bei Cumä, wo er ero's Nachbar war. Aber ein drittes Landgut besaß er in der Nähe des tigen Stifts Monte Cassino (damals Casinum), und dies wurde im Mai der Schauplatz einer Brutalität, die Varro selbst die Gefahr, in der er in lien schwebte, vor Augen führte. M. Antonius, der spätere Triumvir, als militärischer Oberbefehlshaber von Cäsar in Italien zurückgelassen den und ließ in dieser selbständigen Stellung allen seinen bösen Leiden-aften die Zügel schießen. Als er unter Anderem eine Militärkolonie nach Casi-m zu führen beschlossen hatte, benutzte er die Gelegenheit, um sich an dem wahrscheinlich persönlich verhaßten Pompejaner Varro zu rächen, legte schlag auf das Gut und quartierte sich mehrere Tage dort ein.

In der zweiten philippischen Rede schildert Cicero weitläufiger das aus-weisende Gebahren des Antonius an dieser Stätte und den Gegensatz desselben dem gelehrten Stillleben des Besitzers; aber von einer Plünderung des utes, dessen Zurückgabe Cäsar noch von Alexandria aus verlangte, und be-ders einer Beraubung der Varronischen Bibliothek, die man gerade in diese it verlegen will, spricht er nirgends. Wer sollte auch glauben, daß der Ge-me seine Bücherschätze gerade in seiner casinischen Villa aufbewahrte, wo n Aufenthalt doch eben so wandelbar war, wie auf der tusculanischen und manischen?

Der Befehl Cäsars traf jedenfalls in Rom ein, als Varro bereits aus cht für sein Leben Italien wieder den Rücken gewandt hatte. Er war mit em Freunde Subernius Calenus nach Spanien gegangen, vielleicht weil diese Provinz für die ruhigste ansah. Aber der Pompejaneraufstand, der rt zum Ausbruch kam, übertraf an Gefährlichkeit die vorhergehenden Kriege ſar's, und einen Hauptantheil hatten daran wieder die früher von Varro

befehligten zwei Legionen. Doch scheint sich ihr ehemaliger Chef von der Bewegung ganz fern gehalten zu haben. Wenigstens erwähnt Cicero in einem Briefe aus dem Jahre 45 an seinen Schwiegersohn Dolabella in Spanien, worin er diesen bittet, sich bei Cäsar für den stark kompromittirten Calenus zu verwenden, keine Silbe von einer ähnlichen Gefährdung Varro's. Dieser wird wahrscheinlich bei Zeiten Cäsar's Verzeihung nachgesucht haben und nach Italien zurückgekehrt sein. Wie sehr Cäsar seines gelehrten Zeitgenossen Kenntnisse schätzte, sieht man daraus, daß er, wie Sueton erzählt, demselben den Auftrag ertheilte, eine großartige öffentliche Bibliothek anzulegen. Der Tod Cäsar's hinderte die Ausführung dieses Planes; er stürzte aber auch den greisen Varro selbst wieder in einen Strudel von Gefahren. Sein Hauptfeind Antonius setzte ihn im Jahre 43 auf die Proskriptionsliste und nur durch die ungemeinste Sorgfalt seiner Freunde (der oben genannte Calenus verbarg ihn auf seinem Landgut) entging er, glücklicher als Cicero, dem Tode. In Zusammenhang mit seiner Aechtung steht auch die in diese Zeit fallende Plünderung seiner eigenen reichen Büchersammlung, was sich aus folgenden Worten des Gellius ergiebt: „Er fügt dort (im ersten Buche der „Hebdomaden") hinzu, daß auch er schon die zwölfte Hebdomas (Siebenzahl) der Jahre angetreten (also das 78. Jahr) und bis zu diesem Tage 70 Hebdomaden (also 490) Bücher verabfaßt habe, von denen aber, als er proskribirt worden sei, bei der Plünderung seiner Bibliothek ziemlich viele abhanden gekommen wären." Noch im 83. Jahre war er schriftstellerisch thätig; denn Plinius schreibt in der Naturgeschichte, daß er in diesem Alter über die Heilung des Schlangenbisses geschrieben habe. Sein Tod erfolgte wahrscheinlich 25 v. Chr., wo er beinahe das 90. Jahr erreicht hatte. Nach seinem Wunsche wurde er in einem thönernen Sarge, nach Sitte der Pythagoräer auf Blätter der Myrthe, des Olivenbaumes und der Schwarzpappel gebettet, beigesetzt.

Die Gesammtzahl der Varronischen Bücher berechnet man auf 620, sodaß also noch 130 auf die letzten 11 bis 12 Jahre des Gelehrten kommen! Der größte Vielschreiber des Alterthums, der berühmte alexandrinische Gelehrte Didymus (im Zeitalter des Augustus) hinterließ 3500 Bände als Zeugen seines Fleißes, der Neuplatoniker Origenes 900, der Alexandriner Kallimachus über 800, Aristarch 800, der Stoiker Chrysippus 705 (er pflegte jeden Tag 500 Zeilen zu schreiben!), Epikur gegen 600. Varro nimmt also die sechste Stelle hinsichtlich der Büchermenge ein. Man muß jedoch auch bei ihm bedenken, daß seine 620 „Bücher" nur einzelne Theile von ungefähr 74 wirklichen Werken sind.

Die ungemeine Vielseitigkeit des Varronischen Talentes springt erst in die Augen, wenn man sieht, daß seine Leistungen nicht einmal innerhalb der Grenzen wissenschaftlicher Forschung stehen blieben. Selbst als Dichter versuchte er sich, und die vorhandenen Trümmer der ästhetischen Schriften zeugen dafür, daß ihm ein lebendig pulsirendes Dichterherz in der Brust schlug. Von seinen sechs Trauerspielen sind nicht einmal die Namen auf uns gelangt. Dagegen besitzen wir viele Fragmente von den 150 Büchern seiner Menippischen Satiren. Die Satire, eine den Römern eigenthümliche Dichtungsart, gewährte der Willkür des Poeten insofern weiten Spielraum, als sie die

mannichfachsten Stoffe zuließ und keine bestimmte Versart vorschrieb. Wiewol sich aber bereits vor Varro, der in seinen Satiren sogar Verse mit Prosa abwechseln ließ, diese poetischen Potpourris eingebürgert hatten, fügte er den seinigen einen griechischen Beinamen zu. Der Grund davon war, daß der lustige Humor, mit welchem der Cyniker Menippus aus Phönizien (um 475 v. Chr.) die philosophische Weisheit seiner Herren Kollegen durchgehechelt hatte, ihm behagte, sowie er überhaupt sich viele Freunde im Alterthume erwarb. Varro ahmte nun wol darin dem Griechen nach, daß er seine Geißel ebenfalls über die in Rom schmarotzenden Philosophen schwang. Ueberhaupt war ihm die abstrakte Welt der Begriffe, alles Systematische ein Greuel; er selbst schwankte zwischen den Prinzipien Zeno's, dem Pythagoräismus und Cynismus und hatte die sonderbare Ansicht, daß nur solche Systeme den Namen der Philosophie verdienten, welche als letztes Ziel die menschliche Glückseligkeit hinstellten; ja er wollte ausgerechnet haben, daß unter dieser Voraussetzung 280 philosophische Systeme denkbar wären! Kein Wunder also, wenn er in heiterer Lachlust alles philosophische Streben als eitel bezeichnete und in die Worte ausbricht:

„Gewiß, niemals hat ein Kranker etwas je geträumt
So toll, was nicht gelehrt schon hat ein Philosoph!"

Aber Varro war auch eine durch und durch römische Natur, beseelt von Anhänglichkeit an die Sitte der Vorfahren und die alte strenge Zucht. Noch näher, als der Aerger über das Parasitengeschlecht der Weltweisen, lag ihm daher der Unwille über die Zügellosigkeit, Verkehrtheit, Entartung seiner Zeitgenossen, und der dem Menippus abgelauschte, durch römische Derbheit verstärkte Witz kehrte sich hauptsächlich gegen den Geist der modernen Zeit. Ein paar Beispiele (nach der von Mommsen versuchten Restauration) werden am besten den Ton seiner Satire kennen lernen.

Im „Manius" (Frühauf) heißt es: „Manius ruft mit der Sonne zum Aufstehen und führt selbst die Leute auf den Arbeitsplatz. Die Jungen bereiten sich selbst ihr Bett, das die Arbeit ihnen weich macht, und stellen sich selbst Wasserkrug und Lampe dazu. Der Trank selbst ist der klare, frische Quell, die Kost Brot und dazu Zwiebeln. In Haus und Feld gedeiht Alles. Das Haus ist kein Kunstbau, aber der Baumeister könnte Symmetrie daran lernen. Für den Acker wird gesorgt, daß er nicht unordentlich und wüst in Unsauberkeit und Vernachlässigung verkommt; dafür wehrt die dankbare Ceres den Schaden von der Frucht, daß die Schober hochgeschichtet das Herz des Landmannes erfreuen. Hier gilt noch das Gastrecht; willkommen ist, wer nur Muttermilch gesogen hat. Brotkammer und Weinfaß und der Wurstvorrath am Hausbalken, Schlüssel und Schloß sind dem Wandersmann dienstbar und hoch thürmen vor ihm die Speisen sich auf. Zufrieden sitzt der gesättigte Gast, nicht vor- und rückwärts schauend, nickend am Herde in der Küche. Zum Lager wird der wärmste, doppelwollige Schafpelz für ihn ausgebreitet. Hier gehorcht man noch als guter Bürger dem gerechten Gesetz, das weder aus Mißgunst Unschuldigen zu nahe tritt, noch aus Gunst Schuldigen verzeiht. Hier redet man nichts Böses über den Nächsten. Hier rekelt man nicht mit den Füßen auf dem heiligen Herd, sondern ehrt die

Götter mit Andacht und mit Opfern, wirft dem Hausgeist sein Stückchen
in sein bestimmtes Schüsselchen und geleitet, wenn der Hausherr stirb
Bahre mit demselben Gebete, mit welchem die des Vaters und des Groß
hinweggetragen wurde." In dem „Sechzigjährigen" stellt sich der Aute
habe er funfzig Jahre geschlafen und kehre nun nach Rom zurück, gla
und mit weißen Borsten gleich dem Igel. „Als ich nach Rom kam", sa
„fand ich nichts so wieder, wie ich es vor fünfzig Jahren verlassen hatte
man damals Comitien abgehalten hatte, da findet jetzt Jahrmarkt statt.
gierige Richter hält jeden Angeklagten für einen guten Fund. Was die
heißen, thut man nicht; nur „Nehmen und Geben" haben Alle vor
Die lukrinischen Austern, sonst nur ein Hochzeitsgericht, sind jetzt ein A
essen. Dafür rüstet auch der bankerotte Schlemmer im Stillen die Bran

Terentius Varro.

Wenn sonst der Vater dem
vergab, ist jetzt das Vergeben
Knaben gekommen, das heißt:
giebt dem Vater mit Gift. Di
Tugenden sind geschwunden; a
Stelle haben sich eingebürgert
losigkeit, Treulosigkeit, Unkeu
Die alten Leute sind unter solch
hältnissen nichts Anderes wert
von der Brücke kopfüber in di
gestürzt zu werden."

Ernsteren Inhaltes war
76 „ethisch-historischen Abhandl
Varro's. Nur einige Titel ha
erhalten, wie „Ueber den Fri
„Von der Sittsamkeit", „Ueber
schichte", „Ueber den Urspru
Menschen", „Von der Götte
rung", und es scheint, als ob
dem Vorbilde des griechischen Philosophen Heraklides (um 338 v. Ch
Gesprächsform dazu gewählt habe. Wenigstens bezeichnen wol die neb
Haupttitel stehenden Personennamen die Wortführer des Dialogs.

Von geringerer Bedeutung mögen seine rednerischen Arbeiten g
sein; wenigstens deuten dies die Urtheile Quintilian's und Augustin's a
wie es uns aber höchst interessant sein würde, die aus den letzten Lebens
stammende Selbstbiographie Varro's zu besitzen, könnte uns seine Schrift
Pompejus" manche Aufklärung nicht nur über die Pläne des Mannes vers
dessen Partei er mit so großer Treue förderte, sondern auch über den
punkt und die Handlungsweise des Verfassers selbst. In dieselbe Z
politischen Parteinahme fielen auch drei Bücher, welche allerhand
über die von ihm als Legat des Pompejus gemachten Erfahrungen erth
namentlich gehörten dazu außer den Kriegsthaten die Resultate seiner
schaftlichen Beobachtungen, die er überall anstellte. Als ein Zeugn

eredten Anerkennung, welche Varro hinsichtlich seiner literarischen Thätigkeit efunden, hebt der ältere Plinius die Thatsache hervor, daß Varro der einzige ebende Schriftsteller gewesen, dessen Büste der gelehrte und schwer zu be=riedigende Kritiker und Kunstkenner Asinius Pollio in der von ihm dem öffent=ichen Gebrauche übergebenen Bibliothek aufstellte.

Varro muß ferner theilweise als der Erfinder einer Methode betrachtet werden, die, gerade in unseren Tagen in unendlichem Grade vervollkommnet, außerordentlich viel dazu beiträgt, die Produkte der Schriftsteller genießbarer zu machen und die allgemeine Bildung zu befördern: wir meinen die Illustrirung der Bücher. Er edirte nämlich eine Gallerie von Portraitbildnissen berühmter griechischer und römischer Dichter, Schriftsteller, Gelehrter, Künstler, Feld=herren und Staatsmänner, welche in 14 Bücher von je 7 mal 7 zusammen=gehörigen Namen und Bildern zerfiel, denen eine Vorrede über die Bedeutung der Siebenzahl — nach ihr nannte er auch das Werk „Hebdomaden" — nebst den ei ersten Hebdomaden voranging. Diese 700 Bilder folgten in chronologischer Ordnung auf einander; doch waren die Fachgenossen zusammengestellt, wie denn der späte Dichter Ausonius in seinem der Mosel gewidmeten Gedichte erwähnt, daß das zehnte Buch von Varro's Bildersammlung die Baumeister enthalten habe. Jedes Bild hatte als Unterschrift ein Epigramm in gebundener Rede, das nicht allemal Varro selbst verfaßt haben mußte, und außerdem einen kurzen erläuternden Text in Prosa. Noch haben sich zwei ziemlich nüchterne Epigramme erhalten. Das eine gehört zu Homer und lautet mit Anspielung auf die Sage, daß derselbe auf Jos, einer der Sporaden, begraben liege:

„Dies weiße Zicklein zeigt das Grab Homer's Dir an,
Weil es die Jeten opfern zu des Todten Ehr'."

Das andere bezieht sich auf den berühmten Staatsmann Demetrius von Phalerum und sagt von ihm, daß er eben so viel Standbilder besessen habe, als des Jahr Tage.

Was nun aber die Illustrationen selbst anlangt, so hat die von ihnen sprechende Stelle in der Naturgeschichte des Plinius zu sehr verschiedenen Ver=muthungen Anlaß gegeben: „Daß einst die Liebe zu Bildern im Schwange gewesen sei", heißt es dort, „bezeugt jener bekannte Atticus, der Freund Cicero's, indem er ein Buch über sie schrieb, und M. Varro durch eine äußerst wohlthätige Erfindung, indem er seinem reichhaltigen Werke 700 Bildnisse von allen nur einigermaßen berühmten Männern einfügte. Er wollte nicht, daß die Gestalten verloren gingen, oder die Länge der Zeit den Menschen gegenüber obsiegte und erfand ein auch für die Götter beneidenswerthes Geschenk, insofern er jenen nicht allein Unsterblichkeit verlieh, sondern sie auch in alle Länder sendete, sodaß sie den Göttern gleich allgegenwärtig sein konnten." Zunächst haben diese unklaren Worte zu der Ansicht geführt, als sei damals wirklich der Kupferstich zur Vervielfältigung angewendet worden. Einige behaupten sogar, die Malerin Jaja aus Cyzicus habe die Zeichnungen geliefert und sie auf Elfenbein gravirt, worauf dann Abdrücke, und zwar mittelst mehrerer Platten in Buntdruck, auf Leinwand gemacht worden seien. Allein, während es undenkbar ist, daß eine so wichtige Erfindung, wie der

Kupferstich, nicht weiter benutzt worden und sogar wieder verloren gegangen sei, beruht die Annahme einer Betheiligung von Seiten Jaja's auf einer ausgemacht falschen Lesart bei Plinius. Eben so wenig wahrscheinlich ist aber auch, daß die Bilder Varro's Wachsabdrücke von Metallstempeln oder Gypsformen waren; denn auf Reliefs lassen sich die Worte des Plinius nicht deuten, und wie unhandlich und schwer zu transportiren wäre das Buch durch solche Wachsmedaillons geworden! Auf der anderen Seite hat man die neue Idee Varro's lediglich darin finden wollen, daß er die gemalten Portraits seinen Werken einfügte. Allerdings lassen sich auch die Worte des Citates so deuten; es bleibt aber dann immer noch unerklärlich, wie das Buch durch das Kopiren der Zeichnungen nicht ungeheuer vertheuert worden wäre und wie überhaupt Plinius eine so einfache Sache mit so enthusiastischem Lobe als eine den Neid der Götter erregende Erfindung sollte angepriesen haben. Das Einfachste wird daher wol sein, zu glauben, daß eine Vervielfältigung durch Anwendung von Schablonen oder durch eine Durchpauschungsmethode wirklich stattgefunden hat. Spricht doch auch Petronius, der Satiriker, von einem in Aegypten erfundenen „Abkürzungsmittel" der Malerei!

Unter den übrigen Arbeiten sei hier ferner der aus neun Büchern bestehenden „Schulwissenschaften" gedacht, als der ersten encyklopädischen Zusammenfassung der sogenannten sieben freien Künste; das erste Buch handelt von der Grammatik, das zweite von der Dialektik, das dritte von der Rhetorik, die übrigen von der Geometrie, Arithmetik, Astrologie, Musik, außerdem noch von der Medizin und Architektur.

Besonderen Eifer wendete Varro in seinen letzten Lebensjahren der Landwirthschaft zu, und eine Frucht desselben besitzen wir noch in den drei Büchern über diesen Gegenstand. Er bemüht sich darin, die Theorien des Karthagers Mago auf italischen Boden zu verpflanzen, der nicht blos der Hauptgründer der karthagischen Macht gewesen war (550—500 v. Christus), sondern auch ein aus 28 Bänden bestehendes Werk über den Landbau verfaßte, das nach Columella, der ihn den Vater der Landwirthschaft nennt, auf Beschluß des römischen Senats ins Lateinische übersetzt ward. Varro zeigt sich übrigens in seiner Schrift sowol als gelehrten Bearbeiter fremder Methoden, als auch als Erweiterer der Wissenschaft, insofern er die auf seinen Reisen und Feldzügen gemachten Beobachtungen und Erfahrungen trefflich in den durch die Gesprächsform belebten Vortrag einzuflechten weiß.

Zu vermuthen steht, daß er auch eine größere Schrift speziell der außeritalischen Länderkunde gewidmet habe. Sein hohes Interesse auch an der physischen Geographie legte er durch ein paar Monographien über die Seeküste und Wetterbeobachtungen zur See an den Tag, die er dem Pompejus dedizirte.

Unter den vielen grammatischen Schriften Varro's sind von den 25 Büchern „Ueber die lateinische Sprache", welche Cicero gewidmet waren, sechs noch auf uns gekommen. Freilich lag die Wissenschaft der Etymologie damals noch in ihrer Kindheit, und wenn die Trümmer des Werkes von unsinnigen, kindischen, selbst gegen die Anfangsgründe der Sprachkunde verstoßenden Wortableitungen wimmelt, so möchte man wünschen, daß das günstige Schicksal uns

erke dafür gerettet hätte, wodurch wir eine höhere Meinung von Varro's
schmack und Urtheilskraft erhielten. Hauptsächlich gilt dies von seiner
hrift „Die weltlichen und religiösen Alterthümer des römischen Volks", die
ch Petrarca als Knabe gelesen haben soll. Davon enthielten die Staats-
erthümer 25 Bücher, in denen der Verfasser, von der Schöpfung der Men-
en ausgehend, sich über das alte Italien und dessen Bewohner, über Rom,
sen Gründung und Zustände sich verbreitete, während die 16 dem Kultus
idmeten eine systematische Darstellung der altitalischen Religion umfaßten.
t zweiten Theile verfolgte er die Tendenz, dem herrschenden Unglauben ent-
enzutreten und den Gottesdienst der Väter neu zu beleben. Nach dem Voran-
ge des berühmten Oberpriesters und Rechtsgelehrten Q. Mucius Scävola
terschied er dabei eine dreifache Theologie, die der Dichter oder die mytho-
ische, die der Philosophen oder die natürliche, und die der Bürger oder die
itive Staatsreligion. Wie er über die Erfindungen der Poeten urtheilte, lehrt
s eine Stelle des heiligen Augustin, der sich lebhaft für das Varronische
rk interessirte: „Zuerst", sagt Varro, „giebt es darunter Vieles, was gegen
Würde und das Wesen des Unsterblichen erdichtet worden ist. Dazu gehört
B., daß ein Gott aus dem Haupte, ein anderer aus dem Schenkel entsprungen
, ein dritter aus Blutstropfen, ferner, daß die Götter gestohlen haben sollen,
ebruch getrieben und den Menschen Knechtsdienste erwiesen, kurz, es werden
n Gottheiten lauter Dinge zugeschrieben, die nicht nur auf den Menschen
ssen, sondern sogar auf den allerverachtetsten Menschen." Während er aber
mit Recht die sittliche Reinheit der altrömischen Religion durch die sinnlichen
ythen der Griechen gefährdet glaubte, fiel es ihm nicht ein, gleich einem
nius oder Lucretius die negativen Resultate der griechischen Philosophie als
assen gegen den Volksglauben zu gebrauchen, sondern er suchte zwischen
den zu vermitteln und, auf die Lehre der Stoiker gestützt, in die überlieferte
eligion Licht und Verständniß zu bringen. Demgemäß ging sein System von
r Weltseele aus, welche alle Materie begeistet und mit dieser zusammen die
ottheit ausmacht, deren Ausflüsse oder Welttheile die Elemente sind. Varro
hm nun die Hauptgottheiten als symbolische Bezeichnungen der Elemente,
ied dann die Welt nach Himmel und Erde und reihte an jenen die männlichen,
diese die weiblichen Gottheiten an. Auch die Verehrung der Götter in
nschlicher Gestalt ließ er bestehen und begründete sie dadurch, daß er sagte,
r Geist des Menschen sei das einzige Ebenbild des göttlichen Geistes, die
talt also als Symbol zulässig. Sein Vermittlungsversuch beruhte also nicht
f religiöser Ueberzeugung, sondern war eine nothwendige Folge seiner patrio-
hen Sorge für Erhaltung der nationalen Sitte und Denkungsart. Schon
ävola hatte den Satz aufgestellt, daß das Volk in religiösen Dingen nicht
les zu wissen brauche und daß Täuschung dabei nicht nur oft nothwendig,
dern auch nützlich sei. Bei Augustin sagt nun Varro selbst: „Es ist Vieles
hr, dessen Kenntniß dem großen Haufen nicht nur nicht nützlich ist, sondern
rüber, wenn es auch falsch ist, eine andere Meinung zu haben dem Volke
mmt; deswegen haben ja die Griechen ihre Weihungen und Geheimdienste
ter Stillschweigen und Mauern verborgen."

An dies große historisch-antiquarische Werk schlossen sich mehrere Spez
schriften eng an; erstens vier Bücher „über das Leben des römischen Volk
das mehr die häuslichen und Privatalterthümer behandelte, dann ein v
händiges Werk „über das Herkommen des römischen Volkes, in welchem
römische Urgeschichte in den engsten Zusammenhang mit den Sagen der h
nischen Vorzeit gebracht war; ferner eine Schrift „über die trojanis
Familien", drei Bücher einer topographisch-statistischen „Stadtgeschichte Rom
ein chronologischer Geschichtsabriß in drei Büchern, eine Abhandlung über
römischen Tribus und endlich Erklärungsversuche alterthümlicher Gebrä

Noch tieferen Antheil als Cicero nahm dessen Freund T. Pomponius Att
an den Varronischen Studien, besonders den geschichtlichen. Da er das Bü
abschreiben durch seine Sklaven fabrikmäßig betrieb, ließ er auch Varro's W
fleißig vervielfältigen und sorgte für ihren Absatz. Er war es auch, der Ci
veranlaßte, dem Varro in dem Dialoge „Academica" eine Rolle anzuweisen,
er sich dafür erkenntlich zeigen wollte, daß ihn Varro durch seine Empfeh
dem Pompejus näher gebracht hatte. Varro vergalt die Höflichkeit, indem
wie bereits erwähnt, sein Werk über die lateinische Sprache Cicero dedizirte.

Den Ruhm des gelehrtesten Mannes und fruchtbarsten Schriftstell
seiner Zeit theilte Varro nur mit P. Nigidius Figulus, ebenfalls ei
Freunde Cicero's und Anhänger der Optimatenpartei, der nach dem Si
Cäsar's in der Verbannung starb. Seine zahlreichen Schriften litten an Dun
heit und Verworrenheit; sein Mangel an Klarheit überhaupt führte ihn
pythagoräischen Philosophie in die Arme und ein angeborener Hang zur
heimweisheit drängte ihn sogar auf die Abwege der Astrologie und Ma
Als eifriger Nativitätssteller soll er ja auch Octavian gleich nach dessen Geb
als künftigen Herrn des Reiches bezeichnet haben.

Das Tusculanum des M. Tullius Cicero.

XIII.

M. Tullius Cicero.

(106—43 v. Chr.)

„Wem Cicero sehr gefallen wird, der sei überzeugt, daß er viel gewonnen habe."

Quintilian.

Die kleine, ursprünglich volscische, dann samnitische Landstadt Arpinum würde wol bereits im Alterthume selten genannt und später bald vergessen worden sein, wenn nicht in ihrer nächsten Umgebung zwei hochberühmte Männer das Licht der Welt erblickt hätten. Der rücksichtslose Demokrat und eiserne Krieger Marius stammte aus einem Bauernhause des arpinischen Dorfes Cereatä; Cicero's Geburtsstätte befand sich im Weichbilde der Stadt selbst. Wo nämlich der kühle Liris den Nebenfluß Fibrenus aufnahm, stand die unscheinliche, vom Redner selbst mit dem sabinischen Landgütchen des uneigennützigen Curius Dentatus verglichene Villa, die seinem Großvater gehörte und wahrscheinlich schon seit langer Zeit im Besitze der Familie gewesen war. Cicero versteht ausdrücklich in der Schrift „Ueber die Gesetze", daß sein Geschlecht in der dortigen Gegend von uralter Zeit her seßhaft sei und daß sich daselbst die Heiligthümer desselben und viele Erinnerungszeichen seiner Ahnen vorfänden. Eine Verwandtschaft mit anderen Tulliern nachzuweisen giebt sich Cicero selbst

keine Mühe; zwar nennt er den König Servius Tullius in den „Tusculanischen Untersuchungen" im Scherz seinen Geschlechtsverwandten, aber an einer anderen Stelle, wo er über Verfälschungen der Stammbäume von plebejischer Seite spricht, setzt er hinzu, es komme ihm das so vor, als wenn er selbst seine Herkunft auf Manius Tullius, den patrizischen Konsul des Jahres 499 v. Chr., zurückführen wolle. Der Beiname Cicero, den die arpinischen Tullier führten, wird von Plutarch einer unglücklichen Warze zugeschrieben, die in Gestalt einer Kichererbse (cicer) die Nase des Ersten jenes Namens geziert haben soll. Plinius dagegen findet in Cicero die Hinweisung auf die mit Vorliebe getriebene Kultur der Kichererbsen, sowie die Fabier an die Bohnen, die Lentuler an die Linsen, die Cäpionen an die Zwiebeln in derselben Weise erinnern. Daß unser Cicero selbst an die Abstammung seines Namens von jener Hülsenfrucht glaubte, ergiebt sich aus der Erzählung Plutarch's, er habe als Quästor in Sizilien auf ein silbernes Weihgeschenk, das er irgend einer Gottheit darzubringen gedachte, vom Goldschmied hinter den Namen Marcus Tullius das Bild einer Erbse eingraviren lassen. In neuerer Zeit hat man die Verwandtschaft zwischen Cicero und cicer nicht geleugnet, aber es vorgezogen, den Personennamen von dem hinter beiden Wörtern liegenden Stamme abzuleiten, wodurch dann die Bedeutung „der Kugelrunde" zu Wege käme!

Der Großvater des Redners ist das erste bekannte Glied der Familie. Er war, wie es scheint, ein Führer der aristokratischen Partei in Arpinum, denn er bekämpfte seinen Landsmann Gratidius, der, um das Volk dem Einfluß der Vornehmen zu entziehen, auf schriftliche Abstimmungen gedrungen hatte, und wurde vom Konsul des Jahres 115 v. Chr., Aemilius Scaurus, dafür belobt. Als Römer vom alten Schlage haßte er das Eindringen griechischer Sitte und Sprache; ja, er behauptete, die Italer glichen den auf den Sklavenmarkt gebrachten Syrern; je besser diese Griechisch verständen, desto weniger pflegten sie zu taugen! Der Sohn dieses konservativen alten Mannes, der noch die Geburt seines berühmten Enkels erlebte, gehörte dem Ritterstande an und besaß zu Rom ein Haus in den Carinen; er verweilte aber seiner schwächlichen Gesundheit wegen den größten Theil des Jahres über auf seinem Stammgute, das er umbaute und vergrößerte. Nach seines Sohnes Zeugniß widmete er sich in dieser Zurückgezogenheit den Wissenschaften, und wenn sich dagegen bei Dio Cassius eine Rede des Fufius Calenus befindet, worin Jenem die Walkmühle, die Weinkeltern, die Oelpressen und der Düngerhaufen der älterlichen Villa vorgeworfen werden, so muß man bedenken, daß Calenus auf der Seite des Clodius und Antonius stand und daß damals die Zeit bereits vorbei war, wo Säen und Pflanzen den Römer nicht entehrte; hatte doch schon ein halbes Jahrhundert früher der übermüthige Scipio Nasica Serapio bei seiner Bewerbung um die Aedilität einen Landwirth, dem er der Sitte gemäß bei der Begrüßung die schwieligen Hände drücken mußte, gefragt, ob er auf den Händen zu gehen pflege!

Am beredtesten spricht für die Bildung des arpinischen Ritters die außerordentliche Sorgfalt, welche er der Erziehung und dem Unterrichte seiner beiden Söhne, Marcus und Quintus, angedeihen ließ. Er überwand seine

neigung gegen das hauptstädtische Leben und zog, sobald die Knaben der mentarschule entwachsen waren, nach Rom, um sie dort den besten griechi- n Lehrern anzuvertrauen. Seine Mutter Helvia erwähnt Cicero nirgends; in einem Briefe an Tiro erzählt er, sie habe die Sitte beobachtet, nicht nur vollen, sondern auch die leeren Weinflaschen zuzusiegeln. Und warum? mit nicht die Sklaven, wenn sie sich heimlich über den Wein gemacht hätten, en könnten, daß die ausgestochenen Flaschen bereits leer gewesen wären! r nachmalige Redner (geb. am 3. Januar 106) soll sich, wie Plutarch ichtet, unter seinen Mitschülern so ausgezeichnet haben, daß die Väter selben theils selbst die Schulen besuchten, um sich von dem Verstande den Kenntnissen des Gerühmten zu überzeugen, theils sich auch darüber erten, daß ihre Söhne den Sohn eines unbekannten Ritters auf der aße in ihre Mitte nahmen und demselben das Ehrengeleit gaben. Der ge Cicero versäumte es auch nicht, das Forum zu besuchen und den den eines M. Antonius und L. Crassus zu lauschen, ebenso wie er aus der flichen Mimik der großen Schauspieler Aesopus und Roscius für seinen ftigen Beruf Nutzen zu ziehen trachtete. Bald dehnte er auch seine Stil- ungen auf Versuche in gebundener Form aus, nachdem er eine lateinische ersetzung von Xenophon's „Haushalter" geliefert hatte. So entstanden metri- Nachbildungen von homerischen Abschnitten und von den „Phänomenen" Aratus. Zu Plutarch's Zeit hatte man noch ein Gedicht von ihm unter dem el „Pontius Glaucus"; seine „Alcyone" und das Epos „Marius", das er h eigenem Geständnisse im 19. Lebensjahr dichtete, arbeitete später der ge Gordian nochmals um. Freilich entsprach dem guten Willen die dichteri- Begabung nicht und Cicero hätte sich manchen Aerger ersparen können, nn er nicht in späteren Jahren aus Ueberschätzung der Leichtigkeit seiner smacherei auf das poetische Gebiet zurückgekommen wäre und sowol sein nsulat als sein Exil in Gedichten besungen hätte, die, wie Quintilian sagt, Boshaften zu bespötteln nicht aufhörten. Noch bei Martial findet sich die elle:

„Wenn Du Gedichte schreibst, von Apoll und den Musen verlassen,
Bist Du zu loben, Du nimmst dieses von Cicero an."

Für jeden jungen Römer bildete einen wichtigen Lebensabschnitt der Tag, welchem er aus dem Knabenstande ausschied. Am Morgen dieses Tages, zu man gewöhnlich den 17. März oder das Liberalienfest ausersah, weihte er nn seine purpurgesäumte Knabentoga nebst der ein schützendes Amulet ein- ließenden herzförmigen Goldkapsel, die er bis dahin an seinem Halse getragen tte, den Hausgöttern, bekleidete sich mit der weißen männlichen Toga und rde dann von seinem Vater in Begleitung von Verwandten und Freunden des uses auf das Forum geführt und als neuer Bürger in die Tribuslisten ein- tragen, worauf ein Opfer auf dem Kapitol und eine Schmauserei folgte. ero erhielt das Abzeichen des männlichen Alters um das Jahr 90, nach llendung seines sechzehnten Lebensjahres. Der von den Aeltern angeordnete hulunterricht hörte nun auf und eine Zeit größerer Freiheit in Bezug auf e weitere Ausbildung trat ein, wobei er die Wahl hatte, sich entweder im

Heere für den Kriegsdienst oder auf dem Forum für die staatsmännische Beredsamkeit praktisch vorzubereiten. Cicero entschied sich auf den Rath seines Vaters für Letzteres und wurde von diesem dem charaktertüchtigen Augur Q. Mucius Scävola mit der Weisung zugeführt, „daß er, so lange es anginge und sich schicke, dem Greise nicht von der Seite weichen solle.“ Einen förmlichen Unterricht erhielt er von diesem Rechtsgelehrten aber nicht; die jungen Leute pflegten vielmehr mit ihrem juristischen Mentor nur die Volksversammlungen zu besuchen, die gerichtlichen Reden anzuhören, beim Ertheilen von Gutachten zugegen zu sein und sich gelegentlich über die Abfassung der Klageformeln und Rechtsurkunden belehren zu lassen. Diese friedliche Lehrzeit erhielt eine kurze kriegerische Unterbrechung dadurch, daß Cicero bei den Verlusten, die gerade Rom im Jahre 90 von Seiten der marsischen Föderation erlitt, mit der Benutzung einer guten Gelegenheit zum Kennenlernen des Felddienstes, welche der so nahe Krieg darbot, seine Pflicht als Patriot verbinden zu müssen glaubte und als Volontär in die Leibkohorte des Konsuls Pompejus Strabo eintrat. Dies geschah im Jahre 89 v. Chr. und das Glück wandte sich gerade zu dieser Zeit wieder den römischen Fahnen zu. In einer der philippischen Reden erzählt Cicero, wie er damals kurz vor der entscheidenden Schlacht bei Asculum im Gefolge des Konsuls einer denkwürdigen Unterredung beiwohnte, die dieser mit Vettius Scato, dem marsischen Führer, hatte. Pompejus feierte im Dezember 89 seinen Triumph zu Rom; Cicero kehrte mit ihm zurück und wandte sich von nun an eifrig wieder seinen Studien zu, hielt sich aber, da der Augur Scävola bald darauf starb, zu dessen gleichnamigem Vetter, einem ebenso ausgezeichneten Redner und Kenner des Rechts. Außerdem begann nun auch die Philosophie ihre Anziehungskraft auf den strebsamen Jüngling zu üben. Nachdem er zuerst den Griechen Phädrus, das spätere Haupt der epikuräischen Schule in Athen, gehört hatte, trat er in ein viel engeres Verhältniß zu dem Akademiker Philo, der gegen d. J. 88 infolge der Unruhen des Mithridatischen Krieges nach Rom zog und hier Vorträge über Philosophie und Poesie hielt. Gleichzeitig bewunderte Cicero die Reden und Vorträge des als Gesandten von Rhodus in der Hauptstadt anwesenden Rhetors Apollonius Molo. Bald darauf nahm er den Stoiker Diodotus, einen vielseitig gebildeten Mann und ausgezeichneten Dialektiker, der später erblindete und bei seinem Tode (59) seinen Gönner Cicero zum Erben von ungefähr 6000 Thalern machte, in sein Haus auf. Der Fleiß Cicero's in jener Periode war außerordentlich; namentlich ließ er keinen Tag vergehen, ohne sich im mündlichen Vortrage und in der Improvisation zu üben. So vorbereitet — auch Molo verweilte 81 wieder längere Zeit in Rom — wagte er es unter Sulla's Diktatur, als Anwalt öffentlich vor Gericht aufzutreten, und erntete im nächsten Jahre in seinem ersten Kriminalprozeß als glücklicher Vertheidiger des Roscius aus Ameria verdiente Anerkennung. Schon im nächsten Jahre aber trat er eine Reise nach Griechenland an, deren Veranlassung er in seinem „Brutus“ in folgender Weise angiebt: „Mein Körper war damals außerordentlich hager und schwächlich, der Hals schlank und dünn, kurz, ich besaß einen Wuchs und eine Figur, der man keine Aussicht auf langes Leben zu stellen pflegt, besonders für den Fall, daß Arbeit und große An-

engung der Lunge hinzukommt. Und dies beunruhigte Alle, denen ich theuer
r, um so mehr, als ich Alles ohne Nachlaß, ohne Abwechslung, mit größter
aft der Stimme und Anstrengung des ganzen Körpers sprach. Meine Freunde
d die Aerzte redeten mir deshalb zu, das Sachwalteramt niederzulegen; ich
Alte mich dagegen lieber jeder Gefahr unterziehen, als dem gehofften Ruhme
Redner entsagen. Weil ich aber bedachte, daß ich durch Dämpfung
d Mäßigung der Stimme und durch Veränderung meiner Sprechweise nicht
r der Gefahr entgehen, sondern auch gemäßigter werden könne, so war mir
s ein Grund, nach Asien zu reisen."

Die ersten sechs Monate brachte Cicero in Athen zu. Zugleich mit ihm
tten sein Bruder Quintus und sein Cousin Lucius die Fahrt gemacht, und
drei Verwandten hörten mit dem vertrautesten Freunde des Redners,
Pomponius Atticus, zusammen den letzten akademischen Philosophen
ntiochus aus Ascalon. Daneben benutzte Marcus auch den Unterricht des
hetors Demetrius Syrus. Ueberhaupt belebte eine hohe geistige Regsamkeit
n Kreis der römischen Freunde; man kostete alle Becher, welche die Musen
edenzten; man schwelgte in den Kunstgenüssen, in den historischen Erinne-
ngen, welche in des Theseus Stadt bei jedem Schritt sich aufdrängten. So
ieb es denn auch unsern Marcus, die uralten Geheimnisse des Weihetempels
Eleusis kennen zu lernen und der mit der Zulassung zu den dortigen Mysterien
erbundenen Beseligung theilhaftig zu werden, welche die edelsten und besten
Geister des Alterthumes nicht genug zu rühmen wußten. Auch Cicero bereute
en mit Atticus zusammen unternommenen Schritt nicht; denn er schreibt in
einem Werke „Ueber die Gesetze": „Athen scheint mir zwar viele vortreffliche
nd göttliche Einrichtungen erfunden und in das menschliche Leben eingeführt zu
haben; das Beste bleiben jedoch die bekannten Mysterien, durch welche wir aus
einem rohen und bäuerischen Zustande zur Humanität herausgebildet und ver-
edelt worden sind. Wie dieselben „Anfänge" (initia) genannt werden, so haben
wir sie in Wahrheit als die Elemente des Lebens kennen gelernt; denn wir
haben nicht allein dadurch eine Methode mit Freuden zu leben erhalten, sondern
auch mit besserer Hoffnung zu sterben."

Von Athen reiste Cicero nach Kleinasien, wo er mit den ausgezeichnetsten
Lehrern der Beredsamkeit in Verkehr trat, namentlich mit Menippus aus
Stratonice, Dionysius aus Magnesia, Aeschylus aus Knidus und Xeno-
kles aus Adramyttium. Doch fand er nicht bei Allen die wunderbare Harmo-
nie zwischen Theorie und Praxis, welche ihn einst zu Rom an Molo gefesselt
hatte. Außerdem war ja dessen Heimat, die Insel Rhodus, einer der be-
suchtesten Stapelplätze des geistigen Verkehrs; kurz, Cicero setzte hinüber und
unterzog sich wieder der Belehrung Molo's, der, wie er selbst erzählt, den über-
strömenden Strom seiner jugendlichen Erregung eindämmte, der aber auch nach
Plutarch und Aurelius Victor nicht blos die hohe Begabung seines Schülers er-
kannte, sondern auch darüber getrauert haben soll, daß dieser Römer den ein-
zigen Vorzug Griechenlands, die Beredsamkeit, demselben zu entziehen im
Begriffe stehe. Auf Rhodus verkehrte auch Cicero viel mit dem gelehrten
Stoiker Posidonius, mit dem er auch später in Briefwechsel blieb.

Nach zweijähriger Abwesenheit kehrte Cicero nach Italien zurück, körperlich gekräftigter, geistig gereifter, wissenschaftlich geläuterter. Eifrig widmete er sich wieder dem Sachwaltergeschäfte; er entschloß sich aber auch, nunmehr einen eigenen Hausstand zu gründen, und führte eine gewisse Terentia heim, die ihm zuerst eine Tochter und nach längerem Zwischenraume einen Sohn schenkte. Seine eifrige und folgenreiche Thätigkeit vor den Tribunalen machte ihn unter dem Volke so bekannt, daß er bei seiner Bewerbung um die Quästur, im Jahre 76 v. Chr., alle Stimmen bekam. Das Loos führte ihn dem Proprätor von Sizilien, Sextus Peducäus, zu, einem humanen, gerechten und gebildeten Manne, mit dem Cicero auch im späteren Leben in freundschaftlichem Verhältnisse blieb. Der Statthalter von Sizilien hatte von jeher zwei Quästoren unter sich, von denen der eine in Syrakus, der andere zu Lilybäum zu residiren pflegte. Cicero erhielt die Kassengeschäfte im westlichen Theile der Insel und berührte Syrakus nur auf der Durchreise (vergl. S. 194). Im Anfange machte er sich bei den Leuten seines Verwaltungsbezirkes keineswegs beliebt. Das Getreide war eben nicht gerathen und die in Sizilien steigenden Preise drohten sich in Rom zu vervielfachen; der neue Quästor, der zunächst auf seine Zukunft in Rom bedacht war, zwang daher die Sizilianer zu einer starken und ziemlich wohlfeilen Getreideausfuhr nach Italien. Später versöhnte er die Provinzialen mit sich wieder durch Uneigennützigkeit und Gerechtigkeit und erhielt wenige Jahre später einen sprechenden Beweis ihres Vertrauens. Nach Ablauf seines Amtsjahres kehrte er nach Rom zurück, in der Meinung, seinem Namen hier einen guten Klang verschafft zu haben. In der Rede für Plancius erzählt er selbst, wie empfindlich ihm die Erfahrung des Gegentheiles war. „Als ich nach Vollendung meiner Quästur Sizilien verließ," sagt er, „glaubte ich, daß die Leute von nichts Anderem zu Rom sprächen, als von meiner Quästur. Ich hatte bei der höchsten Theuerung eine sehr bedeutende Menge Getreide in die Hauptstadt geschickt; gegen die Kapitalisten war ich gefällig, gegen die Kaufleute gerecht, gegen die Staatspächter freigebig, gegen die Bundesgenossen uneigennützig, gegen Alle in meiner Verwaltung höchst pünktlich gewesen. Daher verließ ich die Provinz in der Einbildung, das römische Volk werde mir ohne mein Ansuchen Alles antragen. Allein als ich in denselben Tagen auf meiner Heimreise gerade zu der Zeit nach Puteoli kam, wo gewöhnlich sehr viele und vornehme Leute in jener Gegend sich aufhalten, sank ich fast zu Boden, als mich Einer fragte, an welchem Tage ich Rom verlassen hätte und ob es etwas Neues in der Hauptstadt gäbe. Auf meine Erwiederung, daß ich aus der Provinz komme, sagte er: „Ach ja, freilich, aus Afrika?" Diesem sagte ich schon voll Aerger und Widerwillen: „Nein! aus Sizilien." Da sagte ein Anderer, wie wenn er Alles wüßte: „Wie? Du weißt nicht, daß Dieser zu Syrakus Quästor gewesen ist?" Kurz, ich hielt es für das Klügste, mich nicht weiter zu ärgern, und betrachtete mich eben auch als einen der Badegäste. Doch möchte ich fast glauben, daß mir jene Sache mehr genützt hat, als wenn mir damals alle Welt ihre Glückwünsche dargebracht hätte. Denn nachdem ich eingesehen hatte, daß das römische Volk etwas stumpfe Ohren, aber scharfe Augen habe, dachte ich nicht weiter darauf, was die Römer von mir hören würden, und sorgte fortan dafür, daß sie mich täglich vor ihren Augen sahen."

Unter vielen Prozessen verging die Zeit bis zum Jahre 70, wo Cicero sich um die curulische Aedilität bewarb, aber gleichzeitig von den Sizilianern zum Anwalt gegen C. Verres, der von 73—71 als Statthalter die Insel ausgesogen und geplündert hatte, erwählt ward. Um die Beweismittel zu sammeln, reiste Cicero auf wenige Wochen nach Sizilien. Aber auch die Gegenanstrengungen des Angeklagten, auf dessen Seite mehrere einflußreiche Optimaten standen, waren gewaltig. Am wenigsten glückte ihm die Bestechung der Wähler, denn Cicero wurde an erster Stelle zum Aedilen gewählt. Endlich kam auch trotz aller Ränke die öffentliche Verhandlung des Prozesses zu Stande, infolge deren der Räuber freiwillig die Stadt räumte und schließlich auch zu Verbannung und Schadenersatz (40 Millionen Sesterzen = 2,240,000 Thlr.) verurtheilt wurde. Cicero's Klienten bewiesen sich dankbar. Sie wußten, daß nach den Cincischen Gesetze die Sachwalter kein Honorar annehmen durften; sie wußten aber auch, wie angenehm sich ein Aedil durch Beschaffung billigen Getreides der Bürgerschaft machen konnte. Sie sandeten daher Cicero eine Menge Weizen, durch dessen Vertheilung sich dieser manche Stimme für spätere Wahlen sicherte. Dagegen beschränkte er sich bei der Besorgung der festlichen Spiele, die ihm oblag, auf einen sehr mäßigen Aufwand. Im Jahre 67 trat er als Bewerber um das nächste höhere Staatsamt, die Prätur, auf und erhielt abermals alle Stimmen der Wähler. Gewiß war es ihm sehr erwünscht, daß ihm das Loos seine Stellung in Rom selbst anwies, wo er hauptsächlich mit der städtischen Civilgerichtsbarkeit zu thun hatte. Als Prätor hielt er auch seine erste politische Rede, mit welcher er den Antrag des Manilius, dem Pompejus den Krieg mit Mithri-

Statue des M. Tullius Cicero.

dates zu übertragen, unterstützte. Er that dies, um bei seiner Bewerbung um das Konsulat den mächtigen Volksliebling „zum Freunde oder wenigstens nicht zum Gegner zu haben", und so spielte sogleich beim ersten politischen Auftreten eine Hauptrolle die Rücksicht auf das liebe Ich, welche neben dem Mangel an Weitsichtigkeit und Festigkeit auch die tiefste Ursache zu seinem späteren politischen Schaukelsystem bildete! Seine richterliche Thätigkeit fand übrigens, wie Plutarch berichtet, große Anerkennung.

Die Verwaltung einer Provinz, auf die er nach Ablauf der Prätur Anspruch machen konnte, lockte ihn weniger als die höchste Ehrenstufe, welche die Republik dem Ehrgeize zu bieten vermochte. Er blieb daher in Rom, um dem Volke nicht aus Augen und Sinn zu kommen, und begann sich nach allen Seiten hin um Stützen für seine Kandidatur zum Konsulate zu bemühen. Nothwendig war diese außerordentliche Anstrengung schon deshalb, weil er ein sogenannter „Neuer Mensch" war. An die Stelle des alten patrizischen Geschlechtsadels war nämlich längst eine Aristokratie des konsularischen Amtes getreten, die aus denjenigen Familien bestand, in welchen das Konsulat seine würdigsten Vertreter gefunden hatte und die mit solcher Ausschließlichkeit sich im Besitze jenes hohen Amtes behaupteten, daß sie, wie Cicero selbst sagt, nicht auf dem Marsfelde, sondern in der Wiege bereits die Designation zum Konsulate empfingen. Selten gelang es einem Neuling, der geschlossenen Phalanx dieses Verdienstadels gegenüber sich emporzuschwingen. Auch Cicero hätte schwerlich sein Ziel erreicht, wenn nicht besondere Umstände zu seinen Gunsten gewirkt hätten. Die Mär von den Plänen der demokratischen Umsturzpartei hatte sich durch Verrath in der Stadt verbreitet, und da das Haupt derselben, Catilina, nebst einem seiner Genossen, Namens Antonius, sich ebenfalls um das Konsulat bewarben, so befiel die Aristokratie ein großer Schrecken. Niemand wollte aus ihrer Mitte seine Haut zu Markte tragen; man vergaß über der Angst den Hochmuth und wählte Cicero, dem man den Muth zutraute, der Verschwörung entgegen zu treten. Mit Stolz erwähnt es der Redner mehrmals, daß seine Wähler sogar die schriftliche Abstimmung verschmähten und ihm durch lauten Zuruf ihre Stimmen gaben. Als zweiten Konsul brachte die Gegenpartei Antonius durch. Dieser, ein unbedeutender Mensch, ließ sich von Cicero leicht dadurch von seinen Genossen abziehen, daß er ihm die bessere der beiden Konsularprovinzen, das Beute und Triumph versprechende Macedonien, überließ, freilich nicht, wie es scheint, ohne sich einen Antheil an dem zu hoffenden großen Gewinn insgeheim auszubedingen.

Das Konsulatsjahr Cicero's (63 v. Chr.) hat durch den Ausbruch und die Niederwerfung der Catilinarischen Verschwörung weltgeschichtliche Bedeutung erhalten. Die Umsicht, mit welcher Cicero den Anschlägen Catilina's überall die Spitzen abbrach, die Gefahren, womit die Ruchlosigkeit der Gegner sein Leben mehrmals bedrohte, müssen hier als bekannt vorausgesetzt werden. Der thätige Konsul erntete von Seiten des gemeinen Volks wieder begüterten Konservativen das ungemessenste Lob. Der Senat ehrte ihn durch ein Danksagungsdekret und stellte wegen der durch ihn bewerkstelligten Rettung des Reiches eine religiöse Feier an; ja die vornehmsten Glieder der Aristokratie begrüßten ihn mit

l „Vater des Vaterlandes." Allein schwer lastete doch auf ihm und
ate die Verantwortung für den durch die eigenmächtige Verurtheilung
ichtung der städtischen Theilnehmer am Komplotte begangenen Ver-
ruch, und die Rache der Demokratie, welche nicht lange auf sich warten
ann sogar dadurch den Schein sittlicher Berechtigung. In die von ihm
Provinz Gallien ging Cicero nicht ab, um dafür in Rom thätig sein zu
Dem egoistischen Treiben der drei mächtigsten Männer der Zeit, Pom-
sar und Crassus, gegenüber war sein Wirken bedeutungslos, nur daß er
Empfindlichkeit und Witzelei in dem dreisten P. Clodius einen Todfeind
als hetzte, der im Jahre 58, wo Cäsar nach Gallien gehen und nicht
n zungenfertigen Gegner, wie Cicero, in Rom zurücklassen wollte, als
un das Gesetz in Vorschlag brachte: Wer einen römischen Bürger ohne
nd Recht getödtet, soll mit dem Bannfluche belegt werden. Cicero
rt Trauergewänder an und suchte das Volk gegen das auf ihn allein
e Gesetz zu gewinnen; aber Clodius mit seiner Rotte verhöhnte und
lte ihn aller Orten. Umsonst war es, daß der Senat die Trauer zu
eschloß, daß der Konsular sich vor Pompejus demüthigte, daß seine
Tullia sich mit ihrem Gemahl dem Konsul Piso zu Füßen warf. Am
des Abstimmungstages entwich der Bedrohte auf der Freunde Rath
Stadt, und bald holte ihn auf der Reise nach Brundisium die Nachricht
seine Verbannung bis auf 80 deutsche Meilen von Rom ausgesprochen
ei. Nachdem er dreizehn Tage zu Brundisium in den Gärten des
s Flaccus verweilt hatte, schiffte er sich am 30. April nach dem gegen-
nden Dyrrhachium ein. „Als ich dorthin gekommen war," erzählt er
einer Rede, „erfuhr ich, daß ganz Griechenland von jenen gottlosen
echerischen Menschen wimmelte, denen ich während meines Konsulats
ert und die Brandfackel aus den Händen gewunden hatte. Bevor diese
richt von meiner Ankunft erhielten, begab ich mich zu Plancius nach
ien. Sobald dieser (damals Quästor) aber gehört hatte, daß ich in
ium gelandet war, kam er mir entgegen, ohne Liktoren, nach Ablegung
nsignien, im Trauergewande. Wie herb ist die Erinnerung an Zeit
wo er mich traf, mich umarmte, mich mit seinen Thränen benetzte,
er kein Wort vorbringen konnte! Wie ungern gedenke ich der folgenden
Nächte, in denen er, nicht von meiner Seite weichend, mich nach Thessa-
d in seine Amtswohnung führte!" Im Herbst desselben Jahres kehrte er
rrhachium zurück, theils weil der neue Prokonsul Macedoniens, Piso,
war, theils weil Dyrrhachium gegen ihn Verpflichtungen hatte und
nächst lag.

hatte auch Cicero's Familie schweres Leid zu bestehen gehabt.
Clodius steckte das Haus des Verbannten auf dem palatinischen
nd, nachdem er es geplündert hatte, und zerstörte dann die Villa zu
. Terentia floh in den Vestatempel, wo ihre Stiefschwester, Fabia,
n war; doch gewährte ihr das Heiligthum keinen Schutz: sie wurde mit
eraus und zur valerischen Wechselbank geführt, um für die Auslieferung
n Vermögens einzustehen. „Womit hatte Euch meine unglü

beleidigt," sprach Cicero nach seiner Zurückkunft, „die ihr gemißhandelt, beraubt, auf das Grausamste geplündert habt? Was hatte Euch meine Tochter gethan, deren immerwährendes Weinen und tiefe Trauer Euch Vergnügen bereitete? Was mein kleiner Sohn, den Jedermann während meiner Abwesenheit in Thränen und Niedergeschlagenheit sah? Was hatte er verbrochen, daß Ihr ihn so oft durch Meuchelmord umbringen wolltet? Was mein Bruder, den nach der Rückkehr aus seiner Provinz nur zu oft Eure Dolche bedrohten?" Die Brandstelle auf dem Palatin bot Clodius zum Verkaufe aus, und da sich kein Käufer fand, so ließ er sie durch einen Freund für sich selbst erstehen, vereinigte sie mit seinem eigenen Hause und errichtete darauf eine Halle der Freiheitsgöttin.

Die Stimmung Cicero's in dieser unglücklichen Zeit war höchst niedergeschlagen und seine Briefe zeugen nicht von männlicher Fassung, sondern sind voll weibischer Klagen und Selbstvorwürfe, die den Seinigen in Rom wenig Trost zu gewähren im Stande waren. Doch leuchtet aus ihnen andrerseits seine herzliche Liebe und Anhänglichkeit zu Gattin und Kindern hervor. So schreibt er z. B. an Terentia: „Ich habe von Aristocritus drei Briefe empfangen, die ich durch meine Thränen beinahe zerstörte. Denn ich werde von Kummer fast aufgerieben; meine Terentia und Dein und Euer Elend peinigt mich eben so sehr als das meinige. Ich bin aber dadurch noch unglücklicher als Du, Aermste, weil das Unheil selbst uns gemeinschaftlich trifft, die Schuld aber mir allein gehört. Meine Pflicht wäre es gewesen, entweder durch einen Gesandtschaftsposten die Gefahr zu vermeiden, oder mit Sorgfalt und Kraft Widerstand zu leisten, oder tapfer zu fallen. So konnte mir nichts Elenderes, Schmachvolleres, Unwürdigeres zustoßen. Weniger darum vergehe ich vor Schmerz als vor Scham. Ja, ich schäme mich, meiner guten Frau, meinen lieben Kindern nicht die nöthige Energie und Sorgfalt bewiesen zu haben. Denn vor Augen schwebt mir Tag und Nacht Eure Trauer und die Schwäche Deiner Gesundheit. Die Hoffnung auf Rettung aber ist noch sehr schwach. — — — Bleibe gesund und sei überzeugt, daß mir nie Etwas theurer sein wird, noch gewesen ist, als Du. Lebe wohl, meine Terentia; ich glaube Dich vor mir zu sehen und werde von Thränen übermannt! Lebe wohl!"

Bald jedoch gestalteten sich die Dinge in Rom für den thränenreichen Verbannten günstiger. Pompejus entzweite sich bitter mit dem Pöbelführer Clodius und gab endlich nicht ungern dem Drängen der wieder erstarkenden Senatspartei auf Zurückberufung Cicero's nach. Der Senat erließ nun ein Dekret, in welchem er allen Städten, die dem Vertriebenen Zuflucht gewährt hatten, und namentlich auch dem Plancius Dank zollte und die römischen Bürger aufforderte, am Tage der Abstimmung über den Zurückberufungsantrag zahlreich zu erscheinen. Wirklich betheiligte sich auch an dieser Volksversammlung die 4. August eine ungewöhnliche Anzahl achtbarer Männer. Der Antrag ging durch und an [illegible] Tage verließ Cicero Dyrrhachium. Doch lassen wir ihn wieder [illegible]len! „Am fünften August kam ich nach Brundisium. Dort [illegible] meine liebe Tullia gerade an ihrem Geburtstage, der zufäl[illegible]ftungstag der brundisinischen Kolonie war.

Cicero auf der Rednerbühne (den Rostra).

Dieſes Zuſammentreffen wurde von der Menge bemerkt und gab den Brundiſinern Veranlaſſung zu freudiger Beglückwünſchung. Am 8. Auguſt erfuhr ich durch einen Brief meines Bruders Quintus, daß unter außerordentlicher Theilnahme aller Altersklaſſen und Stände und unter unglaublichem Zuſtrömen der Leute aus ganz Italien der Geſetzantrag in den Centuriatkomitien durchgegangen ſei. Von den achtbarſten Brundiſinern mit Gefälligkeiten überhäuft, trat ich hierauf meine Reiſe an und unterwegs ſtellten ſich von allen Seiten Abgeordnete mit Glückwunſchadreſſen ein. Als ich in die Nähe der Stadt kam, gab es Niemand aus den höheren Ständen, der mir nicht entgegen gekommen wäre. Vor dem Capuaniſchen Thore hatte das niedere Volk die Stufen der Tempel gefüllt und bezeigte mir ſeine Glückwünſche durch ein ungeheures Händeklatſchen. In ähnlicher Weiſe feierte mich die Volksmenge und ihr Beifallklatſchen bis auf das Kapitol und auf dem Forum und dem Kapitol ſelbſt war die Menſchenmaſſe erſtaunlich groß."

Eine der erſten Sorgen des Zurückgekehrten war die, wieder in Beſitz ſeines Hausplatzes zu gelangen. Clodius hatte aber, wie erwähnt, daſſelbe zu einem Heiligthume geweiht und die Rückgabe hing von der Giltigkeit oder Ungiltigkeit dieſer religiöſen Ceremonie ab. Die Prieſter entſchieden zu Clodius' Ungunſten und nun beſchloß auch der Senat, daß Cicero den Platz zurückerhalten und entſchädigt werden ſollte. Mit der Taxation ſeines Verluſtes war er aber nicht ganz zufrieden; die Konſuln hatten nämlich das Gebäude in der Stadt auf 2 Millionen Seſterzen veranſchlagt (117,000 Thlr.), den Schaden an der tuskulaniſchen Villa dagegen nur auf 500,000 und den an der formianiſchen auf 250,000 S. und Cicero ſchreibt bitter an Atticus, er wiſſe gar wohl, woher dies komme: „Dieſelben Leute, die mir die Federn verſchnitten haben, wollen ſie nicht wieder wachſen laſſen!" Den palatiniſchen Palaſt hatte er von Craſſus für 3½ Millionen Seſterzen gekauft und ſich dadurch eine Schuldenlaſt auf den Hals gezogen. Er wollte deshalb ſein Tusculanum nach der Rückkehr verkaufen, gab es aber wieder auf, da er der Annehmlichkeit eines ſo nahen ländlichen Aufenthalts nicht entbehren konnte. Bezeichnend für die anarchiſchen Zuſtände der durch keine Polizeigewalt beſchützten Hauptſtadt iſt es, daß Clodius mit ſeiner Rotte am 3. November die Werkleute von der Bauſtätte auf dem Palatin verjagen und das Wiedererſtandene demoliren, ja acht Tage ſpäter Cicero ſelbſt auf der Straße überfallen konnte, ſo daß ſich derſelbe nur durch ſchleunige Flucht in ein fremdes Haus rettete! Und als endlich bald darauf Cicero in der Curie auf gerichtliche Verfolgung drang, reichte das bloße Geſchrei der in der Nähe harrenden Helfershelfer des Feindes hin, um den geſammten hohen Senat zu eiligem Auseinandergehen zu veranlaſſen.

Die öffentliche Thätigkeit Cicero's geſtaltete ſich nach Aufhebung ſeines Exils gerade nicht bedeutungsreich. Zwar glänzte ſeine Beredſamkeit auf der Rednerbühne; aber die Furcht vor Clodius und die Ohnmacht des Senats trieb ihn zum allmäligen Anſchluſſe an die Triumvirn, wobei er jedoch ſtets in die peinlichſte Verlegenheit gerieth, wenn die Einigkeit unter den Machthabern zu ſchwinden drohte. Die Umkehr ſeiner Geſinnung offenbart er beſonders nach der Zuſammenkunft der Triumvirn zu Luca dem treuen Atticus, wenn er ſchreibt:

„eil die nichts Vermögenden mich nicht lieben wollen, ſo werde ich mich b

hen, bei denen in Gunst zu kommen, die etwas vermögen. Du wirst sagen: wollte, Du hättest dies schon lange gethan. Ich weiß, daß es Dein Wille und daß ich ein wahrer Esel gewesen bin."

Im nächsten Jahre (55) weilte Cicero mehrere Monate auf seinen Landtern und beschäftigte sich mit eifrigem Studiren. Damals entstand unter anderem das Werk „Ueber den Redner" und das Gedicht über seine Leidenszeit. as Wichtigste, was die beiden folgenden Jahre ihm brachten, war der Tod Clodius, womit das gesetzlose Treiben in der Stadt seinen Gipfelpunkt reichte. Er übernahm dann die Vertheidigung des Mörders, deren Mißücken freilich Jedermann vorhersehen konnte, da Annius Milo an Dreistigkeit d Gewaltthätigkeit dem Clodius nicht nachstand und außerdem der muthigste rfechter der republikanischen Opposition war." Eine Folge dieses Ereignisses ar die von Pompejus diktirte Verschärfung der Wahlgesetze und die Verfügung, ß die Statthalterschaften an die Konsuln oder Prätoren erst nach Ablauf von nf Jahren nach ihrer Amtszeit vergeben werden sollten. Diese zunächst auf äsar gemünzte Maßregel hatte für Cicero die Wirkung, daß auch er noch eine rovinz erhielt und zwar die asiatische Küstenlandschaft Cilicien. Kurz zuvor ar sein alter Gegner Crassus bei Karrhä gefallen und ganz Kleinasien zitterte r dem siegreichen parthischen Heere. Es wurden deshalb auch dem neuen rokonsul zwei Legionen angewiesen und auf seinen Vorschlag begleiteten ihn s Legaten sein in Cäsar's Kriegsschule gebildeter Bruder Quintus, der gejene Prätor Pomptinus, ein gewisser M. Annejus und L. Tullius, ein Freund s Atticus. Cicero nahm auch seinen Sohn und Brudersſohn nebst deren gertem Hofmeister Dionysius mit in die Provinz, die er erst am 31. Juli 51 reichte, nachdem er schon Anfangs Mai Rom verlassen hatte. Sein Vorgänger ar ein Statthalter gewöhnlichen Schlags gewesen, der seine Anstellung als ne Anweisung auf die Börsen der Provinzialen betrachtete; seine beiden egionen fand er nicht vollzählig und doch waren die Parther bereits über den uphrat gegangen. Er rief daher schnell die ausgedienten Soldaten unter die ahnen zurück und verstärkte sich durch Hülfstruppen der Bundesgenossen, amentlich des galatischen Tetrarchen Dejotarus. Doch begnügten sich die Feinde it einem Einfalle in Syrien, und Cicero beschloß daher, die der Umgegend durch re Räubereien lästigen Bewohner des Amanusgebirges zu züchtigen. In der urch Alexander's von Macedonien Sieg über Darius klassisch gewordenen egend von Issus besiegte er die wilden Stämme, verfolgte sie in die Berge nd eroberte ihre Raubnester. Seine Soldaten begrüßten ihn dafür mit m Titel Imperator und der ersehnte Lorbeer umwand die Fascen seiner Liktren und die an den Senat abgehende Siegesdepesche. Vom Amanus wendete h Cicero noch gegen das Land der sogenannten freien Cicilier und nahm, wieder ne großen Verlust, nach regelrechter Belagerung deren Festung Pindenissus. er Erlös aus der Beute an Pferden und Menschen betrug gegen 700,000 Thlr. ach diesen kriegerischen Expeditionen widmete sich der Prokonsul der Provinzialrwaltung und erwarb sich hier durch Leutseligkeit, Milde und Gerechtigkeit nell die Liebe der Unterthanen. Plutarch schildert seine Thätigkeit in folgender eise: „Geschenke nahm er nicht einmal von den Königen an; von Gast-

mählern entband er die Provinzialen, er selbst aber bewirthete täglich die Vorzüglichsten, nicht prächtig, aber anständig. Sein Haus hatte keinen Thürhüter und er empfing die Besucher nicht auf dem Ruhebette, sondern am Morgen im Binnenhofe stehend oder herumspazierend. Er soll weder Jemanden mit Ruthen haben streichen lassen, noch die Kleider vom Leibe reißen, noch im Zorne gescholten, noch beleidigende Strafen auferlegt haben." Trotz seiner Uneigennützigkeit betrug sein Beuteantheil, den er bei den Staatspächtern in Ephesus deponirte, die artige Summe von 2,200,000 Sesterzen.

Wenn man fragt, ob Cicero in seinem Wirkungskreise Befriedigung fand, so muß mit einem entschiedenen Nein geantwortet werden. Er sehnte sich nach der Luft Roms, nach dem Forum, er verschmachtete vor Neugierde, wenn die Briefe seiner Freunde und der von ihm bestellte Tagesbericht über Alles, was in der Hauptstadt passirte, zu lange auf sich warten ließen; er bestürmte alle einflußreichen Männer in Rom, sich für ihn zu verwenden, daß er ja nicht länger als ein Jahr in Laodicäa und Tarsus zu residiren brauchte. Endlich erschien der Tag seiner Erlösung (30. Juli 50) und er reiste über Rhodus, Ephesus, Athen und Corcyra nach Brundisium. Für seine Kriegsthaten hatte er schon früher mit unglaublicher Mühe ein Dankfest sich erwirkt. Jetzt kitzelte ihn seine Eitelkeit, auch nach der unsterblichen Ehre des Triumphators zu streben. Doch dieses Ziel sollte er nicht erreichen. Schon war der Sturm im Anzuge, der das morsche Staatsgebäude aus den Fugen riß; der Senat hatte sich bereits auf die Seite des Pompejus gestellt und jeden Tag erwartete man Cäsar's Ultimatum und den Ausbruch des Bürgerkriegs. Wer kümmerte sich da um die zweifelhaften Ansprüche eines kleinen Statthalters auf die Garderobe des capitolinischen Jupiter? Der Zwist unter den beiden Inhabern der Macht bereitete dem Unentschlossenen die peinlichste Verlegenheit. Er hatte um Beider Gunst gebuhlt; Beide hatten ihm Gefälligkeiten erzeigt; mit Keinem wollte er es verderben. „Was gäbe ich darum, wenn ich jetzt noch in meiner Provinz verweilen könnte!" schreibt er an Atticus. Außer der Politik machten ihm aber auch seine häuslichen Verhältnisse Sorgen. Er war ein schlechter Rechner und kam, besonders wegen seiner Kauf- und Bauluſt, nie aus Geldverlegenheiten heraus; aber auch seine Terentia war eine schlechte Wirthschafterin und ihr schob er die heillose Verwirrung seiner Finanzen und seines Hauswesens nach seiner Heimkehr zu. Das herzliche Einvernehmen kehrte nicht wieder und im folgenden Jahre trennte sich Cicero von der einst so heiß Geliebten. Terentia scheint sich übrigens die Scheidung nicht sehr zu Herzen genommen haben; denn sie erreichte nach Valerius Maximus und Plinius dem Aelteren ein Alter von 103 Jahren. Die zweite Ehe, welche Cicero bald darauf einging, war nach seines Freigelassenen Tiro Versicherung eine Spekulationsheirath; denn die junge Publilia besaß ein sehr bedeutendes Vermögen. Ein dauerndes glückliches Verhältniß konnte bei der Verschiedenheit des Alters und dem falschen Motive seinerseits kaum gehofft werden; schon nach Jahresfrist wich Cicero seiner jungen Frau aus und als bald darauf seine Tochter Tullia starb, leitete er die Scheidung gegen Publilia ein, weil er glaubte, sie hätte sich über den Tod ihrer Stieftochter gefreut.

Neutral konnte Cicero bei der gegenseitigen Erbitterung der zwei Parteien nicht lange bleiben und nachdem er sich Zorn und Verachtung genug zugezogen hatte, ging er endlich in das Lager des Pompejus bei Dyrrhachium. Als Jener dann nach Thessalien abzog, blieb Cicero mit Varro, Cato und Anderen in Dyrrhachium und theilte nach der Schlacht bei Pharsalus die Reise nach Corcyra. Hier wollte sich der junge Pompejus an seiner Person vergreifen, weil er im Kriegsrathe die ihm von Cato angebotene Oberbefehlshaberstelle ausgeschlagen und zum Niederlegen der Waffen gerathen hatte. Wie wenig Menschenkenntniß muß doch der Held von Utica besessen haben, wenn er Cicero soviel Hingabe an die Partei zutraute! Dieser ging auch nicht mit nach Afrika, sondern begab sich nach Brundisium, wo er ein ganzes Jahr bis zum September 47 zubrachte, auf Cäsar's Begnadigung harrend. Wie sehr stach über dieser Aufenthalt von jener Rast ab, die er nach seinem Exile bei den Brundisinern hielt! Damals war die Hafenstadt für ihn der Anfangspunkt eines Triumphzuges; jetzt weilte er hier beargwohnt, verlassen, in Verzweiflung. Seine Mißstimmung wurde durch mancherlei Familienverhältnisse gesteigert. Seinen Neffen hatte er im Verdachte des offenen Verraths, während dessen Vater, sein Bruder, sich von ihm bei Cäsar verleumdet glaubte und die bittersten Schmähungen gegen ihn ausstieß. Sein dritter Schwiegersohn, Dolabella, machte ihm dadurch, daß er als Volkstribun seiner tiefen Verschuldung wegen einen Antrag auf Erlaß der Schulden und Hausmiethen gestellt hatte, große Schande. Das Verhältniß zu seiner eigenen Frau, Terentia, war damals schon sehr kühl geworden und wurde, wie Plutarch sagt, noch deshalb verschlimmert, weil dieselbe der zu Cicero nach Brundisium reisenden Tochter nur eine einzige Sklavin und auch sonst keine standesgemäße Reiseausstattung mitgegeben hatte. Endlich beklagte sich Cicero noch über die Ungesundheit des Klima's.

Anfangs September 47 landete endlich der Sieger in Tarent und Cicero beeilte sich, ihm seine Aufwartung zu machen. Die Begegnung war für den Konsularen nicht so demüthigend, wie er erwartete. Cäsar stieg vom Pferde, als er ihn erblickte, und unterhielt sich längere Zeit mit ihm auf das Freundlichste; auch gestattete er ihm die Rückkehr nach Rom. In der Hauptstadt, die er 4½ Jahre nicht gesehen hatte, lebte Cicero sehr zurückgezogen und mit wissenschaftlichen Arbeiten beschäftigt. Es entstanden in dieser Zeit die Schriften: „Brutus", „Ueber die Gesetze", die „Paradoxen", der „Redner" sowie „Ueber die rhetorische Eintheilung". Auch unterhielt er in dieser Zeit einen lebhaften Briefwechsel mit seinem Freunde Terentius Varro. Nebenbei unterrichtete er seinen Eidam Dolabella, Cassius, Hirtius und Pansa in der Redekunst und verglich sich mit Dionysius von Syrakus, da auch er nach Verlust der Herrschaft über das Forum Schulmeisterei treibe! Cäsar behandelte ihn während dieser Zeit gefällig und zuvorkommend und sendete ihm sogar aus Spanien ein Trostschreiben bei Tullia's Hinscheiden; aber Cicero konnte sich einmal nicht mit der Alleinherrschaft und seiner eigenen Bedeutungslosigkeit aussöhnen und als Cäsar im Dezember 45 in seiner Villa bei Puteoli eingekehrt war, schrieb er an Atticus, von einem solchen Gaste heiße es nicht: „Wann Du wiederkehrst,

ziehe ja nicht bei mir vorüber!" Einmal sei genug! Er kam darum auch immer seltener nach Rom und reiste auf seinen Landgütern herum, deren er außer dem tusculanischen, formianischen, arpinischen und puteolanischen noch je eines bei Pompeji, bei Antium und bei Astura besaß. Den ländlichen Aufenthalt benutzte er auch jetzt zum Schriftstellern, hauptsächlich zu philosophischen Arbeiten, namentlich dem „Hortensius", den „tusculanischen Gesprächen" und dem Werke „Ueber das Wesen der Götter."

An den verhängnißvollen Iden des März 44 befand sich Cicero in der Kurie, als Cäsar den Dolchen der Verschworenen erlag. Der Anblick des getödteten Monarchen versetzte ihn in republikanischen Rausch; er theilte sofort die kindischen Hoffnungen der Mörder und war einer der Ersten, die sich am Abend bei denselben auf dem Kapitol einfanden. Sein Rath, daß die Prätoren Brutus und Cassius sofort den Senat berufen sollten, ward verworfen, weil man den Konsul Antonius nicht umgehen wollte, und so bekam dieser talentvolle, energische, aber lüderliche Mann allmälig das Heft in die Hand. In der nächsten Sitzung sprach Cicero für die von Antonius beantragte Amnestie und die Aufrechthaltung der Einrichtungen Cäsar's und pries den Senatsbeschluß dann der Volksversammlung in begeisterter Rede an. Auch der Leichenfeier des Ermordeten wohnte er bei; aber die durch Antonius künstlich beförderte Wuth des Volkes, vor der auch die Mörder aus Rom wichen, bewog ihn, sich auf das Land zurückzuziehen. Er schrieb dort seinen „Cato" und „Lälius", die Bücher „Ueber die Divination" und „Ueber das Fatum", übersetzte den „Timäus" Plato's und begann das Werk „Ueber die Pflichten". Die Verwirrung in Rom stieg unterdessen immer höher und mit ihr die Rathlosigkeit Cicero's, der mit Brutus und Cassius in heimlicher Verbindung blieb, den Antonius haßte und sich vor den Cäsarianern fürchtete. Als er endlich hörte, daß Sextus Pompejus zum Anführer von der republikanischen Partei berufen worden sei, beschloß er, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Er ließ sich deshalb zum Schein von dem nach Syrien abgehenden Dolabella zum Legaten ernennen, ging von seiner pompejanischen Villa aus am 17. Juli unter Segel und gelangte über Rhegium nach Syrakus. Auch auf dem Schiffe arbeitete er und sendete von Rhegium aus dem Trebatius eine Nachahmung der aristotelischen Topik. Widrige Winde hinderten ihn an der Ueberfahrt nach Griechenland und da er zugleich beruhigende Nachrichten aus Rom erhielt, gab er die Reise auf und traf am 31. August wieder in Rom ein. Gerade am nächsten Tag wollte Antonius im Senate ein stehendes Dankopfer für Cäsar beantragen und da sich Cicero als müde von der Reise entschuldigen ließ, drohte Antonius, er werde mit Maurern und Zimmerleuten kommen und ihn holen. Diese Ungezogenheit empörte Cicero so, daß er am nächsten Tage die erste jener 14 Reden im Senate hielt, die er, sich mit Demosthenes, Antonius mit Philipp von Macedonien vergleichend, philippische nannte. Obwol dieselbe gegen Antonius noch schonend verfuhr, kündigte ihm dieser offene Feindschaft an und deckte in einer neuen Senatssitzung, wo Cicero wieder nicht erschien, dessen politische Blößen auf, worauf Cicero aus Furcht vor Cäsar's Veteranen nur mit einer geschriebenen Antwort diente. Natürlich näherte er sich durch dieses Zerwürfniß dem Adoptivso-

r's, Octavian, als dem angehenden Rivalen des Antonius. Als aber die
t zwischen den beiden Letzteren immer breiter ward und ein neuer Bürger-
vor der Thüre stand, war der Zweifel über den Ausgang des Kampfes
er stärker in ihm, als sein Haß gegen Antonius. „Wem sollen wir folgen?
ich hier bleiben, nach Rom gehen oder nach Arpinum? Rathe mir! Noch
bin ich in größerer Verlegenheit gewesen!“ schreibt er von Pompeji aus an
us; ja, er mochte sich nicht von der Küste entfernen, um jeden Augenblick
ten zu können! Endlich entschied er sich für Rom und that bald Alles, um den
ch zwischen Antonius und dem Senat unheilbar zu machen. Sowol in der
e als vor dem Volke setzte er die leidenschaftliche Polemik gegen seinen
d fort und jubelte nach den Siegen bei Forum Gallorum und Mutina.
die beiden Konsuln, Hirtius und Pansa, gefallen waren, führte Cicero das
er des schwankenden Staatsschiffes, schrieb Steuern aus, korrespondirte mit
Statthaltern und war Mitglied der Zehnerkommission zur Landesvertheil-
an die Veteranen. Jedenfalls gab er sich damals der sicheren Hoffnung
Wiederherstellung der alten Senatsherrschaft hin; denn von Octavian
tete er nicht viel. Noch existirt ein Brief des Dec. Brutus an Cicero, in
em er von dem bösen Eindrucke erzählt, den das auch von Vellejus und
ton erwähnte zweideutige Urtheil Cicero's bei Cäsar's Adoptivsohn hervor-
fen habe: „Der junge Mann ist zu loben, zu ehren, emporzuheben“;
das letzte Wort (tollendus) bedeutete zugleich „zu beseitigen“. Die
ngschätzung, welche ihm von Seiten des Senates widerfuhr, vergalt Octa-
mit einem Zuge gegen Rom, wodurch er sich das vergeblich erbetene Kon-
erzwang. Kurze Zeit darauf vereinigte er sich mit Antonius und Lepidus
inem zweiten Triumvirate und nun folgte auf den republikanischen Traum
Konservativen ein schreckliches Erwachen!

Cicero, als das Haupt der Gegenpartei, befand sich schon unter den ersten
enzehn, deren Tod gleich bei der Zusammenkunft in Bologna als eine Noth-
igkeit bezeichnet worden war. Daß Octavian zwei Tage lang die Aech-
Cicero's verweigert habe, wie Plutarch behauptet, ist kaum glaublich, da
ie Gesinnung desselben gegen sich sehr gut kannte und ihn bei seinem Ein-
in Rom ironisch „den letzten seiner Freunde“ genannt hatte. Als die Ver-
deten, denen 43 Legionen zu Gebote standen, gegen das wehrlose Rom
rückten, begab sich Cicero mit seinem Bruder nach Tusculum und von da
dem an der latinischen Küste gelegenen Astura, um nach Macedonien zu
tus zu entweichen. Die Flucht war aber so über Hals und Kopf vor sich ge-
gen, daß Beiden das nöthige Geld und Reisegeräth fehlte. Quintus be-
ß daher umzukehren und bat seinen Bruder, die Flucht allein fortzusetzen;
ürde später nachkommen. Unter heißen Thränen nahmen sie Abschied von
nder auf Nimmerwiedersehen.

Marcus fand in Astura ein Fahrzeug und segelte mit günstigem Winde
Circeji. Von dort kam er, wie es scheint, am anderen Tage nach Gaëta,
essen Nähe sein Formianum lag. Widrige Winde, Unentschlossenheit und
höpfung ließen ihn dort wieder Rast machen, bis seine Sklaven ihn halb mit
alt dazu brachten, eine Sänfte zu besteigen und den Weg nach dem Meere

einzuschlagen. Aber bereits hatten die Schergen der Dreimänner seine Spur entdeckt und noch befand sich Cicero in den Alleen des Parks, als der Kriegstribun C. Popilius Länas, ein früherer Klient von ihm, und der Hauptmann Herennius in der Villa anlangten. Ein Freigelassener, Namens Philologus, soll diesen den vom Flüchtling eingeschlagenen Weg gezeigt haben, worauf Popilius schnell vorauslief und das Ende des Gehölzes besetzte, während Herennius der Sänfte nacheilte. Als Cicero ihn bemerkte, ließ er die Träger still halten und blickte, mit der linken Hand nach seiner Gewohnheit das Kinn fassend, die Soldaten ruhig an.

Einige Schriftsteller erzählen, daß Popilius ihn getödtet habe. Plutarch verdient aber wol hier den meisten Glauben, da er die Biographie Tiro's benutzt hat, der sich gewiß nach allen Umständen erkundigt haben wird, wenn er nicht selbst dem Ende seines Herrn beiwohnte. Nach Plutarch führte Herennius den Mordstahl in dem Augenblicke, wo Cicero den Hals aus der Sänfte streckte. Dann wurde dem Getödteten der Kopf und die rechte Hand abgehauen und zu Antonius gebracht, der eine brutale Freude darüber an den Tag legte, dem Mörder den zehnfachen Preis (58,000 Thaler) auszahlen und die Körpertheile auf der Rednerbühne aufstecken ließ, nachdem seine Gattin, die herrschsüchtige Fulvia, mit einer Nadel die bewegliche Zunge durchstochen hatte, durch welche so oft die Schattenseiten ihres Lebens gegeißelt worden waren.

Cicero starb am 7. Dezember 43 v. Chr. im nicht ganz vollendeten 63. Lebensjahre. Sein Bruder und Neffe hielten sich einige Zeit verborgen, wurden aber dann von den eigenen Sklaven verrathen und ebenfalls erschlagen. Sein Sohn Marcus Tullius befand sich bereits als Reiteranführer bei Brutus, sich nach der Schlacht bei Philippi zu Sextus Pompejus und wurde nach dem zwischen Octavian und Antonius erfolgten Bruche von jenem zum Konsul ernannt. Als solcher versuchte er seinen Vater zu rächen, indem er den Antrag stellte, die Statuen des Antonius umzustürzen, den Tag seiner Geburt für einen unheilvollen zu erklären und der Familie den Gebrauch des Vornamens Marcus zu verbieten. Der Senat ging auf diese Vorschläge ein, und als bald darauf die Nachricht vom Tode des Triumvir eintraf, las Cicero die Depesche dem Volke vor und ließ sie an derselben Stelle anheften, wo das Haupt seines Vaters zur Schau gestellt worden war. Mit ihm, der leider im Trinken mit Antonius wetteiferte, starb das Geschlecht der Ciceronen aus. Auch von Pomponia, der Schwägerin des Redners und Schwester des Atticus, erzählte man im Alterthume, sie habe von Antonius den Verräther Cicero's, Philologus oder nach einer anderen Lesart wol richtiger Philogonus, ausgeliefert bekommen und außer anderen Foltern ihn gezwungen, gebratene Stückchen Fleisch von seinem eigenen Körper zu essen! Doch zweifelt schon Plutarch an der Wahrheit dieser unmenschlichen Grausamkeit, weil Tiro von dem Verrathe jenes Freigelassenen gänzlich schweigt.

Die Hagerkeit und Schlankheit, die Cicero in der Jugend in auffallender Weise besessen hatte, verlor sich später und machte einer bis in das Alter bleibenden Würde der Gestalt Platz, wenn auch der Körper durch häufige Krank

dern entstellt war. Sein Gesicht war beweglich und heiter und ein schalkaftes Lächeln wohnte in seinen Mundwinkeln. Die Konstitution seines Körpers war nicht die festeste, aber durch gewissenhafte Strenge gegen sich selbst, durch regelmäßiges Baden und durch Mäßigkeit im Essen und Trinken bewahrte er mit wenigen Ausnahmefällen seine Gesundheit bis ans Ende. Seine Handschrift scheint eine sehr nachlässige gewesen zu sein, eine Folge seiner Vielschreiberei. Tiro wird einmal von ihm gebeten, den Abschreibern an die Hand zu gehen, wenn sie seine Hand nicht verständen, und seinem Bruder antwortete er: Nachdem ich Schreibrohr und Tinte in Stand gesetzt und das Papier mit dem Falzzahn geglättet habe, wird es losgehen. Denn Du schreibst ja, Du habest meinen vorigen Brief kaum lesen können. Es war aber daran nichts von Dem Schuld, was Du glaubst, lieber Bruder. Ich war weder zu beschäftigt, noch war ich beunruhigt oder erzürnt, sondern ich habe die Gewohnheit, jedes Schreibrohr, das mir unter die Hand kommt, so zu benutzen, als sei es ein gutes."

Was Cicero's Charakter betrifft, so sind die hauptsächlichsten Eigenthümlichkeiten bereits bei Aneinanderreihung seiner Lebensumstände an den Tag getreten. Cicero war kein antiker Mensch mehr und eben so wenig ein Römer alten Schlags. Jenes Aufgehen des Einzelnen im Ganzen, jene persönliche Resignation wäre ihm auch in einer besseren Zeit dem Staate gegenüber nicht möglich gewesen. Bei aller Wärme des Patriotismus ging ihm stets die Rücksicht auf sein Ich allem Uebrigen voran; ja seine Eitelkeit bewog ihn zu der Gewohnheit, den Werth der Menschen nach ihrem Verhältniß zu ihm selbst zu bemessen und unversöhnlich zu sein nicht blos gegen den Bösewicht, sondern auch gegen Jeden, der seinem Ruhme zu nahe trat, der ihn nur tadelte. Auch das Gemessene, Ernste des römischen Wesens ging ihm gänzlich ab; es gehörte dazu ein vorherrschend cholerisches Temperament, während Cicero ein reiner Sanguiniker war. Reizbar und immer aufgeregt, dem ewigen Wechsel heftiger Affekte preisgegeben, ohne festen inneren Halt, brachte er es nie dahin, Herr der Situation zu werden, sondern blieb Sklave der äußeren Einwirkungen und wurde auch da stets geschoben, wo er glaubte der Schiebende zu sein. In einer ruhigen, stillen Zeit würde er durchgekommen sein, ohne durch solches Schaukeln seine Existenz zu gefährden. In dem Würfelspiel blutiger Diktatoren um die Herrschaft der Welt wurde das schwankende und doch sich spreizende Rohr zerknickt. Cicero besaß wenig persönlichen Muth, er war kein Mann des Schwertes. Desto glänzender leuchtet aber aus seinen Schriften seine Humanität hervor, die ihn der modernen Anschauung so nahe bringt, sein inniger Sinn für Freundschaft und jede Art von Pietät, seine Begeisterung für alles Edle und für alles Gute, „der gemüthliche Anhauch einer zarten und immer menschlich fühlenden Natur", und daneben seine große geistige Regsamkeit und sein redliches Streben, seine Zeit zur eigenen Ausbildung und zur Pflege der Wissenschaft auszunutzen.

„Es war keine Unwahrheit, wenn er in der Rede für den Dichter Archias sprach: „Wer könnte mich wol tadeln oder wer mir mit Recht zürnen, wenn ich die Zeit, welche anderen Leuten zur Besorgung ihrer Privatgeschäfte, zu

festlicher Spiele, zu anderen Vergnügungen und nur zur Ruhe des Geistes und Körpers zugestanden wird, die Zeit, welche Andere noch einen Theil des Tages beanspruchenden Schmausereien, dem Würfelbrete und dem Ballspiele widmen, zur Beschäftigung mit diesen Studien gewählt habe?"

Seine wissenschaftlichen Leistungen anlangend zeigte er sich in der philosophischen Schriftstellerei keineswegs als selbständiger Denker und gab nur seine griechischen Quellen in freier, meist dialogischer Form wieder. Aber er hat das große Verdienst, der griechischen Weisheit in Latium zuerst Anerkennung verschafft und die römische Sprache zu einer würdigen Trägerin der spekulativen Ideen gemacht zu haben. Während er sich übrigens im Allgemeinen den Ansichten der neueren Akademie zuneigte, sprachen ihn auf ethischem Gebiete mehr die Lehren der Stoa an. Natürlich stach auf dieser Seite die Theorie von der Praxis zuweilen recht grell ab. Daher auch das strenge Urtheil Seneca's: „Umher geworfen, zwischen Leuten wie Clodius und Catilina, Pompejus und Crassus, die theils offene Feinde, theils zweifelhafte Freunde waren, wie oft hat Marcus Cicero, während er mit dem Staate auf den Wellen trieb, am untergehenden festhielt und endlich mit hinabgerissen wurde, er, der weder im Glück ruhig blieb, noch Unglück zu ertragen vermochte, gerade sein nicht ohne Ursache, aber ohne Ende gerühmtes Konsulat verwünscht! Wie klägliche Worte entfallen ihm in einem Briefe an Atticus, da der ältere Pompejus bereits besiegt war und sein Sohn in Spanien noch einmal das Waffenglück versuchte! „Du fragst", sagt er, „was ich hier treibe? Ich weile auf meinem Tusculanum als ein Halbfreier." Andere Aeußerungen folgen, mit denen er sein früheres Leben beweint, das gegenwärtige beklagt, am zukünftigen verzweifelt. Halbfrei hat sich Cicero genannt? Niemals wird wahrhaftig der Weise sich zu einem so niedrigen Worte herablassen, niemals wird er halbfrei sein; nein, sondern er wird eine unangetastete und vollkommene Freiheit besitzen, fesselles sein und sein eigener Herr und über den Uebrigen stehend. Denn was kann es geben über dem, der über dem Geschicke steht?"

Das Ausgezeichnetste leistete Cicero bekanntlich als Redner und Stylist. Ein reiches Talent gesellte sich bei ihm zu unermüdlichem Fleiße, um das Höchste zu erreichen. Dieses zu bestimmen, überlassen wir dem rhetorischen Altmeister Quintilian, der sich über Cicero's Verdienste ungefähr in folgender Weise ausspricht: „Unseren Cicero möchte ich einem jeden Griechen keck an die Seite stellen, wiewol ich weiß, was ich mir durch diese Darstellung für einen harten Kampf zuziehen werde, um so mehr, da es jetzt nicht in meinem Plane liegt, einen vollständigen kritischen Vergleich zwischen den Rednern beider Völker zu ziehen." Nachdem er hierauf doch eine Parallele zwischen Demosthenes und Cicero aufgestellt, fährt er fort: „Cicero eignete sich nicht blos das Beste von jedem Einzelnen durch Studium an, sondern die meisten oder alle seine herrlichen Tugenden bildete er aus sich selbst, aus dem glücklichen Fruchtkeim seines unsterblichen Genies heraus. Denn nicht Regengewässer sammelt er ein — um mit Pindar zu reden — wie ein leicht zerrinnender Gießbach, sondern er schwillt brausend über vom eigenen, urkräftigen Lebensstrome! Er, ein Geschenk der gütigen Vorsehung, an welchem die Redekunst das Höchste ihrer Kraft versuchen

ollte! Denn wer, wer kann gründlicher belehren, wer tiefer rühren als er? Wem stand die Macht der Anmuth je so zu Gebote? Selbst da, wo er mit Gewalt erzwingt, glaubt man freiwillig zu geben, und wo er den Richter mit stürmender Hand querfeldein treibt, da wähnt derselbe sich nicht mit Ungestüm fortgerissen, sondern mit freier Hingebung zu folgen! Jedes seiner Worte trägt einen so gewaltigen Stempel der Wahrheit und Würde, daß die Scham jeden Zweifel daran niederschlägt! Nicht das Privatinteresse eines Anwalts, sondern die Glaubwürdigkeit eines Zeugen oder eines Richters scheint aus ihm zu sprechen! Und außerdem fließt das schöne Ganze ohne sichtbare Arbeit und Mühe dahin und die an Zauber Alles übertreffende Melodie der Sprache athmet die glücklichste Leichtigkeit. Mit Recht sagten daher die Menschen seiner Zeit von ihm, er herrsche in den Gerichten wie ein König, und bei der Nachwelt hat er es dahin gebracht, daß der Namen Cicero nicht für einen Menschennamen gilt, sondern für den Namen der Beredsamkeit selbst. Auf ihn wollen wir also mit Bewunderung schauen! Er sei unser Muster und Vorbild! Und der sei überzeugt, daß er viel gewonnen, wem Cicero sehr gefallen wird!"

Endlich — und dies ist für unseren Zweck das Wichtigste — muß Cicero unbedingt als der Schöpfer und Gesetzgeber der römischen Prosa angesehen werden. Sein künstlerischer und lebendig gegliederter Periodenbau, das Runde, Gewählte, Klare, Geschmackvolle, Glänzende seiner Sprache überhaupt hat bis heute als die unverrückbare Norm des klassischen Ausdrucks gegolten, der sich auch alle geistvolleren Schriftsteller seiner Nation unterwerfen mußten.

Am Schlusse stehe noch das Urtheil des Vellejus Paterculus, eines Geschichtschreibers, der kein politischer Gesinnungsgenosse des vielseitigen Mannes gewesen ist. „Antonius", schreibt er, „hat durch seine ruchlose That die Stimme der öffentlichen Meinung vernichtet, da Niemand für die Rettung Desjenigen auftrat, der so viele Jahre hindurch das Heil des Staates und der einzelnen Bürger vertheidigt hatte. Du hast indeß Nichts ausgerichtet, Antonius, dadurch, daß Du einen Preis für den göttlichen Mund und das berühmte Haupt zahltest und durch einen unheilvollen Lohn zum Morde dessen aufmuntertest, der einst der Retter der Republik und ein so großer Konsul gewesen war. Du hast dem M. Cicero ein Leben voll Unruhe geraubt und die Tage seines Greisenalters, eine Zeit, die unter Deiner Herrschaft elender gewesen wäre, als der Tod unter Deinem Triumvirate war; den Ruf und Ruhm seiner Thaten und Worte hast Du eher vermehrt als zerstört. Er lebt und wird durch alle Jahrhunderte leben und so lange diese durch Zufall oder durch eine Vorsehung oder wie nur irgendwie begründete Welt bestehen wird, wird sie den Ruhm Cicero's als Begleiter ihrer Dauer im Gefolge haben. Die ganze Nachwelt wird seine Schriften gegen Dich bewundern, Deine Handlungsweise gegen ihn verdammen, und schneller wird auf der Erde das menschliche Geschlecht, als jener Mann untergehen.

oder man entdeckte an Strabo sogleich jene fehlerhafte Eigenschaft; denn an eine Benennung zu Ehren des Pompejus zu denken, dessen Vater Strabo hieß, verbietet schon der Umstand, daß der gefeierte Sohn erweislich nie diesen Beinamen seines Vaters geführt hat.

Die Familie Strabo's scheint von den Zeiten ihres politischen Ansehens her ein großes Vermögen gerettet zu haben. Wenigstens deutet hierauf die sorgfältige Erziehung Strabo's hin und sein sorgenfreies, von so vielen großen und kostspieligen Reisen ausgefülltes Leben. Man nimmt allgemein an, daß der junge Strabo zuerst in der nördlich von Amasea gelegenen Küstenstadt Amastris von dem Grammatiker Tyrannio unterrichtet worden sei, weil er selbst schreibt, daß er denselben „gehört" habe. Allein nach Suidas wurde Tyrannio von Lucullus als Gefangener im Mithridatischen Kriege nach Rom geführt, und da Lucullus gerade im Geburtsjahre Strabo's Asien verließ, so möchte man lieber annehmen, daß dieser seinen Landsmann erst in der Hauptstadt kennen lernte und seine Vorlesungen besuchte. Dagegen ist es durch sein eigenes Geständniß sicher gestellt, daß er früh nach Nysa in Karien geschickt wurde, um den Unterricht des berühmten Grammatikers Aristodemus, eines Schülers von Aristarch, zu genießen. Er sagt nämlich: „Berühmte Männer aus Nysa sind gewesen der stoische Philosoph Apollonius, der beste unter den Schülern des Panätius, und Menekrates, ein Schüler Aristarch's; auch Aristodemus, der Sohn von jenem, bei dem ich, noch sehr jung, während er im höchsten Alter stand, einen Kursus durchgemacht habe; dieser lehrte auch Rhetorik auf Rhodus, und in seiner Vaterstadt hatte er gleichzeitig zwei Schulen; früh gab er rhetorischen und Nachmittags grammatischen Unterricht."

Von Nysa scheint sich der junge Strabo weiter ostwärts nach dem cilicischen Seleucia gewendet zu haben, wo der ritterliche Hohenstaufe, Friedrich Barbarossa, in den Wellen des Kalykadnus ertrunken ist. Damals übte die Schule des peripatetischen Philosophen Xenarchus Anziehungskraft auf wißbegierige junge Leute und der strebsame Kappadocier vertiefte sich hier in die Geheimnisse des Aristoteles zugleich mit Boethus aus Sidon. Nebenbei trieb Strabo eifrig Geometrie und Astronomie, wie er denn auch die Nothwendigkeit beider Wissenschaften zum Studium und Verständniß der Erdkunde in seinem Werke darthut. Dasselbe bietet auch genug Beweise von seinen vielseitigen Kenntnissen auf dem Gebiete der Mythologie und Geschichte. Ebenso waren ihm die hellenischen Dichter genau bekannt; namentlich giebt es keinen anderen, uns erhaltenen Schriftsteller, der im Citiren Homer's so sicher und gewandt ist, wie er. Was die philosophische Ueberzeugung Strabo's betrifft, so ist schon im Leben des Eratosthenes darauf hingewiesen worden, daß er Anhänger der Stoa war. Er also, wie Boethus, sein Studiengenosse, hatte aus der peripatetischen Lehre keine Befriedigung geschöpft. Als Stoiker mehr dem praktischen Leben zugewandt, bespöttelte er das aristotelische Forschen nach den verborgenen Ursachen der Erscheinungen, nennt Zeno geradezu den „Unsrigen", und zählt den Stoiker Athenodorus aus Tarsus, den Vertrauten August's, zu seinen Freunden. Die Lehre der Stoa scheint er übrigens mehr durch Studium der hauptsächlichsten Schriften, als durch Unterricht kennen gelernt zu haben. Die stoische

Besinnung, besonders in Bezug auf streng sittliche Grundsätze, leuchtet überall aus seinem Werke hervor. Ebenso zeigt er Wahrheitsliebe und Bescheidenheit; diese tritt besonders deutlich im zehnten Buche an den Tag, wo er ausruft: „Du also, Polybius, der Du die gemeinen Angaben über die Entfernungen nicht nur in den außer Griechenland liegenden Ländern, sondern auch in den griechischen selbst anführst und dafür von Posidonius, Artemidorus und Anderen zur Rechenschaft gezogen wirst, Du mußt auch mir verzeihen, wenn ich, aus solchen Quellen meine Darstellung zum größten Theile schöpfend, irgendwo Fehler begehe, und mußt zufrieden sein, wenn ich nur das Meiste besser als mein Vorgänger sage oder das aus Unkenntniß Uebergangene hinzufüge." Er wendet sich hier an Polybius, weil er schon vor Beginn des geographischen Werkes zu diesem Schriftsteller in ein sehr nahes Verhältniß getreten war. Er hatte sich nämlich anfangs mit geschichtlichen Studien beschäftigt und ein Werk unter dem Titel „Geschichtliche Denkwürdigkeiten" verfaßt, das eine Fortsetzung zur allgemeinen Geschichte des Polybius bilden sollte und demgemäß vom Untergange des macedonischen Reiches begann. Es umfaßte 43 Bücher und war bis zur Schlacht bei Actium fortgeführt. Strabo spricht sich zu Anfang der Geographie auch über diesen historischen Versuch aus, dessen Verlust wir beklagen müssen. „Nachdem ich also", sagt er, „die für sittliche und staatsbürgerliche Lebensweisheit, wie ich hoffe, nützlichen Geschichtlichen Denkwürdigkeiten geschrieben habe, fasse ich den Entschluß, auch dieses Schriftwerk jenem anzufügen; denn es ist wol an sich jenem gleichartig, als auch für dieselben Männer, vorzüglich aus den höheren Ständen, berechnet."

Zum Geographen befähigten Strabo vorzüglich seine weiten Reisen. Er bemerkt über dieselben selbst Folgendes: „Wir werden demnach beschreiben, theils was wir selbst durchwanderten von Land und Meer, theils was wir Denjenigen glaubten, welche uns durch Rede oder Schrift belehrt haben. Gekommen sind wir gegen Abend von Armenien bis zu den Orten Tyrrheniens neben Sardinien; gegen Mittag vom Pontus Eurinus bis an die Grenzen Aethiopiens. Und vielleicht findet sich unter den anderen Erdbeschreibern nicht einer, der viel weiter, als wir, in den genannten Zwischenräumen gekommen wäre. Denn die, welche weiter vordrangen in den westlichen Gegenden, erreichten nicht so viel in den östlichen; Andere, welche gegen Morgen weiter kamen, blieben zurück in den westlichen Theilen; ebenso verhält es sich auch mit den Ländern gegen Süden und Norden." Freilich hatte er nicht alle Länder, die zwischen den gegebenen Endpunkten liegen, vollständig bereist. Er hat weder Armenien noch den Euphrat gesehen, und von Kleinasien selbst sind ihm nur einige Küstenstriche genau bekannt, das Binnenland nur oberflächlich. Nicht einmal Kreta, das Vaterland seiner Großmutter, hat er besucht. Am auffälligsten ist seine Unkenntniß des eigentlichen Hellas, von dem er blos Athen, Megara, Argos und Korinth gesehen hat. Natürlich hat er auch Macedonien und Thracien bei Seite liegen lassen; es war ihm, wie es scheint, mehr um den Besuch Italiens, wo er Bekanntschaften anknüpfen und Erkundigungen über Spanien, Gallien, Germanien und Britannien einziehen wollte, zu thun, als um die Gegenwart Griechenlands, das er überhaupt mehr als gelehrter Antiquar behandelt hat, als in

den Annalen des Tacitus, daß ihr Tiberius im Jahre 25 n. Chr. alle Gerechtsame nahm, weil sie den Kult des vergötterten Augustus vernachgt und sich gewaltsam an römischen Bürgern vergriffen hatte. Giebt man daß Strabo ein Jahr vorher gestorben sein mag, so erreichte er dann immer sein 90. Lebensjahr!

Seit der Geographie des Eratosthenes hatten sich reiche Quellen in mancherlei Werken für eine neue Bearbeitung der Erdkunde gehäuft. Er selbst ert sich hierüber in folgender Weise: „Wenn nun, nachdem Viele vor uns rochen, auch wir über dieselben Gegenstände zu reden unternehmen, so verden wir keineswegs Tadel, es sei denn, wir würden überwiesen, Alles auf elbe Weise, wie jene, dargestellt zu haben. Wir glauben aber, daß, wenn Manches richtig dargestellt worden ist, ein anderer großer Theil des ckes noch übrig sei, und wenn wir jene Männer auch nur wenig fördern nten, so müßte man doch die Veranlassung des Unternehmens billigen.

Das Memnonium oder Amenophium im jetzigen Zustande.

n wahrlich, gar Vieles hat unseren Zeitgenossen die Herrschaft der Römer Parther an solcherlei Erkenntniß gewinnen helfen, was auch nach Alexan- Feldzügen geschah, wie Eratosthenes sagt. Denn jener enthüllte uns von n viele Länder und die nördlichen Europa's bis zur Donau, die Römer die westlich gelegenen bis zum Elbstrom, welcher Germanien in zwei ten theilt, auch die Gegenden jenseits der Donau bis zum Flusse Tyras niestr). Die Länder aber hinter diesem, bis zu den Mäoten und zu der bei Kolchern endenden Küste, hat Mithridates Eupator und seine Feldherren zur nntniß gebracht. Die Parther dagegen haben Hyrkanien und Baktrien und außer- die unseren Vorfahren wenig bekannten Scythen bekannter gemacht, sodaß neoi etwas mehr zu sagen wissen, als die, welche vor uns waren." Ebenso es an einer anderen Stelle: „Besonders wissen unsere Zeitgenossen etwas

lebendiger und frischer Weise. Darum hat er auch Oberitalien und, scheint, Sicilien nicht berührt. Insbesondere wird er als Schriftsteller am sanftesten, wo er als wißbegieriger Laie, als gebildeter Augenzeuge Neben dem heute noch vorhandenen Leuchtthurm auf dem Vorgebirge P (j. Porto Baratto) in Etrurien sieht oder sah er deutlich die Insel Elba liegen, dessen Eisenstein auf dem Festlande ausgeschmolzen wurde, un sich, gegen die Behauptung Anderer, von der Ferne Korsika und sogar S zu erkennen. Auf der Reise von Asien nach Griechenland trieben ihn Winde an die kleine felsige Cykladeninsel Gyarus. „Als ich in Gyar laufen war," schreibt er, „erkannte ich, daß dort nur ein kleiner, von bewohnter Flecken existirte, und als wir abfuhren, nahmen wir einen Fischern mit, der von dort an den Cäsar als Gesandter bestellt wo Cäsar befand sich gerade in Korinth auf der Rückkehr zum aktischen Tri Unterwegs erzählte er uns auf Befragen, er sei gesandt wegen der Ab leichterung; denn Gyarus habe 150 Drachmen (42 Thlr.) zu entrichte aber kaum 100 aufbringen." Korinth selbst war nicht lange vorher den Römern wieder aufgebaut worden und der Reisende erblickte noch b steigen der Akropolis die Spuren der weit größeren alten Stadt. Höhe entzückte ihn der Fernblick der südlich bis zur Stadt Kleonä, öf zu den Oneischen Bergen auf dem Isthmus, nördlich aber über den Korinthischen Busen hinweg bis zur Krisäischen Bucht und dahinter zu de bedeckten Häuptern des Parnaß und Helikon reichte. Die berühmten T Komana und Ephesus durchmusterte er mit allen ihren Merkwürdigkeit im phrygischen Hierapolis bewunderte er den versteinernden heißen Str ließ in die mit vulkanischen Gasen gefüllte Grotte, welche alle Thiere zur Probe Sperlinge hineinfliegen. Am meisten gedenkt er seiner eigene achtungen bei der Beschreibung des Nillandes. Dieses hatte er in Ge des römischen Statthalters Aelius Gallus im Jahre 23 v. Chr. kennen Ueber das Verhältniß zu Aelius, dessen Bekanntschaft er wahrscheinlich Rom gemacht hatte, schreibt er im zweiten Buche: „Und da neulich Römer in das Glückliche Arabien mit einem Heere eingedrungen sind, Aelius Gallius, ein uns befreundeter und vertrauter Mann, hinführ die Kaufleute von Alexandria schon mit Handelsflotten durch den Nil Arabischen Busen bis Indien schifften, so sind auch diese Länder unseren nossen viel bekannter geworden, als unseren Vorfahren. Denn als Statthalter in Aegypten war und wir mit ihm verkehrten und zu hinaufzogen nach Syene und bis an die äthiopischen Grenzen, hört daß wol 120 Schiffe von Myoshormos nach Indien hinführen, während unter den ptolemäischen Königen überhaupt nur wenige dorthin zu schi die indischen Waaren einzuführen wagten."

Wahrscheinlich begleitete er den ägyptischen Präfekten sogleich von aus in dessen Provinz. Wenigstens wird er wol direkt von Italien nach ten gekommen sein, denn er erzählt, daß er bei Cyrene vorübergefa und vom Meere aus gesehen habe, daß es eine große Stadt sei, die trapezförmigen Ebene liege. Er befand sich aber auch gleich von Al

s in der Begleitung des Aelius Gallus; denn er erzählt hinsichtlich der ägyptischen Priesterkaste abhanden [illegible] Kult[illegible]enen Weisheit Folgendes: „Es gleitete auch den Aelius Gallus, [illegible]en Bü[illegible]er von Alexandria aus Aegyp- stromaufwärts bereiste, ein Pr[illegible]ben [illegible] Namens Chäremon, der sich [illegible]lte, als sei er im Besitze dieser [illegible]enschaft, der aber als Prahler [illegible] Ignorant verlacht wurde." Im [illegible]pel des Ptah zu Memphis wurde [illegible] hohen Besuche zu Ehren der A[illegible]stier, dessen Zusammenhang mit [illegible]iris Strabo wohl kannte, in sein [illegible]es Gehege gelassen. Bei den [illegible]ramiden, deren Bestimmung er richtig angiebt, ließ er sich von den [illegible]geborenen verleiten, Haufen von linsenförmigen Sandkörnern für ver- [illegible]nerte Ueberbleibsel von den Nahrungsmitteln der Bauleute zu halten!

Die Pyramiden des alten Memphis.

Das riesige Labyrinth fand er noch unversehrt, staunte über die Massivität dieses [illegible]geheuren Steinbaues, dessen Dach eine einzige große, aus Monolithen bestehende [illegible]bene bildete, und durchwanderte nicht ohne Führer die verschlungenen Gänge [illegible] unterirdischen Kammern, die sich vor Herodot nicht aufgethan hatten. In [illegible]rsinoe, der dem krokodilköpfigen Gotte Sebek geweihten Stadt, logirte er bei [illegible]nem der angesehensten Einwohner. „Da während meines dortigen Aufenthaltes", [illegible]ißt es, „mein Wirth mir die Heiligthümer zeigen wollte, so ging er mit mir [illegible]m See und nahm etwas Backwerk, ein Stück Braten und einen mit Honig [illegible]mischten Trank mit. Wir fanden das heilige Krokodil (Suki) am Rande [illegible] Sees liegen. Die Priester gingen zu ihm hin, rissen ihm den Rachen auf, [illegible]rauf mein Gastfreund ihm den Kuchen und das Fleisch hineinschob; zuletzt [illegible]uckte es den Trank. Hierauf sprang das Thier in den See und schwamm an [illegible] jenseitige Ufer. Da aber ein Anderer kam und eine Gabe brachte, liefen [illegible] herum, erreichten es und reichten ihm dieses Futter ebenfalls."

Strabo ist auch der erste Schriftsteller, der über das räthselhafte Klingen [illegible] thebanischen Memnonkolosses berichtet. „Man glaubt allgemein, [illegible] sagt er

„daß einmal an jedem Tage ein Ton, wie von einem unbedeutenden Schlag, aus dem auf dem Throne und dem Piedestale noch sitzenden Bruchstücke vernommen wird. Auch ich, der ich mich mit Aelius Gallus und einer Menge von Freunden und Soldaten desselben an dem Orte befand, hörte um die erste Stunde des Tages den Klang, ob aber aus der Basis oder vom Kolosse selbst, oder ob absichtlich einer der rings umher und um die Basis Gelagerten den Ton erzeugte, kann ich nicht fest behaupten; denn wegen der Dunkelheit der Ursache will ich lieber Alles glauben, als daß der Schall aus den Steinen herauskommen soll." Es hatte aber wirklich drei Jahre früher ein starkes Erdbeben das hundertthorige Theben verwüstet und wahrscheinlich die Hälfte von der Bildsäule Amenoph's III. herabgestürzt, wodurch bei starkem Temperaturwechsel der vibrirende Luftzug den Klang bewirken konnte, der, vielfach bezeugt, seit der Restauration des Kolosses unter Septimius Severus ganz natürlich wieder verschwunden ist.

Auf der dem Osiris geweihten reizenden Nilinsel Philä war gerade der dem Sohne des Gottes, Harpekroti, geweihte heilige Sperber seinem Ende nahe, als die Reisenden die Tempel besuchten. Von Syene bis hierher, dem südlichsten Punkte, den sie erreichten, waren sie auf einem Flosse, beständig im Wasser stehend, oder auf hölzernen Bänken hockend, aber „ohne Furcht" gefahren.

Längere Zeit hielt sich Strabo nach eigenem Geständniß in der Hauptstadt Alexandria auf. Es geschah dies jedenfalls nach der Nilreise; denn auf diese folgte der Feldzug, den Aelius Gallus in Gemeinschaft mit dem Nabatäerfürsten Sylläus gegen die Himyariten in Südarabien unternahm und dessen Ausgang sein Freund noch abwartete und beschrieb. Von Aegypten kehrte er direkt, um 22 oder 23 v. Chr., nach Kappadocien zurück. Hier begann er, wie es scheint, sogleich an die Abfassung seines Werkes zu gehen; denn wenn man daraus, daß er im vierten Buche erwähnt, wie die Carner und Taurisker in den Alpen bereits seit 33 Jahren Tribut an Rom zahlten (was 14 v. Chr. begann), sowie daraus, daß er am Schlusse des sechsten Buches den jüngeren Germanicus als einen noch Lebenden nennt, während derselbe erst 20 n. Chr. gestorben ist, hat schließen wollen (so auch A. v. Humboldt), daß die beiden Bücher von Strabo erst im 85. Lebensjahre geschrieben sein könnten, daß also das ganze Werk nicht vor dem 83. begonnen worden sei, so hat man ganz vergessen, daß doch auch im Alterthume spätere Redaktionsbemerkungen hinzugefügt werden konnten und daß also die erwähnten Umstände für weiter nichts sprechen können, als für eine späte Vollendung und Veröffentlichung des Riesenwerkes. Ja, man kann mit ziemlicher Sicherheit annehmen, daß sich Strabo mit demselben bis kurz vor seinem Tode beschäftigt hat! Im letzten Buche der Geographie nämlich spricht er von König Juba II. von Mauritanien, nebenbei einem sehr fruchtbaren Schriftsteller, als einem vor Kurzem Gestorbenen und nennt, als dessen Nachfolger, seinen Sohn Ptolemäus. Juba's Tod fällt aber in das 87. Lebensjahr Strabo's. Doch muß bald nach diesem Ereigniß oder dem Jahre 21 n. Chr. die Herausgabe des Werkes und wahrscheinlich auch wenig später der Tod des Verfassers erfolgt sein. Denn noch im zwölften Buche erwähnt derselbe, daß die schöne und reiche Handelsstadt Cyzicus ihre Freiheit und Selbständigkeit „bis auf die Gegenwart" bewahrt habe; wir wissen aber

s den Annalen des Tacitus, daß ihr Tiberius im Jahre 25 n. Chr. alle
e Gerechtsame nahm, weil sie den Kult des vergötterten Augustus vernach-
igt und sich gewaltsam an römischen Bürgern vergriffen hatte. Giebt man
daß Strabo ein Jahr vorher gestorben sein mag, so erreichte er dann immer
h sein 90. Lebensjahr!

Seit der Geographie des Eratosthenes hatten sich reiche Quellen in man-
rlei Werken für eine neue Bearbeitung der Erdkunde gehäuft. Er selbst
ert sich hierüber in folgender Weise: „Wenn nun, nachdem Viele vor uns
prochen, auch wir über dieselben Gegenstände zu reden unternehmen, so ver-
en wir keineswegs Tadel, es sei denn, wir würden überwiesen, Alles auf
lbe Weise, wie jene, dargestellt zu haben. Wir glauben aber, daß, wenn
Manches richtig dargestellt worden ist, ein anderer großer Theil des
kes noch übrig sei, und wenn wir jene Männer auch nur wenig fördern
ten, so müßte man doch die Veranlassung des Unternehmens billigen.

Das Memnonium oder Amenophium im jetzigen Zustande.

nn wahrlich, gar Vieles hat unseren Zeitgenossen die Herrschaft der Römer
d Parther an solcherlei Erkenntniß gewinnen helfen, was auch nach Aleran-
's Feldzügen geschah, wie Eratosthenes sagt. Denn jener enthüllte uns von
en viele Länder und die nördlichen Europa's bis zur Donau, die Römer
r die westlich gelegenen bis zum Elbstrom, welcher Germanien in zwei
ften theilt, auch die Gegenden jenseits der Donau bis zum Flusse Tyras
nieſtr). Die Länder aber hinter diesem, bis zu den Mäoten und zu der bei
Kolchern endenden Küste, hat Mithridates Eupator und seine Feldherren zur
nde gebracht. Die Parther dagegen haben Hyrkanien und Baktrien und außer-
die unseren Vorfahren wenig bekannten Scythen bekannter gemacht, sodaß
wol etwas mehr zu sagen wissen, als die, welche vor uns waren.“ Ebenso
t es an einer anderen Stelle: „Besonders wissen unsere Zeitgenossen etwas

Besseres zu berichten über die Britannen und Germanen und die Völker um die Donau, sowol diesseits als jenseits, über die Geten und Tyrigeten (d. h. die Geten am Tyras) und Bastarnen, auch über die Völker am Kaukasus, wie die Albaner und Iberer. Auch ist uns von den Erzählern der parthischen Geschichten, wie von Apollodorus, dem Artemiten, Manches über Hyrkanien und Baktrien gemeldet, welches diese Männer genauer als Andere dargelegt haben. Und da neulich die Römer auch in das Glückliche Arabien mit einem Kriegsheere eingedrungen sind, welches Aelius Gallus hinführte, und die Kaufleute von Alexandria schon mit Handelsflotten durch den Nil und den Arabischen Meerbusen bis nach Indien schiffen, so sind auch diese Länder unseren Zeitgenossen bekannter geworden, als unseren Vorfahren."

Strabo baute auf dem von Eratosthenes gelegten Grunde, nachdem er ihn theils berichtigt, theils gegen Angriffe vertheidigt hatte, weiter; ging aber insofern über seinen Vorgänger hinaus, als er eine vollständige Darstellung der zu seiner Zeit bekannten Welt liefern wollte. Dabei war sein scharfer Blick immer auf das Allgemeine, auf das große Ganze gerichtet und suchte die einmal gefundenen Ideen zu erweitern. „Wie wir bei riesenhaften Kunstwerken", sagt er, „nicht das Vollendete einzelner Theile aufsuchen, sondern im Allgemeinen beachten, ob das Ganze schön sei, ebenso muß man auch über diese Werke sein Urtheil stellen. Denn auch dies ist ein Riesenwerk, welches das Große darstellt, wie es gestaltet ist, und das Ganze; es sei denn, daß auch etwas von dem Kleinen den Wißbegierigen und den Geschäftsmann reizen könnte."

Genial ist z. B. sein Gedanke, daß zwischen dem westlichen Europa und Asien noch eine andere bewohnte Welt liegen könne. Er spricht denselben an zwei Stellen aus. Im ersten Buche heißt es: „Bewohnte Welt nennen wir die, welche wir bewohnen und kennen. Es ist aber möglich, daß in demselben gemäßigten Erdgürtel zwei bewohnte Welten oder auch mehrere liegen, und besonders nahe am Kreise durch Thinä, welcher durch das Atlantische Meer gezogen wird." Man will für Thinä „Athen" lesen; wenigstens scheint es Strabo sich nördlicher gedacht zu haben, als Ptolemäus, nach welchem es drei Grade südlich vom Aequator liegt; dann schreibt Strabo noch im zweiten Buche: „Ueber die ganze Erde und über den ganzen Wirbel des Erdgürtels, von welchem wir reden, Untersuchungen anzustellen, gehört einer anderen Wissenschaft an, z. B. ob der Wirbel auch auf dem anderen Viertheil bewohnt ist. Wenn er dies ist, so wird er doch nicht von diesen Menschen bewohnt, welche bei uns sind; vielmehr muß man jene als eine andere bewohnte Welt betrachten, welche allerdings wahrscheinlich ist."

Strabo erkannte bereits, daß die veränderten Grenzen zwischen Meer und Land in der Hebung oder Senkung des Bodens ihren Grund haben. „Ueberschwemmungen", sagt er, „Erdbeben, unterirdische Windstöße und Aufschwellungen des Erdbodens unter dem Meere heben auch das letztere, Einsenkungen hingegen erniedrigen es. Und nicht nur Steinmassen können emporgehoben werden und kleine Inseln, sondern auch Festland."

Ueber die immerwährende Fortdauer der Erdveränderungen findet sich bei ihm folgende merkwürdige Stelle:

Karte der Erde nach Strabo's Anschauung.

„Da Alles in der Welt in beständiger Bewegung und großen Veränderungen unterworfen ist, so muß man annehmen, daß weder die Erde immer in demselben Zustande bleibe, ohne etwas sich zuzulegen und von sich zu nehmen, noch das Wasser stets dieselben Grenzen behalten werde, besonders, da es von Natur sehr zur Veränderlichkeit neigt. Nein, es verwandelt sich viel Erde in Wasser und viele Gewässer werden zu festem Lande. Es ist also keineswegs wunderbar, wenn gewisse Theile der Erde, die jetzt bewohnt werden, früher vom Meere überflutet wurden, und wenn umgekehrt, was jetzt Meere sind, früher bewohnt ward."

Ueber das Verhältniß des Menschen zur Erde im Allgemeinen läßt er sich so vernehmen: „Da die Erde vom Wasser umflossen ist, der Mensch aber nicht ein in dem Wasser, sondern auf dem Lande und an der Luft lebendes Geschöpf ist und viel Licht nöthig hat, so hat die Vorsehung viele Vertiefungen und Erhabenheiten auf der Erde angebracht, so daß an einigen Theilen Alles überschwemmt wird oder das Wasser die größere Hälfte des Landes unter sich verborgen hält, an anderen die Erde hervorragt und unter sich das Wasser verborgen hält, mit Ausnahme dessen, was dem menschlichen Geschlechte und den zu ihm gehörenden Pflanzen und Thieren nützlich ist." Endlich zieht er schon die richtige Grenze zwischen der Rückwirkung der Klimate und der Ortsnatur auf den Menschen und dessen Selbstbestimmungsfähigkeit. „Bei den räumlichen Anordnungen", sagt er, „waltet keine Vorherbestimmung ob, so wenig, wie bei den Unterschieden der Völker und Sprachen, sondern Zufall und Zusammentreffen. So gedeihen auch Kunstfertigkeiten, Gewerbe und geistige Leistungen, wenn nur der Grund gelegt worden ist, fast unter jedem Himmelsstriche. Manches freilich hängt von der Ortslage ab, sodaß Einiges von Natur einheimisch ist bei den Völkern, Anderes durch Zucht und Uebung. Denn nicht von Natur sind die Athener literarisch gebildet, die Lacedämonier aber nicht, und ebensowenig die noch näher wohnenden Thebaner, sondern mehr durch Einfluß der Gewohnheit. Gleicherweise sind auch die Babylonier und Aegypter nicht von Natur Weltweise, sondern durch Uebung und Gewöhnung. Ja, selbst die Rassenvorzüge der Pferde und Rinder und anderer Thiere werden nicht blos durch die Oertlichkeit, sondern auch durch die Uebung bedingt."

Strabo bestimmte sein geographisches Werk, wie er selbst angiebt, nicht für den unwissenden Haufen, „der weder je einen Globus sah, noch die auf ihm befindlichen Kreise, sowol die parallelen als die vertikalen, kennt und etwas weiß von des Thierkreises, der Wendekreise und des Gleichers Lage." „Wer aber gar nicht einmal eine gerade oder krumme Linie, wer weder Kreis noch Kugelfläche oder Ebene kennt, wer am Himmel nicht einmal die sieben Sterne der großen Bärin noch sonst etwas dergleichen gelernt hat, der wird entweder dieses Werkes gar nicht bedürfen, oder wenigstens jetzt nicht, sondern nachdem er sich erst mit jenen Dingen beschäftigt hat, ohne welche er schwerlich mit der Erdkunde vertraut werden dürfte." Das Publikum, auf das er seinen Zuschnitt machte, bestand aus Solchen, „die den bei Freigeborenen und der Weltweisheit Beflissenen gewöhnlichen Vorbereitungskreis wissenschaftlicher Bildung durchgemacht haben."

Infolge dessen erhielt das Buch eine Eigenthümlichkeit, durch die es sich eilhaft vor anderen derselben Art auszeichnete. Denn eben deshalb, weil r Verfasser in den weiteren Kreis der Gebildeten einführen wollte, durfte in mageres Gerippe liefern und sich damit begnügen, Völker, Städte, Ge- und Flüsse nur dem Namen nach anzugeben, sondern er sah sich gewisser- n gezwungen, das trockene Register zu beleben, indem er die geschichtlichen nerungen berücksichtigte, Sitte und Lebensweise der verschiedenen Einwohner erte, überhaupt durch Einflechtung allerhand interessanter Notizen zu dem brenden auch das Unterhaltende hinzufügte."

Was das Verhältniß Strabo's zu seinen Quellen betrifft, so ist es zu be- rn, daß er Herodot's Geschichtswerk beinahe verachtet hat, weil er den r der Geschichte für einen Fabler und Schwindler hielt! Er bildet sich steif fest ein, Herodot habe es lediglich auf unterhaltende Lektüre abgesehen t und deshalb absichtlich erdichtet, wenn er es auch nicht offen habe ge- mögen; ja, er behauptet im elften Buche, man könne getrost den Tragi- Homer und Hesiod, mehr Glauben schenken als Ktesias, Herodot und nikus! Und es hätte ihn gerade seine ägyptische Reise, wenn er sie, den dot in der Hand, gemacht hätte, eines Besseren belehren können. Daß er kaspische Meer für einen Busen des nordischen Meeres ausgab, während erodot bereits als Binnensee bezeichnet, wollen wir ihm nicht zu hoch hnen, da dieser Irrthum bei den meisten Geographen von der Zeit des oteles an bis auf Claudius Ptolemäus geherrscht hat. Auch Eratosthenes in der weitmündigen Wolga nur einen Verbindungskanal des Kaspischen em nördlichen Meere gesehen.

Ferner hat sich Strabo mit Unrecht auf griechische Schriftsteller beschränkt von den römischen Historikern mit Ausnahme Cäsar's wenig Notiz ge- men. Der Grund hiervon liegt wol theilweise darin, daß es ihm große e kostete, sich in das Verständniß der vielleicht erst spät erlernten römischen ache hineinzuarbeiten. Doch die Hauptsache war: es klebte ihm ein gutes l von dem Vorurtheile an, mit welchem der Hellene überhaupt als Bürger „gebildeten Nation" auf die italischen Halbbarbaren herabsah. Deutlich bt sich dies aus folgender Stelle des dritten Buches: „Ueber alle barbarische, entlegene, auf kleines Gebiet beschränkte und zerrissene Völker sind die richten ebenso unsicher als dürftig; welche aber gar den Hellenen fern sind, immt die Unkunde überhand. Die Schriftsteller der Römer streben zwar Hellenen nach, jedoch eben nicht mit Erfolg. Denn was sie sagen, ent- en sie von den Hellenen; aus sich selbst bringen sie wahrlich nicht viel chungseifer mit, so daß, wenn bei jenen Lücken sind, bei diesen nicht viel inzendes sich findet."

Unter den griechischen Quellen legt er seiner ungemeinen Vorliebe für er zufolge auf dessen topographische Angaben einen so starken Accent, daß ihm allerdings mit Recht vorgeworfen hat, er habe z. B. in Bezug auf henland mehr die homerische Erdkunde gelehrt und erläutert, als vor allen en seine eigene Zeit berücksichtigt. Dann wäre es auch wol wünschenswerth sen, daß er auf die mathematisch-geographischen Arbeiten Hipparch's mehr

Rücksicht genommen und sich nicht allzuhäufig mit dem bloßen Ungefähr begnügt hätte. Für die Mythologie zeigt er viel Interesse; auch Wissenschaft und Kunst gehen nicht leer aus. Wenn er dagegen über Bevölkerungsverhältnisse, Gewerbfleiß, Handelsverkehr u. s. w. nur wenig Nachrichten einfließen läßt, so muß man bedenken, daß man dergleichen Kenntnisse damals noch nicht zur Geographie rechnete.

Die beiden ersten Bücher enthalten eine Art von Einleitung und verbreiten sich über den Begriff der Erdkunde, über die Fehler seiner Vorgänger, besonders des Eratosthenes, und verschiedene Punkte der mathematischen Geographie. Mit dem dritten Buche erst beginnt die Topographie der einzelnen Länder und es handeln dann 8 Bücher von Europa, 7 von Asien und das 17. von Aegypten und Libyen. Das dritte Buch enthält die Beschreibung von Iberien, das vierte die von Gallien und Britannien, das fünfte die von Italien und den umliegenden Inseln. Im siebenten Buch kommen die Germanen, Cimbern, Geten, Dacier, Illyrier, Pannonier, Dalmatier, Epiroten, Thracier und Macedonier an die Reihe. Von den Germanen speziell berichtet er, sie böten wenig Abweigung vom celtischen Stamme, nur daß sie größer, wilder und gelbhaariger wären; übrigens ähnelte ihre Bildung, Sitte und Lebensweise der der westlichen Nachbarn. Er sagt, daß Rhein und Elbe ungefähr von gleicher Länge seien und in gleicher Richtung dem Ozean zuströmten. „Zwischen beiden sind aber noch andere schiffbare Ströme, welche gleichfalls von Süden nach Norden fließen. Denn gegen Süden wird das Land höher und bildet eine mit den Alpen zusammenhängende Gebirgskette, die sich gegen Morgen zieht, als wäre sie ein Theil der Alpen, jedoch erheben sich ihre Gipfel nicht zu so großer Höhe." Die innerhalb und außerhalb des Hercynischen Waldes (vom Rhein bis zur Elbe) lebenden Sueven nennt er das größte deutsche Volk. „Ein Theil von ihnen", sagt er, „wohnt sogar jenseit der Elbe, wie die Hermunduren und Langobarden. Jetzt aber sind diese sämmtlich, in das jenseitige Land fliehend, weggezogen. Denn allen Völkern dieses Landes gemein ist die Leichtigkeit der Auswanderungen, wegen der Einfachheit ihrer Lebensweise und weil sie nicht ackerbauen, auch keinen Vorrath sammeln, sondern, in Hütten wohnend, nur den täglichen Bedarf besitzen. Ihre meiste Nahrung nehmen sie vom Zuchtvieh, gleich den Nomaden, so daß sie, diesen nachahmend, ihren Hausvorrath auf Wagen laden und mit den Viehherden sich wenden, wohin es ihnen beliebt." Näher beschäftigt ihn das Motiv der cimbrischen Wanderung. Er will wissen, daß sie noch zu seiner Zeit das ehemals bewohnte Land besäßen und an Augustus eine Gesandtschaft nebst einem heiligen Opferkessel als Geschenk geschickt hätten, um Vergebung für den Einfall bittend! Ueber die Mündung der Elbe hinaus nach Osten war nach seiner Behauptung kein Römer, weder zu Wasser noch zu Lande, vorgedrungen.

Das achte, neunte und zehnte Buch widmet Strabo der Beschreibung von Griechenland. Mit dem elften beginnt Asien diesseits des Taurus, der sich bei ihm und Eratosthenes in einer Breite von 2000 Stadien mitten durch den Erdtheil hindurchzieht. Die drei nächsten Bücher beschäftigen sich ausschließlich mit den kleinasiatischen Provinzen. Dann folgen im fünfzehnten und sechzehnten

die Länder jenseit oder südlich vom Taurus, Persien, Indien, Mesopotamien, Syrien, Phönizien, Palästina, Arabien. Das siebzehnte Buch bespricht, wie schon erwähnt, Aegypten, Aethiopien und die Nordküste Libyens.

Ein eigenes Mißgeschick hat Strabo's großes Werk betroffen. Während seine verlorene Geschichte noch von Josephus und Plutarch citirt wird, ist die Geographie nur sehr wenigen Schriftstellern des Alterthums bekannt gewesen, den römischen namentlich gar nicht. Der Grammatiker Athenäus im 3. Jahrhundert, der Geograph Marcianus aus derselben Zeit und das Lexikon des etwas jüngeren Harpokration sind die Einzigen, die seiner bis zum 5. Jahrhundert herauf gedenken, wo ihn dann Stephanus von Byzanz zu seinem geographischen Wörterbuch benutzte. Dagegen ist seine Existenz selbst Claudius Ptolemäus verborgen geblieben, sodaß man darauf schließen kann, daß das Buch auch in den Bibliotheken zu Alexandria fehlte. Der Hauptgrund dieser auffallenden Thatsache liegt wol in dem Mangel an literarischem Verkehr, der in Kappodocien herrschte, wo das Buch zuerst erschien. Der große Umfang erhöhte auch den Preis der Handschriften bedeutend, und so mögen sich nach und nach nur wenige Exemplare nach Griechenland, nach Rom aber keines verirrt haben. Sogar die jetzt vorhandenen Handschriften Strabo's gehören alle zu einer Familie, stammen also von einem und demselben Codex, der vielleicht in einer gewissen Zeit des Mittelalters der einzig vorhandene war.

Tempelanlage auf Philä.

giebt, bei einem kurz zuvor gehaltenen Census hätten in Patavium 500 Männer den Rittercensus nachgewiesen, eine Zahl, mit welcher sich in Italien keine andere Municipalstadt, in den Provinzen blos Gades und Alexandria messen konnten. Doch erhielt sich trotz des Reichthums gerade in Patavium eine gegen die Zügellosigkeit der Hauptstadt scharf abstechende Sittenstrenge bis weit in die Kaiserzeit hinein. Von einem jungen Manne, den er als Heirathskandidat empfehlen will, schreibt Plinius der Jüngere: „Er stammt aus Briria (Brescia), aus dem Theile unseres Italien, der noch jene alte Sittsamkeit, Mäßigkeit, ja bäuerliche Einfalt behauptet und bewahrt. — — Seine Großmutter von mütterlicher Seite ist Serrana Procula aus der Municipalstadt Patavium. Du kennst die Sittlichkeit dieser Stadt." So sagt auch der leichtfertige Martial in Bezug auf seine Epigramme:

„Du auch lieſest vielleicht die lockeren Scherze des Büchleins,
Mädchen, zerschmelzend, wenn auch Du Patavinerin bist."

Die wohlthuende Sympathie mit allen sittlichen Motiven der geschichtlichen Handlung, die sich in dem Werke des Livius ausspricht, mag zu einem guten Theil der reineren sittlichen Atmosphäre, in der derselbe aufgewachsen ist, ihr Gedeihen verdanken, sowie seine moralische Unverdorbenheit ihm die Unsittlichkeit der Hauptstadt in desto grellerem Lichte erscheinen lassen mußte. Livius wurde aber auch hinsichtlich seiner politischen Gesinnung von seiner Vaterstadt beeinflußt. Die Patavíner wurden im Jahre 49, als Livius also ein Knabe von 10 Jahren war, römische Bürger und in die Fabische Tribus eingereiht. Sie verdankten dies ihrem mehrjährigen Statthalter Julius Cäsar, der kurz vor dem Abgang nach Macedonien diese Maßregel dekretirte; allein sie scheinen doch der Mehrzahl nach bei dem ausbrechenden Konflikt auf der Pompejanischen, d. h. republikanischen Seite gestanden zu haben; vorzüglich mag dies mit der bedeutenden Geldaristokratie der Stadt der Fall gewesen sein. Livius selbst hatte nach Plutarch in einem der späteren Bücher erzählt, welchen Schreck es verursachte, als der Augur Cajus Cornelius am 9. August 48 auf der Vogelschau den Ausgang der Schlacht von Pharsalus verkündete und, seinen Kranz abnehmend, schwur, denselben nicht eher wieder aufsetzen zu wollen, bevor Cäsar's Sieg sich bestätigen würde. Trotz seiner späteren Freundschaft mit Augustus konnte Livius es nicht über sich gewinnen, seine Anhänglichkeit an die alte Optimatenherrschaft und somit zugleich an Pompejus zu verleugnen. Tacitus erzählt, daß der Kaiser über diese Ansicht des Historikers als eine romantische Schwärmerei hinwegsah. Er legt nämlich dem republikanischen Geschichtschreiber Cremutius Cordus, dem es unter Tiberius zum Vorwurfe gemacht wurde, daß er Brutus gelobt und Cassius den letzten Römer genannt habe, die Worte in den Mund: „Titus Livius, ausgezeichnet besonders durch seine Beredsamkeit und Unparteilichkeit, hat den C. Pompejus so hoch gepriesen, daß ihn Augustus einen Pompejaner nannte; doch that dies ihrer Freundschaft keinen Eintrag. Auch Scipio, Afranius, gerade denselben Cassius und Brutus nennt er nirgends Räuber und Mörder, Namen, wie sie ihnen jetzt beigelegt zu werden pflegen, sondern erwähnt sie oft als ausgezeichnete Männer." Ja, wie Seneca erzählt, wagte er es sogar, vom göttlichen Julius Cäsar zu

meinen, es bleibe ungewiß, ob es für den römischen Staat besser gewesen, daß er auf die Welt gekommen sei, oder nicht! Ueberhaupt geht aus mehreren Stellen seines Werkes hervor, daß Livius gerade durch das ihn von seiner Knabenzeit bis in das Mannesalter begleitende Unheil der Bürgerkriege auf die Bahn des einsamen Gelehrten und Forschers gedrängt wurde, der aus patriotischem Schmerz über die Gegenwart seine Blicke der glorreichen Vergangenheit zuwendete und in der künstlerischen Gestaltung der früheren Schicksale seines Vaterlandes Beruhigung suchte. Schon in der Vorrede zum ersten Buche schreibt er: „Ich dagegen werde auch dies als Belohnung für meine Arbeit in Anspruch nehmen, daß ich mich vom Anblicke der Leiden, welche unsere Zeit so viele Jahre hindurch gesehen hat, wenigstens so lange, als ich mich mit dem ganzen Geiste in jene längst vergangenen Jahrhunderte zurückversetze, abwende, frei von jeder Sorge, welche das Gemüth des Schriftstellers zwar nicht der Wahrheit entfremden, aber doch besorgt machen könnte." Ebenso ist es wol auch zu deuten, wenn er nach Plinius, dem Aelteren, eines der letzten Bücher mit der Bemerkung begann, er habe sich bereits genug Ruhm erworben und könne nun aufhören, aber der unruhige Geist finde an der Arbeit Vergnügen.

Für den ersten Unterricht des jungen Livius reichten wol die im reichen Patavium jedenfalls vorhandenen Lehrkräfte aus. Bald jedoch scheint er zu seiner weiteren rhetorisch-philosophischen Ausbildung nach Rom gezogen zu sein. Seine Vermögensverhältnisse mögen überhaupt glänzend genug gewesen sein, da sie ihm auch später ermöglichten, ohne irgend welche amtliche Thätigkeit in behaglicher Muße seiner gelehrten Arbeit zu leben, die ihm nichts abwarf*). Das Interesse, welches der junge Mann an der Geschichte nahm, beschränkte sich Anfangs wahrscheinlich auf sein engeres Vaterland, mit dessen Geschicken er an mehreren Orten genaue Bekanntschaft verräth. In Rom, wo jeder Schritt seinen historischen Horizont erweiterte, wo die Denkmäler der großen Vergangenheit seine Augen allenthalben auf sich zogen, mag er zuerst den Plan gefaßt haben, eine Universalgeschichte des römischen Staates zu schreiben. Daß er bereits in den ersten Regierungsjahren August's sich in der Hauptstadt aufhielt, ist aus einer Stelle des ersten Buches seiner Geschichte ersichtlich, wo er sagt: „Zweimal ist seit Numa's Regierung der Janustempel geschlossen worden. Einmal, als unter dem Konsulate des Titus Manlius der erste Punische Krieg geendigt war; zum zweiten Male — und daß wir dies sahen, haben die Götter unserem Zeitalter aufgehoben — nach der Schlacht bei Actium vom Imperator Cäsar Augustus." Ueber seinen Verkehr mit dem Kaiser giebt er selbst eine Andeutung, indem er in Bezug auf den Vejenterkönig Tolumnius anführt,

*) Juvenal sagt in seiner siebenten Satire:
„Ist wol Euer Geschäft fruchtbringender, die Ihr Geschichten
Schriftstellt? denn es verlangt mehr Zeit, mehr Oeles bedarf es,
Und ausschreitend das Maß erhebt sich die tausendste Seite
Jeglichem, schnell anwachsend zu großem Verlust des Papieres;
Also gebeut der Ding' Unzahl und die Regel der Werke.
Doch wo sprießet die Saat? Was frommt's, aufharken das Erdreich?
Zahlt dem Historiker man, was man zahlte dem Leser der Zeitung?
Ist ja ein müßiges Völkchen, Beschattungen liebend und Ruhbett."

dessen Waffenrüstung sei von C. Cornelius Cossus in siegreichem Zweikampf erbeutet und dem Jupiter Feretrius auf dem Kapitole geweiht worden; während aber er selbst und die übrigen Annalisten an der Behauptung festhielten, daß Cossus damals Reiteroberst gewesen sei und das Ereigniß in das Jahr 437 v. Chr. falle, erzählt er, daß ihm Augustus mitgetheilt, auf der Weihinschrift des linnenen Brustharnisches sei Cornelius Cossus als Konsul bezeichnet gewesen, was sich bei der von ihm veranstalteten Wiederherstellung des uralten Heiligthums ergeben habe. Obgleich Livius dieses Zeugniß mit großer Achtung vor der Quelle mittheilt, fühlt er sich offenbar durch dasselbe nicht überzeugt; in neuerer Zeit dagegen hat man aus dem gewichtigen Grunde, weil nur Oberanführer die Waffenbeute des erschlagenen feindlichen Feldherrn im genannten Tempel niederlegen durften, dem Augustus Recht gegeben und die Schlacht auf das Jahr 426, wo Cossus gewesener Konsul, Reiteroberst und Konsulartribun war, hinausgerückt. Auf nähere Verbindung des Historikers mit dem kaiserlichen Hofe weist auch Sueton's Notiz hin, daß der nachmalige Kaiser Claudius auf Zureden des T. Livius Versuche in der Geschichtschreibung machte.

Hatte Livius in der Vorrede die bescheidenen Worte geschrieben: „Sollte in dem so großen Gedränge von Schriftstellern mein Name im Dunkel bleiben, so will ich mit dem Range und der Größe Derer mich trösten, die meinem Ruhm Eintrag thun," so war der Erfolg des Werkes noch während des Erscheinens der einzelnen Bücher so groß, daß er in der schon angeführten Vorrede zu einem der letzten Bücher sagen konnte, daß er sich bereits genug Ruhm erworben hätte. Wie hoch er bei Lebzeiten gefeiert war, läßt sich auch daraus ermessen, daß nach des jüngeren Plinius Angabe ein Mann aus Gades eine Reise nach Rom lediglich zu dem Zwecke unternahm, um Livius zu sehen, und, nachdem ihm dies gelungen war, sofort wieder die Rückreise nach der fernen Heimat antrat! So wird auch in den Seneca beigelegten rhetorischen Kontroversen erwähnt, daß des Livius Schwiegersohn, der Rhetor Lucius Magius, mehr um des berühmten Schwiegervaters als um seiner selbst willen ein Publikum hatte. Außer dieser Tochter besaß Livius auch einen Sohn, und diesem scheint er die sorgfältigste Erziehung gewidmet zu haben; denn in der Rhetorik Quintilian's findet sich die Stelle: „Am sichersten also, man hält sich an die bündige Vorschrift, die Livius in einem Briefe an seinen Sohn aufstellt: Lies, schreibt er, vor Allem Demosthenes und Cicero und dann die übrigen Schriftsteller in der Ordnung, in welcher sie diesen Beiden am nächsten kommen."

In seinen alten Tagen zog sich Livius nach Patavium zurück, wo er auch nach Eusebius im 76. Jahre des Lebens gestorben ist (16 n. Chr.). Im Jahre 1413 wollte man in Padua die Gebeine des berühmten Landsmannes wiedergefunden haben*) und die Stadt ließ auch 1548 diese Ueberreste in einem prächtigen Mausoleum beisetzen. Die dazu gehörige alte Inschrift besagte aber blos, daß sie von einem Freigelassenen der Livia Quarta, der Tochter eines T. Livius, herrühre, und kann nur dafür Zeugniß geben, daß auch in der späteren Zeit noch Angehörige der Familie des Livius in Patavium existirt haben.

*) Der König von Neapel, Alphons von Aragonien, schickte einen eigenen Gesandten, um einen Knochen des Skelets zu bekommen, nach Padua!

Livius zeichnete sich auf dem Gebiete der Philosophie und Rhetorik als Schriftsteller so aus, daß ihn Seneca auf diesem Felde gleich hinter Cicero und Asinius Pollio nennt. Allein diese wissenschaftliche Thätigkeit ward doch durch das große Geschichtswerk, dem er den Hauptheil seiner Zeit und Kraft weihte, ganz in den Hintergrund gedrängt. Dieses begann mit der Ankunft der Trojaner unter Aeneas und schloß wahrscheinlich mit dem Tode des Drusus (9. v. Chr.). Es umfaßte die ungeheure Zahl von 142 Büchern oder Rollen, weshalb auch Martial zu einer Pergamentausgabe desselben, als Saturnaliengeschenk, die Devise liefert:

„Wenige Haut nur schließt den riesigen Livius in sich,
Den nicht ganz aufnimmt unsere Bibliothek."

Titus Livius.

In späterer Zeit haben die Buchhändler die Bücher des Livius in Dekaden abgetheilt, eine Aenderung, die wol viel mit zum Verlust so vieler Theile des Werkes beigetragen haben mag. Wir besitzen nämlich nur noch die erste, dritte und vierte Dekade und von der fünften die erste Hälfte, oder im Ganzen 35 Bücher.

Fragt man nach dem Zwecke der großen Arbeit, die der Patavíner auf sich nahm, so muß man zunächst bedenken, ein wie sehr vernachlässigtes Gebiet die Geschichtschreibung in Rom gewesen ist. Sie war theils eine trockene, summarische Zusammenstellung der wichtigen Begebenheiten, nach den Jahren geordnet, ohne freiere Weltansicht, Welt- und Menschenkenntniß, mehr für die Schule passend als für ein größeres, gebildeteres Publikum, oder sie hatte sich den historischen Roman der Griechen zum Muster genommen und natürlich dann von der Bahn der Forschung sich gänzlich abgewendet. Livius nahm sich vor, alles Trockene und Unzusammenhängende zu beseitigen, seine Darstellung mit der Größe und Würde der Gegenstände in Einklang zu bringen und auf solche Weise den Lesern einen unterhaltenden Genuß zu verschaffen. Zuweilen spricht er sogar die Befürchtung aus, durch Wiederholung ähnlicher Ereignisse die Geduld jener ermüden zu müssen, und ermuthigt dieselben, der Wichtigkeit der Sache wegen auszuharren. Daneben ging er auf einen nachhaltigen Erfolg dadurch aus, daß er die Vergangenheit immer in Beziehung mit der Gegenwart zu bringen bemüht war, d. h. den verdorbenen und entnervten Zeitgenossen in der großen Vergangenheit der römischen Nation einen beschämenden Spiegel vorhalten wollte. Er selbst sagt ja in der Vorrede: „Aber darauf, wünschte ich, möchte Jeder seine ganze Aufmerksamkeit richten, wie die Lebensart, wie die Sitten waren; durch welche Männer und welche Mittel im Krieg und Frieden Rom

seine Oberherrschaft erwarb und erweiterte. Kommt dann die Zeit, wo die alte Zucht allmälig in Verfall gerieth, so verfolge man mit Aufmerksamkeit die Anfangs sich gleichsam aus ihren Fugen lösende Sittlichkeit, wie sie nachher immer tiefer sank, dann unaufhaltsam zusammenstürzte, bis wir endlich diese Zeiten erlebt haben, in denen uns unser Verderbniß und seine Heilmittel gleich unerträglich sind."

Mausoleum des T. Livius zu Padua.

„Und gerade dies ist es, was uns die Geschichte zu einer so heilsamen und fruchtbringenden Wissenschaft macht, daß wir nämlich die lehrreichen Beispiele aller Art, wie auf einem beleuchteten Denkmal ausgestellt, betrachten können und dann aus ihnen zu unserem und des Staates Besten das Nachahmungswürdige, zugleich aber auch die abscheuliche That von gleich abscheulichem Ausgange, um sie zu meiden, uns ausheben."

Indem sich aber Livius bemühte, das Lehrreiche und Vorbildliche der Thatsachen in den Vordergrund zu stellen, mußte er seiner Schilderung von Personen und Begebenheiten Leben, Wärme und Kraft einhauchen und überhaupt seine

ganze Stärke in die Darstellung legen. Hierbei unterstützte ihn seine reiche dichterische Begabung vortrefflich. Vermöge dieser ward er zu einem höchst liebenswürdigen, anziehenden Erzähler, voll Lebendigkeit und Anmuth, voll Beredsamkeit und Pathos. Effektvolle und dramatische Situationen gewinnen natürlich durch solche oratorische Behandlung das Meiste. Wie vortrefflich, ja geradezu unübertrefflich nimmt sich z. B. seine Schilderung des gallischen Unglücks aus! Wir heben nur folgende Stelle heraus: „Die Römer, die von der Burg herab die Stadt voll Feinde sahen, welche auf allen Straßen verstreut umherliefen, konnten nicht allein, weil sich bald in dieser, bald in jener Gegend ein neues Unglück erhob, zu keiner Besinnung kommen, sondern sie trauten ihren eigenen Augen und Ohren nicht mehr. Wohin das Geschrei der Feinde, das Geheul der Weiber und Kinder, das Prasseln der Flammen und das Krachen der einstürzenden Häuser sie rief, dahin wendeten sie, nach Jedem hinstarrend, Aufmerksamkeit, Antlitz und Auge, als hätte sie das Schicksal hierher gestellt, um bei dem Untergang ihrer Vaterstadt Zuschauer zu sein und von all ihrem Eigenthume weiter nichts vertheidigen zu können, als ihre Personen, insofern beklagenswerther als Alle, die jemals belagert worden sind, weil sie, als Belagerte selbst von ihrer Vaterstadt ausgesperrt, alles Ihrige in der Gewalt der Feinde sahen. Der so grausenvoll hingebrachte Tag wich einer nicht ruhigeren Nacht; auf die Nacht folgte ein unruhiger Tag, und es gab keinen Zeitpunkt mehr, der von dem Anblicke immer eines neuen Unglücks frei gewesen wäre. Unter der Last so vieler Leiden begraben, gaben sie den Muth nicht auf, sollten sie auch Alles durch Flammen und Trümmer dem Boden gleich gemacht sehen, dennoch den Hügel, den sie behaupteten, so arm und klein er war, als den einzigen Zufluchtsort der Freiheit, tapfer zu vertheidigen. Auch hatten sie sich, da es täglich dieselben Auftritte gab, an die Uebel gleichsam schon gewöhnt und aller Empfindung ihrer Noth entfremdet, und blickten nur auf ihre Waffen und das Schwert in ihrer Rechten, als die einzigen Ueberbleibsel ihrer Hoffnung."

Vermöge seines poetischen Sinnes betrachtet Livius auch die alte Volkssage als heiliges Erbtheil der Nation und überliefert dieselbe in frischer, unverfälschter Gestalt, und wenn er auch dem allzu Unglaublichen und Unwahrscheinlichen gegenüber Schweigen beobachtet (man vergleiche z. B. die übernatürliche Herkunft des Servius Tullius, das Auftreten der Sibylle unter Tarquinius Superbus, das Eingreifen der Dioskuren in der Schlacht am Regillussee), so ist er doch von der damals in Rom sehr Mode gewordenen rationalistischen Verwässerung des Mythischen weit entfernt geblieben.

Livius besaß aber auch, wie wenige Historiker, eine warme, liebevolle Sympathie für alles Sittliche in den menschlichen Handlungen und Motiven. Mit ehrlichem, freundlichem Gemüth, mit offenem Herzen für Menschengröße und Menschenschicksal, vertieft er sich in die Individualität der geschichtlichen Personen und regt dadurch das Interesse des Lesers immer von Neuem an. Seine ungetheilte Hingebung an die Gegenstände seiner Darstellung, sein Aufgehen in der Denkungsart der verschwundenen Jahrhunderte verleiht erst dem rhetorischen Farbenglanz der Form seine solide Unterlage; er selbst gesteht von sich in Bezug auf den Unglauben seiner Zeit: „Indem ich die Geschichte jener

alten Zeit schreibe, wird meine Gesinnung unvermerkt selbst alterthümlich." Die Freundlichkeit und Lauterkeit seines Herzens ist schon von den alten Kunstrichtern als besonderer Vorzug hervorgehoben worden. Quintilian's Urtheil über ihn lautet also: „In der Geschichte dagegen möchten wir ungern den Griechen nachstehen und ich scheue mich daher nicht, dem Thucydides unseren Sallust entgegenzustellen; auch wird es Herodot nicht unter seiner Würde halten, Livius neben sich zu sehen; denn er besitzt im Erzählen eine wunderbar anziehende Lieblichkeit und eine durchsichtige Klarheit, sowie in den eingestreuten Reden einen oratorischen Reiz, der über alle Beschreibung geht. Alles, was er sagt, ist den Sachen und Personen angemessen, insbesondere aber hat das Gefühlvolle, zumal die sanfteren Herzensklänge desselben, am mindesten gesagt, Niemand besser zu empfehlen verstanden." So schreibt auch der Rhetor Seneca in seinen Suasorien: „So oft der Tod irgend eines großen Mannes von den Geschichtschreibern erzählt wird, findet sich ein Gesammtüberblick des ganzen Lebens und gleichsam eine Leichenrede beigefügt. Dies hat einmal und das andere Mal Thucydides gethan und ebenso bei sehr wenig Personen Sallust. Livius dagegen hat dies wohlwollender allen großen Männern gespendet." An einer anderen Stelle nennt er ihn den „lautersten Beurtheiler aller großen Männer."

Die allgemeine Verderbtheit seines Zeitalters versetzte ihn in Verstimmung und Wehmuth; aber sie erzeugte in ihm nicht die Bitterkeit und Verbissenheit, welche an der Regeneration des Zeitgeistes verzweifelt und trostlos der Zukunft entgegenschaut. Er sieht die Möglichkeit besserer Verhältnisse in der Wiederkehr des echten alten Römercharakters mit seinen Vorzügen und Tugenden: Tapferkeit, Mäßigung und Festigkeit, Großmuth und Redlichkeit, Frömmigkeit, Unbestechlichkeit, Vaterlandsliebe. Zugleich hegt er den festen Glauben an die Macht der Götter, welche dem römischen Staate Beistand verheißen hatten, und schließt sich deshalb auch eng an die Volksreligion an. Ja, der religiöse Sinn einerseits, sowie das Streben, die Vorzeit, wie sie wirklich war und dachte, zu schildern, bewog ihn, selbst die Prodigien und Wunderzeichen, die er in den priesterlichen Annalen notirt fand, nicht zu übergehen. Es ist ihm daraus der Vorwurf der Leichtgläubigkeit und des Aberglaubens erwachsen und der heilige Gregor soll sich über die immer wiederkehrende Anführung von redenden Ochsen, der Stadt sich nähernden Wölfen, Stein- und Blutregen, Mißgeburten u. s. w. gelegentlich so geärgert haben, daß er seinen Livius ins Feuer warf! Die Götter selbst erscheinen ihm als den Staat und die einzelnen Bürger schützende Mächte, welchen Ehrerbietung und Anbetung gebühren. Ueber ihnen steht das unveränderliche, Alles beherrschende Verhängniß, auf welches er die Schicksale der Menschen und Völker zurückführt, wo sich die tiefer liegenden Gründe dem Auge entziehen. Das Fatum unterstützt den Muthigen und Frommen, während es dem Uebermuth Schranken setzt und den Frevler heimsucht. Als sittliche Macht erscheint es besonders in dem tragischen Geschicke des servisch-tarquinischen Hauses, das Livius mit Absicht und Vorliebe den fluchbeladenen Königshäusern der hellenischen Sage an die Seite zu stellen scheint. Durch der Tanaquil listigen Anschlag gelingt es Servius Tullius, den Königsthron zu besteigen. Aus dem eigenen Blute aber, in seiner verbrecherischen Tochter Tullia, erwächst

ihm das Verderben. Ihr und des gewaltthätigen Gemahls Frevel kann aber nicht unbestraft bleiben und durch eine neue Unthat ihres Sohnes bricht die himmlische Rache über das Tarquinische Haus herein. Zugleich tritt durch diese Katastrophe Rom selbst in die Reihe der freien Staaten ein und nun erst nähern sich die prophetischen Worte ihrer Erfüllung, die der zum Olymp aufgehobene Romulus Quirinus dem Julius Proculus zurief: „Verkündige den Römern, es sei der Himmlischen Wille, daß mein Rom das Oberhaupt des Erdkreises werde. Darum mögen sie sich der Kriegskunst weihen und der Ueberzeugung leben und dieselbe auf ihre Nachkommen vererben, daß keine menschliche Macht den römischen Waffen widerstehen könne!"

Der dramatische Effekt, den Livius in der Phantasie und in dem Gemüthe seiner Leser zu erzeugen bestrebt war, wird am glänzendsten durch die in die Erzählung verwebten Reden gefördert, deren Lob von Quintilian's Seite schon angeführt worden ist. Jedenfalls hatte Livius bei seinen Vorgängern bereits zahlreiche Reden vorgefunden; aber er benutzte Gelegenheiten und Material mit größerer Freiheit und suchte die politischen, religiösen und sittlichen Grundsätze der handelnden Personen, überhaupt die tieferen und psychologischen Motive der Handlungen, auf diesem Wege in scharfen Umrissen und hellen Farben ans Licht treten zu lassen. Der Tyrann Domitian nahm an diesen Reden des Livius bedeutenden Anstoß. Ein gewisser Mettius Pomposianus, dessen Schwäche die Astrologen benutzten, um ihm einzubilden, seinem Horoskop nach müsse er noch einmal Kaiser werden, und der sich schon eine Erdkarte an die Wand seines Schlafgemaches hatte malen lassen, um sein künftiges Reich zu studiren, war dem Kaiser nicht blos dadurch ein Dorn im Auge, sondern auch, weil er die Reden des Livius lernte und rezitirte; er verbannte ihn zuerst nach Corsika und ließ ihn später sogar hinrichten. Natürlich argwöhnte Domitian zunächst, daß der eitle Prätendent sich durch Aneignung der Gedanken und Phrasen von alten Königen und Heerführern sich auf seinen vermeintlichen künftigen Beruf vorbereite. Daneben mißfiel ihm aber auch jedenfalls der im ganzen Livius herrschende republikanische, dem Despotismus feindliche Ton, um deßwillen wol auch Caligula dem Geschichtschreiber keineswegs hold gewesen war. Wie schon früher angedeutet worden ist, konnte sich Livius keinerlei monarchische Verfassung für sein Vaterland als passend denken. „Das römische Volk", läßt er den Gesandten Porsena's erwiedern, „kann nie im Königthume, sondern nur in der Freiheit sein Dasein haben. Alle haben wir es gelobt, und dies ist unser Gesammtwille, daß der letzte Tag der Freiheit auch der letzte der Stadt sein soll." Und so spricht auch der Wortführer einer rhodischen Gesandtschaft im Jahre 189 v. Chr. in Bezug auf den König Eumenes II. von Pergamus: „Uebrigens trennt uns von ihm weniger unsere Gesinnung, als das mächtige Gesetz der Natur: wir, als freie Leute, nehmen uns auch der Freiheit Anderer an, während die Könige Alles ihrer Herrschaft unterthan und unterworfen sehen wollen." Die Könige erscheinen bei ihm immer zum Despotismus geneigt, ungerecht und übermüthig. Andererseits mißkennt er auch nicht die Schattenseiten der Ochlokratie. Von dem großen Haufen heißt es z. B. bei ihm: „Bei freien Völkern und Staaten ist der Pöbel gewöhnlich dem Schlechteren

zugewandt", und bei dem tragischen Untergange, in welchen nach dem Tode des Hieronymus das Haus Hiero's in Syrakus verwickelt ward, bemerkt er treffend:

„So ist einmal der Charakter der Menge: sie dient entweder sklavisch oder sie spielt den übermüthigen Herrn; die Freiheit, welche in der Mitte liegt, versteht sie weder mit Mäßigung zu wünschen, noch zu besitzen, und gewöhnlich fehlt es auch nicht an Leuten, die als gefügige Diener der Erbitterung die leidenschaftlichen Gemüther des Volkes zu Blutvergießen und Mord anreizen."

So hoch nun aber auch Livius in ästhetischer und ethischer Hinsicht steht, so wenig ist er von bedeutenden Mängeln frei. Namentlich geht ihm der höhere staatsmännische Gesichtspunkt und der der historisch kritischen Quellenforschung fast gänzlich ab. Welcher Gegensatz findet statt zwischen dem praktischen Diplomaten, Taktiker und Touristen Polybius und ihm, dem Mann der Schule, der, aus einer Provinzialstadt stammend, zu Rom im Privatstande lebte, die republikanische Verfassung nur noch als Schattenbild kennen lernte und auch gerade nicht viel Interesse für antiquarische Forschungen hegte! Livius hatte keinen rechten Begriff von Staatsgeschäften, von Staatshaushalt und Kriegführung. Seine Schilderungen von Schlachten, Belagerungen und Feldzügen (beispielsweise vergleiche man die Belagerung von Syrakus, die Schlachten bei Canusium, am Metaurus und bei Zama) sind oft mehr Phantasiegebilde, als der Wirklichkeit entnommene Beschreibungen, wie sie bereits von Polybius vorlagen. Ein klares Bild von der alten römischen Verfassung sich zu entwerfen hat er, wie es scheint, niemals versucht. Der Ursprung der Plebejer und ihr Verhältniß zu den Klienten, die Entstehung und Einrichtung der drei alten Stammtribus ebenso wie die spätere Servische Tribusverfassung bleiben ihm ungelöste Probleme, über die er sich nicht den Kopf zerbricht. Ueber den Inhalt der so wichtigen Zwölftafelgesetzgebung geht er leicht hinweg, überhaupt schenkt er dem organischen Entwicklungsprozeß der römischen Verfassung zu wenig Beachtung. An diese mangelhafte Auffassung der inneren Verhältnisse reihen sich auch viele Verstöße, die aus seiner Unkenntniß des alten Staatsrechtes fließen, so z. B. die oftmalige Verwechslung der Senatoren und Patrizier unter dem gemeinsamen Namen „Väter", die Vertauschung der verschiedenen Volksversammlungen, die Uebertragung späterer Verhältnisse und Ausdrücke auf die alte Zeit.

Livius begann ferner sein großes Werk mit mehr Begeisterung als Vorbereitung. Das nothwendige Prüfen und Sichten der Quellen vor der Arbeit unterließ er und nahm nur für jede Epoche gewisse Geschichtschreiber zur Hand, die er mit Geschmack und glücklichem Takte benutzte. Von der Voraussetzung ausgehend, daß im gallischen Brande alle öffentlichen Denkmäler zu Grunde gegangen wären, kümmerte er sich nicht einmal um diejenigen, von denen er wissen mußte, daß sie vorhanden waren. Die priesterlichen Annalen sah er nicht ein, ebensowenig die linnenen Magistratsverzeichnisse im Tempel der Juno Moneta. Auffällig ist es besonders, daß er sich nicht einmal die Mühe nahm, über die Inschrift des Panzers im Tempel des Jupiter Feretrius, von der ihm Augustus erzählt hatte, durch Selbstschau ins Klare zu kommen. Er hat aber sogar wichtige schriftstellerische Arbeiten unberücksichtigt gelassen, wie die Werke des gelehrten Terentius Varro! Aus dem Mangel hinreichender Vorstudien einer-

seits, wie aus der Benutzung so verschiedenartiger Autoren für verschiedene Epochen, erklärt es sich ferner, daß sich in Einzelheiten zahlreiche Widersprüche bei Livius vorfinden. Der Senat, der unter Tarquinius, dem Aelteren, aus 200 Mitgliedern bestanden haben soll, zählt später auf einmal 300. Die Ritterschaft enthält unter dem genannten Könige endlich 1800 Ritter, während nach der Berechnung des Historikers selbst nur 1200 vorhanden sein konnten. Die Einführung des Soldes wird dem Selbstentschlusse des Senates zugeschrieben und doch läßt er kurz vorher den Vorschlag durch die Tribunen geschehen. Waffenstillstände laufen ab, von deren Schließung vorher keine Silbe erwähnt worden ist; Städte werden wieder erobert, deren Abhandenkommen unbekannt geblieben war, andere erscheinen plötzlich in römischen Händen, die vorher den Feinden gehört hatten. Endlich ging auch die Unklarheit und Verwirrung der Zeitrechnung, die er bei den Annalisten vorfand, in seine Arbeit über und erzeugte sichtliche Ungereimtheiten.

Trotz dieser Mängel muß man sich hüten, das Verdienst des Livius zu verkennen und ungebührlich herabzusetzen. Schreibt doch selbst einer der schärfsten Kritiker der neueren Zeit zu seiner Entschuldigung: „Wenn sich diese Mängel des livianischen Geschichtswerkes nicht leugnen lassen, so ist doch andererseits wieder wahr, daß strengeren Anforderungen dieser Art zu genügen auch gar nicht in der Absicht unseres Geschichtschreibers lag. Die Aufgabe, die er sich selbst gestellt hatte, war die, das Ganze der römischer Geschichte in lesbarer Form vorzutragen, seinen Zeitgenossen ein genußreiches und zugleich belehrendes Geschichtswerk in die Hände zu geben. Bei dem ungeheuren Umfang dieser Aufgabe, bei den nicht zu übersehenden technischen Schwierigkeiten, mit welchen die Schriftstellerei der Alten, besonders die historische, zu kämpfen hatte, darf man dem liebenswürdigen Geschichtschreiber den Mangel gründlicheren Quellenstudiums, strengerer Kritik und tieferer Sachkenntniß wol nachsehen. Und in anderer Beziehung hat die naive und sorglose Art, in welcher Livius seine Quellen benutzt hat, sogar auch ihre gute Seite: wir ersehen aus ihm besser, was und wie die alten Annalisten erzählt haben, als aus der glatten, lückenlosen, verarbeitenden, pragmatisirenden Darstellung des Dionysius (aus Halikarnaß), die, wenn uns Livius nicht als Korrektiv zu Hülfe käme, uns nur ein falsches Bild von der Art der ältesten Geschichte geben würde."

Was den Stil betrifft, so wird Livius bereits von Vellejus Paterculus den klassischen Alten zugezählt; seine Sprache zeigt eine wunderbare Fülle und Mannichfaltigkeit und eine große Gewandtheit im Periodenbau, wenn sie auch die glatte Feile und den schwungvollen Rhythmus Cicero's vermissen läßt. Quintilian urtheilt über die Diktion des Livius im Gegensatz zu Sallust, den jener der Sage nach auch nicht leiden mochte, wie folgt: „Man darf weder nach jener Kürze Sallust's haschen, die zwar für das müßige Ohr eines gebildeten Lesers einen unendlichen Zauber hat, aber minder für einen Richter paßt, der bei halber Bildung oft noch ganz mit Nebengedanken beschäftigt ist, noch wird jene milchreine Fülle des Livius Denjenigen hinreichend befriedigen, der weniger eine interessante Darstellung als historische Treue verlangt."

Vervielfältigung der Geisteserzeugnisse im alten Rom.

XVI.

Seneca.

(2—65 n. Chr.)

Zwei Seneca besingt und Einen Lucanus
Das redemächtige Corduba;
Mein Bilbilis wird Dich, Licinian, rühmen;
Von mir auch, hoff' ich, schweigt es nicht.
Martial.

) doch diese Volksmenge", schreibt Seneca an seine Mutter in
ie Hauptstadt des römischen Weltreiches, „für die kaum die Häuser
ren Stadt hinreichen. Der größte Theil jenes Schwarmes hat sein
rloren; aus ihren Municipien und Kolonien, überhaupt aus dem
reis, sind die Leute hierhergeströmt. Den Einen führte der Ehrgeiz
deren die Verpflichtung eines öffentlichen Amtes; Jene die ihnen
Gesandtschaft, Diese die einen reichen und bequemen Platz für ihre
Neigungen suchende Ueppigkeit; Manche der Trieb zu den wissen-
tudien, Andere die Schauspiele; Einzelne hat auch die Freundschaft
n oder der Fleiß, welcher hier reichlich Gelegenheit fand seine Vor-
u zeigen; Einige haben ihre Schönheit zu Markte gebracht, Andere
mkeit. Alle Klassen der Menschen sammeln sich in der Hauptstadt,
ugenden und Laster große Preise bietet. Laß jene Leute alle nament-
und frage sie einzeln, woher sie stammen, und Du wirst sehen, daß

der größere Theil aus Solchen besteht, die ihre Wohnsitze verlassen haben und in diese Stadt gekommen sind, die zwar sehr groß und schön ist, aber doch nicht ihnen gehört." Indem Seneca so von dem Menschengewühle des kaiserlichen Roms sprach und die Motive der in die Wunderstadt Einwandernden aufzählte, hatte er auch seine Familie im Auge; ja, seine eigene Wiege hatte nicht an den Ufern der gelben Tiber, sondern fern am städtebekränzten, reichen Bätis oder Guadalquivir gestanden. Sein Vater, M. Annäus Seneca, stammte aus Corduba (Cordova), nächst Gades der bedeutendsten Handelsstadt Spaniens. Diese war in der Mitte des zweiten Jahrhunderts v. Chr. römische Kolonie geworden und man hatte damals unter die herrschende Gemeinde nur auserlesene Eingeborene und Römer aufgenommen, weshalb sie auch den Beinamen „Patricia" führte. Der Epigrammendichter Martial, selbst ein Spanier, beginnt ein Gedicht auf einen von Julius Cäsar in Corduba gepflanzten Platanenbaum mit folgenden Worten:

„Vielen bekannt ist dort ein Haus auf tartessischer Erde,
Wo sich des Bätis, des sanft strömenden, Corduba freut,
Wo sich vom heimischen Gold in der Flut gelb färben die Vließe
Und es in Blättchen sich legt auf das hesperische Vieh.
Mitten im Hause steht und umfaßt die ganzen Penaten
Cäsar's Platanusbaum, dicht in der Krone belaubt,
Welchen gepflanzet die Hand des unbesiegeten Gastes,
Und aus dieser begann fröhlich zu wachsen das Reis."

Da zu der Zeit, wo der ältere Seneca geboren wurde, nämlich gegen das Ende der Republik, fast alle Provinzen von römischen Rittern wimmelten, so ist es möglich, daß bereits sein Vater ein reicher und angesehener Mann war, der den Rittercensus oder 400,000 Sesterzen besaß. Auch er war, wie die fähigsten und wohlhabendsten Söhne der Provinzialen zu thun pflegten, nach Rom gekommen und hatte zugleich mit seinem Freunde Porcius Latro, dem nachmaligen Lehrer Ovid's, die gefeiertsten Rhetoren, Marillius, Arellius Fuscus, Alfius Flavus u. A. besucht. Dann war er nach Hause zurückgekehrt und hatte sich mit einer Landsmännin, Namens Helvia, vermählt. Doch bald widerstand auch er der lockenden Anziehungskraft nicht, welche auf ihn, den Gelehrten, die literarischen Schätze und Förderungsmittel der Wissenschaft in der Residenz ausüben mußten. Er siedelte ganz nach Rom über. Doch ließ er von seinen drei Söhnen den ältesten, L. Annäus Mela, den nachmaligen Vater des Dichters Lucanus, in Spanien zurück. Der zweite, Annäus Novatus, wurde von dem Senator Junius Gallio adoptirt, zeichnete sich als Redner aus, stieg bis zum Konsul und wurde unter Nero hingerichtet.

Der jüngste, unser Lucius Annäus Seneca, scheint noch in zartem Alter gestanden zu haben, als der Umzug von Corduba nach Rom stattfand. Denn er erwähnt in der Trostschrift an seine Mutter Helvia, daß ihn deren Schwester auf ihren Armen in die Stadt gebracht und später, als er lange krank gelegen, mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt habe. Recht oft mag Seneca während seiner Jugend in Pompeji gewesen sein, wo wahrscheinlich seine Aeltern eine Villa besaßen. Ein Brief an den Prokurator Siziliens, Lucilius, seinen intimen Freund, beginnt mit den Worten: „Nach langem Zwischenraume habe ich Dein

Pompeji wiedergesehen. Ich vergegenwärtigte mir meine Jugend. Alles, was ich dort als Jüngling gethan hatte, glaubte ich noch thun zu können oder vor Kurzem gethan zu haben." Auch aus seiner Schulzeit in Rom erzählt er Einiges. Namentlich spricht er oft und mit Vorliebe von dem stoischen Philosophen Attalus und gesteht, daß derselbe solche Macht über sein Gemüth erlangte, daß der in Reichthum und Wohlleben aufwachsende junge Mensch sich wirklich einige Luxusbedürfnisse für sein ganzes Leben abgewöhnte. „Von dieser Zeit an", schreibt er, „habe ich den Austern und Pilzen für immer entsagt; denn es sind dies keine Speisen, sondern Reizmittel, um Gesättigten Appetit zu machen. Seitdem enthalte ich mich auch für mein ganzes Leben der Salbe, weil der Körper selbst den besten Geruch haben muß. Seitdem habe ich auch immer das Warmbad vermieden; denn den Leib zu kochen und durch Schweiß zu erschöpfen, halte ich für unnütz und für zu üppig. Attalus pflegte eine Matratze zu loben, welche dem Körper Widerstand leistete; noch als Greis bediene ich mich einer solchen, die nicht einmal eine Spur vom Körper annimmt." Ebenso starken Einfluß ließ der empfängliche Jüngling den Pythagoräer Sotion aus Alexandria über sich gewinnen. Wie alle späteren Pythagoräer, hatte dieser den Fleischgenuß im Hinblick auf die Seelenwanderung verworfen, und des Jünglings Wille war so stark, daß er ein ganzes Jahr hindurch keine Fleischspeise genoß. „Du fragst, wie's kam, daß ich aufhörte, dies zu thun?" fährt er fort. „Meine Jugendzeit war in die Regierung des Kaisers Tiberius gefallen; damals wurden fremde Religionsgebräuche aufgehoben, und unter die Beweise des Aberglaubens rechnete man gerade die Enthaltsamkeit vom Fleische gewisser Thiere. Ich kehrte daher auf Zureden meines Vaters, der weniger die Ränke der Angeber fürchtete, als die Philosophie haßte, zur früheren Gewohnheit zurück." Es fiel die in seinen Worten angedeutete Maßregel in das Jahr 19 n. Chr. und betraf hauptsächlich die Juden und deren Proselyten. Wie Josephus berichtet, hatten jüdische Rabbiner eine vornehme Dame, Fulvia, beredet, eine ansehnliche Tempelsteuer nach Jerusalem zu senden, aber die ganze Summe unterschlagen. Darauf erfolgte die Verbannung aller Juden und Judengenossen, die innerhalb eines bestimmten Termines die jüdischen Gebräuche nicht ablegten; 4000 waffenfähige Männer aber aus ihnen wurden nach Sardinien geschickt, um die dort hausenden Räuberbanden zu bekämpfen.

Nicht lange nach Vollendung seiner vorbereitenden rhetorischen und philosophischen Studien suchte der junge Mann die Staatscarrière zu betreten. Die erste Stufe derselben war die Quästur, und er erlangte dieselbe nach eigenem Geständniß durch den Einfluß der oben erwähnten Tante, von der er schreibt: „Diese strengte für meine Quästur ihren Einfluß an und sie, die kaum die Dreistigkeit der Anrede oder des lauten Grußes vertrug, überwand meinetwegen aus Zuneigung ihre Schüchternheit. Es kann dies nur nach 32 n. Chr. stattgefunden haben, denn diese Helvia war an den ägyptischen Präfekten Vitrasius Pollio verheirathet und lebte 16 Jahre in Alexandria, bis in dem genannten Jahre ihr Gemahl starb und sie selbst nach Rom zurückkehrte. Wir wissen nicht, ob Seneca als Quästor in eine Provinz versetzt wurde oder einer von den sechs städtischen Quästoren war. Sein Vater erlebte nicht nur die Standeserhöhung

seines Sohnes, der durch die Quästur auch Mitglied des Senates wurde, sondern scheint erst kurz vor Tiberius' Ende (37) gestorben zu sein. Während des Prinzipats von Caligula nahm der Ruf seiner Beredsamkeit zu, während gerade dies seine Sicherheit dem Tyrannen gegenüber nicht vermehrte. Der Kaiser bildete sich selbst ein, der beste Redner seiner Zeit zu sein. Schon deshalb waren ihm alle aufblühenden Talente in diesem Gebiete verhaßt; Seneca mochte er außerdem nicht leiden, weil dessen Redeweise von der seinigen zu verschieden war. Sueton sagt von ihm: „Den gefälligen und zierlichen Styl verachtete er so sehr, daß er von Seneca, der damals sehr beliebt war, sagte, er fertige lauter Preisreden und sei Sand ohne Kalk." Letzteres bezog sich auf die zerhackte, periodenlose Diktion des Philosophen. Dennoch soll Caligula nach Dio Cassius einst über eine gelungene Rede Seneca's, der er beiwohnte, so eifersüchtig gewesen sein, daß er den Befehl zur Hinrichtung desselben nur auf die Versicherung einer Geliebten zurücknahm, daß der Beneidete an der Schwindsucht leide und ohnehin binnen kurzer Zeit sterben werde. Schon damals schlossen sich sehr viele junge Leute an Seneca an, um seinen Worten zu lauschen und die Geheimnisse der effektvollen Redekunst zu erhaschen; jedoch muß man sich das Verhältniß als ein durchaus freies und unbezahltes denken.

Die Herrschaft des Claudius sollte für Seneca noch verhängnißvoller werden als Caligula's kurzer Allmachtstraum. Sogleich im ersten Jahre derselben (41) wurde die jüngste Tochter des edlen Germanicus, Julia Livilla, nachdem sie eben erst aus dem von ihrem Bruder über sie verhängten Exile zurückgerufen worden war, auf Anstiften Messalina's wieder verbannt und bald darauf hingerichtet. Nach Allem, was über die Gründe berichtet wird, wurde die verruchte, schamlose Kaiserin durch leidenschaftliche Eifersucht zu diesem Schritte bewogen: Julia erzeigte ihr zu wenig Ehre und schien ihr durch ihre Schönheit gefährlich zu werden. Der Vorwurf des anstößigen Lebens blieb unbewiesen und eine Vertheidigung wurde der Unglücklichen nicht gestattet; aber um den Schein zu retten, mußten natürlich Messalina und ihre Helfershelfer aus der Zahl derjenigen Männer, welche Zutritt bei der Prinzessin hatten, ein Opfer bezeichnen, und sie wählten den ihnen verhaßten Seneca. Wir wollen in Voraus nicht leugnen, daß das Leben desselben von Zweideutigkeiten nicht frei ist, die ein ungünstiges Licht auf seinen Charakter werfen; aber seine Schuld in diesem Falle wird weder durch Dio Cassius erhärtet, der in einem Athem die Verbannung Julia's als Intrigue Messalina's hinstellt und doch Seneca nicht frei spricht, noch durch die von Tacitus erwähnten bitteren Vorwürfe des Advokaten Suillius, der gerade unter Claudius ein von Messalina vielfach benutztes, sonst für Jeden um Geld feiles Werkzeug der Ränkesucht gewesen war. Uebrigens hatte die Anklage auf den Tod gelautet und die Strafe war auf Claudius' Bitte vom Senate gemildert worden.

Das gebirgige, rauhe, von wenig civilisirten Barbaren bewohnte Korsika war sein Bestimmungsort. Es begleitete ihn dorthin sein Freund Cäsonius Maximus, dem später ein Namensvetter des Dichters Ovid denselben Dienst erwies, was Martial zu folgendem Epigramm auf das Wachsbild des Cäsonius Veranlassung gab:

„Dies, Ovidius, ist dein Cäsonius Maximus, er ist's,
Dessen Züge dir treu lebendes Wachs noch bewahrt.
Nero verdammt ihn, doch du verdammtest Nero, und du bist
Kühn des Vertriebenen, nicht deinem Geschicke gefolgt.
Scylla's Fluten durchschifft'st, als des Flüchtlings großer Begleiter,
Du, der den Konsul nicht hatte begleiten gewollt.
Ist Fortdauer bestimmt den Namen, welche mein Blatt nennt,
Will's das Geschick, daß ich leb' über die Asche hinaus,
Soll es das jetzige Volk und das künftige hören: was er einst
Seinem Seneca war, warst du Ovidius ihm."

Seneca trug seine Verbannung keineswegs mit der Gelassenheit, welche er sonst als Jünger der Stoa anzupreisen pflegte. Schon aus der an seine Mutter Helvia erlassenen Trostschrift blickt die üble Laune und das Heimweh, an denen er litt. Unmuth und Verzweiflung dagegen malt sich in den aus jener Zeit stammenden Epigrammen, und wenn sie auch nur zur Hälfte echt sein sollten*). Am schlimmsten endlich prägt sich seine Schwäche dem Unglück gegenüber in einer anderen Trostschrift aus, die er an Polybius, den allmächtigen Geheimschreiber und Studienrath des Kaisers Claudius, einen ehemaligen Sklaven, richtete, als ein jüngerer Bruder desselben gestorben war. In unwürdiger Weise wimmelt diese Schrift von Schmeicheleien gegen den Günstling und seinen schwachen Herrn und kommt immer wieder auf den wirklichen Kern, die eigene unglückliche Lage, zurück. „Unterdessen ist es mir ein großer Trost in meinem Elend", schreibt er, „zu sehen, wie das Mitleid des Kaisers sich über die ganze Erde verbreitet. Nachdem es gerade aus dem Winkel, in welchem ich begraben bin, schon Mehrere, die unter den Trümmern vieler Jahre verschüttet lagen, erlöst und wieder ans Licht gebracht hat, fürchte ich nicht, daß es mich allein übergehe. Er selbst kennt am besten die Zeit, zu der er Jedem zu Hülfe eilen muß; ich werde mir alle Mühe geben, daß er zu mir zu kommen nicht erröthe. O wie beglückend ist Deine Sanftmuth, Cäsar! Sie bewirkt, daß die Verbannten unter Dir ein ruhigeres Leben führen, als vor Kurzem unter Cajus die Höhergestellten" u. s. w. Der Schluß des Ganzen lautet: „Ich habe diese Zeilen niedergeschrieben, wie es mein durch lange Unthätigkeit morsch und stumpf gewordener Geist gestattete; wenn es sich herausstellt, daß sie Deinem Geschmacke zu wenig entsprechen oder Deinen Schmerz zu heilen zu wenig im Stande sind, so wolle bedenken, wie Derjenige zu fremdem Troste nicht geeignet ist, den sein eigenes Unglück gefesselt hält, und wie

*) Nr. 8 scheint nichts als eine Nachahmung von Kapitel XVI, 12—16 der Trostschrift an Helvia zu sein. Der dort als Sohn Seneca's bezeichnete kleine Marcus wird hier eher für ein Kind seines Bruders zu nehmen sein. Allerdings bittet er Gott, denselben ihn überleben zu lassen, und spricht überhaupt mit der größten Zärtlichkeit von diesem Enkel der Helvia. Aber gleich darauf heißt es: „Halte in Deinem Schooße Novatilla, die ich so auf mich übertragen, mir beigezählt habe, daß sie durch meinen Verlust verwaist scheinen kann, obgleich ihr Vater noch am Leben ist." Das spätere poetische Machwerk schließt also ein Mißverständniß ein, und da auch sonst in der Trostschrift nirgend von einer verstorbenen oder lebenden Frau Seneca's die Rede ist, so nehmen wir an, daß er überhaupt vor dem Exile nicht verheirathet gewesen ist. Auch von Pompeja Paulina scheint er keine Kinder gehabt zu haben; wenigstens muß er nach der Schilderung, die Tacitus von seinen letzten Stunden giebt, damals kinderlos gewesen sein.

schwer Demjenigen lateinische Worte beifallen, den das ungeschlachte und selbst für gebildete Barbaren lästige Stimmengewirr von Barbaren umtönt."

Diese Selbsterniedrigung brachte ihrem Verfasser nur Beschämung, sonst keine Aenderung seines Schicksals. So lange Messalina lebte, fand die kaiserliche Gnade den Weg zu ihm nicht, und erst nach acht langen Jahren schlug die Stunde seiner Befreiung. Agrippina, die neue Kaiserin, als Schwester der Julia Livilla mit Seneca bekannt, beeilte sich, schon ihrer verstorbenen Schwester wegen, das demselben widerfahrene Unrecht wieder gut zu machen, und erwirkte nicht nur seine Zurückberufung, sondern auch seine Ernennung zum Prätor. Im Hintergrunde hatte das herrschsüchtige Weib aber noch andere Pläne, die Tacitus in die Worte zusammenfaßt: „Um aber nicht allein durch böse Thaten bekannt zu werden, setzte Agrippina die Aufhebung der Verbannung für Annäus Seneca durch und verschaffte ihm die Prätur; sie glaubte, daß diese Maßregel wegen der Berühmtheit seiner wissenschaftlichen Leistungen allgemeine Freude erregen würde, und hoffte, daß der junge Domitius unter einem solchen Lehrmeister heranwachsen möchte und daß sie und ihr Anhang sich der Rathschläge desselben in Bezug auf die Hoffnung des Thrones bedienen könnten, weil man glaubte, Seneca werde, der empfangenen Wohlthat eingedenk, gegen Agrippina treu sein, aus Schmerz über die Kränkung dagegen dem Claudius grollen." So stieg denn Seneca aus dem Dunkel halber Vergessenheit empor in die glänzende Atmosphäre des Hofes und betrat den schlüpfrigen Boden des Kaiserpalastes, auf dem er zu Reichthum und hoher Macht gelangte, aber auch einen guten Theil seines Rufes dem Neide und der Mißgunst zum Opfer bringen mußte und endlich ausgleitend fiel, um nicht wieder aufzustehen.

Der junge Domitius, bald darauf unter dem Namen Tiberius Claudius Nero von Claudius adoptirt, war damals 12 Jahre alt und hatte bis dahin den Freigelassenen Anicetus zum Erzieher gehabt, den nachmaligen Präfekten der Flottenabtheilung zu Misenum und Mörder Agrippina's. Eigentlicher Lehrer Nero's wurde auch Seneca nicht; er wirkte blos durch seinen Umgang und durch seine Aufsicht auf den Prinzen, während, wie Suidas erwähnt, der Alexandriner Chäremon, der mit Strabo zusammen den Statthalter Aelius Gallus auf der ägyptischen Reise begleitet hatte und dann Bibliothekar des Serapeums geworden war, und der Peripatetiker Alexander von Aegä demselben Unterricht ertheilten. Nachdem Nero im sechzehnten Jahre seines Lebens seine Stiefschwester Octavia geheirathet hatte, sollte er sich auch durch Beredsamkeit und andere ehrenwerthe Bestrebungen hervorthun, und wenn er es im Senate durch gewandte Reden dahin brachte, daß die Trojaner als römische Blutsverwandte von jeder Leistung an die Römer entbunden wurden, daß die durch Feuersbrunst zerstörte Kolonie Bononia große Geldunterstützungen, daß Rhodus seine Selbstverwaltung, das durch Erdbeben verwüstete Apamea Steuererlaß erhielt, so kann man sich denken, wie weit dabei Seneca's Feder betheiligt war. Noch schwerer aber sollte seine Hülfe ins Gewicht fallen, als dem Kaiser endlich über die gegen den legitimen Thronerben Britannicus von Agrippina gesponnenen Ränke die Augen aufgingen und die drohende Vereitelung aller zu Gunsten Nero's geschmiedeten Pläne die vor keinem Mittel zurückschreckende Frau zum

Morde drängte. Wir wollen zu seiner Ehre annehmen, daß er von der Vergiftung des Claudius nichts wußte; als aber die That geschehen war, lieh er ebenso bereitwillig seine Unterstützung zur Installation des neuen Kaisers, wie später bei dem von Nero verübten Morde Agrippina's. Er setzte die Anrede auf, welche der neue Fürst an die Garden halten sollte; er entwarf das Programm der neuen Regierung, das Nero im Senate vorlas und in dem er nach vorausgeschickter Versicherung, daß er keinen Haß auf den Thron mitbrächte und keine Kränkung zu rächen hätte, versprach, dem Senat und allen Magistraten ihre Befugnisse zu lassen, die Oeffentlichkeit der Kriminalgerichte wiederherzustellen und die Macht der kaiserlichen Hausdiener zu beschränken. Obgleich man den Verfasser dieser Rede kannte, erfüllte sie alle Hörer mit solchem Entzücken, daß man beschloß, sie solle in Silberplatten eingegraben und bei jedem Konsulatswechsel vorgelesen werden.

Schon vorher hatte Nero beim Begräbniß des ermordeten Claudius eine von Seneca verfaßte Lobrede auf dem Forum abgelesen, über welche es bei Tacitus heißt: „Am Tage der Bestattung begann der Fürst die Lobrede, selbst, wie die Uebrigen ernst, solange er das Alter des Geschlechts, die Konsulate und Triumphe der Vorfahren aufzählte; auch die Erwähnung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und daß während der Regierung des Verstorbenen dem Staate nach außen nichts Unangenehmes widerfahren sei, wurde von den Zuhörern günstig aufgenommen. Als er aber auf die Voraussicht und Weisheit desselben überging, konnte sich Niemand des Lachens erwehren, obgleich die Rede von Seneca verfaßt war und große Sorgfalt verrieth, wie denn jener Mann ein anmuthiges, dem Geschmacke der Zeit zusagendes Talent besaß." Daß sich Nero bei allen Reden und schriftlichen Erlassen der Hand seines Erziehers bediente, fiel den Zeitgenossen sehr auf; ja, wie man aus Sueton ersieht, wurde die Schuld davon Seneca selbst zugeschoben, der seinen Zögling an der Bekanntschaft mit den alten Rednern gehindert hätte, um dessen Bewunderung einzig an seine Rednergabe zu fesseln. Tacitus dagegen berichtet glaublicher, daß Nero schon in seinen Knabenjahren keine besondere Liebe für die Wissenschaften gezeigt, sondern sich viel lieber mit Ciseliren, Malen, Ringen und Reiten beschäftigt hätte.

Mit jener nur Anstands halber dem jungen Kaiser in den Mund gelegten Lobpreisung des Claudius, die durch ihre Uebertreibungen schon in einem zweideutigen Lichte erscheint, bildet aber die Schmähschrift, welche den Titel „Verkürbissung" führt und ebenfalls Seneca beigelegt wird, den schneidendsten Kontrast, und wenn man sie für echt hält, kann man in Berücksichtigung der öffentlichen Stellung, die der Verfasser im Staate einnahm, nur an einen für seine nächsten Freunde, nicht für das weitere Publikum bestimmten Scherz denken. Alle Schwächen des schlecht erzogenen und geistig verkümmerten Regenten, zu denen der klatschsüchtige Sueton die Beweise liefert, werden in unbarmherzigster Weise lächerlich gemacht. Jupiter weigert sich, ihn unter die Zahl der Olympier aufzunehmen, und verweist ihn aus dem Himmel; es bleibt ihm daher nichts übrig, als, wie ein gewöhnlicher Sterblicher, in die Unterwelt hinabzusteigen. Unterwegs sieht er sein eigenes Leichenbegängniß und freut sich über das ihm

gespendete Lob; im Orcus aber angekommen, wird er von den auf Messalina's und Agrippina's Betrieb unschuldig Gemordeten sofort vor den Richterstuhl des Aeacus geführt, der ihn zum ewigen Würfelspiele mit durchlöchertem Becher verdammt, weil der Verstorbene diesen Zeitvertreib leidenschaftlich geliebt hatte. Da erscheint aber plötzlich der Schatten des Kaisers Caligula und reklamirt den Unglücklichen als seinen Sklaven, durch Zeugen beweisend, daß er ihn oft genug mit Ruthen geschlagen und geohrfeigt habe. Damit bricht das Pamphlet ab, welches der Ueberschrift nach mit der Versetzung des Claudius unter die Kürbisse geendigt haben muß.

Neben Seneca bekam nach dem Regierungsantritt Nero's der Gardepräfekt Afranius Burrus großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte. Von Beiden sagt Tacitus: „Diese, die Leiter des jugendlichen Imperators und — was selten ist bei gemeinschaftlicher Macht — einträchtig unter einander, vermochten gleich viel durch entgegengesetzte Mittel, Burrus durch seine militärischen Verdienste und seine Sittenstrenge, Seneca durch Lehren der Beredsamkeit und anständige Leutseligkeit, sich gegenseitig unterstützend, um desto leichter den jungen Fürsten, falls er die Tugend verschmähte, durch erlaubte Vergnügungen auf der schlüpfrigen Bahn aufrecht zu halten." Einen harten Stand bekamen die beiden kaiserlichen Vormünder der verruchten Agrippina gegenüber. Fest widersetzten sie sich ihrem Blutdurste; aber schwerer ließ sich ihr Ehrgeiz bezähmen, der sie zu den herrschsüchtigsten Anmaßungen hinriß. Auch hier ertheilte besonders Seneca dem Kaiser Rathschläge, wie er der Herabwürdigung entgehen könne, und Tacitus nebst Dio erzählen z. B., daß er bei der öffentlichen Audienz armenischer Gesandten, wo Agrippina neben dem Sohne präsidiren wollte, Nero einen Wink gab, seiner Mutter entgegen zu gehen, und so das Unziemliche hinderte. Dem Fürsten selbst gegenüber hatten Seneca und Burrus leichteres Spiel. Sein einziges Ziel war Befriedigung der Sinnengelüste, und da das Bestreben, dieselben zu unterdrücken, ganz vergeblich erschien, erkauften die eigentlichen Regenten, durch Nachsicht gegen seine Schwächen, seine Gefügigkeit in Bezug auf ihre Maßregeln. Seneca schrieb in dieser Zeit eine Schrift über die Milde und widmete sie dem Kaiser, und dieser gab auch vielfache Beweise von Bescheidenheit und Sanftmuth. Der Staat befand sich wohl dabei und die zu Anfang gegebenen Verheißungen blieben nicht blos schöne Worte, sodaß nicht nur Seneca selbst die ersten fünf Jahre Nero's für eine sehr erfreuliche Zeit hielt, sondern auch der Kaiser Trajan häufig geäußert haben soll, die Regierung keines anderen Herrschers sei so vortrefflich gewesen als diese Periode. Wenn es noth that, trat nicht blos Burrus, sondern auch Seneca dem leidenschaftlichen Zögling mit entschiedener Festigkeit und Freimüthigkeit entgegen. Als z. B. ein Komet auf seinen Tod gedeutet ward und er sich durch ein Blutbad unter seinen Feinden schützen wollte, brachte ihn der Philosoph durch die Worte zur Besinnung: „So

Kaiser Claudius Nero.

ele Menschen Du auch tödten magst, Dein Nachfolger überlebt Dich doch.“ elbst in der Stunde, wo Nero den Mordbefehl gegen seinen ehemaligen Er- her erließ, mußte er sich von diesem daran erinnern lassen, daß er öfter den eimuth als die Kriecherei desselben kennen gelernt habe.

Eine gewisse Selbstgefälligkeit und Eitelkeit konnte Seneca schon bei die- n verdienstvollen Walten nicht verleugnen, und dies bewog auch Tacitus, der n sonst Gerechtigkeit widerfahren läßt, bei Gelegenheit der Begnadigung n einem Buhlen Messalina's hinzuzusetzen: „Er betheuerte seine Milde in ufigen Reden, welche Seneca, um zu bezeugen, wie tugendhafte Lehren er be, oder um sein Talent glänzen zu lassen, durch des Fürsten Mund in die effentlichkeit brachte.“ Aber auch in der Wahl der Mittel, um den Kaiser zu ken und seine Unbesonnenheiten zu verwischen, und in der rückhaltslosen An- kennung der durch den Konflikt Ne- 's mit seiner Mutter herbeigeführ- n empörenden Unthaten zeigt sich ehr die weltmännische Gewandtheit d Klugheit des Höflings und Diplo- aten, als der sittliche Ernst des ne verkommenen Zeitgenossen über- genden Mannes, und es ist schwer entscheiden, ob es lediglich die orge um das Gemeinwohl war, die solchen Fällen den kaiserlichen Be- ther an seinem Posten festhielt, oder die süße Gewohnheit des Herr- ens. Seneca mißbrauchte seinen trauten Freund Annäus Sere- us als Deckmantel für die Liebe ero's zu Akte; er bediente sich aber ch dieser Libertine, um Agrippina's nschläge zu vereiteln. Es läßt sich nehmen, daß er von den Vorbe- tungen zur Ermordung des jungen Britannicus nichts gewußt habe; er als die That geschehen war, setzte jedenfalls er das Edikt auf, in wel- em Nero sich wegen des schleunigen Begräbnisses seines Stiefbruders ent- uldigte und hinzufügte, nach diesem Verluste beruhe seine einzige Hoffnung uf dem Staate, und es sei um so mehr Pflicht des Senates und Volkes, einen ürsten werth zu halten, der noch allein übrig sei aus dem zur höchsten Macht rufenen Geschlechte der Claudier. Und besonders Seneca hat Tacitus im uge, wenn er dann fortfährt: „Hierauf bereicherte er (Nero) durch Schen- ungen die bedeutendsten seiner Freunde und es fehlte nicht an Solchen, welche länner, die sich zu strengen Grundsätzen bekannten, beschuldigten, dieser Zeit Paläste und Landgüter wie Beute getheilt zu haben. Andere glaub- n, es sei vom Fürsten Zwang dazu angewendet worden, der seines Verbrechens wohl bewußt war und Verzeihung hoffte, wenn er durch Geschenke sich die

L. Annäus Seneca.

Bedeutendsten verpflichtete." Was endlich den gräßlichen Muttermord Nero's betrifft, so sieht zwar Dio Cassius in Seneca den moralischen Urheber dieser schwarzen That, aber er wird dabei von dem ganz widersinnigen Gerüchte geleitet, daß der Philosoph auch zu Agrippina in einem sträflichen Verhältnisse gestanden habe. Tacitus spricht Burrus und Seneca von der Mitwissenschaft frei. Denn erst, als der erste Versuch gescheitert war, schickte der Kaiser nach den beiden Rathgebern, „man weiß nicht, ob sich entdeckend; vorher waren sie nicht eingeweiht." „Beide schwiegen daher lange Zeit", heißt es weiter, „um nicht vergebens zu widerrathen. Oder glaubten sie, es sei nun so weit gekommen, daß Nero umkommen müßte, wenn man der Agrippina nicht zuvorkäme? Endlich ermannte sich Seneca, blickte Burrus an und fragte, ob man die Soldaten mit dem Morde beauftragen dürfe?" Billig fragt man hier: Befand sich die Regierung wirklich im Stande der Nothwehr und berechtigte die Ueberzeugung, daß Abreden nichts helfe, Seneca, an der Berathung der Mittel zur Vollendung des Verbrechens sich zu bethätigen? — Und bei dieser Gelegenheit fiel ihm das leidige Geschäft zu, das geschehene Ungeheuerliche zu beschönigen; ja, er stellte den Tod Agrippina's als Selbstmord hin infolge eines ihr mißlungenen Attentates auf den Kaiser! Diese offizielle Lüge schadete ihrem Verfasser mehr als dem Muttermörder. „So kam denn nicht Nero," sagt Tacitus, „dessen Abscheulichkeit alle Klagen weit überstieg, sondern Seneca in üblen Ruf, weil er durch eine solche Rede nur ein Selbstgeständniß abgelegt hätte."

Im Jahre 58 n. Chr. wurde Seneca auch die Ehre des Konsulats zu Theil. Er stand um diese Zeit auf der Höhe des Glückes: er war nicht blos der mächtigste Mann neben dem Kaiser, er konnte sich auch bei den reichsten nennen. Suillius wirft ihm bei Tacitus vor, daß er in den vier ersten Jahren der neronischen Herrschaft 300 Millionen Sesterzen, beinahe 22 Millionen Thaler sich erworben habe! Seine Ankläger erwähnen, daß er durch die Anmuth seiner Gärten, durch die Pracht seiner Villen den Kaiser übertreffe, und er selbst gesteht dem Kaiser gegenüber: „Du hast mich mit überschwänglicher Gunst, mit unzählbarem Gelde überschüttet, so daß recht oft mir der Gedanke durch die Seele geht: Wo ist jener mit Mäßigem zufriedene Sinn? Solche Gärten legt er an, durch diese Villen in Rom's Umgebung wandelt er dahin, schwelgt auf so ausgedehnten Ländereien durch so weit verbreitetes Kapital. Nur eine Vertheidigung bietet sich mir dar: daß ich Deinen Geschenken nicht widerstreben durfte." Dio Cassius erwähnt, daß Seneca 500 Tische besessen hätte, deren massive Platten aus dem schön gemaserten Holze des numidischen Lebensbaumes, deren Füße aus geschnitztem Elfenbein gefertigt gewesen wären. Wenn man nun bedenkt, daß ein solcher Tisch, den Cicero besaß, 36,000 Thaler, ein anderer, in der Familie der Cetheger, gar 100,000 Thaler kostete, so bekommt man eine Vorstellung von dem Werthe jenes Mobiliars. Plinius, der Aeltere, liefert uns auch einen Beitrag zur Liebhaberei des reichen Seneca in Bezug auf Landgüter. Sein Zeitgenosse, Q. Rhemmius Palämon, ein berühmter Grammatiker und spekulativer Kopf, hatte ein heruntergekommenes Gut bei Nomentum um einen geringen Preis gekauft, dasselbe auf rationelle Weise bewirthschaftet und bereits im achten Jahre eine solche Weinernte

zielt, daß er sie für zwei Drittheile des ganzen Landwerthes verkaufen konnte
d ein einziger Weinstock 365 Trauben trug. Endlich wurde aber Seneca so
stern nach dem Besitze des Grundstückes, daß er seinen Widerwillen gegen den
roganten Schulmonarchen überwand und ihm den vierfachen Kaufpreis
74,000 Thlr.) für den Juwel bot! — Wenn Suillius seinem Feinde Seneca
er vorwirft, daß er in Rom sein Vermögen durch Erbschleicherei vergrößere, so
uß man erwägen, daß bei der damals herrschenden Sitte, seine Freunde und Be=
nnte, ohne Rücksicht auf deren Vermögensverhältnisse, im Testamente mit Legaten
bedenken, leicht Jemand in den Verdacht der Erbschaftsjägerei kommen konnte.

Empfang im Atrium des Konsuls.

Wenn ferner Suillius sagt, durch die ungeheuren Zinsen der von Seneca
rborgten Kapitalien würden Italien und die Provinzen ausgesogen, so
heint der Neid die Härte gegen die Schuldner zu der Größe der Einnahmen
inzugefügt zu haben. Daß endlich sogar der britische Aufstand des Jahres 60
on Dio Cassius dem Aufdringen und plötzlichen Wiederzurückziehen von
0 Millionen Denaren von Seiten Seneca's zugeschoben wird, findet seine
iderlegung in dem Schweigen des Tacitus, der als nächste Ursache die Hab=
cht des kaiserlichen Procurators Decianus Catus angiebt.

Außer den Geschenken Nero's hatte auch die Mitgift seiner Frau sein Ver=
gen vermehrt. Pompeja Paullina, die er in der Zeit nach seinem Exile
irathete, war die Tochter des aus dem südlichen Gallien stammenden Pom=
jus Paullinus, von welchem Plinius erzählt, daß er als General in Deutsch=
nd nicht weniger als 12,000 Pfund Silbergeschirr bei sich geführt habe! Im
ahre 62 war er als Konsular unter den Einnehmern der Provinzialabgab

und Seneca widmete ihm die Schrift über die Kürze des Lebens. Paullina war aber nicht nur eine reiche Partie, sondern auch eine liebevolle, treue Gattin. Dies beweist sowol ihr Verhalten bei Seneca's Tode, als auch ihre Sorgsamkeit bei einem Fieberanfalle desselben, worüber er an Lucilius schreibt: „Da ich weiß, daß ihr Leben von dem meinigen abhängt, fange ich an, für mich zu sorgen, um für sie zu sorgen, und wiewol mich das Alter in Bezug auf Vieles gleichgiltiger gemacht hat, verzichte ich auf diese Wohlthat. Denn ich denke daran, daß in diesem alten Manne auch ein Jüngling stecke, dem man Schonung zuwendet. Da ich es also bei meiner Frau nicht dahin bringe, daß sie mich mit größerer Unerschrockenheit liebt, so setzt sie es bei mir durch, daß ich mich mit größerer Nachsicht liebe. — — Was giebt es Angenehmeres, als seiner Gattin so theuer zu sein, daß man deshalb sich selbst theuerer wird? Meine Paullina kann daher mir nicht nur ihre Furcht in Rechnung bringen, sondern auch die meinige."

Die politische Stellung Seneca's erlitt einen argen Stoß durch den Tod seines Freundes und Kollegen Burrus. Tacitus läßt es ungewiß, ob Nero einer Halsgeschwulst seines Präfekten durch Gift nachhalf oder nicht; sehr gelegen wenigstens kam das Ereigniß, weil sich der gewichtige Mann stets auf das Bestimmteste der Scheidung des Kaisers von der verhaßten Octavia widersetzt hatte. „Der Tod des Burrus", sagt Tacitus, „brach Seneca's Macht, weil einerseits nach Entfernung des einen Führers die guten Einflüsse nicht mehr so viel Kraft besaßen, andererseits Nero sich zu schlechterem Umgang hinneigte. Leute dieses Schlages griffen Seneca mit mancherlei Beschuldigungen an, als ob er seinen ungeheuren und das Maß eines Privatmannes übersteigenden Reichthum noch vermehre und weil er der Bürger Neigung sich zuwende, auch durch die Anmuth der Gärten und die Pracht seiner Landhäuser den Kaiser gleichsam überböte. Auch warfen sie ihm vor, daß er der Beredsamkeit Ruhm sich allein zueigne und häufiger Verse mache, seitdem in Nero die Liebe dazu erwacht wäre. Denn den Liebhabereien des Fürsten offen abgeneigt, setze er die Kraft desselben beim Rosselenken herab, spotte seiner Töne, so oft er singe. Wie lange solle denn nur das allein im Staate berühmt sein, von dem man glaube, daß es von ihm erfunden werde? Die Knabenzeit Nero's sei doch nun vorüber und seine Jugendkraft stehe in der Blüte. Er solle sich des Lehrers entledigen, in seinen Ahnen mit hinreichend erhabenen Lehrern versehen." Seneca, der in der zunehmenden Kälte Nero's die Wirkung der Verleumdungen wohl fühlte, faßte sich kurz, bat um eine Audienz und suchte um Versetzung in den Ruhestand nach, gleichzeitig die Rückgabe alles vom Kaiser Empfangenen anbietend. Dieser sträubte sich zwar unter schönen Worten und trügerischen Liebkosungen, aber Seneca begann von dieser Zeit an auf seiner Hut zu sein; „er ändert die Gewohnheiten der früheren Machtstellung, vermindert den Schwarm der Besuchenden, weicht großem Gefolge aus und läßt sich selten in der Stadt blicken, als würde er durch Unwohlsein oder philosophische Studien an das Haus gefesselt."

In diesen letzten Jahren wurde wol überhaupt das Leben Seneca's den Grundsätzen der Stoa, die er bekannte, getreuer als früher. Wenn er freilich den Besitz großen Reichthums dadurch mit seiner Philosophie in Einklang zu bringen versucht hatte, daß er behauptete, der Weise könne das Geld in Masse

, ohne es zu lieben, ohne sein Herz an dasselbe zu hängen, so mögen e seiner Zeitgenossen ungläubig den Kopf geschüttelt haben. Bei aller tentfaltung wird auch er selbst für seine Person die wenigsten Ansprüche en haben. Ein Schwelger war er nie. Sein Frühstück bestand aus nem Brot und er setzte sich dazu nicht an den Tisch. „Ich schlafe sehr ", schreibt er, „Du kennst ja meine Gewohnheit; mein Schlaf ist sehr nd gleichsam nur eine Zwischenruhe. Es reicht mir hin, aufgehört haben zu n. Manchmal weiß ich, daß ich geschlafen habe, manchmal vermuthe ich r." Die Verachtung der irdischen Eitelkeiten in den späteren Jahren spricht m deutlichsten in folgenden Worten des achten Briefes aus: „Kein Tag eßt mir in Müßiggang; auch die Nächte widme ich größtentheils meinen ien. Ich habe keine Zeit für den Schlaf, aber ich unterliege ihm und die durch das Wachen ermüdeten und zufallenden Augen bei der Arbeit Ich habe mich nicht nur von den Menschen losgemacht, sondern auch von Verhältnissen und zuerst von den meinigen. Für die Nachkommen sorge für sie schreibe ich Einiges auf, das ihnen nützen kann, heilsame Er- ungen, gleichsam Mixturen nützlicher Arzneien, setze ich auf, die ich probat den habe bei meinen eigenen Wunden, welche zwar noch nicht ganz ge- sind, aber doch um sich zu greifen aufgehört haben. Den richtigen , welchen ich spät, und vom Irren ermüdet, kennen gelernt , zeige ich Anderen. Ich rufe: Vermeidet Alles, was dem großen en gefällt, was der Zufall schenkt. Vor jedem zufälligen Gut bleibt arg- isch und ängstlich stehen!" Mit großem Behagen erzählt er in einem an- Briefe, wie er einst mit seinem Freunde Cäsonius Maximus eine Reise alien machte. Beide saßen ohne Gepäck mit ein paar Dienern auf einem rnwagen, dessen Maulthiere nur durch ihren Schritt ein Lebenszeichen von aben, dessen Automedon nicht blos der heißen Jahreszeit wegen ohne he war. Sollte geruht werden, so legte man eine Matratze auf die bloße und nahm von zwei Regenmänteln den einen als Unterlage, den andern udecke. Getrocknete Feigen fehlten nie beim Frühstück; hatte man Brot, n sie als Zukost, hatte man keines, vertraten sie dessen Stelle. Bei aller edenheit gesteht Seneca doch, er habe es nicht über sich gewinnen können, nschen, daß Jemand das Fuhrwerk für das seinige halte, und sei wider n roth geworden, so oft ihnen eine glänzende Equipage begegnete. „Noch nig Fortschritte habe ich gemacht!" ruft er aus; „noch wage ich es nicht, Sparsamkeit öffentlich zu zeigen; auch noch jetzt kümmere ich mich um einungen der Reisenden." Die Frugalität der Kost, mit der Seneca sich gte, bezeugt auch Tacitus, schreibt es aber auf Rechnung der Furcht vor ftung, wenn er sein Leben mit Baumfrüchten und Quellwasser fristete!

Uebrigens entband ihn trotz der Ungnade der kaiserliche Zögling seiner Stellung Denn als nach dem großen, von Nero angelegten Brande des Jahres 64 der- beim Wiederaufbau durch die unsinnigste Verschwendung in große Geldver- heit gerathen war und durch seine Agenten die Tempel Italiens, Griechen- und Asiens geplündert wurden, da soll, wie Tacitus erzählt, Seneca, um das ssige des Tempelraubes von sich abzuwenden (nach Dio schenkte er sein

ganzes Vermögen damals dem Kaiser), um ein zurückgezogenes Leben auf einem entfernten Landgute gebeten haben, und als dies ihm nicht gestattet wurde, sich krank stellend, als leide er an den Nerven, nicht aus seinem Zimmer gegangen sein.

Nach Dio Cassius war Seneca eines der Häupter von der pisonischen Verschwörung, die ihm 65 n. Chr. den Tod bringen sollte. Tacitus dagegen spricht sich sehr zurückhaltend hinsichtlich seiner Mitwissenschaft aus und gibt nur, was Antonius Natalis ausgesagt hatte, daß er nämlich von Piso zu den kranken Seneca geschickt worden wäre, um sich zu beklagen, daß derselbe Piso's Besuch nicht annähme, worauf der Philosoph geantwortet hätte, häufige Gespräche und Botschaften halte er für beide nicht räthlich; übrigens beruhe sein Heil auf der Erhaltung Piso's. Seneca befand sich gerade auf dem Heimwege von Campanien und rastete auf seinem kaum eine Meile von der Hauptstadt entfernten Landgute, als der von Nero entsendete Kriegstribun mit Militär erschien und zunächst über die Denunciation des Natalis Verantwortung verlangte. Seneca gab die Thatsache zu, nur habe er nicht den verdächtigenden Schlußsatz hinzugefügt. Die Antwort des Kaisers auf den Bericht des Obersten ließ nicht lange auf sich warten; sie gestattete nur die Wahl unter den Arten des freiwilligen Todes. „Unerschrocken", sagt Tacitus, „fordert dieser zu seinem Testament Schreibtafeln und da der Centurio sie verweigert, ruft er, sich an seine beiden Freunde wendend: „Weil ich denn verhindert werde, Euren Verdiensten Dank zu zollen, so hinterlasse ich Euch das Einzige und Schönste, was ich noch besitze, meines Lebens Bild; wenn Ihr meiner Bestrebungen eingedenk bleibt, werdet Ihr den Ruhm treuer Freundschaft davon tragen." Zugleich ruft er sie von ihren Thränen bald durch Besprechung anderer Dinge, bald nachdrücklich mit zurechtweisender Miene zur Standhaftigkeit zurück, sie immer wieder fragend, wo denn die Lehren der Weisheit geblieben seien, wo die während so vieler Jahre angeeignete Besonnenheit der Gefahr gegenüber? Wem sei wol die Grausamkeit Nero's unbekannt geblieben? Auch sei ihm ja nach der Ermordung seiner Mutter und Geschwister nichts mehr übrig, als die Hinrichtung seines Erziehers und Lehrers hinzuzufügen. Nach diesen und ähnlichen gleichsam für die Oeffentlichkeit bestimmten Worten umarmt er seine Gattin und, etwas weicher gestimmt bei der augenblicklichen Furcht um sie, bittet und beschwört er sie, es zu unterlassen, sich immerwährendem Schmerz hinzugeben; sie möge lieber bei Betrachtung seines der Tugend geweihten Lebens ihre Sehnsucht nach dem Gatten durch würdige Trostmittel lindern. Sie dagegen erklärt, auch ihr sei der Tod bestimmt, und fordert selbst des Mörders Hand. Da sagt Seneca, ihrem Ruhme nicht widerstrebend und zugleich aus Liebe, um die ihm außerordentlich Theuere keinen Kränkungen zu hinterlassen: „Des Lebens Linderungsmittel hatte ich Dir dargethan; Du ziehst die Ehre des Todes vor. Nicht will ich so ausgezeichnetem Benehmen wehren. So sei denn bei uns beiden die Festigkeit bei so muthvollem Ende gleich, des Glanzes mehr in dem Deinigen." Hierauf öffnen sie mit einem Schnitte des Stahls sich die Arme, Seneca zerschneidet sich auch die Adern an den Beinen und Kniekehlen, weil sein alter und dürftiger Nahrung abgezehrter Leib dem Blut nur langsames Entweichen gest

Nero beim Brande Roms.

ithenden Qualen erschöpft und um nicht durch seinen Schmerz den Muth
Gattin zu brechen oder beim Anblick ihrer Pein selbst in Schwäche zu
n, räth er ihr, sich in ein anderes Gemach zu entfernen. Und da auch
letzten Augenblicken ihn die Redegabe nicht verließ, diktirte er herbei-

gerufenen Schreibern sehr Vieles, das ich jetzt umzugestalten unterlasse, weil es mit seinen eigenen Worten veröffentlicht worden ist. Indeß gebietet Nero, der keinen persönlichen Haß gegen Paullina hegte und nicht wollte, daß die Unzufriedenheit mit seiner Grausamkeit zunähme, daß man ihrem Tode Einhalt thäte. Auf der Soldaten Aufforderung verbinden ihr daher Sklaven und Freigelassene die Arme und hemmen das Blut der wahrscheinlich Bewußtlosen. Denn, wie sich der große Haufe gern dem Schlimmeren zuneigt, es fehlte nicht an Leuten, die da glaubten, so lange sie Nero noch als unversöhnlich gefürchtet, habe sie nach dem Rufe gestrebt, den Tod ihres Gatten getheilt zu haben; dann aber, als sich freundlichere Aussicht zeigte, sich durch die Lockungen des Lebens überwinden lassen. Sie lebte noch wenige Jahre in rühmlicher Erinnerung an den Gemahl, Gesicht und Glieder von so blassem Ansehen, daß dadurch bezeugt wurde, wie viel von ihrer Lebenskraft sie verloren hatte. Da unterdessen bei Seneca der zögernde und langsame Gang des Todes anhielt, bat er den Statius Annäus, der sich ihm durch treue Freundschaft und ärztliche Geschicklichkeit längst bewährt hatte, ihm das schon bereit gehaltene Gift, womit die durch Kriminalgerichtsspruch zu Athen Verurtheilten getödtet wurden, zu reichen; aber als es ihm gebracht war, trank er es erfolglos, da schon die Glieder kalt waren und der Körper unempfänglich gegen die Wirkung des Giftes. Endlich stieg er in ein mit warmem Wasser gefülltes Bassin, die ihm zunächst befindlichen Sklaven mit den Worten besprengend, er weihe diese Flüssigkeit Jupiter, dem Befreier. Dann wurde er in ein Warmbad getragen und durch Dampf erstickt; seinen Körper verbrannte man ohne alle Leichenfeier. So hatte er in einem Kodizill vorgeschrieben, als er noch mitten in der Fülle des Reichthums und der Macht an sein Ende dachte."

Man muß die eigenen Worte des Tacitus vor sich haben, um zu erkennen, wie auch diesen strengen Richter das Benehmen Seneca's in der Sterbestunde mit den Schwächen des Lebens versöhnt hat. Dieser Eindruck wird noch gesteigert, wenn er über die pisonische Verschwörung, die ihm keineswegs als eine Schuld vorkam, die Bemerkung macht: „Es ging die Rede, Subrius Flavus habe, mit den Centurionen heimlich sich berathend, doch nicht ohne Wissen Seneca's, beschlossen, daß nach der Ermordung Nero's durch die Mitwirkung des Piso auch dieser getödtet und die Herrschaft dem Seneca gegeben würde, der dann gleichsam von Unbescholtenen wegen seiner glänzenden Tugenden auf den Thron berufen worden wäre." Nach Dio Cassius wurden später auch die beiden Brüder Seneca's hingerichtet. Tacitus erwähnt nur, daß sein Neffe, der talentvolle junge Dichter Lucanus, der wegen seines Dichterruhms beim Kaiser in Ungnade gefallen und ein eifriger Theilnehmer der Verschwörung geworden war, zu derselben Todesart gezwungen ward. Selbst die Freunde Seneca's, namentlich Cäsonius Maximus und Novius Priscus, traf Verbannung.

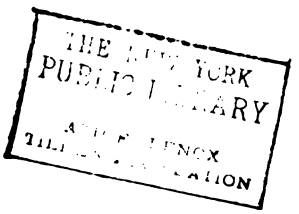
Eine gewisse Eitelkeit und Sucht zu glänzen läßt sich in Seneca's Schriften nicht verkennen. Es ist ihm immer weniger darum zu thun, Ueberzeugung zu erwecken, als die Gedanken in neuem und überraschendem Lichte erscheinen zu lassen, in Alles eine bestimmte Pointe zu legen, die Grenzen des natürlichen Gefühles zu überschreiten. Freilich liegt dieses Haschen nach Effekt, dieses Prunken

Sentenzen und Sprüchen, dieses Spannen und Aufstacheln des Geistes
ch außerordentliche Mittel tief im Charakter der ganzen Zeit begründet.
s Schwelgen in allen Genüssen des Lebens hatte ja überhaupt die damaligen
ner zu solcher Erschlaffung und Ermattung der Sinne geführt, daß auch
ohne Reizmittel jeder Art das Leben schal und ungenießbar erschien. Sowie
die Sittlichkeit wieder hob — und dies geschah zur Zeit Vespasian's —
auch eine Reaktion in der Literatur ein und Quintilian war der Erste,
cher der durch Seneca aufgekommenen Manier entgegentrat und die verderbte
rstellungsweise wieder zu einer strengeren Form zurückzuführen strebte. Höchst
ressant ist sein Urtheil über den ungefähr 40 Jahre älteren Landsmann.
dit Fleiß", sagt er, „habe ich Seneca bis hierher unberührt gelassen wegen
fälschlich von mir verbreiteten Gerüchts, als verdammte ich die Art und
ist dieses Mannes schlechtweg und wäre sogar ein Feind von ihm. Dies kommt
daher, weil ich dem von Grund aus verderbten und verkrüppelten Rede-
hmack der Zeit durch eine strengere Kritik wieder aufzuhelfen bemüht bin!
mals war aber Seneca fast einzig in den Händen der Jugend. Ich wollte
denselben zwar nicht ganz entreißen, jedoch auch nicht dulden, daß man
ietwegen bessere Schriftsteller bei Seite liegen ließ, die Seneca überdies
ugreifen und zu necken nicht aufgehört hatte, weil er im Bewußtsein seiner
gegengesetzten Manier sich nicht zutrauen durfte, Denjenigen zu gefallen, wel-
u jene gefielen. Inzwischen liebte man ihn mehr, als daß man ihn nachahmte.
er wie er schon von den großen Alten abwärts gegangen war, so senkten sich
ie Anbeter wieder von ihm in trüben Bächen ab. Wären sie doch dem
anne gleich oder wenigstens nahe geblieben! So aber gefielen nur seine
hler. Jeder suchte nachzuäffen, was und wie er konnte; dann brachte er
r durch seine Ziererei den Meister selbst in Mißkredit. Seneca hat übrigens
le und große Vorzüge, einen sehr gewandten und ideenreichen Geist, sehr
l Kunststudium und eine Fülle von Sachkenntnissen, bei deren Verarbeitung
sich nur zu oft von seinen zu diesem Zwecke bestellten Forschern täuschen ließ.
st alle Gegenstände des menschlichen Wissens sind von ihm bearbeitet worden;
n man hat Reden, Gedichte, Briefe und Dialoge von ihm. Als Philosoph
er nicht gründlich genug, aber ein wackerer Bekämpfer des Lasters; dabei
h und glänzend an Gedanken, die für Sitte und Herz ungemein anziehend
. Nichtsdestoweniger herrscht in seiner Schreibart eine durchaus verderbte
nier, die um so bestechender und gefährlicher wird, weil sie mit reizenden
lern durchwebt ist. Man möchte wünschen, er hätte mit seinem Genie, aber
fremdem Geschmack geredet. Denn hätte er auf das Eine und das Andere
t zu viel Werth gelegt, hätte er nicht nach manchem Kleinlichen zu sehr ge-
ht, hätte er nicht sich in sich selbst und in seine Manier verliebt, hätte er end-
das Gewicht des Stoffes nicht durch kleinliche Sentenzensucht zerbröckelt,
würde ihm das einstimmige Urtheil der Gebildeten und nicht die zweideutige
haberei von Schulknaben seinen Werth sichern. Aber auch so, wie er ist,
ihn Niemand, der an gutem Geschmack und eigener gesunder Darstellung
n gereift und erstarkt ist, ungelesen lassen, schon deswegen, weil er an ihm
Kritik in guter und böser Art üben kann. Denn Seneca hat, wie gesagt,

viel Bewunderungswürdiges! Aber er verlangt Urtheil und Auswahl, die ihm selbst um so mehr zu wünschen gewesen wäre, da ein Geist, wie der seinige, der da vermag, was er will, auch verdient, das Beste zu wollen!"

Das moralische Hauptwerk Seneca's sind seine 124 Briefe an den sizilischen Prokurator Lucilius, den Jüngeren, dem er auch eine Schrift „Ueber die Vorsehung" und die sieben Bücher „Ueber die Wohlthaten" gewidmet hat. In den Briefen treten alle von Quintilian so scharf gerügten Fehler an den Tag; aber man staunt auch über die Lebensweisheit, den Witz und das scharfe Urtheil des Verfassers; haben doch einige seiner Sprüche, die an die christliche Ethik anklingen, zu der Annahme verführt, daß er mit dem Apostel Paulus Bekanntschaft gemacht hätte, und schon gegen das Ende des vierten Jahrhunderts kursirten acht Briefe Seneca's an den Apostel und sechs desselben an Seneca!

Von vielen Schriften Seneca's sind nur Bruchstücke oder die Titel vorhanden. Von den geretteten interessirt uns hier noch am meisten das Werk, welches den Titel „Naturuntersuchungen" führt und aus sieben Büchern besteht. Der große Mann beschäftigte sich also nicht nur mit Physik, sondern er machte auch so eindringende Studien in der einschlagenden Literatur, daß er im Stande war, ein Buch zu schreiben, das im Mittelalter lange Zeit als ausschließliche Quelle für die Meteorologie benutzt wurde. Sein Urtheil bleibt auch in dieser Sphäre gesund und selbständig. Namentlich gilt dies von der Natur der Kometen, über die bei den Alten sehr seltsame Ideen im Schwange waren. Nachdem er verschiedene Meinungen angeführt hat und zuletzt auch die der Stoiker, daß die Kometen nichts als feurige Lufterscheinungen wären, fährt er fort: „Ich stimme unserer Schule nicht bei; denn ich glaube nicht, daß der Komet eine plötzliche Lichterscheinung sei, sondern zu den ewigen Werken der Natur gehört." „Kein feuriges Meteor hat eine gekrümmte Bahn. Einen Kreis zu beschreiben ist eben Eigenthümlichkeit des Sterns. Ob dies andere Kometen gethan haben, weiß ich nicht; die beiden zu unserer Zeit haben es gethan." „Der Komet hat seine Stätte und er wird daher nicht schnell verjagt, sondern er durchmißt seinen Raum; auch verlöscht er nicht, sondern entfernt sich nur. Er kann einen so weiten Kreis beschreiben, daß er mit einem Theil von sich in den Thierkreis hineinfällt." Ob die Erde still stehe und die Welt sich drehe oder ob diese ruhe und jene in Bewegung sei, betrachtet er als ein interessantes Problem. „Es ist der Betrachtung werth, damit wir wissen, wie wir daran sind, ob uns ein sehr träger oder sehr schneller Wohnsitz zugefallen ist, ob die Gottheit Alles um uns sich bewegen läßt, oder uns selbst." Wahrscheinlich war auch Seneca's Wißbegierde ursprünglich der Grund, daß Nero im Anfange seiner Regierung zwei Centurionen aussendete, um die Quellen des Nils zu erforschen. Diese wurden vom äthiopischen Könige freundlichst unterstützt; sie erzählten Seneca nach ihrer Zurückkunft: „Wir gelangten endlich zu ungeheuren Sümpfen (Nyanza?), deren Ende weder die Anwohner kannten, noch Jemand hoffen konnte zu erreichen; das Wasser war so mit Pflanzen durchwachsen, daß sich weder Jemand zu Fuß durcharbeiten konnte noch auf einem Boote, das der schlammige und mit Gewächsen bedeckte Rumpf nur trug, wenn es klein war und nur eine Person faßte. Dort sahen wir zwei Felsen, aus welche der Fluß mit ungeheurer Gewalt hervorbrach."


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR LENOX
TILDEN FOUNDATION

Göll, „Das gelehrte Alterthum". Crippig: Verlag von Otto Spamer.

Plinius der Aeltere.

Nach einem Kupferstich in der kaiserlichen Bibliothek zu Paris.

Halt eines kaiserlichen Beamten auf der Poststation. Zeichnung von H. Leutemann.

XVII.

Plinius.

(23—79 n. Chr.)

„Der Weg, den ich wandeln werde, ist unbetreten; keiner unter uns, keiner unter den Griechen hat es unternommen, das Ganze zu behandeln . . . . Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, so ist es doch etwas Schönes und Glänzendes, dergleichen versucht zu haben."

Plinius.

Zweihundert Jahre lang bis in dieses Jahrhundert herein stritten die ürger von Verona und von Comum (seit Cäsar Novum Comum) über die hre, den älteren Plinius den Ihrigen nennen zu dürfen. Die neuere Zeit tscheidet zu Ungunsten der Veronesen, die sich auf Nichts zu stützen vermögen, s darauf, daß Plinius selbst den Dichter Catull seinen „Landsmann" nennt, as natürlich auch auf das ganze cisalpinische Gallien, in welchem beide Städte gen, bezogen werden kann, und daß, wahrscheinlich infolge jenes Ausdruckes, anche Handschriften auf dem Titel Plinius als Veronesen bezeichnen. Dagen erscheint derselbe in der dem Sueton beigelegten kurzen Biographie als Novocomenser", und daß der Sitz der Familie in Comum war, ergiebt sich mit roßer Wahrscheinlichkeit daraus, daß der Schwestersohn unseres Plinius, den rselbe nach dem frühen Tode seines Vaters adoptirte, aus Comum gebürtig ar, dort große „ererbte" Ländereien besaß und seiner Vaterstadt Schenkungen n Betrag von mehr als 4 Millionen Sesterzen machte; noch mehr Gewicht

endlich besitzen die zahlreichen Inschriften in Como, welche für den Sitz der Familie daselbst zeugen. Da Plinius nach der Versicherung seines Neffen beim Ausbruche des Vesuv, 79 n. Chr., 56 Jahre alt war, so muß seine Geburt in das Jahr 23 fallen, das neunte Regierungsjahr des Kaisers Tiberius.*)

Ueber den Bildungsgang des jungen C. Plinius Secundus fehlen alle Nachrichten. In Comum selbst konnte er höchstens Elementarunterricht erhalten; wer weiter kommen wollte, ging in das benachbarte Mailand, und erst Plinius, der Jüngere, bot der Stadt den dritten Theil der Unterhaltungskosten von einer Schule an und bat seinen Freund, den Geschichtschreiber Tacitus, einen geschickten Lehrer aufzutreiben. Aus mehreren Stellen der Naturgeschichte geht aber hervor, daß sein Oheim sehr bald nach Rom gekommen ist. Er besuchte hier nach eigener Angabe unter Anderen den ägyptischen Grammatiker Apion. Jedoch war er von dessen Prahlerei und Ruhmredigkeit nicht sehr erbaut; denn er meint, Tiberius habe ihn „das Schallbecken der Welt" genannt, während man ihn vielleicht treffender „die Pauke seines eigenen Ruhmes" geheißen hätte, und erwähnt, daß Apion nicht nur von der Hundskopfpflanze die wunderbarsten Geschichten erzählt habe, sondern auch behauptet, daß er die Geister von Verstorbenen gebannt, um sie nach der Heimat und den Aeltern Homer's zu fragen! Daß Plinius noch unter Caligula nach der Hauptstadt gesendet wurde, läßt sich aus einem Erlebniß schließen, das zugleich darauf hindeutet, in wie vornehmen Kreisen sich der junge Mann bewegte. Er sagt nämlich: „Es war nicht einmal der Pomp einer religiösen Feierlichkeit, sondern ein gewöhnliches Hochzeitsmahl, wo ich Lollia Paullina, die Gemahlin des Kaisers Cajus, mit Smaragden und Perlen bedeckt sah, welche in wechselnder Reihe am ganzen Körper, in den Haaren, am Diadem, in den Ohren, um den Hals und an den Fingern blitzten. Der Schmuck kostete 40 Millionen Sesterzen (beinahe 3 Millionen Thaler) und sie war jeden Augenblick bereit, den Kaufpreis aus den Rechnungen nachzuweisen. Und es war derselbe nicht ein Geschenk des verschwenderischen Fürsten, sondern gehörte zu den großväterlichen, aus den Provinzen geraubten Schätzen. So viel kommt endlich bei den Räubereien heraus! Lollius, berüchtigt durch die Geschenke der Könige im ganzen Orient, bekam die Freundschaft von Cajus Cäsar, August's Sohne, aufgesagt und mußte Gift trinken, damit sich seine Enkelin, mit 40 Millionen besät, bei Licht sehen lassen konnte!" Da Lollia Paullina bereits 39 v. Chr. von Caligula verstoßen ward, so muß sich Plinius bereits im 16. Lebensjahre zu Rom befunden haben. Mehr jedenfalls als der prächtige Putz Lollia's interessirte ihn, der von Jugend auf allen Naturerscheinungen seine Aufmerksamkeit zuwendete, ein sich im Jahre 42 ihm darbietendes Schauspiel. Claudius baute gerade am neuen Hafen von Ostia, als die Nachricht in die Hauptstadt kam, ein Riese aus dem Geschlecht der Wale, angeködert durch eine in der Nähe gescheiterte Ladung gallischer Schinken, habe sich im Ufersande festgefahren und rage, wie ein umgestülpter Schiffsrumpf, aus den Wellen empor. Alles strömte der drei Meilen entfernten

*) Die Angabe, sein Vater habe Celer, seine Mutter Marcella geheißen, stammt aus einer erst im 14. Jahrhundert entstandenen Biographie des Plinius.

ibermündung zu; denn der Kaiser hatte befohlen, die Oeffnung des Hafens mit ielfachem Netzwerk zu verschließen, und ließ seine Prätorianerkohorten das ngeheuer zu Schiffe angreifen. „Von diesen Fahrzeugen", schreibt Plinius, ah ich eines sinken, durch das Entgegenblasen des Thieres mit Wasser gefüllt."

Im Jahre 45 n. Chr. finden wir Plinius bei dem römischen Heere in eutschland. Wahrscheinlich hatte ihn sein Gönner Pomponius Secundus, der dieser Zeit in Obergermanien die Stelle eines Legaten bekleidete, sich attachirt. er jüngere Plinius schreibt, daß er Befehlshaber einer Reiterschwadron oder la (zwischen 480 und 960 Mann) gewesen und als solcher „mit ebenso viel eist als Sorgfalt" ein Buch „Ueber das Wurfspießwerfen der Reiterei" verfaßt habe. Bevor man aber Präfekt der Reiterei werden konnte, mußte man hef einer Hülfstruppenkohorte zu Fuß gewesen sein, und wol aus dieser Zeit ines Dienstes theilt er einen ganz gewöhnlichen Streich seiner Kollegen mit, r auf die Enthaltsamkeit derselben eben kein günstiges Licht wirft. Die Flaumdern der Gänse waren in Rom sehr gesucht, und besonders von denen der einen deutschen Gans (Plinius nennt sie gut deutsch „Ganta") kostete das fund 5 Denare (1 Thlr. 13 Sgr.); die auf Picket stehenden Präfekten schickten aher oft ihre ganzen Kohorten auf den Vogelfang aus und reservirten sich von er Beute die Federn! Doch verwandelte sich die Langeweile des Grenzdienstes uch bald in den Ernst des wirklichen Krieges. Die Chatten, in den beiden essen und im Nassauischen seßhaft, hatten durch Plünderungszüge ihre mit om befreundeten westlichen Nachbarn beunruhigt, und man beschloß endlich, e durch Züchtigung von der Wiederkehr abzuschrecken. Während Pomponius Secundus mit den Legionen am Taunus Posto faßte, wurde der Reiterei und en deutschen Hülfstruppen die Aufgabe zu Theil, die eben wieder von einem überischen Einfalle zurückkehrenden Chatten zu umgehen und zu überrumpeln. ie Ausführung dieses Planes gelang vollkommen; die Feinde verloren die gechte Beute, erlitten großen Verlust an Leuten (unter Anderen wurden auch nige Römer, die seit der Schlacht im Teutoburger Walde, also 40 Jahre lang, Knechtschaft geschmachtet hatten, erlöst!) und baten um Frieden. Pomponius hielt die triumphalischen Ehrenvorrechte, was nach des Tacitus Ansicht freilich eniger von Belang für seinen Ruf bei der Nachwelt gewesen ist, als seine istungen auf dem Gebiete der dramatischen Poesie.

Plinius hat aber auch die Küste der Nordsee zwischen Ems, Weser und Elbe sehen! Nachdem er nämlich in seiner Naturgeschichte von dem Leben solcher lker gesprochen hat, die baum- und strauchlose Gegenden bewohnen, fährt er rt: „Ich habe auch in ähnlicher Lage im Norden die Chauken gesehen. Zweial in den Zwischenräumen der einzelnen Tage und Nächte steigt dort der Ozean t ungeheurer Strömung und ergießt sich über einen unermeßlichen Raum, deckend einen ewigen Streitpunkt der Natur, von dem man nicht weiß, ob er Landstrich ist oder zum Meere gehört. Das unglückliche Volk wohnt dort f Hügeln oder künstlichen, sich nach den Erfahrungen der höchsten Flut richnden Dämmen und in ihren darauf stehenden Hütten gleichen sie Schiffenden, nn das Wasser die Umgebung überflutet; Schiffbrüchigen dagegen, wenn zurückgewichen ist und sie auf die mit dem Meere entfliehenden Fische bei

ihren Häuschen Jagd machen. Sie können kein Vieh halten, noch sich von Milch nähren, wie ihre Nachbarn; auch giebt es kein Wild zu bekämpfen, da weit und breit das Gebüsch fehlt. Aus Schilf und Binsen flechten sie Stricke, um den Fischen Netze zu stellen, und den mit den Händen aufgefangenen Schlamm (Tang) mehr in der Luft als im Sonnenschein trocknend, kochen sie damit ihre Speisen und wärmen ihre vom Nordwind erstarrten Eingeweide. Zum Trinken haben sie nichts, als das in Gruben auf den Höfen aufbewahrte Regenwasser. Und diese Völker, wenn sie heute vom römischen Volke besiegt werden, wollen sagen, daß sie dann in Sklaverei leben. Ja wohl! Viele schont das Geschick, um sie zu strafen!" Was mag aber den Reiterpräfekten so weit hinaufgeführt haben? Sicher war es weder ein Ausflug des Vergnügens halber, noch eine wissenschaftliche Expedition, sondern ein Kriegszug, zu dem er kommandirt wurde, und wenn wir die Geschichte jenes Jahrzehnts aufschlagen, findet sich allerdings ein Anhaltepunkt für diese Annahme. Nach 50 zwar nicht — dies würde uns auch nicht passen, da im Jahre 52 Plinius schon wieder in Rom war — aber drei Jahre vor dem Chattenkriege, also 47, führte der Legat Corbulo mit den bis Gallien mit ihren leichten Fahrzeugen die Küste brandschatzenden Chauken glücklichen Krieg und kurz vor oder nach ihm empfing ein gewisser Gabinius Secundus vom Kaiser Claudius wegen rühmlicher Thaten gegen denselben Feind den Beinamen Chaucius.

Das untere Germanien grenzte an die belgische Provinz, und so hatte Plinius leicht Gelegenheit, den kaiserlichen Prokurator oder obersten Finanzbeamten Belgiens, Cornelius Tacitus, zu sehen, von dem man nicht weiß, ob er der Vater oder sonst ein Verwandter des gleichnamigen Geschichtschreibers gewesen ist, und von dem er erzählt, daß er einen Sohn von außerordentlich schnellem Wachsthume gehabt habe. Ob er auch in den Donaugegenden gewesen ist, wie man behaupten will, läßt sich aus der Stelle, worauf man sich beruft, nicht mit Gewißheit schließen. Er erwähnt nämlich dort, daß er über den Ursprung der Donau gehört habe, daß dieselbe anfänglich (er meint wahrscheinlich als Brege und Brigach) schwarze, giftige Fische führe bis zu einer neben dem Flußbette befindlichen Quelle (auf dem Schloßhofe zu Donaueschingen), die auch vom Volke für den eigentlichen Ursprung des Stromes gehalten werde. Konnte er dies nicht eben so gut weit vom Schwarzwalde gehört haben?

Während seines Aufenthaltes in Deutschland, der auf ungefähr sechs Jahre veranschlagt werden muß, begann er auch ein größeres Geschichtswerk, dessen Untergang zu beklagen wir besonderen Grund haben; es umfaßte nämlich die Kriege der Römer mit den Deutschen in 20 Büchern. Sein Neffe erzählt von einer eigenthümlichen Veranlassung zu diesem Unternehmen; es sei ihm der Germanensieger Drusus Nero, der Bruder des Tiberius, im Schlafe erschienen und habe ihn beschworen, ihn der Schmach der Vergessenheit zu entreißen!

Daß Plinius im Jahre 52 schon nach Rom zurückgekehrt war, erhellt wieder aus einer Notiz in seiner Naturgeschichte. In diesem Jahre feierte Claudius die Vollendung des riesigen Abzugskanals aus dem Fucinersee durch das Gebirge in den Liris durch ein großartiges Schauspiel. 19,000 Bewaffnete, meist Verbrecher und Gefangene, lieferten sich als Sicilianer und Rhodier auf Drei-

und Vierruderern eine Schlacht auf dem See, während der Saum desselben von Prätorianern besetzt war, um jedes Entkommen zu verhindern, und die Hügel und Bergabhänge, wie in einem Amphitheater, von unzähligen Zuschauern wimmelten. Plinius erwähnt nun, daß er damals die Kaiserin Agrippina in einem ganz aus Goldfäden gewebten Mantel habe sitzen gesehen.

Wenn der jüngere Plinius seinem Freunde Macer mittheilt, daß sein Oheim auch eine Zeit lang als Sachwalter thätig gewesen sei, so paßt hierzu nur die Zeit nach seiner Zurückkunft aus Deutschland. Daneben scheinen ihn aber hauptsächlich literarische Studien beschäftigt zu haben. Zunächst war es die Fortsetzung der deutschen Kriege, die seine Zeit in Anspruch nahm. Bevor er jedoch dieselben herausgab, fühlte er sich durch die Dankbarkeit verpflichtet, seines väterlichen Freundes, Pomponius Secundus, Andenken durch eine Lebensbeschreibung zu sichern. Er war es wol vorzüglich gewesen, der ihn nach seiner Einwanderung aus der Provinz unter seinen Schutz genommen und in die bessere Gesellschaft eingeführt hatte. In seinem Hause hatte Plinius Gelegenheit, Autographen der berühmten Gracchen zu sehen. Auch wohnte er vielleicht dem glänzenden Gastmahle bei, das Pomponius seinem Gönner Caligula gab; wenigstens hatte er in der Biographie nicht zu erwähnen vergessen, daß dabei Wein aus dem berühmten Konsulatsjahre des Opimius (121 v. Chr.) auf die Tafel kam, wovon jede Unze nach Hinzurechnung der Zinsen 100 Sesterzen oder 7 Thlr. werth sein mußte!

Von seinen Kenntnissen im Gebiete der Redekunst legte er in dieser Periode seines Lebens Zeugniß ab durch ein Werk, das den Titel „Der Studirende" trug und „in dem er", wie der Neffe sagt, „den Redner von der Wiege an unterrichtete und bis zur Vollendung führte." Man hat angenommen, daß Plinius diese Instruktion für seinen jungen Neffen speziell bestimmt habe; allein derselbe ward erst 62 geboren und nach der von ihm aufgestellten chronologischen Aufeinanderfolge der Werke des Oheims muß man die Abfassung eher in die nächsten Jahre vor 62, als später setzen. „Der Gelehrte" ist bald darauf von der Rhetorik Quintilian's überflügelt und in Schatten gestellt worden; doch citirt ihn noch der Grammatiker Gellius und nennt ihn „ein in keiner Hinsicht zu verachtendes" Buch. Es bestand aus drei Büchern in sechs Bänden oder vielmehr Rollen.

Ausdrücklich in „die letzten Jahre Nero's, als die Sklaverei jedes etwas freiere und selbständigere Studium gefährlich gemacht hatte" (also 64—68), fallen ferner seine acht Bücher „Ueber schwankende Ausdrücke", die von späteren Grammatikern mehrfach benutzt worden sind. Sie stießen aber auch auf vielen Widerspruch zu Lebzeiten des Verfassers, der sich deshalb in der Vorrede zur Naturgeschichte ziemlich derb also äußerte: „Ich höre, daß Stoiker und Dialektiker, auch Epikuräer (denn von den Grammatikern habe ich es immer erwartet), mit Gegenschriften gegen meine Grammatik schwanger gehen und immer wieder Fehlgeburten thuen in diesen zehn Jahren, während selbst die Elephanten schneller gebären."

Außerdem fand Plinius Zeit, die allgemeine Geschichte des Aufidius Bassus, eines Historikers, dessen Styl von Quintilian gelobt wird, vom Tode des Kaisers Claudius bis auf seine Zeit fortzusetzen. Daneben sammelte er aber bereits seit Jahren an dem ungeheuren Material zu seinem Hauptwerke und be-

mühte sich, seine Kenntnisse in den Naturreichen zu vervollständigen. In der Botanik konnte man dies damals bereits mit Hülfe von illustrirten und kolorirten Büchern bewerkstelligen, wie sie Cratevas, Dionysius und Metrodorus herausgegeben hatten; ihm genügte dies nicht, sondern er wollte die Pflanzen selbst sehen, und darin unterstützte ihn, wie er selbst erzählt, der hundertjährige Droguist Antonius Castor, der in seinem botanischen Garten viele seltene Gewächse kultivirte. Außerdem bot ihm die Hauptstadt für seine naturwissenschaftlichen Studien insofern reiche Belehrung, als in der Kaiserzeit alle Arten von Naturmerkwürdigkeiten aus den Provinzen an die Regenten geschickt zu werden pflegten, deren Anblick dann dem Publikum, besonders in den Tempeln, welche die Stelle der Museen vertraten, offen stand. Bereits Pompejus hatte bei seinem Triumphe über Mithridates den Ebenholzbaum zur Schau tragen lassen, und beim jüdischen Triumphe Vespasian's präsentirte sich die edle Balsamstaude. Unter Claudius ward ein 9′ 2″ langer Riese aus Arabien nach Rom gebracht und ein Phönix auf dem Comitium ausgestellt, an dessen Unechtheit freilich Niemand zweifelte! Plinius sah selbst einen Hippocentauren (halb Mensch, halb Roß), der zu derselben Zeit, in Honig einbalsamirt, aus Aegypten nach der Residenz geschafft worden war. Auch erwähnt er als Augenzeuge eines von Agrippa der Merkwürdigkeit wegen vom Bau der Septa übrig gelassenen Lärchenstammes, der bei einer Dicke von $1\frac{1}{2}$ Fuß über 90 Fuß lang war. Unter Nero kam das letzte Exemplar der von den alten Gourmands so hoch geschätzten Pflanze Silphium (ungewiß, ob Ferula tingitana oder Thapsia gummifera) nach Rom und wurde in Kappadocien ein durchsichtiger Stein von der Härte des Marmors entdeckt, aus dem der Kaiser einen auch bei geschlossenen Thüren vom Tageslicht erhellten Fortunatempel bauen ließ.

Des wahrhaft eisernen Fleißes, den unser Plinius entfaltete, ist bereits in der Einleitung zu diesem Buche gedacht worden. Er selbst spricht über die den Wissenschaften gewidmete Zeit dem Kaiser Titus gegenüber in folgender Weise: „Ich zweifle nicht, daß sich in dem vorliegenden Werke Manches als von mir übersehen herausstellen wird; denn ich bin ein Mensch und mit Verpflichtungen belastet, und jene Arbeiten besorge ich in der Nebenzeit, d. h. während der Nacht. Niemand von Euch möge glauben, daß ich in den Tagesstunden gefeiert habe. Den Tag widme ich Euch; mit dem Schlafe treffe ich ein Abkommen der Gesundheit wegen und bin mit dem einzigen Lohn zufrieden, daß ich bei dieser Tändelei einige Stunden am Leben gewinne. Denn nur das Wachen verdient ja den Namen des Lebens.“ Noch lehrreicher erweist sich die Schilderung, welche der jüngere Plinius in dem erwähnten Briefe an Macer von der Gewissenhaftigkeit und Strenge seines Oheims hinsichtlich der Zeitbenutzung liefert. Nachdem er dessen Werke aufgezählt hat, fährt er fort: „Du wunderst Dich, daß ein so beschäftigter Mann so viele und unter diesen so viele schwierige Werke geschrieben hat? Du wirst Dich noch mehr wundern, wenn ich Dir sage, daß er eine Zeit lang Rechtshändel geführt hat, daß er im 56. Jahre gestorben ist und daß noch diese ganze Zeit hindurch theils die wichtigsten Dienste, theils die Freundschaft der Kaiser ihm Zerstreuung und Abhaltung bereiteten. Allein er besaß einen sehr lebhaften Geist, unglaublicher

die größte Unermüdlichkeit. Mit den Vulcanalien (23. August) fing er
Licht zu arbeiten, nicht der guten Vorbedeutung wegen, sondern um zu
n, und zwar lange vor Tagesanbruch, Winters aber um die siebente
ernacht) oder spätestens um die achte Stunde, oft auch um die sechste.
Schlaf stand ihm immer zu Diensten und befiel und verließ ihn auch oft
im Studiren. Vor Tage schon pflegte er zum Kaiser Vespasian zu gehen;
auch dieser arbeitete bei Nacht; von dort begab er sich zu seinen Amts-
ften. Kam er nach Hause, so widmete er die noch übrige Zeit den Studien.
dem Frühstück, welches er nach Weise der Alten Mittags leicht und einfach
nahm, legte er sich des Sommers, wenn er Zeit hatte, in die Sonne,
h ein Buch vorlesen, machte Bemerkungen und Auszüge. Denn er las
ohne zu exzerpiren. Auch pflegte er zu sagen: „Es giebt kein so schlechtes
daß es nicht zu irgend Etwas nütze." Nach dem Sonnen badete er sich
nlich in kaltem Wasser; dann nahm er einen Imbiß und machte ein
chen. Bald aber, als ob ein neuer Tag begänne, studirte er bis zur
mahlzeit. Während derselben wurde wieder ein Buch gelesen, wobei er
chtige Bemerkungen aufzeichnete. Ich erinnere mich, daß einst einer
Freunde den Vorleser, der etwas falsch ausgesprochen hatte, nöthigte,
elle zu wiederholen, und daß dann mein Oheim zu jenem sagte: „Du
es doch verstanden?" und als er es bejahte: „Warum ließest Du es
noch einmal sagen? Wir haben durch Deine Unterbrechung mehr als
Zeilen verloren!" So sparsam war er mit der Zeit. Des Sommers stand
bei Tage von der Mahlzeit auf, Winters in der ersten Stunde der Nacht,
ihn irgend ein Gesetz dazu nöthigte. Dies war sein Leben mitten unter
Geschäften und im Geräusche der Stadt. Auf dem Lande war nur die
s Badens vom Studiren frei. Wenn ich vom Baden rede, so meine ich
e Zeit, welche er im Wasser zubrachte; denn so lange er frottirt und ab-
net wurde, hörte er etwas lesen oder diktirte. Auf der Reise beschäftigte
, gleichsam aller anderen Sorgen ledig, nur mit Studiren. An seiner
saß ein Geschwindschreiber mit Buch und Schreibtafel, dessen Hände im
r durch lange Aermel geschützt wurden, damit nicht einmal die rauhe
zeit seinen Studien einen Augenblick raube; aus demselben Grunde be-
er sich zu Rom auch eines Tragsessels. Ich erinnere mich, daß er es mir
s, daß ich spazieren ging. „Du brauchtest", sagte er, „diese Stunden
verlieren"; denn er hielt alle Zeit verloren, welche man nicht den Studien
te. Durch solche Anstrengung vollendete er jene vielen Werke und hinter-
ir 160 Bände Auszüge, deren Blätter noch dazu auch auf der Rückseite
eben sind und sehr kleine Schrift haben, wodurch ihre Zahl noch vermehrt
Er selbst erzählte mir, er habe diese Kommentarien, als er Prokurator in
en war, um 400,000 Sesterzen (29,000 Thlr.) an Largius Licinius*)

Er war kaiserlicher Statthalter (prätorischer Legat) vom tarraconensischen
n zu derselben Zeit, wo Plinius in derselben Provinz als Prokurator die
ben Einkünfte verwaltete. Dieser erzählt von ihm, daß er einst in Neukarthago
rbeitsen einer Trüffel einen in dieselbe eingewachsenen Denar fand und daß ihm
durch das plötzliche Versiegen einer Orakelquelle in Gallizien vorhergesagt wurde.

verkaufen können, und damals waren es noch weniger. — Wenn Du nun bedenkst, wie viel er gelesen, wie viel er geschrieben hat, solltest Du wol glauben, daß er je Aemter bekleidet, je die Freundschaft der Kaiser genossen habe? und wiederum, wenn Du hörst, wie viel Mühe er auf seine Studien verwendet hat, daß er genug geschrieben und gelesen habe? Denn was konnten nicht jene Beschäftigungen verhindern, oder was nicht diese Anstrengungen vollbringen? Ich pflege daher auch zu lachen, wenn mich Manche fleißig heißen; denn in Vergleich mit ihm bin ich der trägste Mensch. Aber ich weihe den Musen nur diejenige Zeit, welche mir von den öffentlichen Geschäften und meinen Freundschaftsdiensten übrig bleibt. Wer dagegen von Denen, die ihr ganzes Leben den Wissenschaften widmen, muß nicht, mit ihm verglichen, erröthen, als sei er dem Schlafe und dem Müßiggang ergeben?"

Prokurator in Spanien mag Plinius in den letzten Regierungsjahren Nero's gewesen sein. Bei Vespasian's Thronbesteigung kehrte er nach Rom zurück und hier bildete sich das freundliche Verhältniß zwischen ihm, dem Kaiser und dessen Sohne Titus aus, auf welches der Neffe hindeutet. In dem Briefe desselben, sowie in der vorhin angeführten Stelle aus der Einleitung, die wie Entschuldigung klingt, wird auf amtliche Geschäfte hingewiesen, denen er den Vormittag zu widmen pflegte. Welcher Natur dieselben gewesen sind, wissen wir nicht; jedenfalls hingen aber mit ihnen die Frühbesuche bei Vespasian zusammen. Ob dieser Kaiser den Geschmack seines Freundes an der Naturwissenschaft theilte, wie unsere Vignette will, lassen wir dahingestellt. Wann Plinius endlich in Afrika gewesen ist, wo er mit eigenen Augen eine Naturmerkwürdigkeit gesehen haben will, und was ihn dorthin geführt hat, läßt sich nicht mehr ermitteln.

Im Jahre 79 n. Chr. finden wir Plinius als Admiral der für das Tyrrhenische Meer bestimmten kaiserlichen Flottenabtheilung. Schon Augustus hatte als Stationsort für dieselbe die Bucht am campanischen Vorgebirge **Misenum** ausersehen und in einen guten Hafen verwandeln lassen, worauf sich um denselben auch ein kleines Städtchen bildete. Ein römischer Admiral hatte weniger zu bedeuten, als man sich heute vorstellt. Die römische Marine ist von jeher das Stiefkind des Kriegsministeriums gewesen! Noch unter dem Kaiserreiche bestand die Bemannung der Flotte aus Freigelassenen und Peregrinen, die erst durch eine Dienstzeit von 26 Jahren das Bürgerrecht erwarben und nicht nur dem Rang, sondern auch dem Solde nach so schlecht gestellt waren, daß der Legionardienst stets das Ziel ihres Ehrgeizes bildete. Der Schiffskapitän rangirte unter dem Legionscenturio und zu Flottenpräfekten nahm man weder Senatoren noch Konsularen, sondern meist Ritter und sogar Freigelassene. Dem Range nach stand Plinius als Admiral um keine Stufe höher, denn als Schwadronschef!

Plinius befand sich am 24. August 79 nebst seiner Schwester und deren achtzehnjährigem Sohne in seiner Amtswohnung neben dem Arsenal zu Misenum, als ihm ungefähr in der Mittagsstunde, wo er sich eben gesonnt, kalt gebadet hatte und nun nach dem Frühstücke studirte, seine Schwester die Nachricht brachte, es zeige sich am Horizonte eine Wolke von merkwürdiger Gestalt und Größe.

Plinius der Aeltere bei Kaiser Vespasian.

Er kleidete sich rasch an und bestieg eine Anhöhe, von welcher aus man das Phänomen erblicken konnte. Der jüngere Plinius vergleicht die Wolke mit einer Pinie. „Sie schien an einem sehr langen Stamme in die Höhe zu steigen", sagt er, „und sich in einige Zweige auszudehnen, ich glaube, weil sie anfänglich durch den frischen Druck in die Höhe getrieben wurde, als jener aber nachließ oder durch ihre eigene Schwere sich in die Breite ergoß. Sie war hin und wieder weiß, an manchen Stellen schmutzig und gefleckt, je nachdem sie Erde oder Asche mit sich führte." Die Wolke erhob sich aus einem Berge, aus welchem aber, konnte man nicht erkennen, denn der Horizont war schon seit mehreren Tagen dicht verschleiert. An den Vesuv namentlich dachte man gar nicht; denn dieser war ein rebenumkränzter, mit Villen besäter, friedlicher Berg, der seit Menschengedenken keinen Anlaß zu Argwohn gegeben hatte.

Sofort trieb die Wißbegierde den Gelehrten, der merkwürdigen Erscheinung auf den Grund zu kommen, die er wol von Anfang an — denn es waren auch schon seit mehreren Tagen Erdstöße in ganz Campanien verspürt worden — für eine vulkanische erkannte. Er befahl also eines jener leichten und schnellen, nur mit zwei Ruderreihen versehenen Liburnerschiffe, wie sie seit der Schlacht bei Actium in Aufnahme gekommen waren, segelfertig machen. Zugleich stellte er es seinem Neffen frei, ob er ihn begleiten wolle; dieser, weniger für das Studium der Natur interessirt, als für Rhetorik und Geschichte, lehnte es ab; er wolle lieber eine vom Oheim ihm aufgetragene Arbeit vollenden, sagte er. Das Schiff war fertig und der Admiral wollte eben aus dem Hause treten, als ihm ein vom Schauplatze der entsetzlichen Katastrophe eingetroffener Eilbote einen Brief überreichte. Die im Flecken Retina (j. Resina), dicht unter dem Vesuve, befindlichen Flottenleute, denen die Flucht zu Lande bereits abgeschnitten war, baten ihren Befehlshaber flehentlichst, sie zu retten. Jetzt begreift Plinius die Gefahr, welche über der dichtbevölkerten Küste von Neapel, Herculaneum und Pompeji schwebte, und trifft seine Maßregel nicht mehr als Gelehrter, sondern als muthiger Mann und Beamter des Kaisers. Er giebt Befehl, seine größten Kriegsschiffe, Vierruderer von 158 Fuß Länge und 365 Tonnen Gehalt, auslaufen zu lassen, geht selbst mit an Bord und steuert gerade auf den Vulkan los. Auch bei dieser Gelegenheit saß sein Sekretär neben ihm und er diktirte demselben alle Wahrnehmungen und alle Gestaltungen des unheilvollen Naturdrama's. Misenum war ungefähr sieben Stunden von der Unglücksstätte entfernt. Je näher man derselben rückte, desto heißer fiel bereits der heiße Aschenregen; dann folgten auch Bimssteine und andere schwarze, von der Glut geborstene Auswürflinge des Vesuvs. Endlich stieß das Schiff des Admirals auf eine Untiefe und man bemerkte deutlich, daß das Meer vom Lande eine bedeutende Strecke zurückgewichen war. Die Landung war unmöglich und der Steuermann rieth zur Umkehr. Plinius schwankte kurze Zeit; dann rief er: „Den Muthigen ist das Glück hold! Fahre zu, Pomponianus." Dieser war ein Freund von ihm und wohnte in Stabiä, einem kleinen Flecken, der $1^1/_2$ Stunde südlich von Pompeji lag (j. Castellamare). Dort war noch keine Gefahr vorhanden; allein man sah sie vor Augen und wußte, daß, wenn das Toben des Vulkans sich steigere, nur die Flucht Rettung bringen konnte. Pomponianus

war schon jetzt hierzu entschlossen, hatte sein Gepäck längst auf Schiffe bringen lassen und wäre schon davongefahren, wenn der widrige Wind, der das Einlaufen des Plinius erleichterte, ihn nicht an der Abreise gehindert hätte. Plinius tröstete nach der ersten Umarmung den zitternden Freund und sprach ihm Muth zu, indem er selbst nicht nur furchtlos blieb, sondern auch jeden Schein von Besorgniß vermied. Er verlangte deshalb nach einem Bade und nahm dann heiter an dem Abendessen Theil. Rabenschwarze Nacht bedeckte Stabiä. Desto greller stachen dagegen die ununterbrochen aus mehreren Stellen des Berges aufzuckenden Feuersäulen und Blitze ab. Plinius, den sein ängstlicher Wirth ans Fenster führte, suchte ihn mit den Worten zu ermuthigen: „Es sind dies nur die Landhäuser, welche, von den Bauern aus Schrecken verlassen und dem Feuer preisgegeben, jetzt in der Einsamkeit brennen.“ Dann begab er sich zur Ruhe und schlief wirklich fest ein. Allein in der zweiten Hälfte dieser furchtbaren Nacht erreichte der Ausbruch des Feuerkegels seinen Höhepunkt. Man kann sich kaum vorstellen, wie gräßlich der Steinhagel und Aschenregen in der Gegend von Stabiä war, wenn in Misenum gegen Morgen die Masse so dicht fiel, daß die Flüchtenden, sobald sie sich zum Ausruhen niedersetzten, oft aufstehen und sich schütteln mußten, „um nicht zugedeckt und von der Last der Asche erdrückt zu werden!“ Der offene Hof vor dem Schlafzimmer des Plinius war daher auch bald so hoch mit Bimsstein und Asche gefüllt, daß seine Diener befürchten mußten, er möchte nicht mehr sein Gemach verlassen können. Sie wecken ihn also, und er begiebt sich zu Pomponianus und den Anderen, welche die Zeit mit Wachen zugebracht hatten. Das Haus schwankte infolge der häufigen Erdstöße hin und her und drohte den Einsturz; im Freien dagegen scheute man die fallenden Steine und den von den glühenden Lavaströmen ausgehauchten Schwefeldampf. Nach längerer Berathschlagung entschlossen sich Alle, die Villa zu verlassen und das Gestade aufzusuchen. Mit Fackeln und Lichtern versehen, Kissen mit Leintüchern über den Kopf gebunden, bewegte sich die furchterfüllte Schar an das Meer. Dieses fand man jedoch in zu wilder Bewegung, als daß man an eine Einschiffung hätte denken können. Plinius lagerte sich auf ein ausgebreitetes Stück Tuch und trank mehrere Male kaltes Wasser: er mochte am wenigsten die mit schädlichen Gasen und glühender Hitze erfüllte Luft vertragen, weil er ein sehr korpulenter Mann war und oft an asthmatischen Beschwerden litt. Endlich trieb entweder der Wind den giftigen Hauch des Vulkans gerade auf die Flüchtlinge zu oder eine plötzlich entstehende Erdspalte stieß erstickenden Schwefeldampf aus: Alles floh, auch Plinius erhob sich, auf zwei Sklaven gestützt, sank aber sogleich entseelt zusammen. Die Nachricht, die sich in der erwähnten Lebensbeschreibung bei Sueton findet, daß er, seinen Tod voraussetzend, durch einen Sklaven sich habe entleiben lassen, verdient dem genauen Berichte seines Neffen gegenüber, dem wir gefolgt sind, nicht den mindesten Glauben. Am anderen Tage fand man seinen Leichnam unversehrt, einem Schlafenden ähnlicher als einem Todten. Zu Misenum scheint man um die Zeit, wo der Admiral seinen Tod fand, keine große Besorgniß um ihn gehegt zu haben. Wenigstens erzählt sein Neffe, daß er während des fürchterlichsten Erdbebens, im Hofe der Villa sitzend, seinen Livius studirt und exzerpirt habe!

Es stimmt dieses von Affektation nicht freizusprechende Benehmen mit seiner eigenthümlichen Jagdmethode. Er setzte sich nämlich mit Griffel und Schreibtafel an die Netze und freute sich, wenn ein Wildschwein in die Falle ging!

Das Hauptwerk des Plinius, das sich erhalten hat, die „Naturgeschichte" in 37 Büchern, ist kurz vor seinem Tode zur Veröffentlichung gelangt, denn die Zueignung an Titus vor dem 1. Buche fällt in das Jahr 77 n. Chr. Die Bedeutung dieser Schrift, in welcher nach des Verfassers eigener Versicherung 20,000 Gegenstände, aus 2000 Büchern geschöpft, zur Behandlung kommen, vermögen wir nicht besser zu charakterisiren, als mit den Worten unseres dem Freunde Vespasians so geistesverwandten Alexander von Humboldt.

Der Vesuv vor dem großen Ausbruch im Jahre 79 n. Chr.

„Am Schlusse dessen", schreibt er im „Kosmos", „was zu der Zeit römischer Weltherrschaft in Erweiterung des kosmischen Wissens geleistet worden ist, muß noch des großartigen Unternehmens einer Weltbeschreibung gedacht werden, welche Cajus Plinius Secundus in 37 Büchern zu umfassen strebte. Im ganzen Alterthume ist nichts Aehnliches versucht worden, und wenn das Werk auch während seiner Ausführung in eine Art von Encyklopädie der Natur und Kunst ausartete (der Verfasser, in der Zueignung an den Titus, scheut sich selbst nicht, den damals edleren griechischen Ausdruck ἐγκυκλοπαιδεία, gleichsam den „Inbegriff und Vollkreis allgemeiner Bildungswissenschaften", auf sein Werk anzuwenden): so ist doch nicht zu leugnen, daß trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung darbietet.

Die Historia naturalis des Plinius, in der tabellarischen Uebersicht, welche jetzt das sogenannte erste Buch bildet, Historiae mundi, in einem Briefe des Neffen an seinen Freund Macer schöner Naturae historia genannt, begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Prozesse des Luftkreises, die Oberflächen-Gestaltung der Erde, alles Tellurische, von der Pflanzendecke und den Weichgewürmen des Ozeans bis zu dem Menschengeschlechte

Plinius des Aelteren Tod.

Dieſes iſt betrachtet nach Verſchiedenheit ſeiner geiſtigen Anlagen, wie in der Verherrlichung derſelben zu den edelſten Blüten der bildenden Künſte. Ich nenne die Elemente des allgemeinen Naturwiſſens, welche in dem großen Werke faſt ungeordnet vertheilt liegen. „Der Weg, den ich wandeln werde", ſagt Plinius mit edler Zuverſicht zu ſich ſelbſt, „iſt unbetreten: keiner unter uns, keiner unter den Griechen hat unternommen, das Ganze (der Natur) zu behandeln. Wenn mein Unternehmen mir nicht gelingt, ſo iſt es doch etwas Schönes und Glänzendes, dergleichen verſucht zu haben."

Es ſchwebte dem geiſtreichen Manne ein einiges großes Bild vor; aber durch Einzelheiten zerſtreut, bei mangelnder lebendiger Selbſtanſchauung der Natur, hat er dies Bild nicht feſtzuhalten gewußt. Die Ausführung iſt unvollſtändig geblieben: nicht etwa blos wegen der Flüchtigkeit und Unkenntniß der zu behandelnden Gegenſtände (wir urtheilen nach den exzerpirten Werken, welche uns noch heute zugänglich ſind), ſondern wegen der Fehler in der Anordnung. Man erkennt in dem Verfaſſer einen vielbeſchäftigten, vornehmen Mann, der ſich gern ſeiner Schlafloſigkeit und nächtlichen Arbeit rühmt, aber als Statthalter in Spanien und Oberaufſeher der Flotte in Unteritalien gewiß nur zu oft ſeinen wenig gebildeten Untergebenen das lockere Gewebe einer endloſen Kompilation anvertraute (?). Dieſes Streben nach Kompilation, d. h. nach mühevollem Sammeln einzelner Beobachtungen und Thatſachen, wie ſie das damalige Wiſſen liefern konnte, iſt an ſich keineswegs zu tadeln; das unvollkommene Gelingen des Unternehmens lag in der Unfähigkeit, den eingeſammelten Stoff zu beherrſchen, das Naturbeſchreibende höheren, allgemeineren Anſichten unterzuordnen, den Geſichtspunkt einer vergleichenden Naturkunde feſtzuhalten. Die Keime zu ſolchen höheren, nicht blos orographiſchen, ſondern wahrhaft geognoſtiſchen Anſichten liegen in Eratoſthenes und Strabo; der erſte wird ein einziges Mal, der zweite nie benutzt. Aus der anatomiſchen Thiergeſchichte des Ariſtoteles hat Plinius weder die auf die Hauptverſchiedenheit der inneren Organiſation gegründete Eintheilung in große Thierklaſſen, noch den Sinn für die ſichere Induktionsmethode in Verallgemeinerung der Reſultate zu ſchöpfen gewußt.

Mit pantheiſtiſchen Betrachtungen anhebend ſteigt Plinius aus den Himmelsräumen zum Irdiſchen herab. Wie er die Nothwendigkeit anerkennt, der Natur Kräfte und Herrlichkeit als ein großes und zuſammenwirkendes Ganzes darzuſtellen, ſo unterſcheidet er auch im Eingange des dritten Buches generelle und ſpezielle Erdkunde; aber dieſer Unterſchied wird bald wieder vernachläſſigt, wenn er ſich in die dürre Nomenklatur von Ländern, Bergen und Flüſſen verſenkt. Den größeren Theil der Bücher (8—27, 23 und 24, 36 und 37) füllen Verzeichniſſe aus den drei Reichen der Natur aus. Der jüngere Plinius charakteriſirt in einem ſeiner Briefe die Arbeit des Oheims ſehr richtig als ein „inhaltsſchweres und gelehrtes Werk, das nicht minder mannichfaltig, als die Natur ſelbſt iſt." Manches, das dem Plinius zum Vorwurf gemacht worden iſt, als wäre es eine unnöthige und zu fremdartige Einmiſchung, bin ich geneigt, hier lobend hervorzuheben. Es ſcheint mir beſonders erfreulich, daß er ſo oft mit Vorliebe an den Einfluß erinnert, den die Natur auf Geſittung und geiſtige Entwicklung der Menſchheit ausgeübt hat. Nur die Anknüpfungspunkte ſind ſelten

glücklich gewählt. Die Natur der Mineral- und Pflanzenstoffe führt z. B. zu einem Fragment aus der Geschichte der bildenden Künste, welches für den heutigen Stand des Wissens freilich wichtiger geworden ist, als fast Alles, was wir von beschreibender Naturgeschichte aus dem Werke schöpfen können.

Der Styl des Plinius hat mehr Geist und Leben, als eigentliche Größe; er ist selten malerisch bezeichnend. Man fühlt, daß der Verfasser seine Eindrücke nicht aus der freien Natur, so viel er auch diese unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen genossen, sondern aus Büchern geschöpft hat. Eine ernste, trübe Färbung ist über das Ganze ausgegossen. In diese sentimentale Stimmung ist Bitterkeit gemischt, so oft das Menschengeschlecht und seine Bestimmung berührt werden. Fast wie bei Cicero, aber dann als aufrichtend und tröstlich, wird der Blick in das große Weltganze der Natur geschildert.

Den Schluß der Historia naturalis des Plinius, des größten römischen Denkmals, welches der Literatur des Mittelalters vererbt wurde, ist in dem echten Geiste einer Weltbeschreibung abgefaßt. Er enthält, wie wir ihn erst seit 1831 kennen, einen Blick auf die vergleichende Naturgeschichte der Länder in verschiedenen Zonen, das Lob des südlichen Europa zwischen den natürlichen Grenzen des Mittelmeers und der Alpenkette, das Lob des hesperischen Himmels: „wo Mäßigung und sanfte Milde des Klima's (ein Dogma der ältesten Pythagoräer) früh die Entwilderung der Menschheit beschleunigt hatten."

Die Zoologie des Plinius ist nicht so originell, wie die des Aristoteles; doch enthält sie mehrere Thiere, welche dieser noch nicht kannte. Freilich hat sich Plinius auch mancher fabelhaften Nachrichten über einzelne Thiergattungen schuldig gemacht. So berichtet er z. B. über den Basilisken: „Ihn erzeugt die Provinz Cyrenaica; er ist nicht länger als 12 Fingerbreiten ($8^1/_2$") und hat einen weißen Fleck auf dem Kopfe, der beinahe einem Diadem gleicht. Durch sein Zischen verscheucht er alle Schlangen und bewegt seinen Leib nicht durch vielfache Windungen vorwärts, sondern, indem er mitten aufgerichtet und emporragend einherschreitet. Er tödtet die Gesträuche nicht allein durch seine Berührung, sondern auch durch seinen Hauch, verbrennt die Gräser und zersprengt das Gestein. Solche Gewalt hat das Ungethüm. Früher glaubte man, daß wenn es vom Pferde herab mit einer Lanze durchbohrt würde, die Kraft desselben durch die Lanze sich fortpflanzend Reiter und Pferd vernichtete. Diesem Ungeheuer bringt das Gift des Wiesels Verderben. So will einmal die Natur Nichts haben ohne seinen Gegner. Man wirft die Wiesel in die an der Verwesung des Bodens leicht erkenntlichen Höhlen des Basilisks, und so tödten jene denselben durch ihren Geruch und sterben zugleich mit." An einer anderen Stelle sagt er, daß der Mensch durch den bloßen Anblick des Thieres getödtet werde! Dennoch spottet er oft über die Leichtgläubigkeit der Griechen und bemüht sich, selbständige Kritik zu üben. Interessant in dieser Hinsicht ist besonders folgende Stelle: „Für Fabeln halte ich die geflügelten Pegase mit Pferdekopf und die Greife mit ohrähnlicher Krümmung des Schnabels, jene in Scythien, diese in Aethiopien; ebenso den Tragopan, von dem die Mehrzahl versichert, er sei größer als ein Adler, habe gekrümmte Hörner an den Schläfen, sei dunkelblau von Farbe und nur am Kopfe purpurroth. Auch die Sirenen werden keinen Glauben bei mir

finden, wenn auch Dino, der Vater des als Schriftsteller gefeierten Klitarch, versichert, daß sie in Indien vorkämen und durch ihren Gesang die Leute in Schlaf wiegten, um sie dann zu zerreißen. Wer Solches glaubt, mag auch nicht leugnen, daß dem Melampus Drachen die Ohren beleckt und dadurch das Verständniß der Vogelsprache verliehen haben, oder, was Demokrit erzählt, indem er Vögel nennt, aus deren zusammengegossenem Blute eine Schlange entstehe; wer diese verspeise, werde die Sprache der Luftbewohner verstehen. Von Hemm wird eine Art von Ohreulen genannt; aber ich begreife nicht leicht die von den Meisten erwähnten satyrähnlichen Bewegungen derselben, wenn sie ihrem Raub nachstellen, noch kennt man jetzt dergleichen Vögel. Darum wird es besser sein, über zweifellose Thiere zu sprechen."

In der Botanik beschreibt Plinius seine Pflanzen oft zu kurz und unvollständig. Meist beschränkt er sich auch darauf, den medizinischen und ökonomischen Gebrauch derselben anzugeben. Der medizinisch-praktische Theil der Encyklopädie enthält eine Unmasse sympathetischer Mittel, die freilich weniger dem Plinius als dem zunehmenden Glauben an Magie anzurechnen sind. Krankheiten werden durch Anhauchen der Stirn vertrieben, Fieber auf einen Anderen übertragen, wenn man die Nägelabschnitte in Wachs an seine Thüre klebt. Menschlicher Speichel hilft gegen Bezauberung, Zaubersprüche gegen Brandschäden, Einreibung von Menschenblut gegen Halsbräune, ein vom Blitz getroffenes Stück Holz gegen Zahnschmerzen, ein Amulet von Anemonen gegen Wechselfieber, ebenso eine Uhuzehe mit Katzenmist und dergleichen.

Ein Ausbruch des heutigen Vesuv.

Landung der Römer in Britannien.

XVIII.

Tacitus.

(54—117 n. Chr.)

„Ich ahne, und meine Ahnung täuscht mich nicht, daß Deine Geschichtsbücher unsterblich sein werden."

Plinius d. J. an Tacitus.

Die Bewohner des in Umbrien am Nar, einem Nebenflusse des Tiber, egenden Städtchens Terni, des alten Interamna, haben 1514 dem großen eschichtschreiber Cornelius Tacitus eine Bildsäule errichtet und damit das echt, denselben zu ihren Mitbürgern rechnen zu dürfen, dokumentiren wollen. s scheint jedoch, als stütze sich dasselbe nur auf einen schwachen Nachweis. er auf Aurelian folgende Kaiser M. Claudius Tacitus, dessen Regiment nur 0 Tage gedauert hat, behauptete nämlich nach des Vopiscus Zeugniß, der istoriker gleichen Namens sei sein Vorfahr, und befahl deshalb, seine Werke in len Bibliotheken aufzustellen, ja sogar jährlich zehnmal auf öffentliche Kosten ab- schreiben, damit dieselben ja nicht verloren gingen. Nun besaßen aber der Kaiser acitus und sein Bruder und Nachfolger Florianus in Interamna Grundstücke und f einem derselben wurden ihnen später Cenotaphien gestiftet, sowie man ihnen armorne, 30 Fuß hohe Standbilder in der Stadt selbst aufrichtete. Letztere rtrümmerte später ein Blitzstrahl, worauf die Wahrsager prophezeiten, es werde ch 1000 Jahren aus derselben Familie ein überaus mächtiger und weiser

Regent des römischen Staates erstehen! Der Ahnherr des Kaisers
konnte aber der Geschichtschreiber schon aus dem einfachen Grunde ni
weil, wie noch später gezeigt werden wird, seine Ehe kinderlos geblie
Mit welchem Rechte noch später ein gewisser Polemius, der im Jahre 47
Präfekt der kaiserlichen Leibgarde war, eine Verwandtschaft oder Absta
von Tacitus behaupten konnte, was der Bischof von Clermont, Sidoniu
linaris, berichtet, läßt sich nicht ermitteln.

Mehr Wahrscheinlichkeit dürfte es für sich haben, in einem von
dem Aelteren, erwähnten Cornelius Tacitus einen nahen Verwandten
Geschichtschreibers anzunehmen. Jener schreibt nämlich in Bezug auf
men vom gewöhnlichen Wachsthume der Menschen: „Ich habe in schr
Urkunden gefunden, daß auf Salamis der Sohn eines gewissen Eut
in einem Zeitraume von nur drei Jahren bis auf drei Ellen Länge heran
sen sei; dabei habe er einen langsamen Gang gehabt und sich stumpfsi
zeigt. Er wurde auch mannbar und hatte eine starke Stimme, starb al
Ablauf der drei Jahre an einer plötzlichen Kontraktheit der Gliedmaße
selbst habe unlängst beinahe alle diese Erscheinungen mit Ausnahme der
barkeit an einem Sohne des römischen Ritters Cornelius Tacitus, der
gischen Gallien Prokurator war, gesehen." Da Plinius zwischen den
45 und 52 n. Chr. in den Rheingegenden stand und der Geschichtschreib
tus um 54 geboren worden ist, so kann er leicht ein jüngerer Brud
Wunderkindes gewesen sein.

Tacitus, als dessen Vorname gewöhnlich Gajus, von der besten Ha
aber Publius angegeben wird, war etwas älter als der jüngere Plinius
dieser schreibt in einem Briefe an ihn: „Es wird für selten und merkwi
halten, daß zwei Männer von beinahe gleichem Alter und gleichem R
ander in ihren Studien unterstützt haben. In meiner frühen Jugend,
schon Deinen Namen berühmt gemacht hattest, sehnte ich mich danach,
folgen und, wenn auch in weiter Entfernung, der Nächste nach Dir zu
zu heißen." Plinius stand nach eigener Angabe im Jahre 79 im 18. J
muß demnach 62 n. Chr. das Licht der Welt erblickt haben. Des Tacitus Geb
fällt also schon hiernach in das sechste Jahrzehnt; denn Leute, „die beinah
genossen" sind, können nicht wohl zehn Jahre aus einander sein. Nun
Tacitus in seinen Historien selbst, seine Staatscarrière habe unter
begonnen; von Titus sei sein Rang erhöht worden und noch mehr von
Das unterste Staatsamt war die Quästur, und da dieselbe in der Kaiser
vor dem 25. Lebensjahre angetreten werden konnte und der Kaiser Vesp
Jahre 79 gestorben ist, so wird Tacitus nicht füglich vor 54 n. Chr. geb
den Worten des Plinius nach aber auch nicht später.

Aus verschiedenen Gründen läßt sich annehmen, daß Tacitus de
richt des seit 68 in der Hauptstadt mit außerordentlichem Erfolge die B
keit lehrenden Quintilian genossen hat. Er selbst gesteht, daß er sich
Muster der beiden Redner M. Aper und Julius Secundus gebil
„M. Aper und Julius Secundus", sagt er in seinem „Gespräch über die
„waren damals die gefeiertsten Talente des Forums und ich pflegte B

nur bei den Gerichtsverhandlungen eifrig zu hören, sondern auch im Hause und auf der Straße nicht von ihrer Seite zu weichen, erfüllt mit außerordentlichem wissenschaftlichen Trieb und mit jugendlicher Begeisterung, sodaß ich auch ihre Gespräche und Erörterungen und die Geheimnisse ihrer vertraulichen Unterhaltung zu Papier brachte." Seine Wahl war nicht schlecht; denn Aper, ein geborener Gallier, stieg durch sein rednerisches Talent bis zur Prätur empor und über Secundus urtheilt Quintilian in folgender Weise: „Hätte das Schicksal dem Julius Secundus ein längeres Leben vergönnt, so würde sein Rednername bei der Nachwelt gewiß als einer der herrlichsten glänzen, denn er erwarb sich schon und hätte sich vollkommen erworben, was seine übrigen Vorzüge noch zu wünschen übrig ließen: nämlich ein wenig mehr Streitbarkeit und eine mehr vom Ausdruck zur Sache zurückblickende Sorgfalt. Indeß auch so und mitten in seiner Bildung dahingerafft, behauptete er einen ehrenvollen Platz; so groß ist seine Wohlredenheit, so leicht und klar die Anmuth in Entwicklung seiner Gedanken, so ein reines, sanftes und glänzendes Kolorit trägt seine Diktion, so angemessen und bedeutungsvoll und wahr bleibt sein Ausdruck, selbst wenn er ihn aus der Ferne greift oder mit gefährlicher Neuerung wählt."

Daß der Jüngling bald zu schönen Hoffnungen berechtigte, sieht man daraus, daß ihm bereits in seinem 23. Jahre der treffliche Julius Agricola, der sich damals schon als Offizier und Staatsmann hervorgethan hatte und gerade im Jahre 77 bis zum Titularkonsul emporgestiegen war, seine einzige Tochter, ein, wie Tacitus selbst sagt, „damals zu ausgezeichneter Hoffnung berechtigendes Mädchen", verlobte. Die Braut wird kaum älter als 15 Jahre gewesen sein, da sie während der Quästur Agricola's in Asien geboren war. Ihre Mutter, die Römerin Domitia Decidiana, stammte aus einem sehr angesehenen Hause. Agricola hatte mit seiner Familie vor seinem Konsulate drei Jahre als Gouverneur der kaiserlichen Provinz Aquitanien zugebracht; noch während des Konsulates wurde er zum Statthalter des fernen Britanniens designirt und deshalb erfolgte die Verheirathung des jungen Paares gleich zu Anfang des Jahres 78. Die Ehe scheint eine sehr glückliche gewesen zu sein; wenigstens spricht dies aus der Achtung, mit welcher Tacitus im Leben seines Schwiegervaters seiner Frau gedenkt. Da er jedoch als die Hinterbliebenen des Agricola nur seine Schwiegermutter und deren Tochter nennt, so hatte ihm sicher bis dahin (93 n. Chr.) die Letztere keine Kinder geschenkt.

Ein Jahr später, als Agricola nach seiner Provinz abgegangen war, erfolgte die Ernennung seines Eidams zum Quästor. Man hat es nun sehr natürlich gefunden, daß Agricola seinen Einfluß in Rom dazu benutzte, um die Versetzung seines Schwiegersohnes, als Kassenbeamten an seine Seite, zu erwirken und in der Lebendigkeit und Anschaulichkeit vieler Schilderungen aus Britannien im Leben des Agricola eine Bestätigung jener Behauptung finden wollen. Zunächst aber pflegten die für die Provinzen bestimmten Quästoren nach alter Sitte unter sich über ihre Bestimmungsorte zu losen, und von Agricola selbst heißt es in der Biographie: „Das Loos ertheilte ihm als quästorische Provinz Asien, als Prokonsul den Salvius Titianus. Allerdings kam es schon während der republikanischen Zeit vor, daß den höheren Magistraten nach ihrer eigenen

Wahl Quäſtoren beigegeben wurden; doch waren dies immer nur Ausnahmen, welche bei ihrer Anwendung auf unſeren Fall noch beſonderen Wahrſcheinlichkeitsbeweiſes bedürfen. Und wenn man dieſen in der Biographie Agricola's ſuchen will, ſo finden ſich allerdings viele Stellen in dieſer Schrift, die den Gedanken an Autopſie des Verfaſſers ſehr nahe legen. Vorzüglich rechnet man dahin das 24. Kapitel, in welchem ſich Tacitus in Bezug auf Irland alſo äußert: „Irland, mitten zwiſchen Britannien und Spanien, und auch für das galliſche Meer bequem liegend, könnte zwiſchen den ſtärkſten Theilen des Reiches ein für dieſelben ſehr nützliches Verbindungsglied bilden. Seine Ausdehnung iſt geringer als die Britanniens, doch übertrifft ſie die Inſeln des Mittelmeeres alle. Boden und Klima ſowie Charakter und Sitten der Menſchen weichen nicht viel von Britannien ab und nicht zu ihrem Vortheil. Die Landungsplätze und Häfen ſind durch Handelsverbindungen und Kaufleute bekannt geworden. Agricola hatte einen durch innere Unruhen vertriebenen Häuptling aufgenommen und behielt ihn unter dem Scheine der Freundſchaft bis zu einer paſſenden Gelegenheit bei ſich. Oft hörte man ihn ſagen, man könne mit einer Legion und einem mäßigen Corps von Hülfstruppen Irland überwinden und behaupten. Und dies würde auch in Bezug auf Britannien von Vortheil ſein, wenn die römiſchen Waffen ringsum wären und man die Freiheit gleichſam den Augen entrückte.“ Wozu iſt es aber nöthig, daß Agricola ſeine Anſicht über Irland ſeinem Eidam in Britannien ſelbſt entwickelte? Beide lebten ja ſpäter von 84 bis 90 zuſammen in der Hauptſtadt, wo Agricola genug Zeit hatte, jenem nicht nur über ſeine Schickſale und Thaten die genaueſte Auskunft zu ertheilen, ſondern auch ſeine politiſchen und ſtrategiſchen Anſichten darzulegen. Außerdem darf man nicht vergeſſen, daß die Quäſtur des Tacitus nur einjährig war und daß derſelbe, weil Kaiſer Titus, dem er nach eigener Ausſage die zweite Stufe im Staatsdienſte verdankte, im Jahre 81 geſtorben iſt, bereits vor dieſem, alſo gleich nach Ablauf ſeines quäſtoriſchen Amtes, nach Rom zurückgekehrt ſein muß, um ſich um die Aedilität oder das Volkstribunat zu bewerben. Nun ſagt aber auch Tacitus zu Anfang des 24. Kapitels klar und deutlich, daß im 5. Jahre ſeines Prokonſulates (alſo 83) Agricola die Irland gegenüber liegende Küſte Englands eroberte und von da an erſt ſich mit Plänen gegen die Grüne Inſel beſchäftigte. Ueberhaupt ſcheitert an der nothwendigen Kürze des vermeintlichen Aufenthaltes in Britannien auch jeder Beweis, den man aus der draſtiſchen Lebendigkeit der Schilderung ziehen möchte. Denn dieſe ſteigert ſich gerade mit der Wichtigkeit der ſpäteren Unternehmungen Agricola's und erreicht in der glänzenden Schilderung der Schlacht am Fuße des Grampiangebirges ihren höchſten Punkt. Sollte man glauben, daß Tacitus nur nach den Berichten ſeines Schwiegervaters ſchrieb, wenn man lieſt, wie er den Marſch des römiſchen Heeres der Oſtküſte Schottlands entlang beſchreibt? „Es war ein ſchönes Schauſpiel“, ſagt er, „den Krieg gleichen Schrittes zu Waſſer und zu Lande vorrücken zu ſehen. Oft traf es ſich, daß Fußvolk, Reiterei und Seeſoldaten in einem Lager in gemiſchten Haufen und voll Fröhlichkeit ihre einzelnen Thaten und Schickſale hervorhoben. So wurden dann bald die ſchauerliche Unergründlichkeit der Wälder und Gebirge, bald das Ungeſtüm der Stürme und Fluten, hier das Land und der Feind, dort der ſich emporbürmende Ozean

mit soldatischer Prahlerei unter einander verglichen. Auch die Britannen setzte, wie man von den Gefangenen hörte, der Anblick der Flotte in Bestürzung; denn sie meinten, daß jetzt, wo das Geheimniß ihres Meeres aufgedeckt worden wäre, auch der letzte Zufluchtsort den Besiegten abgeschnitten werden würde." Eben denselben Eindruck macht z. B. die Beschreibung der auf die Hauptschlacht folgenden Stunden. „Die Sieger", heißt es, „verbrachten die Nacht in Freude über ihren Sieg und die gemachte Beute. Die Briten dagegen irrten umher, und das Jammergeschrei der Weiber mischte sich mit dem der Männer. Sie schleppten ihre Verwundeten fort, riefen die unversehrt Gebliebenen, verließen ihre Wohnungen oder zündeten sie aus Grimm mit eigener Hand an; Andere suchten Schlupfwinkel auf, um sie sofort wieder zu verlassen; Andere vereinigten sich zu gemeinsamen Maßregeln, um sich dann wieder zu trennen. Manche wurden beim Anblick der Unterpfänder ihrer ehelichen Liebe von Wehmuth ergriffen, öfter jedoch wurden sie dadurch in Wuth versetzt, und man weiß zuverlässig, daß Einige ihre Weiber und Kinder mordeten, gleichsam um ihnen Mitleid zu beweisen. Der folgende Tag gestattete einen weiteren Blick auf den Umfang des Sieges. Weit und breit herrschte Todtenstille; die Anhöhen waren verlassen; in der Ferne stieg aus den Wohnungen Rauch empor; Niemand begegnete den ausgesendeten Kundschaftern."

Endlich ist es auffällig genug, daß Tacitus da, wo er die Beschreibung Britanniens beginnt, mit keinem Worte sich auf seine Anwesenheit beruft, sondern blos Folgendes vorausschickt: „Die Lage und die Völker Britanniens, die von vielen Schriftstellern bereits beschrieben worden sind, will ich nicht schildern, weil das Land damals zuerst vollständig unterjocht worden ist. Was daher meine Vorgänger aus Mangel ausreichender Kunde schönrednerisch ausgeschmückt haben, werde ich der strengen Wahrheit gemäß berichten."

Die Regierung des finsteren Tyrannen Domitian (seit 81) lastete gleich schwer auf Agricola und Tacitus. Der eitle Monarch hatte kurz vor dem Siege Agricola's einen lächerlichen Triumph über die unbesiegten Chatten gefeiert. Es kränkte ihn, daß der Name eines Privatmannes seinen Ruhm verdunkeln sollte, und er sendete dem braven Feldherrn die triumphalischen Ehrenzeichen zugleich mit — einem Nachfolger! Agricola kehrte im Jahre 85 nach Rom zurück und lebte hier in der größten Stille und Zurückgezogenheit, um Alles zu vermeiden, was den Argwohn des Despoten steigern konnte. Dessenungeachtet schwebte er gegenüber den Beunruhigungen boshafter Bewunderer und dem gerechten Wunsche des Volkes, ihn statt unfähiger Führer an der Spitze des Heeres gegen Dacier und Germanen zu sehen, in steter Todesgefahr. Klug entsagte er dem ihm gebührenden Losen um das Prokonsulat von Asien und Afrika und bewies überhaupt, wie Tacitus sagt, „daß auch unter schlechten Fürsten große Männer zu leben vermögen und daß Nachgiebigkeit und Bescheidenheit, wenn nur Thätigkeit und Regsamkeit vorhanden ist, sich zu demselben Ruhme erheben können, wie auch die Meisten von denen, welche, über gefährliche Abgründe ihre Bahn nehmend, aber ohne Nutzen für den Staat, endlich durch einen vom Ehrgeiz diktirten Tod berühmt geworden sind."

Es sind diese Worte um so bemerkenswerther, als sie für Tacitus selbst die Richtschnur bezeichnen, die er sich, seinen Schwiegervater zum Vorbild

nehmend, bei seiner Handlungsweise befolgte. Bei dieser Selbstbeherrschung glückte es ihm auch, ohne sich zu erniedrigen, im Jahre 88 die Prätur zu erlangen. Ja, es scheint, als habe er damals in besonderer Gunst gestanden, da er in demselben Jahre sich auch in dem Kollegium der „Fünfzehnmänner" befand, einer Priesterschaft, welcher die Bewahrung und Interpretation der Sibyllinischen Bücher und die Aufsicht über den Kult Apollo's oblag. Dieser hatte aber seinen Mittelpunkt in zwei großen Festen, den Apollinarspielen und Säkularspielen, und gerade im Jahre 88 feierte Domitian die letzteren, das eigentlich nur alle 110 oder 100 Jahre wiederkehrende Jubelfest der Stadt Rom, „das", wie die Herolde riefen, „weder Jemand gesehen hat, noch jemals wieder sehen wird!" Die offizielle Kommission hatte bei dieser Gelegenheit sehr viel zu thun; denn seitdem Augustus zu der ursprünglich den unterweltlichen Göttern geltenden Feier einen neuen, seinem Lieblings- und Schutzgott, dem palatinischen Apollo, geweihten Theil hinzugefügt hatte, währte das Säkularfest drei Tage und drei Nächte! Bereits einige Tage vor dem Beginne nämlich theilten die Fünfzehnmänner auf dem Kapitole und in dem palatinischen Tempel Apollo's die zur vorhergehenden Reinigung des Volkes nöthigen Sühnmittel, bestehend in Fackeln, Schwefel und Pech, aus, während zugleich im Tempel des kapitolinischen Jupiter, des palatinischen Apollo und der Diana auf dem Aventin Weizen, Gerste und Bohnen verabreicht wurden, die das Volk als Erstlingsopfer darbrachte. Das Fest selbst begann in der Nacht, wo der Kaiser unter Assistenz des priesterlichen Comités an einer den unterirdischen Göttern heiligen Stelle auf drei Altären dem Pluto, der Proserpina und den Parzen drei schwarze Widder opferte, deren Blut auf die Altäre gegossen und deren Fleisch ganz verbrannt werden mußte, während die Menge unter Fackelschein einen neuen Hymnus sang. Am nächsten Tage fand, nachdem auf dem Kapitol dem Jupiter weiße Stiere, der Juno eine weiße Kuh geopfert worden waren, der feierliche Festzug von da nach dem Cirkus statt, worauf das Wagenrennen begann. In der nächsten und dritten Nacht wiederholten sich die auch dem Hades geltenden Opfer, und auch Tellus, die nährende Göttin der Erde, erhielt ein schwarzes Schwein und ein schwarzes Ferkel. Am zweiten Tage zogen die Matronen in Prozession auf das Kapitol, um zu Juno zu beten, und dann folgten vielleicht scenische Spiele im Theater. Am dritten Tage endlich wurde Apollo auf dem Palatium mit einem ebenfalls aus weißen Farren bestehenden Opfer bedacht, wobei dreimal neun Knaben und ebenso viele Jungfrauen in griechischer und lateinischer Sprache Hymnen zu Ehren des Gottes und seiner Schwester Diana vortrugen. Wir besitzen noch den von Horaz im Auftrag des Kaisers Augustus für diesen Zweck gedichteten Gesang. Aus demselben erhellt, daß auch bei dieser Gelegenheit die Fünfzehnmänner eine hervorragende Rolle spielten; denn es heißt dort: „Die den Aventin und Algidus bewohnende Diana läßt die Gebete der Fünfzehnmänner nicht unberücksichtigt." Tacitus erwähnt seiner Mitwirkung bei den Säkularspielen in den Annalen, indem er in Bezug auf das von Claudius gefeierte Stadtjubiläum sagt: „Auch Domitian hat Säkularspiele gegeben und ich wohnte ihnen mit um so größerer Aufmerksamkeit bei, als ich das Priesterthum der Fünfzehnmänner bekleidete und damals auch Prätor war. Ich erwähne dies nicht aus Ruhmsucht, sondern weil dem Kollegium der Fünfzehn-

Alters her diese Besorgung obliegt und weil unter ihnen vorzüglich die in
tsämtern Stehenden den Anforderungen des Ceremoniendienstes zu genügen
n."

Zwei Jahre später, also 90 n. Chr., entfernte sich Tacitus mit seiner
in aus Rom und war drei Jahre nachher, als sein Schwiegervater Agricola
, noch nicht zurückgekehrt. In der Biographie desselben schreibt er: „Außer
bitteren Schmerz über den Verlust des Vaters vermehrt es noch meine und
er Tochter Trauer, daß uns nicht das Glück zu Theil geworden ist, an
em Krankenlager zu sitzen, Dich in den letzten Stunden zu pflegen, Deinen
ick zu genießen, Dich zu umarmen. — — Wir beide haben Dich eigentlich
die eingetretene lange Abwesenheit schon vor vier Jahren verloren."

Die Frage, wo Tacitus diese lange Zeit hindurch geweilt habe, kann blos
Vermuthungen beantwortet werden. Einige meinen, er habe sich, um dem
nnen aus dem Wege zu gehen, in freiwillige Verbannung begeben. Dies
nt weder zu seinem Benehmen vor der Abwesenheit, noch nach derselben.
Gegentheil ist es viel wahrscheinlicher, daß seine Entfernung von der Haupt-
mit dienstlichen Verhältnissen zusammenhing. Ueberblicken wir nun die ge-
lichen Stufen des Staatsdienstes in der damaligen Zeit, so giebt es nur
Möglichkeiten für einen gewesenen Prätor: entweder er wurde als prätori-
Legat mit der Verwaltung einer kaiserlichen Provinz vertraut oder erhielt
egat das Kommando über eine Legion. Für beide Fälle möchten wir glau-
daß Tacitus irgendwo an der deutschen Grenze thätig war, weil seine
rmania" in viel höherem Grade eigene Anschauung voraussetzen läßt, als
„Agricola". Freilich bleibt hinsichtlich der Statthalterschaft weniger Wahl,
n Bezug auf die Germanien von allen Seiten umgürtenden Legionen; denn
Belgien hatte Gouverneure prätorischen Rangs, während in allen übrigen
rage kommenden Provinzen mehr als eine Legion stand und Konsularlegaten
dministration hatten. Möglicher Weise verwaltete daher Tacitus dieselbe
inz als Statthalter, wo sein Vater einst als Prokurator amtirt hatte. Viel-
erfuhr er auch in dieser Stellung von den merkwürdigen Abenteuern, die
aus dem an der Lippe wohnenden germanischen Stamme der Usipier ausge-
ne Hülfskohorte seit 83 bestanden hatte. Nach Britannien übergeschifft,
n diese wilden Natursöhne im Sommer dieses Jahres, wo Agricola über
Firth of Forth nach Norden vordrang, bei passender Gelegenheit ihren
tmann und die ihm zum Exerziren beigegebenen römischen Soldaten er-
et, worauf sie sich dreier Kriegsschiffe bemächtigten und auf gut Glück nach
en an der Küste hinabfuhren. An verschiedene Punkte verschlagen und über-
ur mit Gewalt den nöthigen Proviant von den Briten sich erkämpfend, ge-
en sie endlich in solche Noth, daß sie erst ihre schwächsten Gefährten
dann die durch das Loos Getroffenen schlachteten und verzehrten. Zuletzt
erte ein Theil an der deutschen Küste der Ostsee, der andere an der der Nord-
die Sueven und Friesen behandelten sie als Seeräuber und verkauften sie
e Sklaverei. Einige von ihnen gelangten auf dem Wege des Sklavenhan-
bis an die römisch-germanische Grenze, und so kam die erste Kunde von
Verschwundenen zu den Römern.

Agricola hatte, um seinem Testamente der Habsucht des Kaisers gegenüber Geltung zu verschaffen und die Seinigen vor der Ungnade desselben zu sichern, Domitian zum Miterben seiner Frau und Tochter eingesetzt, ein Akt, durch den man auch schon früher unter guten Kaisern seine Ergebenheit an den Tag zu legen gepflegt hatte. Das Vermögen war bedeutend und der Tyrann verhehlte seine Freude nicht. „So blind und durch ewige Schmeichelei verdorben war sein Gemüth", schreibt Tacitus, „daß er nicht wußte, wie von einem guten Familienvater nur der schlechte Fürst zum Erben ernannt wird!" Uebrigens wurde Domitian in den letzten Jahren so mißtrauisch und grausam, daß trotz des vielleicht gesteigerten Wohlwollens gegen Tacitus dieser wol alle seine Besonnenheit und Mäßigung aufbieten mußte, um selbst dem Schicksale so vieler Unschuldigen zu entgehen. Wenn er aber, sich scheinbar selbst anklagend, dem früher abgeschiedenen Agricola nachruft: „Bald führten unsere Hände den Helvidius ins Gefängniß; uns erschütterte der Anblick des Mauricius und Rusticus, uns bespritzte Senecio mit seinem unschuldigen Blute", so darf man hieraus keineswegs schließen, Tacitus habe sich durch die Macht der Umstände über die Grenzen stummer Resignation hinaustreiben lassen. Unter dem „wir" meint er den servilen römischen Senat, dem er angehörte, und aus Plinius' Briefen wissen wir, daß allerdings während einer Senatssitzung ein gewisser Certus Publicius Hand an Helvidius Priscus legte. Wäre Tacitus selbst dabei auf Seite des Angreifers gewesen, so hätte ihm doch Plinius keine größere Kränkung zufügen können, als ihm in einem Briefe sein erfolgreiches Auftreten gegen Certus nach Domitian's Tode ausführlich zu schildern. Und er that es noch dazu auf besonderen Wunsch seines Freundes Tacitus!

Im September 96 fiel Domitian. Rom athmete wieder auf, vom drückenden Alpe befreit. Auch Tacitus begrüßte die neue Aera mit Freude und neuer Lust zum Leben und zur Wissenschaft. Der wohlwollende Nerva verlieh ihm gleich im Jahre darauf die Würde eines Titularkonsuls. Aus Plinius' Briefen erfährt man, daß Tacitus während dieses glänzenden Scheinamtes dem dreimaligen Konsul Verginius Rufus, den der Kaiser durch ein auf öffentliche Kosten veranstaltetes Begräbniß ehrte, die Lobrede auf dem Forum hielt. Er schreibt: „Das Leichenbegängniß dieses Mannes hat dem Kaiser, dem Jahrhunderte, sowie auch dem Forum und der Rednerbühne gleich große Ehre eingebracht. Die Lobrede hielt der Konsul Cornelius Tacitus. Dieser beredteste Lobredner setzte dem Glücke des Verstorbenen noch die Krone auf." Der Ruf seiner Beredsamkeit fesselte übrigens auch einen Kreis junger, strebsamer Leute an seine Person, die seinen Worten lauschten. Auch dies wird von Plinius angedeutet, der ihn in einem Briefe bittet, für die neu zu errichtende Lehranstalt in Como Lehrer in Vorschlag zu bringen. „Ich trage Dir also auf", schreibt er, „und bitte Dich so inständig, als es der Gegenstand erfordert, unter der Menge der jungen Gelehrten, welche die Bewunderung Deines Geistes um Dich versammelt hat, Dich nach Lehrern umzusehen, denen ich etwa Anträge machen könnte, jedoch mit der Bedingung, daß ich mich gegen keinen verbindlich mache."

Seine Rednergabe bethätigte Tacitus auch unter Trajan im Jahre 100. Die Provinz Afrika hatte ihren gewesenen Prokonsul, Marius Priscus, einen

und Bergewaltiger nach Verres' Art, beim Senate verklagt. Jener
r versucht, seinen Prozeß auf das privatrechtliche Gebiet hinüberzu-
wo es sich einfach um den Ersatz erpreßter Summen gehandelt hätte.
ersetzten sich Plinius und Tacitus, welche der Senat zu Anwälten der
Provinzialen bestellt hatte, und die Untersuchung ward in Gegenwart
rs vom Senate weiter geführt. Plinius selbst sprach fünf Stunden
citus „mit außerordentlicher Beredsamkeit und mit der ihm eigenthüm-
irde." Schließlich wurde Marius aus Stadt und Italien verbannt und
ng von 700,000 Sesterzen verurtheilt; Tacitus und Plinius bekamen
und eifrige Ausführung ihres Auftrages eine besondere Anerkennung.
chricht ist die späteste, die wir über das Leben des Tacitus besitzen.

Plinius der Jüngere auf der Eberjagd.

Tacitus befreundet war der im Jahre 101 zum Titularkonsul er-
abius Justus. Ihm widmete er den Dialog über die Redner. Eben
cheint ihm Asinius Rufus gestanden zu haben, von dem Plinius an
s schreibt: „Wenn ich irgend etwas Vernünftiges thue, so ist's gewiß
ich den Asinius Rufus ganz besonders liebe. Er ist ein ausgezeichneter
er alle rechtschaffenen, tüchtigen Männer liebt. Warum sollte ich mich
unter diese zählen? Er ist ein vertrauter Freund von Cornelius
Du weißt ja, was für ein Mann dies ist). Wenn Du also uns Bei-
han bist, so mußt Du auch gegen Rufus gleiche Gesinnung hegen, da
hheit des Charakters das stärkste Band der Freundschaft ist." Auch
ar zugleich ein Freund des jüngeren Plinius, der uns über seine

Agricola hatte, um seinem Testamente der Habsucht des Kaisers gege
Geltung zu verschaffen und die Seinigen vor der Ungnade desselben zu s
Domitian zum Miterben seiner Frau und Tochter eingesetzt, ein Akt, dur
man auch schon früher unter guten Kaisern seine Ergebenheit an den T
legen gepflegt hatte. Das Vermögen war bedeutend und der Tyrann ve
seine Freude nicht. „So blind und durch ewige Schmeichelei verdorben w
Gemüth", schreibt Tacitus, „daß er nicht wußte, wie von einem guten Fa
vater nur der schlechte Fürst zum Erben ernannt wird!" Uebrigens
Domitian in den letzten Jahren so mißtrauisch und grausam, daß trotz de
leicht gesteigerten Wohlwollens gegen Tacitus dieser wol alle seine Beson
und Mäßigung aufbieten mußte, um selbst dem Schicksale so vieler U
digen zu entgehen. Wenn er aber, sich scheinbar selbst anklagend, dem
abgeschiedenen Agricola nachruft: „Bald führten unsere Hände den H
ins Gefängniß; uns erschütterte der Anblick des Mauricius und Rustic
bespritzte Senecio mit seinem unschuldigen Blute", so darf man hieraus
wegs schließen, Tacitus habe sich durch die Macht der Umstände über di
zen stummer Resignation hinaustreiben lassen. Unter dem „wir" meint
servilen römischen Senat, dem er angehörte, und aus Plinius' Briefe
wir, daß allerdings während einer Senatssitzung ein gewisser Certus P
Hand an Helvidius Priscus legte. Wäre Tacitus selbst dabei auf S
Angreifers gewesen, so hätte ihm doch Plinius keine größere Kränkung
können, als ihm in einem Briefe sein erfolgreiches Auftreten gegen Cert
Domitian's Tode ausführlich zu schildern. Und er that es noch dazu
sonderen Wunsch seines Freundes Tacitus!

Im September 96 fiel Domitian. Rom athmete wieder auf, vom
den Alpe befreit. Auch Tacitus begrüßte die neue Aera mit Freude un
Lust zum Leben und zur Wissenschaft. Der wohlwollende Nerva verli
gleich im Jahre darauf die Würde eines Titularkonsuls. Aus Plinius'
erfährt man, daß Tacitus während dieses glänzenden Scheinamtes de
maligen Konsul Verginius Rufus, den der Kaiser durch ein auf öf
Kosten veranstaltetes Begräbniß ehrte, die Lobrede auf dem Forum hie
schreibt: „Das Leichenbegängniß dieses Mannes hat dem Kaiser, dem Je
derte, sowie auch dem Forum und der Rednerbühne gleich große Ehre eing
Die Lobrede hielt der Konsul Cornelius Tacitus. Dieser beredteste Lo
setzte dem Glücke des Verstorbenen noch die Krone auf." Der Ruf seiner
samkeit fesselte übrigens auch einen Kreis junger, strebsamer Leute an seine
die seinen Worten lauschten. Auch dies wird von Plinius angedeutet,
in einem Briefe bittet, für die neu zu errichtende Lehranstalt in Come
in Vorschlag zu bringen. „Ich trage Dir also auf", schreibt er, „und bi
so inständig, als es der Gegenstand erfordert, unter der Menge der jun
lehrten, welche die Bewunderung Deines Geistes um Dich versammelt ho
nach Lehrern umzusehen, denen ich etwa Anträge machen könnte, jedoch
Bedingung, daß ich mich gegen keinen verbindlich mache."

Seine Rednergabe bethätigte Tacitus auch unter Trajan im Jah
Die Provinz Afrika hatte ihren gewesenen Prokonsul, Marius Priscus

ampyr und Vergewaltiger nach Verres' Art, beim Senate verklagt. Jener
atte aber versucht, seinen Prozeß auf das privatrechtliche Gebiet hinüberzu-
ielen, wo es sich einfach um den Ersatz erpreßter Summen gehandelt hätte.
)em widersetzten sich Plinius und Tacitus, welche der Senat zu Anwälten der
agenden Provinzialen bestellt hatte, und die Untersuchung ward in Gegenwart
s Kaisers vom Senate weiter geführt. Plinius selbst sprach fünf Stunden
ng, Tacitus „mit außerordentlicher Beredsamkeit und mit der ihm eigenthüm-
hen Würde." Schließlich wurde Marius aus Stadt und Italien verbannt und
r Zahlung von 700,000 Sesterzen verurtheilt; Tacitus und Plinius bekamen
lr treue und eifrige Ausführung ihres Auftrages eine besondere Anerkennung.
)iese Nachricht ist die späteste, die wir über das Leben des Tacitus besitzen.

Plinius der Jüngere auf der Eberjagd.

Mit Tacitus befreundet war der im Jahre 101 zum Titularkonsul er-
annte Fabius Justus. Ihm widmete er den Dialog über die Redner. Eben
) nahe scheint ihm Asinius Rufus gestanden zu haben, von dem Plinius an
undanus schreibt: „Wenn ich irgend etwas Vernünftiges thue, so ist's gewiß
as, daß ich den Asinius Rufus ganz besonders liebe. Er ist ein ausgezeichneter
Mann, der alle rechtschaffenen, tüchtigen Männer liebt. Warum sollte ich mich
icht auch unter diese zählen? Er ist ein vertrauter Freund von Cornelius
acitus (Du weißt ja, was für ein Mann dies ist). Wenn Du also uns Bei-
en zugethan bist, so mußt Du auch gegen Rufus gleiche Gesinnung hegen, da
ie Gleichheit des Charakters das stärkste Band der Freundschaft ist." Auch
abius war zugleich ein Freund des jüngeren Plinius, der uns über seine

eigenen innigen Beziehungen zu Tacitus an vielen Stellen in seinen Briefen Aufklärung verschafft. Plinius, als der Jüngere, gesteht dem Freunde, daß er schon von früher Jugend an sich vorgenommen habe, seinem Vorbilde zu folgen; „es lebten damals", sagt er, „noch viele der ausgezeichnetsten Köpfe, aber nach der Aehnlichkeit unserer Charaktere däuchtest Du mir der Nachahmbarste, der Nachahmungswürdigste zu sein." Sie tauschen beide ihre Ansichten und Urtheile über allgemeine wissenschaftliche Fragen aus, sie übersenden sich aber auch gegenseitig ihre literarischen Produkte zur Durchsicht und freundschaftlichen Kritik. „Ich will die Rolle des Lehrers spielen", schreibt Plinius nach vorausgeschickter Entschuldigung, „und über Dein Buch das Recht ausüben, welches Du mir gegeben hast, und dies um so freimüthiger, als ich Dir einstweilen nichts von mir schicken werde, woran Du Dich rächen könntest." Und ein anderes Mal: „Ich habe Dein Buch gelesen und mit der möglichsten Sorgfalt angemerkt, was nach meiner Meinung geändert oder ausgestrichen werden sollte. Denn ich bin ebenso gewohnt, die Wahrheit zu sagen, als Du, sie gern zu hören. Auch läßt sich Niemand geduldiger tadeln, als wer am meisten gelobt zu werden verdient. Jetzt erwarte ich mein Buch mit Deinen Anmerkungen. Wie angenehm, wie schön ist dieser Tausch! Wie bin ich erfreut, daß, wenn ja die Nachwelt sich um uns kümmert, man überall erzählen wird, in welcher Eintracht, Herzlichkeit und Treue wir zusammen gelebt haben. Es wird als selten und merkwürdig angesehen werden, daß zwei Menschen von beinahe gleichem Alter, von einigem Rufe in der Wissenschaft (da ich zugleich von mir rede, so bin ich genöthigt, mich auch über Dich gemäßigter auszudrücken) einander in ihren Studien unterstützt haben." Daneben kommen auch Briefe vor, in denen von geringfügigeren Dingen die Rede ist. Tacitus war Liebhaber der Jagd und Plinius schreibt ihm daher einmal: „Du wirst lachen. Lache nur; ich, den Du kennst, habe drei wilde Schweine gefangen und zwar prächtige. „Du selbst?" Ja, ohne jedoch aus meiner gemächlichen Ruhe zu treten. Ich saß bei den Netzen, neben mir nicht Jagdspieß oder Speer, sondern Griffel und Schreibtafel. Ich durchdachte etwas und schrieb es nieder, um, wenn auch mit leerer Hand, doch mit voller Tafel heimzukommen. — — Also, wenn Du jagst, führe auf meine Gefahr nicht nur den Brotkorb und das Fläschchen, sondern auch die Schreibtafel bei Dir und Du wirst finden: Minerva schweift in den Bergen so gut als Diana." Plinius besaß eine gute Portion Eitelkeit; aber in seinem Eifer, es dem viel tieferen und tüchtiger begabten Freunde gleich zu thun, vergaß er doch nie — und dies zeugt für seine Herzensgüte und Redlichkeit — die Superiorität desselben freudig anzuerkennen." Nicht blos läßt er der bekannten Beschreibung vom Tode seines Onkels die Worte vorausgehen: „Du bittest mich um eine Beschreibung des Todes meines Onkels, um sein Ende der Nachwelt desto treuer überliefern zu können. Ich danke Dir; denn ich weiß, daß seinen Tod, von Dir geschildert, unsterblicher Ruhm erwartet. Wiewol er bei dem schrecklichen Ereignisse umkam, das die schönsten Gegenden der Erde verheerte, und er durch diesen merkwürdigen Unglücksfall, wie Völker und Städte, gleichsam ewig leben wird, wiewol er selbst mehrere Werke von bleibendem Werthe geschrieben hat: so wird doch die Unsterblichkeit Deiner Schriften viel

zu seiner Verewigung beitragen"; sondern er ersuchte ihn auch, eine Episode größerer Wichtigkeit aus seiner politischen Thätigkeit hervorzuheben, und spricht seine bescheidene Unterordnung in folgender Weise aus: „Ich ahne, und meine Ahnung täuscht mich nicht, daß Deine Geschichtsbücher unsterblich sein werden. Um so mehr — ich gestehe es offen — wünsche ich eine Stelle in denselben zu finden. Denn wenn es uns am Herzen zu liegen pflegt, daß der Künstler, welcher unser Bild fertigt, so trefflich als möglich sei, müssen wir nicht auch wünschen, daß unsere Handlungen einen Schriftsteller und Lobredner wie Dich finden? Ich bezeichne Dir also einen Punkt und obgleich derselbe, als in den öffentlichen Urkunden befindlich, Deiner Aufmerksamkeit nicht entgehen kann, so bezeichne ich Dir ihn doch, damit Du Dich desto eher überzeugest, wie angenehm es mir sein wird, wenn Du ihn, da der Werth der That durch die Gefahr gewachsen ist, mit Deinem Geiste, mit Deinem Zeugnisse rechtfertigest." Trotz der inneren Verschiedenheit der beiden Naturen gewöhnten sich aber auch bald die Leute daran, die neidlos neben einander dem höchsten Ziele zustrebenden Freunde nicht weit von einander zu trennen. Plinius hebt es voll Freude hervor, daß sie in Testamenten, wenn nicht der Verstorbene ein ganz besonderer Freund des Einen war, mit gleichen Legaten und wenigstens zusammen bedacht wurden. Nie aber gesteht Plinius, ein größeres Vergnügen empfunden zu haben, als darüber, daß ihm einst Tacitus erzählte: „Ich saß bei den letzten circensischen Spielen neben einem römischen Ritter und nachdem wir über verschiedene und auch wissenschaftliche Gegenstände uns unterhalten hatten, fragte er mich, ob ich aus Italien wäre oder aus der Provinz. Ich antwortete: Du kennst mich und zwar aus meinen Schriften. Hierauf sagte jener: Dann bist Du entweder Tacitus oder Plinius!"

Die schriftstellerische Thätigkeit des Tacitus scheint sich bis zum Tode Domitian's nur auf Reden beschränkt zu haben, von denen nichts auf uns gekommen ist. Aber wenn er Reden von sich früher herausgegeben hat, so möchte man immer glauben, daß nicht einmal dies während der Regierung dieses Kaisers stattfand. Denn er selbst sagt im Leben Agricola's von dieser Zeit: „Wir hätten auch das Gedächtniß mit der Stimme verloren, wenn Vergessen ebenso in unserer Gewalt stände, als Schweigen. — — Nur Wenige haben, um mich so auszudrücken, nicht Andere, sondern ihr eigenes Ich überlebt, nachdem aus der Mitte unseres Lebens so viele Jahre verloren gegangen sind, in denen die jungen Leute bis an das Greisenalter, die Aelteren beinahe bis an die äußerste Grenze des Lebens kamen und zwar unter Stillschweigen."

Gegen Ende des Jahres 97 erschien zunächst die Biographie des Agricola, seines Schwiegervaters. Die Tendenz dieser Schrift giebt Tacitus selbst in folgenden Worten an: „Dieses Buch, dem ehrenvollen Andenken meines Schwiegervaters gewidmet, wird als Beweis kindlicher Liebe gelobt werden oder Nachsicht finden." Kaum jemals hat ein literarisches Denkmal seinem Zwecke in so für alle Zeiten mustergiltiger Weise entsprochen. Als eine ernste, stille Wehmuth, wie sie eines edeln und männlichen Charakters würdig ist, zieht sich jene Pietät durch das ganze Lebensgemälde hin, und der eigentlich historische Inhalt wirkt auf den Leser schwächer, als der das Gemüth so ansprechende Totaleindruck, den

die rein menschliche Natur des Helden, in dem sich die moralische Persönlichkeit des Verfassers selbst gleichsam abspiegelt, hervorbringt. Man erblickt hier nichts Gemachtes, keine Schönrednerei, sondern wird von der inneren geistigen Verwandtschaft, die sich zwischen Eidam und Schwiegervater gebildet hat, überzeugt. „Ich will nicht die Bildnisse aus Marmor und Erz verwerfen", heißt es am Schlusse der Biographie, „aber wie die Gesichtszüge der Menschen, so sind die Abbilder der Gesichtszüge hinfällig und vergänglich; die Gestalt des Geistes dagegen ist ewig und man kann sie festhalten und darstellen, nicht durch fremden Stoff und fremde Kunst, sondern auch durch die eigenen Sitten. Was wir an Agricola geliebt, bewundert haben, ist bleibend und wird fortdauern in den Gemüthern der Menschen für alle Zeiten. Denn viele der Alten werden, wie Unberühmte und Ruhmlose, in Vergessenheit sinken; Agricola dagegen wird fortleben, weil die Nachwelt von ihm erzählt und berichtet bekommt."

Für die Abfassungszeit der „Germania" besitzen wir ebenfalls einen sicheren Anhaltepunkt, da in derselben in Bezug auf die Dauer der Kriege mit den Deutschen das zweite Konsulat Trajan's erwähnt wird. Dieses fällt aber mit der Thronbesteigung des Kaisers im Jahre 98 zusammen, und da sein drittes Konsulat zwei Jahre später begann, so erhält man ziemlich sicher das Jahr 99 als das der Veröffentlichung. Die Schrift verbreitet sich zunächst über die natürlichen Verhältnisse Deutschlands, geht dann auf die Eigenthümlichkeit seiner Bewohner über und giebt endlich eine Uebersicht der verschiedenen Stämme. Wiewol Tacitus die zuverlässigsten Quellen benutzte, von denen er jedoch nur Cäsar nennt, so würde das Interesse, welches ihn gerade an unser Vaterland fesselte, kaum einen so hohen Grad erreicht haben, wenn er Land und Leute nicht aus eigener Anschauung kennen gelernt hätte. Besonders aber war es das kräftige Naturleben, die unverdorbenen Zustände des Landes und Volkes gegenüber der Ueberfeinerung und Verschrobenheit der römischen Nation, was ihn anzog und in dessen Schilderung er vielleicht unbewußt dem civilisirten Geschlechte einen Spiegel vorhielt, in dem dasselbe sehen konnte, wie weit es bereits von der Natur abgewichen wäre. Deutliche Merkmale sind es z. B., wenn er in Bezug auf die vermeintliche Armuth des Landes an edlen Steinen schreibt: „Ich bin in Zweifel, ob die Götter aus Zorn oder aus Gnade den Einwohnern Gold und Silber versagt haben"; oder wenn er noch bitterer in Hinsicht auf die sittlichen Zustände sagt: „Denn Niemand lacht dort über Laster, auch schreibt man nicht das Verführen und Verführtwerden auf Rechnung des herrschenden Zeitgeistes." Trotz seiner Vorliebe für das fremde germanische Wesen ist Tacitus indeß keineswegs blind gegen dessen Schattenseiten. Ebensowenig verleugnet er den nationalen Standpunkt des Römers und vergißt die dem Vaterlande schuldige Achtung. Recht schroff tritt dies z. B. in einer Aeußerung über den von den Angrivariern und Chamaven gegen die Bructerer geführten Vernichtungskampf hervor. „Möge doch ja", heißt es dort, „unter jenen Volksstämmen bleiben und fortdauern, wenn nicht Liebe zu uns, so doch gegenseitiger Haß; denn, wenn Gefahren dem Reiche drohen, kann uns das Glück nichts Wichtigeres verleihen, als Zwietracht unter den Feinden." Manches Auffällige und Uebertriebene in Bezug auf Klima, Bodenbeschaffenheit und Kultur findet übrigens

auch unter den Urtheilen des Tacitus seine Erklärung in der durch die Milde seines Himmels und die Reize seiner Natur bedingten Verwöhnung des Südländers.

Das „Gespräch über die Redner", eine in jeder Hinsicht vortreffliche Vergleichung der monarchischen Beredsamkeit mit der republikanischen, hat man früher hartnäckig dem Tacitus abgesprochen, während man jetzt aus inneren und äußeren Gründen seine Echtheit anerkennt. Es gehört ungefähr derselben Zeit an, wie die beiden vorigen Werke.

Aus einer Aeußerung im „Agricola" geht hervor, daß damals Tacitus bereits mit dem Plane umging, eine Geschichte des römischen Staates unter Domitian und Nerva zu verfassen. Bei der Arbeit selbst ging er aber auf das Jahr 69 zurück und schloß mit dem Tode Domitian's, so daß also die „Historien" eigentlich eine Geschichte der Flavischen Dynastie bilden. Das Werk scheint aus 14 Büchern bestanden zu haben, von denen wir 4 ganz und vom 5. nur einen Theil besitzen. Die Regierungszeit Nerva's und Trajan's zu bearbeiten behält er sich nach der Einleitung dieses Werkes auf eine spätere Zeit vor; doch hinderte ihn der Tod an der Ausführung dieses Vorhabens.

Tacitus.

Dagegen hatte er nach der Vollendung der Historien seine Aufmerksamkeit der früheren Kaiserzeit zugewendet und die mit dem Tode August's beginnenden Annalen zu schreiben angefangen. Daraus, daß er in denselben die Vorrückung der römischen Ostgrenze bis zum Persischen Meerbusen erwähnt, was um 115 n. Chr. geschah, ist ersichtlich, daß das Werk nach diesem Zeitpunkte erschienen ist. Bis zu Anfang des 16. Jahrhunderts kannte man nur das 11., 12.—15. und die erste Hälfte vom 16. oder letzten Buche; da wurden im westfälischen Kloster Corvey die sechs ersten Bücher entdeckt, deren Handschrift sich jetzt in Florenz befindet. Der Stoff selbst, der sich über einen längeren Zeitraum erstreckte, als die Historien, und keine natürlicheren Anhaltepunkte darbot, nöthigte ihn zur Einhaltung einer streng chronologischen Anordnung.

Die Grundanschauung des Tacitus ist die echt römische. Demgemäß hatte nach ihm der gebildete Mann aus guter Familie seinen Beruf in der Bethätigung am Staatsleben zu suchen und, den Anforderungen der Zeit entsprechend, die Philosophie nur als geistiges Bildungsmittel zu betrachten. Dessenungeachtet hatte er

sich so weit in die philosophischen Systeme vertieft, daß er keinem derselben [illegible] schließlich huldigte, sondern sich eine eigene Ansicht zu bilden bemüht war. [illegible] Tugend betrachtete er als das höchste Gut. Soviel er aber auch sonst über [illegible] wichtigsten Fragen der Menschheit und über den letzten Grund der Welt[illegible] eignisse nachgedacht haben mag: in seiner religiösen Weltanschauung herrs[illegible] viel Unklarheit und Unsicherheit. Zwar spricht er sich sehr entschieden gegen [illegible] Verachtung der vaterländischen Götter aus; aber es ist ihm mit deren Ver[illegible] regierung kein rechter Ernst, und stillschweigend läßt er erkennen, daß er die Auf[illegible] rechterhaltung der Volksreligion nur der ethischen Wirkung wegen wünsch[illegible] Auch mit seinem Wunderglauben weiß man nicht, was man machen soll. Auf der einen Seite scheint er anzunehmen, daß außerordentliche Ereignisse durch Vorzeichen verkündet würden, und doch spottet er des gemeinen Aberglaubens, der in jeder auffälligen Begebenheit eine Vorbedeutung erblickt. Gerade verhält er sich den Voraussetzungen der Astrologie gegenüber. Die lügnerischen Sterndeuter selbst nennt er „eine den Mächtigen ungetreue, den Hoffenden trügliche Menschenklasse, die in unserem Staate immer verboten werden, aber auch immer wieder beibehalten werden wird." Andererseits kann er sich doch dem Glauben an den Einfluß der Konstellation auf die Schicksale der Menschen nicht entziehen; denn nachdem er z. B. erzählt hat, daß bei der Entfernung des Kaisers Tiberius aus Rom Sternkundige versichert hätten, er werde nicht wieder in die Hauptstadt zurückkehren, fährt er fort: „Bald sollte das kurze Zusammengrenzen zwischen Wissenschaft und Irrthum klar werden und wie das, was Wahrheit war, sich in Dunkelheit hüllte. Denn daß er nicht in die Stadt zurückkehren würde, das sagte man nicht so von ungefähr", u. s. w. Sein Schwanken über das Eingreifen einer höheren Macht beweist am auffallendsten eine andere Stelle, wo er, in Bezug auf die Prophezeiungen des Thrasyllus, sagt: „Wenn ich Dieses und Aehnliches höre, so bleibt mein Urtheil ungewiß, ob die Geschicke der Sterblichen vom Verhängniß und von einer unabänderlichen Nothwendigkeit bestimmt werden oder vom Zufalle." Natürlich konnte bei dieser Unklarheit über die Vorsehung die Freiheit des menschlichen Willens auch keinen sicheren Halt bekommen. Am bezeichnendsten hierfür ist folgender Ausspruch: „Es zwingt mich das Erwähnte zur Unentschiedenheit darüber, ob in dem Schicksale und dem Loose der Geburtsstunde, wie das Uebrige, so auch der Fürsten Hinneigung zu dem Einen, ihr Widerwille gegen einen Anderen, oder ob nicht vielmehr etwas auch in unserer Selbstbestimmung liege und es uns frei stehe, zwischen starrem Trotz und entehrender Dienstbarkeit einen von Ehrgeiz wie von Gefahren freien Wandel durchzuführen." Viel Entschuldigung für das Zweifeln an der göttlichen Gerechtigkeit liegt freilich für den Geschichtschreiber in den unglücklichen Zeitverhältnissen. Er mußte sehen, wie das Prinzipat mit der Unwiderstehlichkeit des Fatums um sich griff, und wie das Edelste, das sich ihm in den Weg stellte, zermalmt wurde, während die gewaltthätigen, grausamen Despoten und ihre schändlichen Trabanten erst sehr spät oder nie die Strafe ereilte. Dies erfüllte ihn mit wehmüthiger Trauer über den Untergang der Republik.

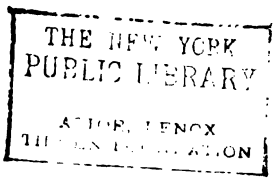
Dennoch war Tacitus nicht so kurzsichtig, über dem Ideal der alten Zeit und ihrer Freiheit die durch die Entartung der Bürger zur Nothwendigkeit

gewordene Monarchie für einen blos vorübergehenden Zustand zu halten und die Wiederherstellung der Republik für möglich anzunehmen. Freilich erscheint ihm die Monarchie auch nur als nothwendiges Uebel, in das man sich mit Resignation fügen muß, und das Höchste, was man unter solchen Umständen wünschen kann, ist ihm eben ein guter Fürst. Schlagend weist er aber auch an einzelnen Regenten nach, wie dieselben durch die Niederträchtigkeit und Schmeichelei ihrer Umgebung und des Senates sich immer weiter aus den Schranken der Selbstbeherrschung drängen ließen, wie der Lohn jener Servilität nur in der Verachtung von Seiten des Verirrten bestand, wie die Sünden gegen den Staat der Gewalthaber eigenes Unglück und Verderben herbeiführten, das auch die Werkzeuge des Unrechts in seinen Strudel hinabzuziehen pflegt. Schon hieraus erkennt man, daß sich der Historiker des erziehenden ethischen Moments, das in der Geschichte liegt, wohl bewußt war. Sagt er doch selbst noch mit Beziehung auf des Tiberius Zeit: „Einzelne Stimmen anzuführen liegt nicht in meiner Absicht, wenn sie nicht auf eine löbliche oder ganz besonders schimpfliche Weise sich auszeichnen, und, wie ich glaube, besteht darin die Hauptaufgabe der Annalen, daß Verdienste nicht verschwiegen bleiben und Schlechtigkeit in Wort und That sich vor der Nachwelt und vor Schande fürchte.

Zwei Eigenschaften befähigten aber Tacitus, wie keinen Anderen, das historische Richteramt zu üben: sein psychologischer Scharfblick und die Hoheit seiner ethischen Gesinnung. Während bei Livius die Thatsachen nur um des zu erreichenden Effektes willen Interesse haben, spürt Tacitus immer tiefer den inneren Triebfäden der Handlungen nach. Anatomisch genau zergliedert er die Zustände und Vorgänge in der Seele der handelnden Personen und wie der Heuchelei unter seiner Hand die Maske entfällt, so liegen die geheimsten Willensregungen des verschlossenen Tyrannen vor seinem durchdringenden Blicke offen da. Ernst und erhaben steht er über den tragischen Katastrophen der Menschenwelt, wie an dem wild aufschäumenden See, dessen Wellen nicht einmal seinen Fuß bespritzen. Er will eigentlich nur objektiv, durch die Gewalt der Thatsachen wirken; aber doch merken wir, auch unausgesprochen, sein Gefühl, sein Urtheil durch jede Erzählung durchklingen, fühlen uns dann mit fortgerissen und geben uns unter dem, wenn auch einseitigen, Maßstabe des Meisters gefangen. „Das Geschichtswerk des Tacitus", sagt Bernhardy, „ist entfernt von der ruhigen Einfalt und Totalität der antiken Historie, von der räumlichen Entfaltung und malerischen Anordnung historischer Massen, worin sich die Leistungen der griechischen und römischen Vorgänger bewegten, dagegen begründet und vollendet durch das Talent der psychologischen Charakteristik, welche mit den scharfen, gedrungenen, oft grellen Farben einer sentimentalen Reflexion die bedeutendsten Gestalten zeichnet und in den energischen Momenten einer dramatischen Bilderwelt in rascher Fülle vorüberführt. Eine solche Symbolik und Philosophie der Geschichte, ein solches Uebergewicht der Kombination über den objektiven Gang des Vortrags erfüllt die Berichte des Tacitus mit dem frischen Glanze der lebendigen Gegenwart und umgiebt seine Beobachtungen und Ideen mit der humanen Anziehungskraft einer allgemeinen Giltigkeit, so daß er mehr der modernen Bildung als den schlichten Formen des Alterthumes geistesverwandt

zu sein scheint. Aber eine ganz verschiedene Beurtheilung erfordert die Neuheit seiner Diktion, welche wenig von den gewohnten Umrissen der silbernen Latinität abweichen würde, wenn nicht der Historiker sie dem Pathos seiner Empfindung, der Präzision, der Charakterzeichnung und den Schattirungen des schnellen Vortrages unterwürfig gemacht hätte. Indem nun Tacitus den lebhaften Ton des poetischen Styls, bedingt durch die Würde des verschollenen Archaismus, vorherrschen ließ, sodann das Gesetz der körnigen, gedankenreichen Kürze, vereint mit der Willkür eines auf drastische Gewalt hinzielenden Gemüths, zur Anwendung brachte, schuf er sich eine neue Sprache zum phantastischen Organ seiner seelenvollen Denkart, sinnreich zwar und tief berechnet, sowol für Erweiterung der Sprachschätze, als für die Leistungen der historischen Kunst, aber unabhängig von aller Norm über die billigen Grenzen hinausgeführt."

Ueber den Nutzen des Tacitus für die reifere Jugend drückt sich ein bewährter Schulmann in folgender Weise aus: „Der beweist Sinn für Recht und Pflicht, einen Sinn, der aller Schlaffheit abhold ist, wer Geschmack an Tacitus findet. Eines Mannes würdig ist Tacitus' Sprache; so kann er auch seine jungen Leser zu Männern bilden. Wer gemeinen Gedanken nachhängt, wer nur nach Vergnügen jagt, mit dem mag er nichts gemein haben. Wer dagegen mit ihm lange Gemeinschaft gepflogen hat, der gewinnt dieselbe Bildung, wie wenn er in der Nähe und im Umgange eines bejahrten Mannes gelebt hätte, den seine vielfachen Lebenserfahrungen zur Reife im Urtheil und in der Weisheit gebracht haben. Er ist ferner ein Feind aller Flüchtigkeit; nie also wird derjenige großen Gefallen an ihm finden, der bloße Erholung sucht. Mögen andere römische und griechische Autoren anmuthige Punkte, weiche und einladende Ruheplätzchen darbieten, mögen sie uns durch grüne und blumige Auen geleiten: wer dem Tacitus sich nähern darf, betritt gleichsam einen ehrwürdigen und schaurigen Hain. Er fühlt sich von Bewunderung durchdrungen, sieht sich gestärkt zur Uebernahme alles Großen und Nützlichen."


THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

Göll, „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Claudius Ptolemäus auf der Sternwarte zu Alexandrien.

Claudius Ptolemäus weiht im Serapistempel zu Kanobus eine Marmortafel mit den Hauptsätzen seiner Astronomie.

XIX.

Claudius Ptolemäus.

(Um 150 n. Chr.)

Staub nur bin ich — ich weiß es — ein Sterblicher; aber betracht' ich,
Sterne, den kreisenden Lauf eurer verschlungenen Bahn,
Dann, o, glaub' ich die Erde nicht mehr mit dem Fuß zu berühren,
Sondern am Tische des Zeus nehm' ich ambrosische Kost.

Griech. Anthol.

Von Hipparch bis zu Claudius Ptolemäus, mit dem die Reihe der berühmten alten Astronomen schließt, ist wenig Erhebliches geleistet worden, um die Beschaffenheit und Bewegung der Himmelskörper genauer zu erkennen. Nur ungefähr 70 v. Chr. lebte der Astronom Geminus, wahrscheinlich aus Rhodus, von dem noch eine klare und faßliche Einleitung in das Studium der Astronomie vorhanden ist, eine populäre Verarbeitung des bis dahin, besonders von Hipparch, produzirten Stoffes. Neben ihm ist auch der ägyptische Astronom Posigenes zu nennen, den Cäsar bei der mit dem Jahre 45 v. Chr. ins Leben tretenden Kalenderreform zu Rathe zog. Die Römer hatten während der Republik nach Mondjahren gerechnet, waren aber durch ein falsches Einschaltungssystem, das theils durch Mangel an astronomischen Kenntnissen bedingt war, theils von den politischen Launen der Priesterschaft abhing, so weit mit der wahren Zeit in Differenz gerathen, daß sie derselben endlich um 67 Tage vorangingen. Posigenes, der sich vorher durch einen Kommentar zu Aristoteles' Schrift über

den Himmel einen Namen gemacht hatte und wahrscheinlich als Mitglied des Museums Cäsar während des alexandrinischen Aufstandes bekannt geworden war, schlug vor, den Mond aus dem Spiele zu lassen und zu dem Sonnenjahre zu greifen. Natürlich mußte ihm Hipparch's genaue Berechnung des tropischen Jahres bekannt sein. Da aber das bürgerliche Jahr nur aus einer ganzen Zahl von Tagen bestehen konnte, so nahm er die bequemere Zahl von 365 1/4 Tagen und ließ nach je 3 Jahren von 365 Tagen ein Schaltjahr von 366 folgen. Dieser (Julianische) Kalender nebst einer in nicht geschickter Weise auf Italien übertragenen Angabe der wichtigsten Sternauf- und Untergänge wurde durch ein besonderes Edikt eingeführt, weshalb Cicero, als Jemand einst im Gespräche erwähnte, daß am nächsten Tage das Sternbild der Leier aufgehe, erwiedern konnte: „Ja, nach Verordnung!"

Leider bietet das Leben des letzten großen Astronomen und Geographen, den das Alterthum hervorbrachte, noch weniger Einzelnheiten als das Hipparch's. Sein Name, Claudius Ptolemäus, veranlaßte den im 7. Jahrhunderte n. Chr. lebenden gelehrten Bischof von Sevilla, Isidorus, zu behaupten, daß der Träger desselben ein Nachkomme des ägyptischen Dynastengeschlechtes gewesen sei. Es scheint ihn jedoch nichts als die Gleichheit der beiden Namen darauf geführt zu haben. Nun ist aber der Name Ptolemäus (= Krieger) schon lange vor Stiftung des Lagidenreichs in Griechenland und Macedonien ein sehr häufig vorkommender gewesen; heißt doch in der Ilias schon so der Vater Eurymedons, des Wagenlenkers vom Agamemnon! Natürlich mußte bei dem Erblichwerden des Namens im Mannesstamme des Königshauses auch bei den ägyptischen Unterthanen, namentlich denen griechischer Abkunft, dieser Name, der ja den Hellenen, wie jeder andere, nicht Zeichen der Familie, sondern etwas Willkürliches, Zufälliges war, noch öfter den Kindern beigelegt werden. So werden uns genannt der Grammatiker Ptolemäus Chennus aus Alexandria, ein Historiker Ptolemäus aus Mendes, ein Sophist Ptolemäus aus Naukratis, ein Schüler Aristarch's, Ptolemäus Pindarus aus Alexandria und noch mehrere Grammatiker desselben Namens aus der alexandrinischen Schule. Im Gegentheil deutet der Name Claudius Ptolemäus auf etwas ganz Anderes hin. Claudius ist nämlich kein Vorname, sondern ein römischer Familienname, den kein Nichtbürger im römischen Reiche führen durfte; er ist also ein Beweis, daß die Familie das römische Bürgerrecht besaß. Dies hat auf zweierlei Weise geschehen können. Der Inhaber des Namens Ptolemäus konnte auf privatem Wege, also entweder durch Adoption oder durch Freilassung aus dem Sklavenstande, zum Bürgerrecht und zum römischen Familiennamen gekommen sein, oder durch Volksbeschluß und später durch kaiserliche Verleihung. Auch bei der zweiten Art der Aufnahme in den Bürgerverband nahmen die Neubürger den Familiennamen ihrer Gönner und Patrone, namentlich gern der regierenden Kaiser an. Daher die Menge von Claudiern, Flaviern und Aeliern, die auf den Inschriften vorkommen; ja es konnte sogar, wie aus der Biographie des Kaisers Claudius bei Dio Cassius hervorgeht, die Nichtannahme des kaiserlichen Namens als Majestätsbeleidigung ausgelegt und denunzirt werden! Sehr wahrscheinlich haben also die Vorfahren während der Regierung der Claudischen Kaiserfamilie

as Bürgerrecht erlangt und noch fehlt uns der römische Vorname, den der Astronom jedenfalls außer seinen beiden Namen noch geführt hat.

Ueber die Zeit seines Lebens und seine Heimat besitzen wir nur eine Notiz, die Glauben verdient, weil ihr eben keine andere Autorität widerspricht. Es erwähnt nämlich der Byzantiner Theodorus aus Melitene, Ptolemäus sei ein Zeitgenosse Antonin's, des Frommen, gewesen und stamme aus Ptolemais in Oberägypten. Diese Stadt war von den ersten Ptolemäern bedeutend vergrößert und begünstigt worden, war ebenso groß wie Memphis und besaß vorwiegend hellenische Bevölkerung und sogar eine Gemeindeverwaltung nach hellenischem Muster. Hier wurde also Ptolemäus geboren und erzogen und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach zwischen 117 und 138 n. Chr., während der thätige, besonderes Interesse für Aegypten hegende Kaiser Hadrian auf dem Throne saß. Nach einem 1668 edirten Fragmente des Mathematikers Olympiodorus soll Ptolemäus in den Tempel des Serapis zu Kanobus eine in Marmor gegrabene Inschrift geweiht haben, in welcher er die Hauptsätze seiner astronomischen Ansichten erklärt hätte. Mit Unrecht hat man hieraus schließen wollen, daß er seine Beobachtungen überhaupt in Kanobus angestellt und den größten Theil seines Lebens dort zugebracht habe; denn auf Alexandria weisen mehrere Stellen seines größten Werkes hin, und man hat keinen Grund, an seiner Zugehörigkeit zum königlichen Institute des Bruchium zu zweifeln. Dessenungeachtet braucht die Notiz Olympiodor's auch nicht als eine Verwechslung des Serapeums zu Alexandria mit dem zu Kanobus aufgefaßt zu werden. Denn der Serapistempel des üppigen, nur drei Meilen von der Hauptstadt entfernten Badeortes Kanobus war in jener Zeit, besonders als Gesundheitsorakelstätte, noch weit berühmter und besuchter, als der zu Alexandria selbst, und der Astronom wird sich wol öfter der Erholung wegen dorthin begeben haben.

Ptolemäus hat das sonderbare Geschick gehabt, daß man ihn lange Zeit überschätzt, dann auf einmal zu tief gestellt und beinahe zu einem Plagiator gemacht hat. Erst in neuerer Zeit ist eine richtigere Würdigung des Mannes eingetreten. Man glaubte nämlich Anfangs, daß Alles, was sein astronomisches Hauptwerk (dem er den Titel „Große Zusammenstellung" gab, woraus nach der arabischen Uebersetzung Tabrir al magesthi und weiter die Abkürzung Almageſt geworden ist) enthielt, ihn allein zum Urheber habe, eine Meinung, die hauptsächlich auf Unkenntniß der griechischen Literatur beruhte, aber auch theils von der Neigung des Mittelalters, die Kenntnisse jeder Wissenschaft auf ein Buch und einen Mann zu konzentriren, theils von der vollendeten Form des Buches unterstützt wurde. Kurz, der Almageſt, der zuerst aus dem Arabischen in das Spanische und aus diesem auf Veranstaltung Kaiser Friedrichs II. ins Lateinische von Aeg. Tibuldi übertragen ward, blieb in ungeschwächter Autorität und galt dem Abend- und Morgenlande als ein untrügliches Orakel, bis endlich Kopernikus und Keppler die schon von Pythagoras und Aristarch geahnte Wahrheit klar ans Licht stellten und dem allerdings durch Ptolemäus auf 1400 Jahre hinaus befestigten Irrthume ein Ende machten. Fast gleichzeitig begann aber auch die Herabsetzung des Ptolemäus. Man fand, daß er die Ansichten und Methoden seiner Vorgänger in der Wissenschaft, namentlich Hipparch's, in sein Werk auf-

Ptolemäus hinterließ auch eine Universalgeographie, welche für die spätere Zeit eben so maßgebend geworden ist, wie der Almagest in Bezug auf die Himmelskunde. Bis in das sechszehnte Jahrhundert herein ist sie der Leitfaden aller Reisenden gewesen und was man entdeckte, glaubte man fast immer in ihr, nur unter anderen Namen zu erkennen. Ptolemäus bestimmt in diesen acht Büchern die Grenzen der Länder, den Anfang und das Ende der Gebirgszüge, der Inseln, Meerbusen und Seen, die Quellen und Mündungen der Flüsse und die Lage der einzelnen Orte nach Graden der Länge und Breite. Die Geographie enthält über 7000 Namen, von denen beinahe 5000 genau bestimmt sind. Und während man bis zu ihm die Erdkarten ohne Rücksicht auf die Kugelgestalt der Erde so zeichnete, daß sich die Meridiane und Parallelkreise in rechten Winkeln schnitten, erfand er eine Projektionsmethode, vermittelst deren das Flachbild die Kugeloberfläche richtiger wiedergab. Ein gewisser Agathodämon entwarf dazu zu dem Werke 10 Karten von Europa, 4 von Afrika und 12 von Asien. Lag in diesen Neuerungen ein großer Fortschritt, so verursachte damals die Bestimmung der geographischen Länge solche Schwierigkeit, daß sich bedeutende Unrichtigkeiten in seine Ortsbestimmungen eingeschlichen haben. In unserer Zeit weiß jeder Schüler, daß die Meridiane auf der Karte lauter Orte verbinden, die in dem nämlichen Augenblicke Mittag haben, und daß je vier Minuten Unterschied der Mittagszeit einem Grade entsprechen. Man kann also vermittelst eines Chronometers, den man mit auf die Reise nimmt und den man mit der Normaluhr eines östlicher oder westlicher gelegenen Punktes vergleicht, genau die Graddifferenz ermitteln; man kann natürlich, auch ohne zu reisen, mit einem Zweiten, der in der Ferne wohnt, sich verabreden, in demselben physischen Momente den Stand des Chronometers zu vergleichen und so das nämliche Resultat erzielen. Auch der elektrische Funke vermittelt die richtige Längenbestimmung zweier Punkte. Im Alterthum verließ man sich einzig und allein auf die an verschiedenen Punkten gleichzeitig angestellten Beobachtungen über Mondfinsternisse. Die brauchbaren Verfinsterungen des Trabanten sind aber selten und die Ergebnisse im Alterthume, wo das teleskopische Sehen fehlte, waren viel zu unsicher. Ptolemäus bestimmte z. B. die Länge zwischen Karthago und Arbela nach der nur nach ganzen Stunden angegebenen Mondfinsterniß vom 2. Oktober 331 v. Chr.

Sein folgenschwerster Irrthum blieb aber immer der, daß er den Umfang des Aequators um 900 Meilen zu kurz annahm, was wieder seinen Grund in der falschen Berechnung der Gradlänge hat. Er hatte nämlich vermittelst der Dioptern zwei Fixsterne gewählt, die einen Grad von einander entfernt standen, und dann, ebenfalls mit Hülfe von Dioptern, zwei Orte auf der Erde gesucht, in denen jene Fixsterne im Zenith standen. Dann maß er die Entfernung beider Orte und bekam 500 Stadien ($12^1/_2$ Meilen), also 100 Stadien zu wenig. Ein Blick auf die Ptolemäische Generalkarte zeigt, was hieraus entstehen mußte. Europa und das Mittelländische Meer sind viel zu sehr in die Breite gedehnt; noch endloser streckt sich Asien nach Osten hin! Von Gibraltar bis Alexandria am Meerbusen von Issus (j. Skanderone) rechnet Ptolemäus 62 Grad. Schon hier irrte er sich also um 20 Grad, und dieser Fehler wurde erst in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. durch Gerh. Mercator nach arabischen Angaben um 10 Grad verringert!

Die Erde nach Claudius Ptolemäus.

Aber erst am Ende des 17. Jahrhunderts ließ die französische Regierung durch Chazelles und den Abbé Feuillée astronomische Ortsbestimmungen ausführen, auf deren Resultate gestützt Delisle die erste richtige Karte von Europa entwerfen konnte. Von den „Glückseligen Inseln" (den Kanarischen) bis Kattigara, welches wahrscheinlich das heutige Kanton ist, aber von ihm weiter südlich gesetzt wurde, nimmt er 180° Länge an, verrechnet sich also um beiläufig 50°, und glaubt bis dahin die Hälfte der ganzen Erdkugel durchmessen zu haben! Und dennoch kann man dreist behaupten, daß ohne diese falsche Verbreiterung Asiens, wodurch, nach Osten weiter gerechnet, der Zwischenraum zwischen ihm und Europa über das Meer hinweg bedeutend verringert ward, Kolumbus nie den Versuch gemacht haben würde, von Europa aus nach Westen zu Ostasien zu erreichen, das er sich mindestens um 700 Meilen zu nahe dachte!

Natürlich mußte sich der Geograph vorzugsweise auf die Maßbestimmungen der Land- und Seereisen verlassen. Bei den ersten zieht er viel für die Krümmungen der Wege, für den Aufenthalt unterwegs u. s. w., ab. Ebenso verfährt er mit den Berichten der Seefahrer, und als Probe stehe hier folgende Veranschlagung: „Von dem Vorgebirge Kory (nördlich von dem bei ihm viermal zu großen Taprobane oder Ceylon) fängt der Argarische Busen an; in diesem schifft man bis zur Stadt Kurura, die fast nördlich von Kory liegt, 3400 Stadien. Zieht man davon, wie gewöhnlich, für die Ungleichheit der Fahrt ein Dritttheil ab, so erhält man fast 2300 Stadien; nimmt man wieder ein Dritttheil weg, weil die Fahrt nach Norden geht, so bekommt man ungefähr 1350 Stadien; reduzirt man diese auf den Parallel, so zieht man dem Winkel gemäß die Hälfte ab und erhält den Abstand zwischen zwei Meridianen, durch das Vorgebirge Kory und die Stadt Kurura, 675 Stadien oder fast $1^1/_3$ Grad, weil in diesen Gegenden die Parallelen nicht bedeutend von dem größten Kreise verschieden sind." Von den Kaufleuten, die aus dem Glücklichen Arabien nach Aromata (Kap Guardafui) Azania und Rhapta an der Ostküste Afrika's hinabschifften, erfuhr er, daß die Fahrt nicht gerade nach Süden, sondern nach Südwesten, vom Gebirge Rhaptum aus aber bis Prasum, dem südlichsten Punkt, den er kennt (vielleicht Kap Delgado), wieder nach Südosten ging. Auch hörte er, daß die Seen, aus denen der Nil entspränge, nicht nahe am Ufer, sondern im Lande lägen. Aegypten hat bei ihm durch falsche Gradbestimmung eine viel zu geringe Ausdehnung nach Süden zu. Uebrigens huldigt er der schon früher aufgekommenen Meinung, daß der Indische Ozean ein großes Binnenmeer sei, und läßt deshalb von Prasum aus die afrikanische Küste schnurstracks östlich laufen, damit sie sich südlich von Ceylon mit der von China aus sich südwestlich krümmenden asiatischen vereinige. Ueber das innere östliche Asien besaß Ptolemäus bessere Kunde als die Früheren aus den Mittheilungen eines macedonischen Kaufmanns, Namens Titianus, dessen Geschäftsführer zu Lande bis nach China vorgedrungen waren. Die Halbinselgestalt Vorderindiens ist ihm verborgen geblieben; dennoch nennt er 270 indische Ortschaften und giebt von 29 dortigen Städten sogar die Tageslängen an. Von einem kühnen Schiffer, Alexander, kennt er den Meerbusen von Bengalen, den Goldenen Chersonnes (die Halbinsel Malakka) und das dahinterliegende Chinesische Meer. Neben Taprobane setzt er eine von Norden

ch Süden ſtreichende Inſelgruppe (die Lakediven und Malediven), beſtehend
s 1378 Inſeln, von denen er ſogar 19 nennt. Das Kaſpiſche Meer kennt er
s ein Binnenmeer, das ſich halbmondförmig mit dem Bogen nach Süden kehrt.
ach den Lauf der Wolga beſtimmt er genau. Skandinavien faßt er in der
nſel Skandia zuſammen; dagegen beſchreibt er die cimbriſche Halbinſel, die
nſeln der Oſtſee und die norddeutſche Küſte genauer als alle ſeine Vorgänger.
er nördlichſte Punkt der bekannten Erde iſt ihm Thule, jenes räthſelhafte Land,
elches der kühne Seefahrer Pytheas aus Maſſilia im 4. Jahrhundert v. Chr.
on den Orkaden aus in ſechs Tagereiſen erreicht haben wollte. Nach Ptole-
äus liegt Thule viel ſüdlicher als Island und entſpricht mehr Mainland, der
rößten Shetlandinſel. Das Innere Germaniens bis jenſeit der Elbe iſt ihm
benfalls beſſer bekannt, als den früheren Geographen.

Außer dem Almageſt und der Geographie iſt aus der Feder des Ptolemäus
och eine Aſtrologie in vier Büchern gefloſſen. Ferner hat er „Handtafeln" ver-
aßt zu dem Zwecke, bei Ausarbeitung des Kalenders die aſtronomiſchen Berech-
ungen zu erleichtern. Hierzu gehört auch eine chronologiſche Königstabelle,
0 babyloniſche Könige von Nabonaſſar an, 10 perſiſche, 13 Ptolemäer und die
ömiſchen Kaiſer von Auguſtus an umfaſſend. Von beſtrittener Echtheit iſt
in Verzeichniß des Auf- und Untergangs der Sternbilder mit der Angabe der
Witterungsveränderungen. Außerdem exiſtirt noch von ihm eine Schrift über
ie Sonnenuhren, eine Planetentheorie und ein Planiſphärium. Ptolemäus
chrieb ſogar drei Bücher über Muſik, welche noch vorhanden ſind, ebenſo wie
ine Optik in fünf Büchern, von welcher eine lateiniſche Ueberſetzung auf uns
ekommen iſt. Ganz verloren gegangen iſt ſeine Mechanik in drei Büchern.

Die arabiſchen Aſtronomen warfen ihm Dunkelheit und Schwerfälligkeit
or, eine Schuld, die wol zu einem großen Theil ſeinen Abſchreibern und Erklärern
nheim zu geben iſt.

Ptolemäus ſoll ſein fleißiges und ruhmvolles Leben bis auf 78 Jahre ge-
racht haben.

Dioskorides.

XX.

Dioskorides und Galenus.

(Im 1. und 2. Jahrhundert n. Chr.)

„Sterblich zeugte dereinst den Menschen die Erde, Galenus,
Du aber sorgtest dafür, daß er unsterblich erwuchs;
Und es verödete bald des finsteren Hades Behausung,
Ungern lassend den Sieg Deiner allheilenden Hand."

Griech. Anthol.

Der berühmte Mediziner Dioskorides hat durch die Unbestimmtheit sei
Zeitalters zu vielem Streite Veranlassung gegeben. Doch weisen ein pa
sichere Merkmale auf die Regierungszeit Nero's hin. Der erste Schriftstell
der seiner gedenkt, ist der griechische Grammatiker Erotianus, der ein W
terbuch zu Hippokrates' Werken verfaßte und dasselbe dem Hofarzte des Kais
Nero, Andromachus, welcher seinen Namen durch Erfindung eines Heilmittels ge

Göll, „Das gelehrte Alterthum". Leipzig: Verlag von Otto Spamer

Galenus.

Nach dem Manuscript des Dioskorides in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.
(Vgl. Visconti's Ikonographie.)

NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

thierische Gifte (theriace) berühmt gemacht hat, widmete. Dioskorides nennt aber in der Vorrede zu seinem Hauptwerke selbst als Zeitgenossen einen uns bekannten Mann, den Konsul des Jahres 64 n. Chr., M. Lăcanius Bassus, der nach Plinius, dem Aelteren, unter Vespasian an einem kleinen Karbunkel am linken Daumen starb, den er sich selbst operirt hatte. Endlich muß noch erwähnt werden, daß alle Schriftsteller, welche Dioskorides citirt, vor der angedeuteten Zeit gelebt und geschrieben haben.

Die Geburtsstätte des Dioskorides war die hart an dem von Kleinasien und Syrien gebildeten rechten Winkel liegende cilicische Stadt Anazarbus. Cilicien hatte damals das Glück, in seiner reichen Metropole Tarsus eine berühmte Pflegerin der Wissenschaften zu besitzen. Strabo, der sich in den dortigen Gegenden längere Zeit aufgehalten hat, sagt in Bezug auf diesen Vorzug: „So großer Eifer in Betrieb der Philosophie und der gesammten encyklopädischen Bildungsfächer herrscht unter den dort Eingeborenen, daß sie Athen und Alexandria und jeden anderen Ort, wo Philosophie getrieben wird, übertreffen. Darin aber unterscheidet sich die Stadt von anderen, daß hier die Studirenden lauter Einheimische sind, Fremde dagegen nicht leicht zureisen. Und diese bleiben auch nicht dort, sondern sie bilden sich nur aus und darnach gehen sie wieder gern fort und nur Wenige kehren zurück." Es ist beinahe mit Sicherheit anzunehmen, daß der junge Dioskorides diese ihm so nahe liegende Gelegenheit der geistigen Kultur nicht versäumte. Doch wird er sich — und dafür spricht auch der unreine Styl und der Mangel an systematischer Ordnung in seinen Schriften — wol weniger rhetorischen und philosophischen Studien gewidmet haben, als so bald als möglich in die Schule eines praktischen Arztes getreten sein. Wahrscheinlich besuchte er dann zu seiner weiteren Ausbildung das wegen seiner vielen und trefflichen Mediziner berühmte Alexandria; wenigstens läßt seine genaue Kenntniß der ägyptischen Namen von Produkten auf einen längeren Aufenthalt schließen.

Die gewonnenen Kenntnisse verwerthete Dioskorides nicht als frei praktizirender Arzt, sondern zunächst auf einer, wie es scheint, längeren militärischen Laufbahn. Sein berühmtes Werk über die Materia medica oder Heilmittellehre ist einem gewissen Arius gewidmet, den er als älteren Freund und Vorgesetzten behandelt und der ebenfalls ein Fachgenosse von ihm war. „Vom Anfang der Dienstzeit an", schreibt er, „fesselte uns ein beständiges Verlangen, die Arzneistoffe kennen zu lernen, und nachdem wir viele Länder besucht haben (denn Du kennst ja unser Soldatenleben)" u. s. w. An einer anderen Stelle heißt es: „Auf Dein Anrathen habe ich das Werk verfaßt und Dir widme ich es und bitte Dich, dasselbe als einen schuldigen Ausfluß der Dankbarkeit für Dein Wohlwollen gegen mich zu betrachten. Denn Deinem Charakter gemäß erweisest Du Dich allen wissenschaftlich Gebildeten, besonders aber denen, welche dieselbe Kunst mit Dir betreiben, und auch mir in noch vollerem Maße als freundlichen Gönner." Der oben genannte Lăcanius Bassus war jedenfalls eine Zeit lang Kommandeur des Truppentheils, bei welchem beide Mediziner standen, und schätzte sie ihres wissenschaftlichen Eifers wegen; denn Dioskorides sagt ferner in seiner Vorrede: „Kein geringes Zeugniß für die Unbescholtenheit Deiner

Sitten ist die außerordentliche Zuneigung des Lacanius Bassus gegen Dich, die mir hinreichend bekannt ist, da ich im Umgang mit Euch Gelegenheit hatte, das zwischen Euch herrschende, der Nacheiferung würdige Wohlwollen zu beobachten." Bereits Augustus hatte für jede Legion einen Arzt angestellt; da aber erst unter Nero Oberärzte über die gewöhnlichen Aerzte gesetzt wurden, so war entweder Dioskorides Arzt einer anderen Legion, als der des Arius, oder er diente als Gehülfe desselben bei demselben Lazareth. Uebrigens konnte er mit Recht von wirklichem Soldatenleben schreiben, da die Militärärzte vollständig ihren Truppentheilen einverleibt waren und auch die Rüstung trugen.

Die pharmakologischen Streifereien neben seinem Dienste trieb Dioskorides nach eigenem Geständniß in Frankreich, Spanien und Italien; seine Praxis bot ihm Gelegenheit, die Wirkungen der gefundenen Arzneistoffe selbst zu erproben und zu beobachten. So arbeitete der stille Forscher in untergeordneter Stellung Jahre lang weiter. Aber sein Name sollte die vornehmen Generale und Offiziere, die mit Stolz auf ihn herabsahen, verdunkeln und sich, trotz der rauhen, unschönen Form der ihn tragenden Schriften, den Meistern der Literatur an die Seite stellen. Denn fast siebenzehn Jahrhunderte haben die Gebildeten aller Nationen für Botanik und Pharmakologie Dioskorides als Hauptquelle angesehen, und noch im sechzehnten Jahrhundert glaubte man, daß alle Pflanzen, die in England, Deutschland und Frankreich gefunden wurden, bereits von ihm beschrieben worden seien, während umgekehrt wir den vierten Theil seiner Gewächse gar nicht kennen. Ja, im Orient behauptet Dioskorides noch bis auf den heutigen Tag sein ungeschmälertes Ansehen.

In der kaiserlichen Bibliothek zu Wien befindet sich eine herrliche, mit Bildern verzierte Handschrift der Materia medica des Dioskorides, welche gegen das Ende des fünften Jahrhunderts für die Prinzessin Juliana Anicia, die Tochter des Kaisers Olybrius, verfertigt worden ist. Unsere Abbildung ist diesem Manuskripte entnommen und stellt ein Zimmer des Dioskorides vor, in dem eben unter Aufsicht desselben von einem Maler die giftige, wegen ihrer Aehnlichkeit mit der menschlichen Figur mit magischem Zauber umwobene Alraunpflanze gezeichnet wird, welche die personifizirte Erfindung in den Händen hält.

Räthselhaft ist das Verhältniß des Plinius zu Dioskorides insofern, als in einer großen Menge von Stellen die Angaben beider Schriftsteller wörtlich übereinstimmen. Nun konnte nur Plinius den älteren Dioskorides benutzen; aber er nennt ihn nirgends in seinem Werke, während er doch selbst keinen anderen Vorgänger verschweigt. Es liegt hier also die Vermuthung nahe, daß Beide aus einer für uns versiegten dritten Quelle geschöpft haben.

Da bei Abfassung des Hauptwerkes von Dioskorides die medizinische Absicht vorherrschte, so ist es ungemein schwer, die mangelhaft beschriebenen Gewächse wieder zu erkennen. Außerdem sind dieselben in keine wissenschaftliche Ordnung gebracht und nach einem natürlichen Systeme aneinander gereiht.

Wie bei Plinius, finden sich natürlich auch bei ihm eine Menge von Arzneimitteln, über deren angebliche Wirkung man jetzt die Achseln zuckt. Dahin gehören unzählige Oele und Weine aus allen Arten von Früchten und Wurzeln.

spielt auch bei ihm eine große Rolle gegen außerordentlich viele Be-
das Ebenholz sollte gegen böse Augen helfen, gebranntes Hirschhorn
nschmerzen. Was soll man ferner dazu sagen, wenn Wanzen gegen
er, von Fett und Schweiß schmutzige Wolle gegen Verwundungen

Dioskorides läßt die Alraunwurzel zeichnen.
Faksimile einer Zeichnung aus dem Manuskripte des Dioskorides in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien.

e Schmerzen empfohlen werden und selbst der von dem Körper der
und Turner abgeriebene Schmuz offizinell war? Daneben kommen
imittel vor, auf die man in neuerer Zeit wieder mit günstigem Er-
kgekommen ist. So wendete er Ulmenrinde gegen böse Ausschläge,
enlaugensalz gegen den Brand an und bezeichnete die Molken als

probates Mittel zur Reinigung des Blutes, die Wurzel des Farnkrautes als Spezifikum gegen Wurmbeschwerden. Interessant sind auch manche Angaben über Verfälschungen von Arzneimitteln und von gewissen chemischen Zubereitungen, die schon eine Art von Apparat erforderten. Das Bleiweiß lehrt er z. B. gewinnen, indem man das Blei von scharfen Essigdämpfen zerfressen läßt, und das flüssige Quecksilber, indem man Zinnober in einem eisernen Geschirre über Feuer setzt.

Die „Materia medica" ist die einzige Schrift, die man mit Sicherheit das Eigenthum des fleißigen Ciliciers nennen kann. Zwei Bücher „Ueber einfache und zusammengesetzte Heilmittel, welche leicht zu beschaffen sind", tragen das Gepräge der Unechtheit, weil sie Gegenstände enthalten, die dem Dioskorides noch gar nicht bekannt sein konnten, und aus demselben Grunde bezweifelt man die Authentie der „Gegengifte".

Wir reihen an den großen Pharmakologen Dioskorides den genialen und tief gelehrten Galenus, den Fürsten der Aerzte, weil er es war, der noch einmal das ganze medizinische Wissen des Alterthumes in seinen Werken zusammenfaßte und seine in viele Parteien und Sekten zerfallene Wissenschaft wieder auf den Weg der Wahrheit und Natur zurückführte, den Hippokrates zuerst und nach ihm fast Niemand wieder betreten hatte. Denn schon auf die unmittelbaren Nachfolger des großen Koers hatte die platonische Philosophie so entschieden eingewirkt, daß sie philosophische Theorien und Spitzfindigkeiten in die Heilkunde hineintrugen und mit Verachtung auf die Erfahrung herabsahen. Diesen Dogmatikern war später die sogenannte empirische Schule entgegengetreten, welche zwar der Erfahrung wieder ihr Recht zuerkannte, aber in ihrer Reaktion gegen die Philosophie so weit ging, daß sie alle Untersuchungen über die Natur der Krankheiten und selbst die Anatomie vernachlässigte. Dann hatte sich im letzten Jahrhundert v. Chr. durch Themison von Laodikea in Rom das System der Methodiker gebildet, die, um das ungeheuere Gebiet der Krankheiten zu konzentriren und zu vereinfachen, durch Aufsuchung des denselben Gemeinsamen wenige Krankheitstypen mit einfachem Kurverfahren zu erzielen versuchten, aber dabei auf eine schablonenartige Behandlung ohne sorgfältige Beobachtung der einzelnen Symptome geriethen. Und leiteten endlich die Methodiker Alles von dem zufälligen Zusammentreffen der Atome her, so schrieb der Stifter der pneumatischen oder neueren dogmatischen Schule, Athenäus aus Cilicien, einem luftartigen Lebensprinzipe die Krankheit oder Gesundheit des Körpers zu.

Claudius Galenus wurde im vierzehnten Regierungsjahre des Kaisers Hadrian, also 131 n. Chr., geboren, und zwar zu Pergamum. Sein Vater Nikon, ein Architekt, war ein philosophisch und literarisch hochgebildeter Mann. Von der Mutter dagegen entwirft Galenus selbst kein schmeichelhaftes Bild; denn er sagt, sie sei geizig und so leidenschaftlichen und hitzigen Temperamentes gewesen, daß sie nicht nur im ewigen Kriege mit ihrem Manne gelegen, sondern auch zuweilen ihre Sklavinnen gekratzt und gebissen habe! Pergamum hatte zwar den hohen literarischen Glanz, der es unter den Attaliden umstrahlte, eingebüßt; selbst die herrliche, 200,000 Rollen starke Bibliothek war nach

egypten gewandert; aber es war neben Smyrna und Ephesus ein Hauptsitz
issenschaftlicher Bildung geblieben und seine Lehrkräfte genügten allen höheren
nsprüchen. Dem jungen Galenus wurde daher das Glück zu Theil, nicht so-
leich, wie Dioskorides, die Berufswissenschaft kennen zu lernen, sondern seinen
eist durch vielseitige allgemeine Studien zu läutern. Schon im fünfzehnten
nd sechzehnten Jahre besuchte er die Vorträge mehrerer Philosophen. Unter
iesen nennt er den Platoniker Gajus und einen Stoiker aus der Schule des
hilopator. Der Stoiker interessirte ihn so, daß er zu Chrysipp's Dialektik
hon damals Kommentare schrieb. Vor dem Skeptizismus Pyrrho's rettete ihn,
ie er selbst gesteht, seine Neigung zur mathematischen Beweisführung, und den
eisten Einfluß gewann schließlich auf ihn die peripatetische Schule; denn die
Werke des Aristoteles und Theophrast studirte er mit großer Vorliebe und wid-
ete ihnen später zahlreiche Erklärungsschriften. Sein Vater überwachte mit unab-
ässiger Sorge die intellektuelle und moralische Ausbildung des Galenus, und es ge-
ahnt uns an die liebevolle Aufmerksamkeit, die dem jungen Horaz von seinem
Vater zu Theil ward, wenn Galen erzählt, wie kluge Rathschläge er von seinem
äterlichen Erzieher erhalten habe. „Sei gerecht", sprach Nikon, „sei mäßig,
uthig, klug. Fliehe die zügellosen Begierden; suche vor Allem nach Wahrheit;
leibe Dir stets gleich, unerschütterlich in Deinen Grundsätzen, fest in Deinen
Entschließungen. Welcher Wind auch gegen Dich anwehen wird, laß Dich nicht
mit fortreißen auf seine Bahn. Sei am Abend derselbe, der Du am Morgen
warst." In Bezug auf die verschiedenen Sekten sagte er ferner: „Schließ' Dich
niemals unbesonnen und blind einer Sekte an. Studire lange und geduldig die
Lehrsätze einer jeden, und wenn Du dann Dich unterrichtet und eingeweiht hast,
dann überlege Dir ihren Werth. So wirst Du Dir die Billigung weiser und
erleuchteter Männer verdienen. Die Sekten sind unversöhnliche Despoten; in
ihre Dienstbarkeit zu gehen, heißt: sich seiner Freiheit bei allen Handlungen und
Gedanken begeben." Dieses Streben nach Unabhängigkeit trug seine Früchte
ür das ganze Leben, so daß der berühmte Arzt später von sich rühmen konnte:
„Mein Vater hat mich Ehrenbezeigungen und Ruhm verachten gelehrt. Weder
ie Kränkungen der Menschen, noch ihre Ungerechtigkeiten, noch der Verlust
on Ehrenstellen können den Frieden meiner Seele stören. Solche Ereignisse
erden nie im Stande sein, meinen Geist vom Pfade der Vernunft abzulenken.
s ist mir wenig daran gelegen, ob ich den Menschen gefalle oder nicht. Ich
werbe mich weder um die Schmeicheleien noch um den Tadel der Anderen.
ch denke eben so wenig daran, mir den Beifall Aller zu verschaffen, als alle
eichthümer der Welt zu besitzen. Was die Güter des Körpers betrifft, so reicht
für mich hin, eine gute Gesundheit zu genießen, weder Hunger noch Durst
haben, gegen die Kälte bedeckt zu sein; alles Uebrige ist mir einerlei."

Im siebzehnten Lebensjahre wendete sich der Jüngling der Heilkunde zu,
nd zwar nicht aus eigenem, freiem Enschlusse, sondern infolge eines Traumes,
elchen sein Vater gehabt hatte. Bei der Rücksicht, die man im ganzen Alter-
ume auf die Traumgesichte, als Eingebungen göttlicher Wesen oder Er-
eifungen eines höheren Seelenvermögens, nahm, ist dies gerade nicht auf-
llend, und Galenus selbst ließ auch in späteren Jahren, wo freilich auch noch

die religiöse Scheu vor dem im Traume orakelnden Aeskulap hinzugekommen war, die Kinder des Schlafes auf seine Entschließungen wirken.

Auch an guten Medizinern fehlte es in Pergamum nicht, das ja nebenbei einen sehr stark frequentirten Heiltempel Aeskulap's besaß, und Galenus nahm zuerst Unterricht bei Satyrus, einem gelehrten Arzte, der ein Schüler des berühmten Anatomen Quintus war und selbst einige Werke des Hippokrates kommentirt und Abhandlungen über anatomische Fragen veröffentlicht hatte. Außerdem wurde er noch Schüler des Hippokratikers Stratonikus und des gegen jeden Zufall mit einem Spezifikum gewappneten Empirikers Aeschrion.

Nachdem seine Lehrzeit in der Vaterstadt etwas über drei Jahre gedauert hatte, starb Nikon, der treue und sorgsame Hüter seiner Jugend. Galenus sehnte sich hinaus in die Welt, um sich den größeren Meistern seiner Kunst, von denen er gehört, zu nähern, und das von seinem Vater hinterlassene bedeutende Vermögen erleichterte ihm die Ausführung dieses Vorhabens. Er begab sich zuerst nach dem benachbarten Smyrna, wo Pelops, ein Schüler von Quintus, mit großem Rufe dozirte und der Platoniker Albinus mit Erfolg Philosophie vortrug. Dann suchte er einen noch berühmteren Zögling des Quintus auf, den Arzt Numesianus in Korinth, und von da ging er auf die berühmteste medizinische Akademie damaliger Zeit, deren Besuch allein schon zur Empfehlung eines jungen Arztes hinreichte, Alexandria. Besonders blühte hier immer noch das Studium der Anatomie. Er rühmt es als einen großen Vorzug jener Stadt, daß die Anatomen ihren Schülern die einzelnen Knochen des menschlichen Leibes vorzeigten. Er selbst suchte früher seinen Schülern das Knochengerüste an einem Affenskelette deutlich zu machen und gesteht, daß er froh gewesen sei, zuweilen menschliche Knochen zu bekommen, wenn ein Fluß ein Grabmal zerstört und dessen Inhalt mit sich fortgeführt hätte; auch habe er Beobachtungen angestellt an den Leichnamen der unbeerdigt liegenden Verbrecher und Räuber und an den ausgesetzten Kindern. Unter Anderem sah Galenus in Aegypten auch die schnelle und schmerzlose Hinrichtung von Verbrechern durch Natternbiß. Von den alexandrinischen Gelehrten lobt er vorzüglich einen gewissen Heraklianus.

Reich an Erfahrungen kehrte Galenus nach ungefähr fünf Jahren im achtundzwanzigsten Jahre seines Lebens nach Pergamum zurück. Hier übertrug man ihm ein Amt, das ihm eine vielseitige chirurgische Praxis bereitete, aber sonst nur mit einer sehr niedrigen Klasse von Menschen in Berührung brachte. Die barbarische Liebhaberei aller Stände der hauptstädtischen Bevölkerung zu dem Mordgemetzel des Amphitheaters hatte lange keinen Eingang im sonnigen Hellas gefunden. Endlich war aber doch auch hier die Macht der Mode durchgedrungen, und schon zu Ende des ersten Jahrhunderts n. Chr. hatte man allenthalben den „Altar der Barmherzigkeit umgestürzt" und weidete seine Augen an den Todeszuckungen jener Unglücklichen, die sich unweigerlich mit glühenden Eisen brennen, peitschen, in Fesseln schlagen, mit dem Schwerte tödten oder von den Tatzen wilder Thiere zerreißen lassen mußten! Jede Provinz hatte sich von Anfang der Kaiserzeit an zu gewissen Gemeinschaften vereinigt, welche gewöhnlich alle vier Jahre mit dem Kultus des Kaisers in Verbindung stehende Feste feierte.

Galenus unterſucht einen verwundeten Gladiator.

Pergamum war der Hauptort eines solchen Provinzialverbandes und der zeitweilige Oberpriester berief Galenus als Arzt für seine Gladiatorentruppe. Versetzen wir uns im Geiste in die Ereignisse eines solchen, viele Tage vorher von Tausenden sehnsüchtig erwarteten Schauspieltages! Der riesige, in immer weiter sich ausdehnenden Bogen emporsteigende Bau wimmelt von einer dicht gedrängten, erwartungsvollen Menge, die durch ein ungeheures, buntfarbiges Leinwanddach vor den Strahlen der glühenden Sommersonne geschützt wird. Glatt und reinlich breitet sich unten der große Sandplan aus. Horch, da schmettern Hörner und Trompeten, und durch das Hauptportal ziehen die Helden des Tages ein, empfangen vom stürmischen Applaus ihrer Gönner. Wie stattlich nehmen sie sich auch aus in ihren goldgestickten Tuniken, ihren blitzenden Rüstungen, ihren goldenen Ehrenketten, ihren wallenden Pfauenfederbüschen! Sie machen Halt und der Festvorsteher läßt sich die Waffen vorlegen und die Schärfe derselben von einem Fechtmeister prüfen. Dann beginnt das Schauspiel mit einer unblutigen Einleitung. Der Kampfwärtel ordnet die Paare und reicht ihnen Rapiere, und dem Takte der Musik folgend dringen die Paare auf einander ein. Doch die Menge wird bald des Scheinkampfes überdrüssig; ihre Augen dürsten nach Blut! Der Oberpriester hebt in seiner Rechten ein weißes Tuch empor, und zugleich ertönt die dumpfe, düstere Tuba, das uralte römische Kriegssignal. Die Gladiatoren legen das Spielzeug weg und greifen zu dem blinkenden Stahl. Nun entfalten sich die mannichfaltigsten Scenen, wechselnd nach Zahl und Bewaffnung der sich angreifenden Gegner. Die beweglichsten Gestalten sind die mit einem Netze und der dreizackigen Harpune bewaffneten Retiarier. Behend umschwärmen sie die mit Schild und Schwert gerüsteten Secutoren; gelingt es ihnen nicht, den Feind in dem übergeworfenen Netze zu verstricken, so suchen sie ihr Heil in der Flucht und passen einen günstigeren Moment ab. Dort kreuzen die mit langen viereckigen Schilden versehenen Samniten ihre kurzen Schwerter mit den Säbeln der nur von kleinen, runden Schilden gedeckten, aber besser gerüsteten Thracier. Was bedeutet das plötzliche Aufschreien des Volks? Das erste Blut rieselt in den Sand, ein Samnite ist am Arme verwundet worden. Doch er ist ein Veteran, wendet kopfschüttelnd sein Antlitz den Zuschauern zu und bricht das Gefecht nicht ab. Auf der anderen Seite sind jetzt auch die schwer gerüsteten, mit Visirhelm bedeckten Mirmillonen und eisengepanzerte Reiter in den Kampf eingetreten. Schon werden die Verwundungen häufiger; mancher Besiegte senkt bereits die Waffen, um an das Mitleid des Volks zu appelliren; manchen Todten schaffen bereits die in der Maske des Todtengeleiters Hermes oder des etruskischen Charon auftretenden Bediensteten der Libitina aus der sich röthenden Arena. Das Toben der Zuschauer wächst mit dem sich mehrenden Gemetzel. Alles erhebt sich von den Sitzen und bricht in einen rasenden Beifallssturm aus, wenn unter einem geschickt geführten Stoße ein Kämpfer stolz und graziös zusammenbricht; der Unwille der Masse steigert sich dagegen zur Wuth, wenn ein Anderer Zeichen von Furcht blicken läßt, und man ruft nicht umsonst: „Tödtet, brennet, peitschet ihn!“ Endlich giebt der für den Bestand seiner Gladiatorenschule besorgte Vorsitzende das Zeichen zum Abbruch des Kampfes.

Galenus als Lehrer der Anatomie zu Rom.

Neben der Leichenkammer oder dem Spoliarium befindet sich der Arzt mit seinen Gehülfen, um die seufzenden und stöhnenden Opfer menschlicher Grausamkeit beschäftigt. Unsere Vignette (auf S. 337) stellt Galen mitten in seinem Berufe als Gladiatorenarzt dar; aus dem Hintergrunde aber ersieht man, daß nicht ein Gladiatorenkampf, sondern eine Thierhetze den schwerverwundeten Patienten auf die Bahre gestreckt hat. Galen rühmt sich, daß von den im ersten Jahre Verwundeten keiner gestorben sei, während vorher die Sterblichkeit unter den Fechtersklaven groß gewesen wäre. Deshalb hätten ihn auch die späteren Oberpriester wieder zu demselben Amte gewählt. Der Arzt hatte auch die Lebensweise, besonders die Diät der Gladiatoren zu beaufsichtigen, welche natürlich auf Vermehrung der körperlichen Kräfte und Stärkung der Muskelkraft gerichtet war. Er erzählt, daß seine Leute in Pergamum täglich große Portionen von Bohnenbrei mit Gerstengrütze zu sich nahmen!

Sechs Jahre lang hatte er in seiner Vaterstadt zugebracht, als ein Aufstand ihm den dortigen Aufenthalt verleidete. Schon viele seiner Berufsgenossen hatten in Rom ihr Glück gemacht; die Hauptstadt der damaligen civilisirten Welt lockte auch den ehrgeizigen jungen Pergamener und er kam im Jahre 164 dort an, als Marcus Aurelius mit seinem Adoptivbruder Lucius Verus den Kaiserthron inne hatte. In Rom als Arzt bekannt zu werden, Zulauf und Ruf zu bekommen, hing schon eben so sehr von Zufälligkeiten ab, wie es heute in unseren großen Städten zu geschehen pflegt. Im Anfang wollte es nicht so recht vorwärts gehen; er hatte sogar das Unglück, beim Turnen die Schulter zu verrenken, was ihn sechs Wochen lang ans Bett fesselte. Doch versäumte er keine Gelegenheit, seine praktischen Talente glänzen zu lassen, wenn auch sein Benehmen dabei nach unseren Begriffen manchmal an Charlatanerie gestreift haben mag. So begegnete er einst auf der Straße dem Philosophen Glaukon. Dieser, der ihn bereits hoch schätzte, bat ihn, sich und seine außerordentliche Fertigkeit in der Diagnose einmal von ihm auf eine Probe stellen zu lassen. Er habe einen Freund, einen Sicilianer; dieser liege krank, und obgleich er ein Arzt sei, habe er zu seiner Pflege einen Kollegen angenommen. Ihn möge er mit ihm besuchen und ein Urtheil über dessen Krankheit abgeben. Galenus willigte ein, und bald standen sie an der Thüre des Kranken. Gleich nach dem Eintritt in das Haus bemerkte Galenus in einem Geschirr, das man aus dem Krankenzimmer brachte, eine dünne, etwas blutig geröthete Flüssigkeit. Für den geübten Beobachter deutete diese Spur auf eine Leberkrankheit hin. Als er mit Glaukon das Zimmer des Sicilianers betreten hatte, war es seine erste Sorge, den Puls desselben zu befühlen, um zu erfahren, ob die Affektion des kranken Organs eine akute oder chronische sei. Der Puls zeigte eine Entzündung an. Seine Augen streiften ein kleines Glas mit Arznei, das auf dem Tische stand, und er glaubte aus Farbe und sonstiger Beschaffenheit derselben in Honig gekochten Ysop zu erkennen, ein sehr gewöhnliches Mittel gegen Seitenstechen und Husten. Nun wußte er genug. Sich an das Bett des Sicilianers setzend, legte er seine Hand auf die rechte Seite desselben und sprach: „Du leidest Schmerzen an dieser Stelle.“ Der Kranke bejahte es und Glaukon traute seinen Ohren nicht; er glaubte, daß Galenus die Wahrheit nur aus dem Pulse errathen habe.

Er sollte aber noch mehr staunen, als der Arzt ruhig fortfuhr: „Du mußt aber auch von Zeit zu Zeit von einem trockenen Husten gepeinigt werden.“ Kaum hatte er dies gesagt, so hustete jener in der angegebenen Weise. „Und wenn Du tief athmest“, setzte Galenus hinzu, „mehrt sich der Schmerz in der Lebergegend und Du glaubst dann einen schweren Gegenstand in der rechten Seite zu fühlen?“ Auch dieses gab der Patient zu und wechselte hochverwunderte Blicke mit seinem Freunde. Vorsichtiger, um sich keine Blöße zu geben, sagte ferner Galen: „Fühlst Du vielleicht auch eine Art von Ziehen nach der Schulter zu?“ Als selbst dieser Nebenumstand eintraf, spielte er endlich seinen letzten und größten Trumpf aus. Indem er aufstand, sprach er mit zuversichtlicher Miene: „Ich habe eben Deine Krankheit erkannt. Jetzt will ich Dir aber noch sagen, welche Krankheit es ist, die Du Dir einbildest zu haben.“ Der Kranke heftete voll der höchsten Spannung seine Augen auf das ärztliche Orakel und Glaukon rief, wenn Galenus dieses wüßte, werde er sich über nichts mehr wundern. „Du bildest Dir ein, am Seitenstechen zu leiden,“ lautete der Spruch und die beiden Anderen mußten ihn bestätigen. Galenus entfernte sich. Glaukon, der vorher wenig auf Medizin und Mediziner gegeben hatte, faßte nun unendliche Hochachtung gegen Galenus und empfahl ihn, wo er nur konnte. Besonderes Aufsehen machte dann die Heilung des peripatetischen Philosophen Eudemus, der an einem doppelten viertägigen Wechselfieber litt und dem er genau voraussagte, zu welcher Zeit ihn jedes der beiden Fieber verlassen würde. Eudemus honorirte den weisen Jünger Aeskulaps wol weniger in klingendem Metall als mit der Ausbreitung seines Rufes. Bald berief ihn Flavius Boethus aus Ptolemais, ein Konsular und einflußreicher Mann, dessen Gemahlin gefährlich erkrankt war und schon die berühmtesten Aerzte vergebens konsultirt hatte. Die Kur gelang nicht blos, sondern Galenus wies auch bei einem hartnäckigen Fieber, woran die Tochter des Boethus während der Nacht zu leiden pflegte, die Ursache in dem Genuß verbotener Speisen nach, und Boethus bewies seine Dankbarkeit durch ein Geschenk von 400 Goldstücken (der Aureus damals = 1 Pfund Sterling). Durch ihn wurde Galenus mit dem nachmaligen Kaiser Septimius Severus bekannt und gelangte endlich auch an den kaiserlichen Hof. Auch der edle, hochgebildete, unermüdliche Marc Aurel erhielt bald einen Beweis von der Kunst Galen's. Sonderbarer Weise liebten die beiden ersten Antonine den schon damals in hohem Werthe stehenden Alpenkäse ausnehmend, aber sie konnten ihn nicht vertragen! Nach Capitolinus starb Antoninus Pius an einem Fieber, das er sich durch zu unmäßigen Genuß von Schweizerkäse zugezogen hatte. Auch sein Adoptivsohn erkrankte nach derselben Speise unter ähnlichen Symptomen; aber Galenus rettete ihn vermittelst einer Mixtur aus Wein und Pfeffer und der Einreibung von Nardensalbe. Eben so übernahm er die Kur des jungen Commodus, sagte ein Nasenbluten, als Zeichen der Krisis, voraus und machte ihn wieder gesund. Ob dagegen die vornehme Frau, welche aus Liebe zu dem verführerischen Tänzer Pylades erkrankte und welcher er den Grund ihres Unwohlseins nicht vorenthielt, die Kaiserin Faustina selbst war, wissen wir nicht. Wenigstens war die Tochter des trefflichen Antoninus Pius eine zweite Messalina und daß sie besonders Pantominen bevorzugte und

sich sogar einst beim Paradeaufzug der Gladiatoren in einen Helden der Arena verliebte, erzählt Capitolinus. Die Thätigkeit Galen's erstreckte sich aber auch auf die niederen Klassen. So besuchte er einen Sklaven, der auf dem Lande an einer Augenentzündung litt, täglich zwei Mal von Rom aus und behandelte einen andern Sklaven, der aus Furcht vor der Entdeckung eines Vergehens krank geworden war. Besonderes Glück scheint er in Heilung der Augenkrankheiten gehabt zu haben und er erwähnt selbst, daß er aus Spanien, Gallien, Asien, Thrazien und anderen Gegenden Briefe von solchen Patienten erhalten habe. Endlich war er auch ein sorgfältiger Beobachter seiner eigenen Natur. Als er einst in einem Fieber lag und Flocken gelesen hatte, warnte er seine Aerzte vor dem Eintritt einer Gehirnentzündung; ein anderes Mal erkannte er den Sitz seines Leidens in der Leber, während die Aerzte denselben hartnäckig in der Lunge suchten.

Auf Bitten des Boethus und anderer Gönner entschloß sich Galenus endlich auch, über seine Wissenschaft öffentliche Vorlesungen zu halten. Unter großem Zulaufe von Seiten der gebildeten Stände enträthselte er die Geheimnisse des menschlichen Körpers durch Vergleichungen mit Thierskeletten — ein menschliches Skelett zu produziren hinderten ihn Gründe religiöser Pietät — machte Sektionen an lebenden Geschöpfen und zeigte an Modellen den Gebrauch der chirurgischen Instrumente. Es ist sehr möglich, daß Galen eine Halle des von Vespasian erbauten prächtigen Friedenstempels zu diesen Vorträgen benutzte. Denn dort befand sich eine von demselben Kaiser gegründete Bibliothek und es verkehrten die Literaten Roms in derselben zwanglos. Daß aber auch Galenus wenigstens später sich viel im Friedenstempel aufhielt, ergiebt sich aus seinen Klagen darüber, daß bei dem Brande, welcher unter Commodus das Gebäude verzehrte, auch seine werthvollen Sammlungen (darunter auch eine Partie vom echten, theuren, zur Bereitung des Theriaks nöthigen Zimmt) und nicht wenige seiner noch nicht veröffentlichten Werke ein Raub der Flammen wurden.

Wuchs durch das öffentliche Auftreten des Galenus als Lehrers sein Ruhm, so hielt damit gleichen Schritt die Zunahme des Neides und Hasses von Seiten seiner römischen Kollegen. Diese suchten ihn auf alle Weise zu verkleinern und benutzten jede Gelegenheit, um ihm Blößen nachzuweisen. Besonders seine medizinische Sehergabe, von der er selbst sagt, daß sie ihn in keinem einzigen Falle im Stiche gelassen habe, nahmen sie zur Zielscheibe ihres Spottes. Wenn ein gewisser Marcianus ihn auf der Straße fragte: „Ich habe die Prognostica des Hippokrates gelesen; warum weissage ich nicht wie Du?" so war dies schon ein halbes Kompliment; Andere aber nannten ihn den Gaukler, Maulazt, Wunderthäter. Er selbst hielt von den römischen Aerzten sehr wenig und schildert sie als Ignoranten; er erzählt sogar, sie hätten einen griechischen Arzt, den sie wegen seiner Geschicklichkeit beneideten, sammt seinen beiden Gehülfen durch Gift aus dem Wege geräumt!

Etwas über drei Jahre mochte Galenus in Rom sich aufgehalten haben, als unmittelbar nach dem Einzuge der aus Asien zurückkehrenden Truppen des L. Verus jene bösartige Epidemie in der Hauptstadt ausbrach, welche man „die antoninische Pest" zu nennen pflegt. Es macht einen peinlichen Eindruck auf Jeden, den das Leben des großen Arztes aus Pergamum interessirt, daß der-

selbe, wie er selbst mit dürren Worten gesteht, gerade in diesem Zeitpunkte Rom verließ, sich zuerst nach Campanien zurückzog und dann in Brundusium nach seiner Heimat einschiffte. So hatte Hippokrates, sein Vorbild, nicht gehandelt, und auch er würde dem Feinde ruhiger und mit mehr Resignation ins Auge geschaut haben, wenn er hätte wissen können, daß die Krankheit Italien und die Provinzen 17 Jahre lang verheeren würde! Man hat eine Entschuldigung für ihn in der gesteigerten Eifersucht der Berufsgenossen finden wollen; allein erstens hatte er ja hohe Gönner genug, um jenen Intriguen Trotz bieten zu können, und dann spricht doch auch sein späterer längerer Aufenthalt in Rom ganz dagegen!

Die Heimreise durch Macedonien machte er beinahe ganz zu Fuße. Von Philippi aus erreichte er das Aegäische Meer bei Skapte Hyle und setzte von da nach der Insel Thasus über. Dann besuchte er Lemnus, und zwar zu einem wissenschaftlichen Zwecke. Von dort ging nämlich in alle Welt ein Arzneistoff, der gegen Schlangenbiß und Vergiftungen aller Art, gegen Thränenfisteln, veraltete Wunden und mancherlei andere Zufälle angewendet wurde: ein rother Bolus, der sich am Berge Mosychlus neben der Stadt Hephästia fand. Schon auf der Hinreise nach Rom hatte er diese sogenannte lemnische Erde untersuchen wollen; aber der Schiffskapitän war an der entgegengesetzten Seite der Insel gelandet. Jetzt besuchte Galenus die Fundorte, überzeugte sich, daß die rothe Farbe nicht von einer Vermischung mit Blut herrühre, wie man fabelte, und erzählt, daß alljährlich und zwar, wie noch heute, am 8. August, eine bestimmte Quantität von dem Stoffe in feierlicher Prozession von den Priestern abgeholt würde, die dann die einzelnen Stücke mit dem Bildniß der Diana zeichneten und beglaubigten (daher hieß die Erde terra sigillata).

Von Lemnus setzte er nach Alexandria Troas über und wanderte dann über Adramyttium nach Pergamum. Doch blieb er, wie es scheint, sehr kurze Zeit in der Vaterstadt und machte dann verschiedene Reisen, um mancherlei Medikamente, die am meisten der Verfälschung unterworfen waren, an Ort und Stelle aufzusuchen. Auf Cypern strebte er nach echten metallischen Substanzen und untersuchte eine Art des von Dioskorides beschriebenen Ofenbruches des Galmeis. In einem kleinen Fahrzeuge schiffte er dann um die Küste Lyciens herum, überall landend, um die Gagat- oder Glanzbraunkohle, die in vielen Fällen, z. B. bei der Epilepsie, angewendet wurde, zu finden. Später brachte er sie aus der Gegend des Todten Meeres mit, wohin er des Asphalts wegen gegangen war. Palästina selbst besuchte er nicht, wie Einige wollten, um sich über das Leben und die Werke Christi zu unterrichten (denn er verwechselte noch Juden- und Christenthum und spricht sich oft als Gegner des letzteren aus), sondern um die Gewinnung des Balsams in den kaiserlichen Gärten bei Engaddi kennen zu lernen. Endlich bereiste er auch Kreta, wo es bereits einige kaiserliche Beamte gab, welche die dort reichlich vorkommenden Arzneistoffe sammelten, sorgfältig in Papier verpackten und signirten und dann in geflochtenen Weidenkörben an die kaiserlichen Apotheken oder auch an Droguisten und Aerzte versendeten.

Galenus befand sich gerade auf Cypern, als ihn im Jahre 168 eine kaiserliche Botschaft ereilte, die ihn ersuchte, nach Rom zurückzukehren. Der Arzt

beeilte sich gerade nicht sehr, der Aufforderung nachzukommen: er ging zu Fuß an der kleinasiatischen Küste bis ins trojanische Gebiet hinauf, ließ sich dann auf einem Schiffe nach Thrazien hinüberfahren und wanderte wieder zu Fuß quer durch die Halbinsel bis nach Dyrrhachium, dem Ueberfahrtsort nach Italien! Die beiden Kaiser hielten nicht in Rom Hof. Das seit 165 sich mehrende Eindringen der Markomannen, Quaden und Jazygen in Oberitalien hatte sie veranlaßt, sich selbst an die Spitze des Heeres zu stellen. So befanden sie sich gerade im nördlichen Winkel des Adriatischen Meeres bei dem später von Attila vom Erdboden gefegten Aquileja, bis wohin die Barbaren vorgedrungen waren, als Galenus im Lager eintraf. Die Feinde waren wol durch einen glänzenden Sieg zurückgedrängt worden; aber die Pest dezimirte die Armee, und da die Sicherheit der oberen Provinzen gesichert schien, entschlossen sich Marcus Aurelius und Lucius Verus zur Rückkehr. Aber im heutigen Venetianischen bei der Stadt Altinum starb der ausschweifende Verus plötzlich an der Seite seines Bruders im Wagen. Die Kunst Galen's kannte kein Mittel gegen Apoplexie; er selbst kurirte sich, als sich die ersten Symptome der herrschenden Epidemie an ihm zeigten, durch Schröpfen des Schenkels und war endlich froh, Rom wieder erreicht zu haben.

Doch der Sieg der beiden Antonine war nur ein scheinbarer gewesen. Mit größerem Ungestüm warfen sich die Feinde auf die römischen Grenzen und Marc Aurel rüstete mit außerordentlichen Anstrengungen ein Heer, um wieder nach Norden zu ziehen. Dem Galenus wurde von ihm die Stelle eines kaiserlichen Leibarztes angeboten; doch dieser hatte an dem ersten Aufenthalt im Lager keinen Geschmack gefunden und schlug das Anerbieten unter dem Vorwande aus, sein Schutzgott Aeskulap selbst habe ihm im Traume von der Theilnahme abgerathen! Der nachsichtige Kaiser ließ die Entschuldigung gelten; doch kaum war er über die Alpen gegangen und hatte das an dem Einflusse der March in die Donau liegende Carnuntum zum Mittelpunkt seiner militärischen Operationen erwählt, so wandte er sich an Galenus mit einer anderen Bitte. Lassen wir diesen selbst sprechen! „Zu der Zeit", schreibt er in dem Werke über die Gegengifte, „wo der Kaiser den Krieg gegen die Germanen unternommen hatte und in den Donaugegenden verweilte, und ich durch eine Entschuldigung von seiner Begleitung losgekommen war, geschah Folgendes. Weil der Kaiser den Theriak, welchen ihm der Oberarzt Demetrius bereitete, sehr probat fand, so schrieb er nach dem Tode des Demetrius an Euphrates, er solle ihm angeben, wer bei Bereitung des kaiserlichen Gegengiftes dem Demetrius assistirt hätte. Als er nun erfuhr, daß ich dem Demetrius bei Bereitung des Theriak immer beigestanden habe, befahl er mir, das Gegengift zu bereiten." Marc Aurel hatte sich nämlich an das aus mehr als 50 Ingredienzen bestehende Mittel, das schon König Mithridates gebraucht haben soll und zu dem Galenus ein versifizirtes Rezept mittheilt, so sehr gewöhnt, daß er es täglich einnahm.

Die ganze Regierungszeit des Marc Aurel, Commodus und Pertinax hindurch scheint Galenus mit Ausübung des ärztlichen Berufes, besonders aber mit Schriftstellerei beschäftigt, in der Hauptstadt zugebracht zu haben. Vor dieser Zeit wenigstens hatte er nur wenige Bücher verabfaßt. Daß Galenus

auch die Regierungszeit des Kaisers Septimius Severus erreicht hat, ergiebt sich daraus, daß er für diesen wieder Theriak bereitete und geringeren Zimmt zu benutzen sich genöthigt sah, weil eben unter Commodus, der seinen Magen mit dem Lebenselixir seines Vater verschonte, sein Zimmtvorrath im Friedenstempel verbrannt war. Ueber sein Todesjahr weiß man nichts Bestimmtes. Der Grammatiker Suidas läßt ihn 70 Jahre alt werden, also noch unter Severus sterben; der Byzantiner Tzetzes setzt seinen Tod in die Regierungsepoche Caracalla's. Andere fabeln gar von 140 in voller Gesundheit zurückgelegten Lebensjahren des großen Meisters. In der bis zum Jahre 1118 n. Chr. reichenden Chronik des Michael Glykas findet sich erwähnt, bei Vielen gelte die Sage, daß Galenus mit Maria Magdalena zusammengetroffen sei und von ihr gehört habe, von Christus sei unter Anderem auch ein von Geburt an Blinder geheilt worden; darauf habe er aber erwiedert, daß dies nur möglich gewesen sei, falls er genaue Kenntniß von den Wirkungen der Metalle gehabt.

Die schriftstellerische Fruchtbarkeit dieses Mannes ist unglaublich. Die Zahl seiner Schriften nicht medizinischen Inhalts, die jedoch sämmtlich verloren gegangen sind, belief sich auf 125. Von den medizinischen Schriften sind ebenfalls 49 verloren gegangen, während ungefähr 50 noch in den Bibliotheken zerstreut liegen und ihrer Herausgabe entgegensehen. Dagegen sind 100 echte Werke Galen's bekannt, wozu noch 18 angezweifelte, 19 nur in Bruchstücken erhaltene und 24 offenbar untergeschobene kommen! Von Jugend auf gewöhnt, Alles, was er gehört, gelesen, durch eigenes Nachdenken gefunden hatte, aufzuschreiben, mag wol Galen einen großen Theil dieser Aufsätze gar nicht zur Veröffentlichung bestimmt gehabt haben. Sie sind deshalb sichtlich Kinder des Augenblicks und verrathen die Schnelligkeit ihrer Entstehung durch die geringe Sorgfalt der Darstellung, durch Wiederholungen und Widersprüche. Alle ohne Unterschied zeugen jedoch von der unbegrenzten Liebe ihres Verfassers zu den Wissenschaften, von seinen tiefen und ausgebreiteten Kenntnissen. Ebenso fühlt man sich angezogen von seinem edlen Charakter und von seiner Religiosität. Ueber die Tadler der göttlichen Vorsehung ruft er voll Unwillen aus: „Wozu soll ich mit diesen unvernünftigen Thieren länger mich streiten? Müßten nicht bessere Menschen mir zürnen und den gerechten Vorwurf machen, daß ich auf solche Weise die geheiligte Sprache entweihe, welche der Gottheit zu Ehren Hymnen anstimmen soll? ... Die wahre Frömmigkeit besteht nicht in dem Opfer der Hekatomben, nicht in Räucherungen mit Cassia und tausend anderen Spezereien, sondern in der Kenntniß und Verkündigung der Weisheit, der Allmacht, der unendlichen Liebe und Güte des Vaters der Geschöpfe. Seine höchste Güte und Liebe bewies er dadurch, daß er für das Wohl aller seiner Geschöpfe gleichmäßig sorgte und ohne Parteilichkeit Jedem das mittheilte, was ihm wahrhaft nützlich war. Diese Güte des Schöpfers laßt uns durch Lobgesänge verherrlichen! ... Seine unendliche Weisheit war es, welche die besten Mittel wählte, um zu ihren wohlthätigen Zwecken zu gelangen, und ein Beweis seiner Allmacht ist es, daß er Alles gut, seiner Bestimmung gemäß erschuf und dadurch seinen Willen erfüllte."

In seiner Wissenschaft bemühte er sich, die Irrwege der ve-

Sekten zu vermeiden und die Medizin von der rohen Empirie und unfruchtbaren Spekulation wieder auf die durch Hippokrates eingeschlagene Bahn zurückzulenken. Den Meister von Kos bezeichnet er als Bahnbrecher, von sich aber sagt er mit Selbstbewußtsein, er habe den Pfad geebnet und gangbar gemacht, wie Kaiser Trajan die Heerstraßen des römischen Reichs. Die Zuthaten zur Methode des Hippokrates bestanden aber einerseits in platonisch-aristotelischen Anschauungen, andererseits in Vertiefung der anatomischen und physiologischen Wissenschaft. Er war der letzte Stern in der schon einbrechenden Nacht des Aberglaubens und der Barbarei, und darum wirkte auch seine Autorität weit in das Mittelalter hinein. Eusebius sagt, daß man dem Arzte von Pergamum von mancher Seite fast göttliche Ehren bezeige, und seine Schriften wurden selbst ins Hebräische und Arabische übersetzt.

Es ist bereits erwähnt worden, daß Galenus von Jugend auf die Anatomie mit besonderer Vorliebe pflegte, die er mit Recht für das Fundament der ganzen Heilkunde ansah. Doch fehlten ihm die Beobachtungen, die sich bei Zergliederung menschlicher Körper anstellen lassen, und er nahm deshalb das dem Menschen am ähnlichste Thier zu Hülfe, ohne zu ahnen, daß es einst der Wissenschaft einfallen werde, eine wirkliche genaue Verwandtschaft zwischen Affen und Menschen aufzustellen! Ja, er nahm sogar diese Aehnlichkeit zum Eintheilungsgrund für die Thiere selbst und ließ auf die Affen die affenähnlichen Thiere folgen, dann die Bären und andere fleischfressende, ferner die einhufigen und dann die wiederkäuenden Thiere. In allen Thieren, die er geöffnet, versichert er, nur zwölf Rippen gefunden zu haben, und in höchst einzelnen Fällen dreizehn oder elf. In der Muskellehre machte er wichtige Entdeckungen; namentlich wies er zwei Kaumuskeln nach und zwei bis dahin unbekannte, die zur Bewegung des Oberarms und der Brust dienen. Dagegen behauptete er, daß das Herz keine muskulöse Natur besitze; auch schuf er den Irrthum, daß die Muskeln aus Fasern von Sehnen und Nerven beständen. Die Arterien haben nach ihm ihren Ursprung im Herzen, die Venen in der Leber. Auch den Nerven wendete er besondere Aufmerksamkeit zu und wollte gefunden haben, daß die zur Empfindung dienenden vom Gehirn ausgehen, die die Bewegung vermittelnden aber vom Rückenmark. Im Allgemeinen hielt er das Gehirn für den Sitz der vernünftigen Seele, das Herz für den Sitz des Muthes, die Leber für den der Liebe. Er stellte bereits eine Menge Versuche an lebenden Thieren an, um durch Zerschneidung der Muskeln oder der Nerven den Zusammenhang beider Organe darzuthun. Die Hauptkräfte des Körpers theilte er in Lebenskräfte, thierische und natürliche. Die Seelenkräfte werden durch das Pneuma genährt, welches aus dem Lebensgeiste zubereitet und mit dem Blute zum Gehirn gebracht wird. Natürlich bedingen nun Veränderungen des Körpers auch die Meinungen und Vorstellungen der Seele, und demgemäß hat er auch eine Schrift verfaßt, die den Titel trägt: „Daß der günstige Charakter vom körperlichen Temperament abhängig ist.“ Die hauptsächlichsten Werke Galen's, welche in das Gebiet der Anatomie und Physiologie einschlagen, sind neun Bücher „Ueber anatomische Verrichtungen“, 17 Bücher „Von der Bestimmung der Theile des menschlichen Körpers“, drei Bücher „Ueber die Mischungen u. a.“

Unter Gesundheit verstand Galenus die ungestörte Harmonie aller körperlichen Funktionen, begründet durch den naturgemäßen Bau der Organe und der richtigen Mischung der Säfte. Das Gegentheil davon ist die Krankheit, deren sinnliche Folgen Symptome genannt werden. Die Krankheiten betreffen entweder die gleichartigen (einfachen) Theile oder die Organe; die Krankheiten der gleichartigen Theile entstehen aus Mißverhältniß der Elemente. Jede Verderbniß der Säfte nennt er Fäulniß, die Entzündung dagegen erklärt er durch Eindringen des Blutes in ungewohnte Orte. Wirkliche Krankheitsgeschichten fehlen bei ihm, da ihm die Theorie über Alles ging. In der Prognostik schloß er sich ganz an Hippokrates an, dessen Aussprüche er für untrüglich hielt. Ein großes Gewicht legte er auf die Pulslehre, der er auch viele Abhandlungen widmete. Außerdem nennen wir hier noch das Werk „Ueber die kranken Theile" in sechs Büchern, zwei Schriften „Vom Unterschiede" und „Von den Ursachen der Krankheiten", zwei Bücher „Ueber den Unterschied der Fieber", drei Bücher „Vom Unterschied der Symptome" und „Die kritischen Zeiten in den Krankheiten."

In der Therapie sind seine allgemeinen Grundsätze brauchbarer als die vorgeschlagenen einzelnen Kurmethoden. In der Diätetik während der Krankheit folgte er ganz dem alten Koer. Wenn er aber zu Brennmitteln nur in verzweifelten Fällen greifen läßt, so ist er viel zu unvorsichtig in Anempfehlung von Aderlässen. Sein Leitfaden der Heilkunde ist lange Zeit herrschend geblieben und sein am weitesten verbreitetes Werk gewesen, ebenso sein größeres Werk „Ueber die therapeutische Methode". Die Arzneimittel theilte er in erhitzende, abkühlende, trocknende und anfeuchtende. Sein Hauptwerk über die Arzneimittellehre führt den Titel: „Ueber die Mischung und die Kräfte der einfachen Arzneimittel", wozu noch 10 Bücher „Von der Zusammensetzung der Arzneien nach den Theilen des Körpers" kommen, sowie sieben Bücher „Von der Zusammensetzung der Arzneien nach den Arten." Wenn Galenus endlich gegen die Unsitte der Aerzte seiner Zeit eifert, sich durch Anpreisung von allerhand spezifischen Geheimmitteln zu empfehlen, besonders zur Verschönerung des Teints, zur Beförderung des Haarwuchses, zur Beseitigung von Sommersprossen, Runzeln und grauen Haaren, so gemahnt uns dies an das Umsichgreifen ähnlichen Treibens in unserem aufgeklärten Zeitalter, besonders da solche nach ärztlichen Rezepten verfertigte Medikamente schon damals von Droguisten und Krämern feil geboten wurden!

Ulpian wird vor Kaiser Severus und dessen Mutter durch Prätorianer ermordet.

XXI.

Papinianus und Ulpianus.

(150—212 n. Chr.) (170—228 n. Chr.)

Justum et tenacem propositi virum
Non civium ardor prava jubentium,
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida ...

Horaz.

Die juristische Literatur erreichte später als die übrigen Disziplinen in Rom ihre höchste Blüte, ihre klassische Zeit. Erst in den hundert Jahren von Hadrian bis auf Alexander Severus wurde jene Gründlichkeit und Tiefe in der Ausbildung des abstrakten Rechtes erzielt, die ihre Vorbedingung im Wesen des römischen Volkscharakters besaß und, bis heute die Gesetzgebung halb Europa's direkt oder indirekt beeinflussend, wol auch später nie und nirgends von einer civilisirten Nation unberücksichtigt bleiben wird. Warum gedieh aber erst unter der Monarchie die Jurisprudenz in solchem Grade? In der republikanischen Zeit befaßten sich mit der Rechtswissenschaft und namentlich mit dem unentgeltlichen Ertheilen von Bescheiden Männer aus den angesehensten und vornehmsten Familien, die sich auf diesem Wege die Gunst des Volkes erwerben und zu den höchsten Ehrenstellen gelangen wollten. Bereits Augustus hatte aber aus der

Befugniß, auf Anfragen juristische Gutachten zu ertheilen, ein Privilegium gemacht, welches er selbst einer Anzahl von Rechtskundigen verlieh. An die Aussprüche dieser Juristen waren nicht blos die Richter gebunden, sondern die Kaiser selbst waren genöthigt, sich ihrer Hülfe zu bedienen, so daß endlich die juristische Geschäftigkeit einem wirklichen Stande zufiel, mit welchem Würden, Einfluß und Reichthümer verbunden waren und welcher sich in Bezug auf die Jurisprudenz bestrebte, systematische Einheit des Rechtsstoffs herzustellen, denselben auf Prinzipien zurückzuführen und das bestehende Recht durch Analogie zu verbessern und zu ergänzen. Es wurde nun auch für den Unterricht angehender Juristen gesorgt, und zahlreich auftauchende Bücher suchten dem praktischen Kursus unter die Arme zu greifen. Die berühmtesten juristischen Hochschulen waren in der Folge Rom, Beirut und Konstantinopel. Nach politischen und methodischen Unterschieden zerfielen die Rechtsgelehrten in Proculianer und Sabinianer.

Derjenige Meister, welcher gerade die Auflösung dieser Sekten herbeiführte und die Jurisprudenz erst als vollständiges Glied in die glänzende Kette der Wissenschaften einreihte, war Aemilius Papinianus, der berühmteste aller römischen Juristen. Papinian ist ein jüngerer Zeitgenosse Galen's gewesen. Spartian erzählt in der Lebensbeschreibung des Kaisers Caracalla, er sei mit Septimius Severus sehr befreundet gewesen, „wie Einige sagen", sogar durch dessen zweite Gemahlin mit ihm verwandt, habe mit Severus zusammen einen gewissen Scävola gehört und sei endlich sein Nachfolger, als Anwalt des kaiserlichen Fiskus, geworden. Da der Kaiser Septimius Severus im Jahre 146 unter Antoninus Pius geboren wurde und unter Marc Aurel, der 180 starb, jenes Amt bekleidete, so mag Papinian vielleicht etwas jünger gewesen sein und sein Geburtsjahr ungefähr auf 150 fallen. Die zweite Gemahlin des Severus, Julia Domna, stammte, wie ihre Schwester Mäsa, die Großmutter der Kaiser Heliogabal und Alexander Severus, aus der am Wege von Antiochia nach Palmyra und Damaskus liegenden syrisch-phönizischen Stadt Emesa, wo in seinem prächtigen Tempel der Sonnengott (Elagabal) unter dem Symbole eines kegelförmigen, schwarzen Meteorolithen verehrt wurde. Nach Xiphilinus konnte sich Julia Domna in ihrem Vaterlande keiner hohen Abkunft rühmen; wenn Papinian wirlich mit ihr verwandt war, so könnte dies also zugleich auf die Stellung seiner Eltern einiges Licht werfen, die natürlich außerdem Angehörige desselben Landes sein mußten. Aber die Syrer waren aufgeweckter und kluger Natur und der junge Papinian folgte dem Beispiele so vieler Provinzialen und ging seiner Ausbildung wegen nach Rom, wo fast zu gleicher Zeit und zu demselben Zwecke Septimius Severus aus Afrika eintraf. Beide lernten sich im Hörsale des Q. Cervidius Scävola, wahrscheinlich in dem von Hadrian am Fuße des Aventin angelegten Athenäum, kennen. Nach Lampridius galt dieser Scävola, dessen Ruf von seinen Fachgenossen bezeugt wird, auch viel im Rathe des Kaisers Marc Aurel.

Von Septimius Severus an begann der Unterschied zwischen Fiskus, als kaiserlicher, und Aerarium, als Staatskasse, aufzuhören. Bis dahin flossen in den Fiskus getrennt die Einkünfte der kaiserlichen Provinzen und Domänen, die dem Kaiser zufallenden Erbschaften und die konfiszirten Güter der Verurtheilten. Erst der Kaiser Hadrian hatte einen besonderen Vertreter des Fiskus

angestellt. Dieses Amt verlangte ohne Zweifel bedeutende juristische Kenntnisse und unausgesetzte Vorsicht in Bezug auf die herrenlosen Güter, stillschweigenden Fideikommisse und andere Ansprüche des Fiskus; es war aber auch ein rechtschaffener, unbestechlicher Mann dazu nöthig, wenn keine Ungerechtigkeiten bei dem fiskalischen Verfahren unterlaufen sollten, und insofern ist die Wahl Papinian's zu dieser Stelle von Seiten eines Marc Aurel ein gutes Zeugniß für den jungen Mann. Denn der kaiserliche Philosoph neigte sich, so oft er in solchen Prozessen Entscheidungen zu fällen hatte, nie auf die Seite des Fiskus, und so wird auch die von ihm dem Anwalt desselben ertheilte Instruktion nicht anders gelautet haben, als die von Cassiodorus, dem Geheimschreiber des Ostgothen Theodorich, verfaßte: „Empfange hiermit die Aufsicht über die Geschäfte Unseres Fiskus und beschreite so mit Mäßigung den unparteiischen Weg der Gerechtigkeit, daß Du weder Unschuldige durch Kabalen bedrückst, noch Widerspenstige der mit Recht zu stellenden Forderungen entbindest. Denn für wahren Gewinn erachten Wir nur denjenigen, welchen wir unbeschadet der Uneigennützigkeit ziehen. Wir werden also nicht darauf sehen, wie oft Du den Sieg davonträgst, sondern auf welche Weise."

Septimius Severus.

Ob Papinian nach dieser Advokatur auch andere Ehrenämter unter Commodus, Pertinax und Julianus verwaltet hat, darüber giebt es keine Andeutung. Nur so viel wissen wir, daß sein Freund eine schnellere Carrière machte. Als derselbe als kaiserlicher Legat das lugdunensische Gallien verwaltete, hatte er kurz zuvor seine Gattin verloren und gedachte sich wieder zu verheirathen. Er war aber ein kurioser Heirathskandidat, denn er kümmerte sich weniger um das Konterfei seiner Zukünftigen, als um ihr — Horoskop! Sein energischer, rücksichtsloser Charakter strebte nach dem Höchsten und der Aberglaube lieferte seinen Hoffnungen starke Stützen; ja man möchte fast von ihm behaupten, daß die Konstellation in seiner Geburtsstunde wirklich sein Schicksal bestimmte, weil er Alles daran setzte, die astrologische Deutung zu bewahrheiten. Er eben selbst hatte sich in die trügerische Wissenschaft vertieft, und da er fest an seinen künftigen Kaiserberuf glaubte, so wollte er auch, daß seine Ehehälfte zum Throne prädestinirt wäre. „Und da er gehört hatte", sagt Spartianus, „daß sich in Syrien ein Mädchen befinde, dessen Nativität besagte, daß sie sich mit einem Könige verbinden würde, so warb er um dasselbe, nämlich um Julia, und bekam sie durch Vermittlung seiner Freunde." War aber Papinian ein Landsmann dieser Julia Domna, was liegt uns näher als die Annahme, daß er seinem Freunde Severus das Geheimniß der Dame mittheilte oder wenigstens den Freiwerber machte?

Im Jahre 193 n. Chr. wurde Septimius Severus, der damals Oberer germanischen Legionen war, von diesen als Imperator begrüßt,

zog gegen Rom und machte der 66tägigen Regierung des unwürdigen Didius Julianus ein Ende. Nach einer Stelle in den Pandekten verwaltete Papinian eine Zeit lang das Amt der Bittschriften und Beschwerden beim Kaiser, das immer mit ergebenen und zuverlässigen Leuten besetzt zu werden pflegte und in der Reihenfolge der Aemter eine so hohe Stufe bildete, daß es gewöhnlich zum Vizekönigthum von Aegypten oder dem Militärgouvernement von Rom führte. Seit Hadrian wurden zu Chefs dieser Abtheilung der kaiserlichen Kanzlei nur Ritter genommen; es ist also vorauszusetzen, daß Papinian schon vorher den ritterlichen Rang besaß. Severus war nun aber nach seinem Regierungsantritte im Jahre 193 nur 30 Tage in der Hauptstadt anwesend, sodann hatte er bis 197 mit der Besiegung seiner Nebenbuhler, Pescennius Niger und Clodius Albinus, zu thun.

Papinianus und seine Gattin. Nach einer Gemme der Arsinischen Sammlung.

Aber auch dann besuchte er Rom nur auf kurze Zeit und zog wieder nach Osten in den Krieg mit den Parthern. Erst von 203 bis 208 verbrachte der Kaiser sein Leben in friedlicher Muße in Italien. Zu welcher Zeit also in den zehn Jahren von 193—203 Papinian jenes Hofamt bekleidete, ob er dem Kaiser auf seinen Zügen zur Seite war und in welcher Eigenschaft, läßt sich nicht entscheiden. Der angegebenen Regel im Avancement zufolge möchte man annehmen, daß er erst im Jahre 203 magister libellorum — so lautete der Titel — ward; denn im folgenden Jahre erlangte er die höchste Würde im ganzen Kaiserreiche nächst dem Regenten selbst, die eines Präfekten der kaiserlichen Leibgarde.

Ursprünglich hatte dieses Amt eine rein militärische Bedeutung gehabt. Da aber der Einfluß der seit Tiberius in der Stadt kasernirten Prätorianer,

von denen die Sicherheit des Kaisers abhing, immer stieg, so erweiterte sich allmälig auch die Machtbefugniß des Präfekten, und viele Kaiser fanden es außerdem recht bequem, den um sie stets anwesenden Präfekten der Garde — denn gewöhnlich waren zwei Inhaber der Stelle zugleich vorhanden — einen guten Theil der Regierungsgewalt zuzuwenden. So hatten sie denn zunächst die Verpflegung aller Truppen und die militärische Gerichtsbarkeit in den Provinzen in den Händen. Dann erhielten sie aber auch in Abwesenheit des Kaisers den Vorsitz im Konsistorium oder dem kaiserlichen Staatsrath und obersten Gerichtshof und somit die höchste Gerichtsbarkeit in Civil- und Kriminalsachen, wozu, aber erst nach unserer Zeit, die höchste Gewalt in der Provinzialverwaltung kam. Als Gardepräfekt unter Septimius Severus fungirte Anfangs Flavius Juvenalis, dann aber ohne Kollegen L. Fulvius Plautianus. Dieser war von mütterlicher Seite ein Verwandter des Kaisers und genoß dessen volles Vertrauen, mißbrauchte dasselbe aber schlimmer, als einst Sejan das des Tiberius. Seine Habgier war unersättlich, und es gab fast keine Nation, keine Stadt, die er sich nicht tributpflichtig gemacht hatte. Seine Anmaßung ging so weit, daß er durch seine Vorläufer auf der Straße ausrufen ließ, es solle Niemand bei seiner Annäherung stehen bleiben und ihn anblicken, sondern Alle sollten sich abwenden und den Blick zur Erde senken. Viele angesehene Männer fielen seinem Hasse als Opfer, und selbst die Kaiserin suchte er zu stürzen. Die Furcht vor ihm war so groß, daß man öffentlich für seine Wohlfahrt Gebete und Gelübde that und daß seine Bildsäulen nicht blos in den Provinzen, sondern auch in Rom die des Kaisers an Zahl und Größe übertrafen. Die Anhänglichkeit des Severus an ihn war so stark, daß er einst wünschte, vor ihm zu sterben, um seinen Verlust nicht erdulden zu müssen, und daß er endlich die Tochter des Günstlings, Plautilla, mit seinem Sohne Caracalla vermählte, um denselben dadurch zu bessern. Jedoch sollte gerade diese Ehe, welche das Glück des Schwiegervaters fest zu gründen schien, dessen Untergang herbeiführen. Der eigenwillige, tückische Prinz mißachtete seine aufgedrungene Gattin und haßte die ihm lästige Bevormundung des allgewaltigen Schwiegervaters. Bei den widersprechenden Berichten Dio's und Herodian's ist es nicht möglich, zu entscheiden, ob Plautianus wirklich einen Mordanschlag auf Severus gemacht habe oder dessen blos bezichtigt worden sei; gewiß bleibt, daß Caracalla bei seinem Vater, der in der Nacht zuvor seinen alten Gegner Albinus im Traume hatte wieder aufleben gesehen, mit der Anklage auf Hochverrath durchdrang, worauf der in den Palast gerufene Präfekt seine Verbrechen auf der Stelle mit dem Tode büßte.

Dies geschah 204 n. Chr., und Herodian sagt ausdrücklich, daß nach diesem Ereigniß Severus wieder zwei Gardepräfekte angestellt habe, womit auch Dio's Bemerkung harmonirt, Plautianus habe nicht blos alleiniger, sondern auch ewiger Präfekt sein wollen. Es ist dieser die Antrittszeit Papinian's betreffende Umstand hervorzuheben, weil man ihn früher der Mitschuld an der unter Severus eingetretenen (fünften) Christenverfolgung angeklagt hat. Nach Eusebius aber begann dieselbe im zehnten Jahre des Kaisers Severus, also 203, und in gleicher Weise erzählt Spartian, daß Severus, nachdem er in Syrien mit Caracalla zusammen das Konsulat angetreten (202), in Alexandria den

Uebertritt zum Judenthume und zum Christenthume auf das Strengste verboten habe. Im Gegentheil scheint Papinian den Kaiser in Bezug auf die Christen gänzlich umgestimmt zu haben, da Tertullian, der zu derselben Zeit lebte, die Unparteilichkeit des Severus gegen die Christen nicht genug rühmen kann.

Nach einer Inschrift aus dem Jahre 205 war der Kollege Papinian's in der Präfektur Mäcius Lätus. Dieser scheint aber von dem Ansehen Papinian's verdunkelt worden zu sein. Die Ernennung des Letzteren gestattet uns wieder einen Rückschluß auf die in Dunkelheit liegenden früheren Jahre seines Lebens. Die Jurisprudenz kann es nicht allein gewesen sein, die ihn bis zum 54. Jahre beschäftigte. Welche Blößen würde er sich als Chef des Militärdepartements, als höchster Offizier in der Schlacht gegeben haben, wenn ihm das Militärwesen fremd geblieben wäre, wenn er nicht schon vorher öfter die Feder mit dem Schwerte vertauscht hätte! Andererseits kann er aber auch vorher keine Stellung gehabt haben, die mit senatorischem Range verbunden war; denn bis auf Alexander Severus ist streng darauf gehalten worden, daß kein Senator Gardepräfekt wurde, so daß Marc Aurel es beklagte, daß er Pertinax diesen Posten nicht übertragen konnte, weil derselbe Senator war, und Commodus den Präfekten Paternus dadurch entsetzen konnte, daß er ihm die senatorische Würde verlieh.

Dem hohen Range des Gardepräfekten entsprach auch sein öffentliches Auftreten. Er trug unter dem auf der Schulter genestelten Kriegsmantel eine prächtige Tunika, gegürtet mit rothem Leder und goldener Schnalle; an dem über die Schulter laufenden Wehrgehänge befand sich das Schwert, bei ihm das Symbol seines Rechtes über Leben und Tod. Ein glänzend geschmückter Wagen pflegte ihn durch die Straßen zu führen, während eine Reihe von Liktoren mit den uralten Ruthenbündeln für Respekt und freie Passage sorgte.

Die vier Jahre von 204—208, welche Severus mit seinen beiden Söhnen in Rom zubrachte, trugen viel dazu bei, den Haß, der von früheren Jahren her auf ihm lastete, zu verwischen. Neben der Ausführung großartiger Bauwerke wendete er viel Sorgfalt auf die Gesetzgebung, und man wird wol nicht irren, wenn man einen großen Theil des Ruhmes, den sich der Kaiser als „Stifter sehr unparteiischer Gesetze" erwarb, auf Rechnung seines Rathgebers Papinianus schreibt. Diesem machte zu derselben Zeit die Sorge um die öffentliche Sicherheit in Italien viel zu schaffen. Als Severus gleich nach seinem Regierungsantritte die Prätorianer aufgelöst und überhaupt aufgehört hatte, die Leibgarde vorzugsweise aus Italienern zu bilden, hatte sich die waffenfähige Jugend der Halbinsel haufenweise dem Gladiatoren- und Räuberhandwerke hingegeben. Sechshundert Mann scharten sich endlich unter Felix Bulla, dem größten Räuberhauptmann des Alterthums und dem Prototyp aller späteren Fra Diavolo's. Er beherrschte die ganze Appische Straße; er war genau unterrichtet über Alle, die in Rom abreisten oder in Brundisium landeten, über ihre Namen und ihre Habe. Dabei entging er allen Verfolgungen mit außerordentlicher Gewandtheit: „weder sah man ihn, wenn er gesehen, noch fand man ihn, wenn er gefunden, noch hatte man ihn, wenn er gefangen worden war." Als er endlich einen römischen Hauptmann, der ihm durch zu eifrige Nachstellungen lästig geworden war, in eine Falle gelockt und kahlgeschorenen Kopfes mit dem

Auftrag an Severus entlassen hatte, man möchte nur bei Hofe die Sklaven besser füttern, damit sie nicht Räuber zu werden brauchten, ergrimmte Severus schwer, und es wurden alle Hebel in Bewegung gesetzt, um des Banditen habhaft zu werden. Schwerlich wäre aber der nun abgesendete Oberst mit seinen Reitern zum Ziele gelangt, wenn nicht Felix von einer Geliebten verrathen worden wäre. Papinian ließ ihn sich vorführen; doch wird er es bereut haben. Auf die Frage, warum er zum Banditengewerbe gegriffen habe, antwortete der Unverschämte: „Warum bist Du denn Präfekt geworden?“ Er endete dann in der Arena unter den Zähnen wilder Thiere.

Im Jahre 308 lief aus Britannien die Botschaft ein, die unruhigen Grenznachbarn, die Caledonier und Mäaten, wären aufgestanden, plünderten und brandschatzten die römische Provinz. Severus litt bereits stark an der Gicht; aber er beschloß doch, in eigner Person die Leitung des fernen Feldzugs zu übernehmen, theils weil seine Thatenlust noch nicht verschwunden war, theils weil er die Gelegenheit für passend hielt, seine beiden Söhne, Caracalla und Geta, dem Lasterleben der Hauptstadt zu entziehen. Diese beiden Brüder machten ihm überhaupt großes Herzeleid. Von früher Jugend an hatten sie sich nicht vertragen, und aus dem, was Anfangs kindischer Eigensinn war, entstand nach und nach ein gründlicher Haß, der, von elenden Schmeichlern genährt, bei jeder Gelegenheit offen zum Vorschein kam. Nur in Einem stimmten sie trotz aller Verschiedenheit des Geschmackes überein, in der Liebe zur Unsittlichkeit, in der Gemeinheit des Umgangs, in dem Hange zu den Schauspielen des Cirkus und Amphitheaters. Mit gewohnter Schnelligkeit betrieb Severus seine Rüstungen und stand unerwartet den tätowirten Barbaren gegenüber. Papinian begleitete ihn. Fast immer in der Sänfte liegend, durchzog der Kaiser Caledonien bis zur Nordspitze, ließ Durchhaue durch die Wälder machen, Knüppeldämme durch die Sümpfe bauen, Brücken über die Flüsse schlagen, brachte aber die Einwohner, die immer ihre sicheren Schlupfwinkel erreichten, nicht zur vollständigen Unterwerfung und beschloß, nach einem Verlust von 50,000 Menschen, wenigstens das eigentliche Britannien besser zu sichern. Schon Agricola hatte zwischen den Firths of Clyde und of Forth ein großes Befestigungswerk begonnen, das erst unter Antoninus Pius vollendet ward. Südlich von dieser Linie hatte auch Hadrian vom Firth of Solway bis zur Mündung des Tyneflusses eine Mauer gebaut; diese besserte Severus aus und vollendete sie. Noch heute unterscheidet man dort eine doppelte Reihe von Befestigungen. Die südliche besteht aus einem Erdwall und Graben und rührt wahrscheinlich von Hadrian her; die nördliche

Caracalla.

ist gemauert, enthält 81 Kastelle und ist das aus unserem Feldzuge stammende Werk. Daß übrigens Papinian in Britannien auch als Jurist thätig war, erkennt man aus mehreren, von dort aus datirten Reskripten des Kaisers.

Geta war mit der Kaiserin im Süden Britanniens zurückgeblieben, um sich mit der Jurisdiktion und Administration zu beschäftigen. Caracalla, der den Vater begleitete, und theilweise selbst den Oberbefehl führte, langweilte sich höchlich, weil ihm die gewohnten Vergnügungen fehlten, und hatte alle seine Hoffnungen auf den baldigen Tod seines Vaters gerichtet. Da dieser aber noch immer auf sich warten ließ, so verläumdete er seinen Bruder und suchte das Heer zum Abfall zu bringen; ja, er zückte einst im Angesichte des Heeres das Schwert gegen den Rücken des Severus und wurde nur durch den Aufschrei des Gefolges von der Frevelthat zurückgehalten. Nach Spartianus behaupteten Einige, der Kaiser hätte damals den Entschluß gefaßt, den ungerathenen Sohn hinrichten zu lassen, aber die beiden Gardepräfekte wären dagegen gewesen; Andere wieder stellten die Sache so dar, als ob Papinian und sein Kollege zum Aeußersten gerathen hätten und der unglückliche Vater aus Scheu vor der Gehässigkeit der Maßregel davon abgegangen wäre. Dieser letzten Version ähnlich erzählt Dio Cassius die Sache, der hier vorzüglichen Glauben verdient, weil er zu derselben Zeit schon bis zum Prätor emporgestiegen war. „Nachdem Severus in das kaiserliche Zelt zurückgekehrt war", schreibt er, „ließ er seinen Sohn, Papinian und Kastor rufen, und nachdem er ein Schwert vor sich hingelegt hatte, warf er dem Caracalla zunächst vor, daß er eine solche Schandthat, und noch dazu vor den Augen der Bundesgenossen und Feinde, zu begehen gewagt, und setzte dann hinzu: „Wenn Du mich umbringen willst, so thue es hier auf der Stelle; denn Du bist stark, ich dagegen bin alt und krank. Wenn Du Dich aber scheuest, mein Mörder zu werden, so steht der Präfekt Papinianus neben Dir; ihm kannst Du ja befehlen, mich zu tödten, denn er wird alles von Dir Geheißene thun, sobald Du Kaiser bist.""

Septimius Geta.

Septimius Severus starb endlich am 4. Februar 211 zu Eboracum (York). Von seinen Söhnen schied er mit den denkwürdigen Worten: „Seid einig! Bereichert die Soldaten! Verachtet alle Anderen!" Den bewährten Freund Papinian aber bat er noch besonders, die beiden Brüder in seine Obhut zu nehmen. Nach einem vergeblichen Versuch, das Heer für sich allein zu gewinnen, versöhnte sich Caracalla zum Scheine mit Geta und Julia Domna, schloß hastig mit dem Feinde Frieden und trat die Rückreise an. Schon unterwegs entbrannte wieder der alte Zwist in der Familie, nicht im Geringsten gedämpft

durch die dem Aschenkrug des Vaters, den sie bei sich führte, schuldige Pietät. Die beiden Kaiser hörten weder auf der zärtlichen Mutter noch auf Papinian's Vorstellungen, bezogen verschiedene Herbergen und speisten aus gegenseitiger Furcht vor Vergiftung nicht zusammen. In der Hauptstadt endlich angekommen, theilten sie den Kaiserpalast in zwei sich gegen einander abschließende Festungen; Jeder that, was dem Anderen nicht angenehm war, und trachtete seinem Bruder offen und im Geheimen nach dem Leben.

Papinianus, der bereits bei Lebzeiten Sever's auf die Eintracht der beiden Prinzen hingearbeitet hatte, suchte auch jetzt unparteiisch zu vermitteln. Der Neutrale wurde aber hier dem Feinde gleich geachtet und jeder der beiden Egoisten folgte der Maxime: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich!" Außerdem fiel er natürlich, wo er auf Widerstand stieß, aus der Rolle des Berathers in die des lästigen Tadlers. Am meisten war dies Caracalla gegenüber der Fall, und da dieser überhaupt leidenschaftlicherer und gewaltthätigerer Natur war als sein Bruder, der doch zuweilen verständigem Rathe Gehör schenkte, so hielt er Papinianus für einen Anhänger der Gegenpartei. Aus Haß verbannte er ihn daher aus seiner Umgebung und hätte ihm wol auch die Präfektur genommen, wenn dies ohne Zustimmung des Mitkaisers angegangen wäre. Papinianus selbst wird seiner unerquicklichen Stellung herzlich überdrüssig geworden sein, und gern glaubt man, was der Konsul Boëthius in seiner Schrift „Ueber die Tröstung der Philosophie" von ihm wissen will, indem er schreibt: „Nero zwang seinen Freund und Lehrer Seneca, sich seine Todesart zu wählen: Antoninus gab den lange am Hofe mächtigen Papinian den Schwertern der Soldaten preis. Und doch hatten beide auf ihre Macht verzichten gewollt; ja, Seneca versuchte Nero sein Vermögen zu überlassen und sich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen. Aber Keiner von ihnen erreichte, was er wünschte, mit fortgerissen von dem rollenden Einsturz." Vom Rücktritte mögen ihn hauptsächlich die dringenden Bitten der unglücklichen Julia Domna abgehalten haben. Endlich aber geschah das Gräßlichste in dieser Familientragödie: Geta ward in den Armen der Mutter von dem Unmenschen ermordet, und nun war auch das Schicksal Papinian's besiegelt. Ueber seinen Tod kursirten schon zu Spartian's Zeit verschiedene Erzählungen, und daß dieser Schriftsteller sich Mühe gegeben hat, der Wahrheit auf den Grund zu kommen, sieht man daraus, daß sein Bericht mit dem Dio's stimmt. Danach gehörte aber Papinian zu den 20,000 Männern und Weibern, welche am Morgen nach jenem verhängnißvollen Februarabend des Jahres 212 n. Chr. hingeschlachtet wurden, weil sie Anhänger und Diener Geta's gewesen waren oder weil sie dem Tyrannen Grund zu Neid, Haß oder Furcht gegeben hatten. Dio Cassius erzählt noch, Caracalla habe den Soldaten, welcher vor seinen Augen den ehrwürdigen Freund seines Hauses niederschlug, höhnisch getadelt, daß er es mit dem Beile thue und nicht, wie es das Gesetz vorschrieb, mit dem Schwerte! Und doch war der Heuchler wenige Stunden zuvor vom Kapitole, auf Papinian und Cilo, seinen Erzieher, sich stützend und sich gnädig mit ihnen unterhaltend, zurückgekehrt! Spartian, der dies erzählt, fügt noch ein paar andere nähere Umstände bei. „Viele sagen", schreibt er, „Bassianus (so hieß Caracalla von seinem mütterlichen Großvater) habe dem Papinian nach

der Ermordung seines Bruders aufgetragen, im Senate und vor dem Volke an seiner Stelle die That zu beschönigen, Jener habe aber geantwortet, ein Brudermord lasse sich nicht so leicht rechtfertigen als begehen. Es existirt auch die Anekdote, Papinian habe sich geweigert, eine Rede aufzusetzen, welche gegen Geta gerichtet sein sollte, damit die Sache des Mörders dadurch ein besseres Licht erhielt. Seine Antwort habe gelautet, den unschuldig Gemordeten anzuklagen sei ein zweiter Brudermord. Aber dies trifft gar nicht zu. Denn erstlich war es gar nicht Sache des Präfekten, eine Rede zu verabfassen, und dann steht es fest, daß Papinian als Anhänger Geta's getödtet worden ist." Spartian leugnet also die Wahrheit der zweiten Geschichte; er will aber auch, wie man deutlich sieht, nicht die erste vertreten. Es läßt sich auch schwer daran glauben, wenn man erwägt, daß Caracalla den Gardepräfekt längst außerordentlich haßte und daß er doch den Charakter desselben zu gut kannte, als daß er einen zweiten Seneca an ihm zu finden hoffen konnte. Die Antwort wäre allerdings des großen Juristen vollständig würdig, aber sein Charakter steht so makellos da, sein Ruf ist so fest gegründet, daß es einerlei ist, wenn auch jene berühmte Antwort in das Reich der ausschmückenden Sage verwiesen wird, und daß man deshalb nicht Gibbon's Worte als maßgebend festzuhalten braucht: „„Es ist leichter, einen Brudermord zu begehen, als ihn zu vertheidigen!" war die glorreiche Antwort Papinian's, welcher zwischen dem Verluste seiner Ehre und seines Lebens nicht zögerte, Letzteres zu wählen. Eine so unerschrockene Tugend, welche aus den Intriguen der Höfe, den Gewohnheiten des Geschäftslebens und den Künsten seines Standes rein und unbefleckt hervorgegangen ist, umgiebt das Andenken Papinian's mit einem strahlenderen Glanze, als alle seine großen Aemter und Würden, seine zahlreichen Schriften und sein überlegener Ruf als Rechtsgelehrter, welcher ihm durch alle Jahrhunderte der römischen Jurisprudenz geblieben ist."

Als eine Art von Weissagung wurde es später aufgefaßt, daß Papinian auf dem Wege zum Palaste gegen die ihn eskortirenden Soldaten geäußert hatte, sein Nachfolger werde ein großer Thor sein, wenn er diesen schmählichen Angriff auf die Präfektur ungerächt lasse. Der Mörder Caracalla's, Macrinus, bekleidete nämlich gerade wieder dieses Amt.

Der Leichnam Papinian's ist entweder mit der Menge der anderen Opfer aus der Stadt gefahren und verbrannt worden oder, wie aus Spartian hervorzugehen scheint, durch die Straßen in die Tiber geschleift worden. Dem genannten Biographen zufolge wurde auch der Sohn Papinian's, der drei Tage zuvor als Quästor ein glänzendes Fechterspiel gegeben hatte, nicht verschont. Sonst kommen die Namen Papinianus und Papiniana später noch häufig vor. Im 16. Jahrhunderte machte sich Jemand den Spaß, eine Inschrift zu fabriziren, die auf dem Aschenkruge oder dem Grabsteine Papinian's gestanden haben sollte. Dieselbe*) gab aber lächerlicher Weise dem 62jährigen Papinian ein Alter von nur 36 Jahren und ließ ihn von seinen trauernden Eltern begraben werden!

*) Aemilio Paullo Papiniano Praef. Praet. Jurisconsulto, qui vixit annis XXXVI. M. IV. D. X. Hostilius Papinianus, Eugenia Gracilis turbato ordine in senio heu parentes infelicissimi filio optimo p. m. fecerunt.

Auch eine in der Urſini'ſchen Sammlung befindliche Gemme mit zwei Köpfen und der Umſchrift Pla-Pa hat man auf Plautia und Papinianus conjuges gedeutet, ohne weitere Beweiſe für dieſe Behauptung beibringen zu können.

Die beiden Hauptwerke Papinian's ſind die „Quäſtionen", in 37 Büchern allgemeine Rechtsfragen behandelnd, und die „Reſponſen", in 19 Büchern einzelne Rechtsfälle enthaltend. Außerdem hat er noch einige kleinere Abhandlungen „Ueber Ehebruch", „Definitionen" und in griechiſcher Sprache „Ueber das Amt der Aedilen" geſchrieben. In vortrefflicher Sprache, kurz und bündig, ſtellt er das Rechtsverhältniß, das ſcharf und beſtimmt nach allen ſeinen Momenten vor ſeinem geiſtigen Auge ſteht, dar und erreicht namentlich in der charakteriſtiſchen Auffaſſung der einzelnen Rechtsfälle eine wahrhaft klaſſiſche Vollendung. Beſonders wohlthuend iſt ſeine Humanität, die ihn auch die richtige Grenze zwiſchen den Forderungen des formellen Rechtes und dem Einfluſſe der Billigkeit und der ſittlichen Würde des Menſchen treffen läßt. Recht bezeichnend dafür iſt folgende Stelle aus ſeinen „Quäſtionen": „Wenn ein Sohn, der noch in väterlicher Gewalt ſtand, von ſeinem Vater unter einer Bedingung zum Erben eingeſetzt worden iſt, welche der Senat oder der Kaiſer mißbilligen, ſo mag er das Teſtament ſeines Vaters umſtoßen, als ob die Erfüllung der Bedingung nicht in ſeiner Macht ſtehe. Denn von Handlungen, welche unſere Pietät, unſeren moraliſchen Ruf, unſer Zartgefühl verletzen, kurz, welche gegen die gute Sitte verſtoßen, dürfen wir gar nicht glauben, daß wir ſie begehen können." Daß auch Papinian weniger ſtark in der logiſchen Form und philoſophiſchen Ordnung des Materials iſt und nicht daſſelbe zu einem wiſſenſchaftlichen Ganzen zuſammenzufaſſen vermag, dies iſt ein allgemeiner Mangel der römiſchen Rechtsgelehrſamkeit.

Sogleich nach dem Tode Papinian's wurden ſeine Schriften zu einem Geſammtwerke (corpus) vereinigt und von den berühmteſten Juriſten, wie Ulpianus, Paulus, Marcianus, erklärt und kritiſirt. Die Kaiſer nennen ihn in ihren Reſkripten, wenn ſie ſich auf ihn beziehen, ſtets mit ehrenvollen Attributen und der heilige Hieronymus (331—420) ſtellt bereits Papinian, als Vertreter des irdiſchen Rechts, dem Apoſtel Paulus, als dem des göttlichen, gegenüber: „Andere ſind die Geſetze der Kaiſer, andere die Chriſti; anders verordnet Papinianus, anders Paulus." Die größte Anerkennung widerfuhr aber dem ehemaligen Gardepräfekten durch das im Jahre 426 erlaſſene ſogenannte Citirgeſetz von Valentinian III. und Theodoſius, wodurch die Richter angewieſen wurden, die Rechtsbeſcheide von Papinianus, Ulpianus, Paulus, Modeſtinus, Gajus auf gleiche Linie mit dem geſchriebenen Geſetz zu ſtellen, aber in jedem Falle, wo die Stimmen gleich währen, ſich auf diejenige Seite zu neigen, wo Papinian ſich befände; außerdem ſollten die tadelnden Noten von Ulpian und Paulus zu Papinian keine Autorität mehr haben.

Zu dieſer hohen Berückſichtigung im praktiſchen Rechtsweſen kam noch hinzu, daß in den Rechtsſchulen die Schriften Papinian's als Unterlage eines beſonderen Kurſus zu dienen begannen. Die Studenten des Rechts führten das erſte Jahr hindurch den Namen Dupondii (Zweiaßſtücke, in der alten Studentenſprache ein eben ſo verächtlicher Ausdruck wie unſer „Füchſe"), ſpäter

Justinianistae; im zweiten Jahre hießen sie Edictales, im dritten Papinianistae. Aus den Pandekten erfährt man, daß namentlich die Papinianisten zu Anfang ihres Jahres einen gemeinschaftlichen Festschmaus anzustellen pflegten. Nach Vollendung des dritten Jahreskurses nannte man die jungen Juristen Lytae, d. h. Befreite, Entlassene (Losgesprochene). Auch von Justinian wird Papinian mit den ehrendsten Ausdrücken belegt, wie „der Hochweise, Ausgezeichnetste, Große, Herrliche", und damit durch Einführung seiner Pandekten bei der Fakultät das Ansehen Papinian's nicht aufgehoben würde, richtete er es so ein, daß im 20. Buche der Pandekten, an das man nach dem neuen Studienplane im dritten Jahre gelangte, in jedem Titel Stellen aus Papinian vorangestellt waren. Die Worte der Vorrede lauten hierüber also: „Damit aber nicht die Zuhörer des dritten Jahres, welche man Papinianisten nennt, den Namen Papinian's und die sich daran knüpfende Festlichkeit zu verlieren scheinen, so ist er selbst wieder durch einen sehr hübschen Kunstgriff in das dritte Jahr eingeführt worden; denn Wir haben die Anfänge des Buchs über das Pfandrecht mit Stellen aus dem großen Papinian angefüllt, damit jene ihren Namen von ihm behalten und Papinianisten heißen und fröhlich sind und den Tag festlich begehen, welchen sie zu feiern pflegten, sobald sie seine Gesetze zu vernehmen anfingen, und damit auch dadurch das Andenken des erhabenen ehemaligen Präfekten Papinian sich ewig erhalte."

Die erste Stelle unter den Juristen nächst Papinian nimmt Domitius Ulpianus ein, dem wir hier deshalb auch nähere Beachtung widmen, weil seine Schicksale viel Aehnlichkeit mit denen Papinian's besitzen.

Auch Ulpian war ein Syrer, und zwar stammte er nach eigener Angabe aus der von Sever zu einer römischen Kolonie mit lateinischem Rechte erhobenen, altberühmten phönizischen Stadt Tyrus. Er mag ungefähr 20 Jahre jünger als Papinian gewesen sein, und wahrscheinlich zog ihn ebenfalls der Trieb nach weiterer Ausbildung in die Hauptstadt. Früher nahm man an, daß er hier ein Schüler Papinian's gewesen sei. Aber von einer Lehrthätigkeit dieses findet sich keine Spur und die Stelle im Leben des Alexander Severus von Lampridius, auf welche man sich stützte und welche sämmtliche Beisitzer im Staatsrathe jenes Kaisers zu Schülern Papinian's macht, ist ganz entschieden gefälscht, da manche von den Genannten viel älter waren als Papinian und die besseren Handschriften jene Zeilen gar nicht enthalten. Wer sich auf höhere Aemter vorbereiten wollte, bot seine Dienste als Rechtskundiger einer Behörde an, wo er dann, hinter dem Magistrate sitzend (assessor), theils an der Berathung über Bescheide theilnahm, theils mit schriftlichen Arbeiten beschäftigt wurde. Seit Alexander Severus bekamen diese Assessoren vom Staate auch Gehalt. Ulpian erwähnt selbst zweimal, daß er diesen Dienst bei einem der Prätoren versehen habe. Später nahm ihn nebst Paulus der Präfekt Papinianus unter seine Räthe auf. Die Ermordung desselben scheint von keinen üblen Folgen für ihn selbst gewesen zu sein; wie es ihm aber in den nächsten 11 Jahren, welche die Regierungen des Caracalla, Macrinus und Heliogabal ausfüllten, ergangen ist, läßt sich kaum errathen. Spartian scheint anzunehmen, daß er sowol als sein Freund Paulus nach Sever's Tode schnell dieselbe Carrière bis zum Garde-

präfekten gemacht habe; denn er schreibt im Leben des Pescennius Niger: „Er setzte fest, daß nur Solche die Verwaltung von Aemtern bekämen, welche vorher dabei Assessoren gewesen wären. Dies hielten auch Severus und später viele Andere fest, wie die Präfekturen des Paulus und Ulpianus beweisen, die Räthe Papinian's gewesen waren und, nachdem der Eine das Amt des Sekretariats nach mündlicher kaiserlicher Instruktion (a memoria), der Andere das der Beschwerden und Bittschriften versehen hatte, sogleich Präfekte wurden." Dagegen sagt Lampridius im Leben des Alexander Severus, die Meinungen seien getheilt, ob Ulpian unter Heliogabal schon Präfekt gewesen oder es erst unter Alexander Severus geworden sei. Dio Cassius erzählt freilich, daß bei dem Sturze des schamlosen Kaisers auch die beiden Gardepräfekten mit getödtet worden wären, und man hat hieraus den untrüglichen Schluß ziehen wollen, daß Ulpian vorher unter Heliogabal nicht jene Würde gehabt habe. Allein nicht blos wird von Lampridius erzählt, daß Heliogabal den Ulpian entfernt oder verbannt habe, sondern auch Aurelius Victor sagt, daß sein Kollege in der Präfektur Paulus von Alexander Severus gleich im Anfange dem Vaterlande wiedergegeben worden sei, was auch eine Verbannung durch Heliogabal voraussetzt. Hiernach wären also die zugleich mit Heliogabal umgekommenen Gardekommandanten die Nachfolger des Ulpian und Paulus gewesen.

Hohen Einfluß gewann Ulpian unter dem milden Regimente des liebenswürdigen Alexander Severus und seiner verständigen, wenn auch ehrgeizigen und habgierigen Mutter Mammäa. Der junge 17jährige Regent schloß sich an den redlichen, biederen Rechtsgelehrten, der zugleich sein Vormund gewesen zu sein scheint, mit solcher Liebe und Hingebung an, daß er nach Lampridius Niemanden ohne diesen allein im Palaste bei sich sah, nie ohne ihn mit Anderen Geschäfte verhandelte und fast täglich Ulpian zu seiner Tafel zog. Die Pietät des Kaisers zeigt sich auch in manchen Reskripten, in denen er ihn seinen Freund und Vater nennt. Mammäa wahrte sehr eifersüchtig ihren Einfluß auf den Sohn; ja sie vertrieb sogar die erste Gemahlin desselben vom Hofe, weil er sie zu sehr liebte! Es klingt daher glaublich, was Lampridius berichtet, daß sie Anfangs gegen Ulpian eingenommen gewesen sei. Bald jedoch anerkannte sie den wohlthätigen Einfluß Ulpian's auf Alexander Severus und war ihm sehr dankbar.

Ulpian diente dem jungen Kaiser zuerst nicht als Gardepräfekt, sondern er war nach einem Reskript im Jahre 223 Präfekt des Getreidehandels und wahrscheinlich zugleich — denn dazu macht ihn Lampridius — Vorstand der gesammten kaiserlichen Kanzleien und Archive. Präfekte der Prätorianer waren Anfangs Flavianus und Chrestus, und Dio Cassius hat dem Charakter Ulpian's einen häßlichen Flecken angehängt, indem er kurz angiebt, Ulpian habe sie ermorden lassen, um ihr Nachfolger zu werden! Er gesteht aber selbst, daß er während dieser Zeit als Prokonsul und Legat außerhalb Italiens weilte, und deshalb nicht im Stande gewesen sei, die damaligen geschichtlichen Begebenheiten mit derselben Sorgfalt und Treue zusammenzustellen, wie die früheren. Es ist deshalb recht gut, daß der in der zweiten Hälfte des fünften Jahrhunderts lebende Geschichtschreiber Zosimus, dem verständige Kritik und psychologischer Scharfblick nicht abzustreiten ist, die Sache genauer und in

Ulpian günstigeren Weise darstellt. Er sagt: „Alexander Severus
ianus und Chrestus, zwei im Kriegswesen tüchtige und in der Staats-
g erfahrene Männer, zu Gardepräfekten gemacht. Nachdem aber
ihnen den Ulpianus gleichsam als Zeugen und Theilnehmer am
rtheilt hatte, machten die beleidigten Soldaten einen heimlichen
auf das Leben des Mannes. Mammäa bemerkte dies und schaffte nach
g der Nachstellungen die Anstifter des Planes auf die Seite, worauf
an allein das Amt der Gardepräfekte übertragen wurde." Hiermit
das Verhältniß geradezu um. Flavianus und Chrestus hatten sich
scheinlich durch Lockerung der Disziplin bei den Soldaten in Gunst
gesucht und dadurch den Argwohn der Kaiserin Mutter erregt. Be-
nn durch die von Ulpian
ntrole, sind sie es, die den
gegen Ulpian anspinnen,
r eigenes Haupt zurückfällt.
Cassius giebt Ulpian das
daß er die unter Heliogabal
henen Mißbräuche abge-
die Zügel des Militär-
strenger gehandhabt habe.
n aber die erwähnte Sol-
hon von seiner Erhebung
leiden, so erbitterte sie der
e Ernst, den er ihnen zeigte,
. Lampridius erwähnt, daß
n mehrmals bedroht war
ihn der kaiserliche Purpur
unbotmäßigen Prätorianer

Alexander Severus.

mußte. Wie Dio erzählt, entstand einmal aus einer ganz geringfügigen
ung ein dreitägiges Treffen zwischen Volk und Garde in der Stadt.
mschen kamen dabei von beiden Seiten um und die Soldaten, die
den Kürzeren zogen, begannen die Häuser in Brand zu stecken, so daß
r wohl oder übel sich mit ihnen aussöhnen mußten! Dieser brutalen,
ischen Rotte, der auch der Kaiser Severus selbst unterliegen sollte,
Ulpian doch als Opfer. Unter Anführung eines Offiziers, Namens
hus, überfielen die Prätorianer des Nachts seine Wohnung; fliehend
er noch das Palatium, wurde aber dort vor den Augen des Kaisers
mäa's niedergestochen. Alexander Severus wagte es nicht einmal, den
seines Mordes zur Verantwortung zu ziehen. Er ernannte Epagathus
Vizekönig von Aegypten, instruirte aber insgeheim die dortige Ober-
ihn nach seiner Ankunft festzunehmen und nach Kreta zu schaffen, wo
chtet wurde. Dies geschah wahrscheinlich 228. Im nächsten Jahre sollte
us das Konsulat mit Severus theilen; da ihn aber die Soldaten nicht
hten, weil er im Geruche der Strenge und Sparsamkeit stand, so bewog
iser, sich während seines Amtsjahres gar nicht in Rom sehen zu lassen!

Als Schriftsteller bewährte Ulpian einen großen selbständigen Takt, besaß ein klares und treffendes Urtheil und stellte anschaulich und lichtvoll dar, wenn er auch an genialer Originalität Papinian nachsteht. Seine Arbeiten bildeten die eigentliche Grundlage zu Justinian's Pandekten, deren dritter Theil aus ulpianischen Exzerpten besteht. Seine beiden, noch unter Caracalla und Heliogabal verabfaßten Hauptwerke sind 83 Bücher Beiträge zum prätorischen Edikt und 51 Bücher, die eine Darstellung des Civilrechtes enthalten. Außerdem giebt es von ihm noch verschiedene Einzelwerke und Monographien. Noch ist nicht zu verschweigen, daß man Ulpian häufig den Vorwurf des Christenhasses gemacht hat. Man stützt sich dabei auf eine Stelle des Kirchenvaters Lactanz, in welcher es heißt, Ulpian habe in seiner Schrift „Ueber die Amtspflichten des Prokonsuls" alle Reskripte des Kaisers gegen die Christen zusammengestellt. Außerdem berichtet auch das römische Märtyrerverzeichniß (Martyrologium Romanum), daß unter Alexander Severus und während der Präfektur Ulpian's sehr viele Märtyrer gepeinigt und hingerichtet worden seien. Aber aus der Zusammenfassung gewisser Verordnungen einer Klasse folgt gar nichts für die Absicht des Autors und die unzuverlässige zweite Quelle wird durch den Umstand reichlich aufgewogen, daß Mammäa sehr wahrscheinlich selbst Christin war und mit dem großen christlichen Lehrer Origenes in Verbindung stand, und daß die Toleranz ihres Sohnes bekanntlich so weit ging, daß er in seiner Hauskapelle neben den Bildern der vergötterten guten Kaiser und seiner Vorfahren, und neben Apollonius von Tyana und Orpheus auch die Büsten von Abraham und Christus aufstellte!

Brand des Museums zu Alexandrien.

XXII.

Die letzten Schicksale des alexandrinischen Museums.

Nach der im Jahre 273 erfolgten Schleifung des den fünften Theil von
nz Alexandria ausmachenden Bruchiums stand noch der auf einer 100 Stufen
hen, im Innern durch mächtige Wölbungen gestützten Terrasse ruhende, ge-
imnißvolle Serapistempel mit seiner reichen Bibliothek unversehrt, und an ihn
ögen sich fortan die heidnischen Gelehrten angeschlossen haben. Ammianus Mar-
llinus, der selbst in Aegypten gewesen ist und bis zu Anfang des fünften Jahr-
nderts gelebt hat, giebt deutlich zu verstehen, daß zu seiner Zeit noch viel wissen-
haftlicher Sinn in Alexandria herrschte. „Obgleich im Alterthume", schreibt er,
mit denen, welche ich erwähnt habe, noch mehrere Gelehrte sich ausgezeichnet
ben, so schlummern nicht einmal jetzt in der Stadt die verschiedenen Wissen-
haften; denn es thun sich noch Lehrer in einzelnen Fächern einigermaßen her-
r und von dem geometrischen Zeichenstab wird alles Verborgene ans Licht ge-
gen; auch die Musik ist bei ihnen noch nicht ganz versiegt oder die Harmonie ver-
ummt und von Einigen, wenn auch Wenigen, wird noch die Beobachtung der Ge-
irne und ihrer Bewegungen gepflegt, und nicht Wenige sind der Berechnungen

kundig; außerdem verstehen sie die Wissenschaft, welche den Schleier von den Wegen der Schicksale hebt. In der Heilkunde aber mehren sich die Studien dort täglich in solchem Grade, daß es für einen Arzt statt aller Erfahrung zur Empfehlung dient, wenn er sagen kann, er sei zu Alexandria gebildet worden. Diesen freien Verein von Gelehrten bezeichnet der Grammatiker Suidas immer noch mit dem althergebrachten Titel, wenn er den in die Mitte des vierten Jahrhunderts fallenden Philosophen Theon Mitglied des Museums nennt.

Doch bald nahte die Zeit, wo das Serapeum, dieses Hauptbollwerk des Heidenthums, fallen sollte. Nachdem der Kaiser Theodosius schon vom Jahre 381 an den Polytheismus zu beschränken begonnen hatte, erregte der Glaubenseifer des alexandrinischen Bischofs Theophilus, der sich an den Symbolen und Oertlichkeiten des alten Kultus zu vergreifen anfing, in Alexandria einen förmlichen Aufstand. Auf den Ruf eines Philosophen, Namens Olympius, griffen die Verehrer des Serapis zu den Waffen, verschanzten sich in dem heiligen Tempel ihres Gottes und hielten den Angriffen der fanatisirten Christen glücklich Stand. Endlich stillte das Dazwischenkommen des kaiserlichen Statthalters den Tumult, und beide Parteien versprachen, die Entscheidung des Kaisers ruhig abwarten zu wollen. Theodosius hatte aber kurz zuvor in der westlichen Hauptstadt des Reiches die Niederreißung der Götterbilder und Schließung der Tempel angeordnet. Er nahm daher das Vorgehen des Bischofs in der „Serapisstadt" wohlgefällig auf und befahl zugleich, dem Serapisdienst ein Ende zu machen. Lautlos stand die Menge des alexandrinischen Volkes und lauschte den Worten des verhängnißvollen Reskripts. Während die bestürzten Heiden still das Weite suchten, brachen die Christen in lauten Jubel aus und stürzten sich auf das verhaßte Gebäude, um zu rauben, was irgend welchen Werth hatte, zu zerstören und auf die Straße zu werfen, was sie verachteten und haßten. Selbst an die kolossale Bildsäule des Gottes, der mit den Attributen des griechischen Pluto, dem Scheffelmaße auf dem Haupte, dem dreiköpfigen Cerberus und der Schlange, in ruhiger Majestät auf die tobende Menge herabschaute, wagte sich endlich ein unerschrockener Soldat mit der Streitart. Zuversichtlich hofften noch die Heiden, daß der erste Schlag den Frevler selbst verwunden würde, und selbst die Christen erinnerten sich mit Bangigkeit der Prophezeiung, daß die Welt sofort untergehen müßte, sobald Jemand die Majestät des Serapis antastete. Aber friedlich lächelte der ewig blaue Himmel Aegyptens auf die Erde herab, als ein Glied des Riesenleibes nach dem anderen niederschmetterte und endlich die Trümmer der Bildsäule unter Hohn durch die Straßen der Stadt geschleift wurden. Nur die festen Mauern des herrlichen Tempels widerstanden schließlich der Wuth der Zerstörer und sie umschlossen bald darauf eine den Märtyrern geweihte Kirche und ein stilles Kloster! Der unersetzliche Bücherschatz theilte das Schicksal der übrigen Beute. Der spanische Presbyter Orosius sah ungefähr 20 Jahre später auf seiner Reise nach Palästina die Bücherschränke der großen Bibliothek im ehemaligen Serapeum; aber sie waren leer!

Jener Triumph des Christenthums führte in Alexandria zu keiner Ruhe. Die Gegensätze, durch den bestehenden Rassenhaß geschärft, standen sich nirgend schroffer gegenüber, erzeugten nirgend abscheulichere Exzesse, als gerade hier.

Tod der Hypatia.

Das Jahr 415 sollte eine traurige Probe von der Gefahr und Schutzlosigkeit liefern, der die Vertreter der Wissenschaft in Alexandria damals ausgesetzt waren.

Der schon genannte Astronom und Mathematiker Theon, durch seine Schrift über Euklid und durch die Betrachtung einer Sonnen- und Mondfinsterniß des Jahres 365 bekannt, hatte keinen Sohn, auf den er seine wissenschaftlichen Kenntnisse vererben konnte, wol aber eine Tochter, Namens Hypatia, die so reges Interesse für Mathematik zeigte, daß er sie in seine Studien einweihte. Sie ging dann, ihrer weiteren Ausbildung wegen, nach dem Alexandria damals an wissenschaftlichem Rufe weit überstrahlenden Athen und wurde dort eine Anhängerin der dritten neuplatonischen Schule, welche eine Vereinigung der Dogmen des Plato und des Aristoteles anstrebte. Nach Alexandria zurückgekehrt, trat sie öffentlich als Lehrerin auf, und ihre Beredsamkeit und Weisheit bewirkten eben so, wie ihre Jugendschönheit und Bescheidenheit, daß ihr Auditorium kaum die Menge der Zuhörer faßte und daß sich die Edelsten der Stadt um ihre Freundschaft bewarben. Die griechische Anthologie enthält noch ein Gedicht, das ihre trefflichen Eigenschaften besingt, und der sinnige Philosoph und Dichter Synesius, der schon 403 zum Christenthum übertrat und später Bischof von Ptolemais wurde, spricht in seinen Briefen mit hoher Achtung und hoher Verehrung von ihr. Er übersendet ihr seine Schriften zur Beurtheilung und macht das Erscheinen oder Nichterscheinen derselben von ihrer zustimmenden oder mißbilligenden Kritik abhängig. Er schreibt der Freundin: „Meine Kinder, meine Freunde fehlen meinem Herzen; aber mehr noch fehlt ihm Deine göttliche Seele, die mehr als alles Andere die Herbigkeit meines Schicksals zu versüßen vermöchte.“ Ein anderes Mal giebt er seiner Trauer folgenden Ausdruck: „O meine Mutter, meine Schwester, meine Lehrerin, meine Wohlthäterin, meine Seele ist sehr betrübt! Die Erinnerung an meine Kinder, die ich verloren habe, tödtet mich!“ Ein drittes Mal äußert er: „Wenn ich Nachrichten von Dir erhalte, wenn ich vernehme, daß es Dir, wie ich hoffe, besser ergeht, als mir, so bin ich nur noch halb unglücklich.“ Ihre Schriften sind untergegangen. Es befand sich darunter ein Kommentar zu der aus 13 Büchern bestehenden Arithmetik des Diophantus, welcher gewöhnlich als Erfinder der Algebra gilt, ein anderer Kommentar zur Schrift des Apollonius von Perga über die Kegelschnitte und ein astronomischer Kanon.

Die Philosophie hatte unter allen heidnischen Disziplinen natürlich die meisten Verdächtigungen und Verfolgungen zu leiden, keine phisosophische Schule aber mehr als gerade die neuplatonische, der letzte Versuch des Heidenthums, durch mystische Versenkung in die Gottheit die Gegensätze der realen und idealen Welt auszugleichen. Sie war die mächtigste Gegnerin der neuen Religion; denn sie suchte ihr im Reiche der Gedanken die Spitze zu bieten. Die Philosophin Hypatia, die solchen Einfluß auf die gute Gesellschaft Alexandria's ausübte, war natürlich dem christlichen Klerus ein Dorn im Auge, am meisten dem feurigen und ehrgeizigen Bischof Cyrillus. Seine Feindschaft wuchs noch, als der Statthalter Orestes, mit dem er wegen einer improvisirten Judenverfolgung in Streit gerathen war, Hypatia auszeichnete. Es mußte noch hinzukommen, daß ein gewisser Hierax, ein Lehrer, der an der Spitze der christlichen

Partei stand, ermordet wurde, ohne daß man den Thäter entdecken konnte. Kurz, allmälig verbreitete sich unter den Christen das Gerücht, die Philosophin sei es, die das Zustandekommen einer Versöhnung zwischen Orestes und Cyrillus durch ihre Einflüsterungen hindere; sie sei es wol auch, die den lästigen Gegner durch bestochene Banditen aus dem Wege geräumt habe. An einem Tage in der heiligen Fastenzeit rottete sich eine Schar Fanatiker zusammen und zog unter Anführung des Vorlesers Peter vor die Wohnung Hypatia's. Sie war nicht zu Hause, erschien aber bald, auf ihrem Wagen sitzend. Die Mörder stürzten ihr entgegen, zwangen sie abzusteigen und schleppten sie in eine Kirche, wo sie gesteinigt und buchstäblich zerrissen wurde. Die zuckenden Glieder wurden von den Unmenschen durch die Straßen geschleift und endlich ins Feuer geworfen. An der geheimen Mitschuld Cyrill's zweifelte selbst unter den Christen Niemand. Die dem empörenden Zufalle folgende Untersuchung ward infolge rechtzeitig eintreffender Geschenke niedergeschlagen. Was endlich die Todesart betrifft, so gesteht selbst Suidas zu, dies sei einmal die Art des süßen Pöbels von Alexandria, der ja auch die Bischöfe Georgius und Proterius zerrissen habe!

Bekanntlich hat der arabische Geschichtschreiber Abulfaradsch die Behauptung aufgestellt, die ungeheuere Bibliothek des Serapeums sei erst durch die Araber vernichtet worden, und heute noch pflanzt sich seine Erzählung in der Schule fort, wie im Jahre 640 Amru ben Abas, der Feldherr des Khalifen Omar, nach der Eroberung Alexandria's geneigt war, den Bücherschatz seinem Freunde Johannes, genannt Philoponus, d. h. der Arbeitsfreund, zu schenken, wie aber der dann eingeholte Bescheid Omar's lautete: „Stimmen diese Schriften mit dem Buche Gottes überein, so sind sie überflüssig und brauchen nicht aufbewahrt zu werden; stimmen sie aber nicht mit ihm überein, so sind sie gefährlich und müssen vernichtet werden!" Darauf wären dann die Papyrus- und Pergamentrollen an die viertausend Bäder der Stadt vertheilt worden und hätten sechs Monate zur Heizung derselben zugereicht. In welchem Grade Abulfaradsch gerade in Bezug auf Bücher zu übertreiben versteht, zeigt er auch darin, daß er angiebt, die Römer hätten nach der Einnahme von Syrakus von den Schriften des Archimedes „fünfzehn Lasten" verbrannt! Dennoch kann seiner Erzählung etwas Wahres zu Grunde liegen. Die heidnische Bibliothek bestand 640 nicht mehr; aber kann Amru nicht auch eine an der früheren Stelle allmälig wieder entstandene christliche Büchersammlung zerstört haben? Zwar haben später die Moslems die Religionsbücher der Juden und Christen aus Ehrfurcht vor dem Namen des wahren Gottes geschont. Die Zerstörungslust der ersten Nachfolger des Propheten kannte indeß sicher diese Rücksicht noch nicht. Ein anderer arabischer Autor des 12. Jahrhunderts, Abdallatif, berichtet über die Verbrennung der alexandrinischen Bibliothek in viel einfacherer Weise. Er sagt nämlich mit lächerlicher Vermischung der Personen und Zeiten, er selbst habe die Säule des Assawari gesehen, wo früher eine Portikus stand, in welcher Aristoteles und nach ihm dessen Schüler gelehrt hätten. Dies wäre die Akademie, die Alexander hätte erbauen lassen, als er die Stadt anlegte, und wo auch die Bibliothek gestanden hätte, die Amru mit Erlaubniß Omar's verbrannte!

Griechisches Theater.

Schluß.

Wissenschaft und Dichtkunst

in ihrem Einfluß auf die antike Volksbildung.

Ueberschaut man noch einmal die durch die hauptsächlichsten Vertreter der einzelnen Wissenschaften gekennzeichneten allmäligen Fortschritte und Gipfelpunkte des gelehrten Wissens im Alterthum, so drängt sich unwillkürlich die Frage auf: Welchen Einfluß mögen wol die wissenschaftlichen Entdeckungen jener Männer auf die Gesammtbildung ihrer Zeitgenossen und deren Nachkommen gewonnen haben? Leben doch gerade wir in einer Zeit, wo jede wissenschaftliche Wahrheit ausgeprägt wird in gangbare Münze, um zu wandern aus der engen Studirstube des gelehrten Forschers in die Paläste der Städter, wie in die Hütten der Landleute, wo die Schule mit der Presse wetteifert, die bisher gewonnenen Schätze des Wissens zu einem Gemeingut Aller zu machen!

Doch es ist schwieriger, als man glauben dürfte, über den Stand der antiken Volksbildung ins Reine zu kommen, geschweige ein der Wissenschaft sich anbequemendes Fortschreiten derselben nachzuweisen. Denn die Schriftsteller haben es meist mit Personen zu thun, die durch die Verhältnisse oder ihren

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX
TILDEN FOUNDATION

Göll, „Das gelehrte Alterthum".

Leipzig: Verlag von Otto Spamer.

Sophokles.

Nach einer antiken Büste.

eigenen Werth über die große Masse emporragen, und diese selbst wieder tritt überall, im staatlichen Leben und auf dem Schlachtfelde, mehr handelnd auf, als ihre Kenntnisse offenbarend. Den meisten Aufschluß gewähren noch die zerstreuten Notizen über die Gegenstände des gewöhnlichen Schulunterrichtes. Aus diesen lernt man zunächst in Bezug auf Griechenland, daß es außer Sparta und Theben nicht nur in den Städten, sondern auch in den Dörfern Schulen gab, und daß Fertigkeit im Lesen und Schreiben bei den Freigeborenen mit wenigen Ausnahmen zu finden war. Wollte man den größten Idioten bezeichnen, so sagte man in Athen: „Er versteht weder die Buchstaben, noch das Schwimmen", und selbst der schlichte Wursthändler in den „Rittern" des Aristophanes gesteht über sich: „Auch von Musenkünsten weiß ich nichts, bis auf das Lesen; aber dies auch schlecht genug."

Des reichen Unterrichtsstoffes, der durch die Sophisten unter das Volk geworfen ward, ist früher gedacht worden. Aber theils kam derselbe nur Denjenigen zu Gute, die das hohe Honorar zu bezahlen vermochten, theils bestand er doch vorwiegend aus Kenntnissen, die auf den einen Glanzpunkt der ganzen Richtung, die Ausbildung der subjektiven Denk- und Redefertigkeit, hinarbeiteten. Gegen die im Laufe des vierten Jahrhunderts in den Kreis der Bildungsmittel eintretende Mathematik und Naturkunde erhob sich sogar von Seiten der nur auf das praktische Bedürfniß sehenden Menge Opposition. Recht klar ergiebt sich dies aus folgenden Worten des Redners Isokrates: „Ich glaube, daß Diejenigen, welche sich mit Sternkunde und Geometrie und ähnlichen Wissenschaften beschäftigen, ihren Schülern keinen Schaden zufügen, sondern ihnen nützen, und wenn auch weniger, als sie versprechen, so doch mehr, als die Andern meinen. Denn die meisten Leute erklären dergleichen Unterrichtszweige für Geschwätz und Kleinigkeitskrämerei, indem sie sagen, man habe von ihnen keinen Nutzen, weder im Privatleben noch im öffentlichen; ja nicht einmal hafteten sie im Gedächtnisse der Hörer, weil sie weder das Leben begleiteten, noch in der Praxis Beistand leisteten, sondern in keinem Zusammenhang mit dem Nothwendigen ständen." Sehr bezeichnend für diesen Nützlichkeitsstandpunkt ist es, wenn von dem Vater der wissenschaftlichen Mathematik, Euklid, erzählt wird, er habe einst einen Schüler gehabt, der nach Darlegung des ersten Lehrsatzes sogleich fragte: Was wird es mir aber nützen, wenn ich dies lerne? worauf der Mathematiker seinen Sklaven herbeigerufen und zu demselben gesagt habe: „Gieb doch diesem hier ein Dreiobolenstück, da er von dem, was er lernt, einen Gewinn haben muß!"

Bücher gab es zwar schon zu Sokrates' Zeit eine große Menge und sie werden nicht viel theurer gewesen sein, als bei den Römern. An Fortbildungsmitteln für das spätere Alter hätte es also eigentlich nicht gefehlt. Aber selbst wenn die Hellenen im Besitze eines guten Theils von den Lehrmitteln unserer Zeit gewesen wären, würde der gemeine Mann schwerlich einen großen Vortheil für sich daraus gezogen haben. Er war eben zu sehr an den Zauber des lebendigen Wortes gewöhnt, haßte das Stubenhocken und suchte seine Unterhaltung und Belehrung außerhalb der vier Wände.

So wird denn das Gebahren des Bauers Strepsiades dem Schüler des Sokrates gegenüber in den „Wolken" des Aristophanes wol aus dem Leben gegriffen gewesen sein, und wir lassen die betreffende Stelle deshalb unverkürzt folgen:

Strepsiades.
(Eine Himmelskugel erblickend.)
Bei allen Göttern, sage: was ist dieses hier?
Der Schüler.
Gehört zur Sternenkunde, Freund.
Strepsiades.
(Auf Meßgeräthe zeigend.)
Und dieses da?
Der Schüler.
Zur Geometrie gehört es.
Strepsiades.
Wozu nützt denn das?
Der Schüler.
Um Feld und Land zu messen.
Strepsiades.
Wol verlooftes Land?
Der Schüler.
Nein, nein, die ganze Erde.
Strepsiades.
Das ist allerliebst!
Das heißt Erfindung, nützlich, recht für's Volk gemacht!
Der Schüler.
(Auf eine Erdkarte zeigend.)
Hier ist ein Abriß von der ganzen Erde. Sieh!
Da liegt Athen.
Strepsiades.
Wie redest Du? Das glaub' ich nicht;
Denn, wie ich sehe, sitzen keine Richter hier.
Der Schüler.
Du darfst mir kühnlich glauben: dies ist attisch Land.
Strepsiades.
Wo liegt Cicynna, meiner Zunftgenossen Sitz?
Der Schüler.
Da steckt's mit drinnen. Hier Euböa, wie Du siehst;
Daneben liegt es, lang und weit dahingestreckt.
Strepsiades.
Ich weiß; von uns ward's hingestreckt und Perikles.
Wo liegt denn nur Lacedämon?
Der Schüler.
Wo? Gerade hier.
Strepsiades.
Wie nah bei uns! Darüber denkt nur ernstlich nach,
Daß Ihr das Nest da möglichst weit wegschafft von uns!

Noch schlimmer vielleicht, als in der Geographie, war das gewöhnl Wissen in der Geschichte beschaffen. Besonders auffallend ist es, daß Thu dides hundert Jahre nach der Herrschaft der Pisistratiden durch die Unwis heit des atheniſchen Publikums sich genöthigt sah, jene Begebenheiten in e besonderen Episode zu behandeln. „Dem Wagestück des Harmodius Aristogiton", sagt er, „lag ein Liebesverhältniß zu Grunde, und wenn ich darüber verbreitet haben werde, will ich weisen, daß weder die Uebr noch die Athener selbst über ihre Ty damaligen Vorfälle ir etwas Genaue[r] hen verm war dies kein Wu

Höchstens während der Gerichtsverhandlungen flossen dem Bürger zerstreute historische Notizen zu, und der Schulunterricht that schon sein Möglichstes, um die neuere Geschichte durch die mythische Sage, welche ebenfalls für geschichtliche Ueberlieferung galt, in den Hintergrund zu drängen. Die Gräber der Heroen und deren Reliquien, die religiösen Feste, die Mysterien, die dramatischen Aufführungen kamen außerdem hinzu und lieferten ungeheuren Stoff für das Gedächtniß und die gesellige Unterhaltung zum Nachtheil des Realen, wirklich Geschehenen, dem der Stempel der Heiligkeit abging. Dieses hohe Interesse für die Heroenzeit vererbte sich sogar auf die Römer und schadete auch dort der Verallgemeinerung neuerer Geschichtskenntnisse. Noch der Biograph Vopiscus gesteht, daß er zur Lebensbeschreibung des Kaisers Aurelian durch den Stadtpräfekten Junius Tiberianus bewogen worden sei, der, seine Zeitgenossen tadelnd, ausrief: „Also einen Thersites und Sino und die übrigen Monstra der Vorzeit kennen wir recht gut und unsere Nachkommen werden sie im Andenken behalten; von dem göttlichen Aurelian, dem ausgezeichnetsten Fürsten, strengsten Kaiser, dem Wiederhersteller der römischen Weltherrschaft, soll die Nachwelt nichts wissen?“ Und wagte es gar die Kritik, an dem Zusammenhange eines Steines, einer Waffe, einer Oertlichkeit mit der phantastischen Mythenperiode zu zweifeln, so behauptete sich die Sage stets mit Hartnäckigkeit den triftigsten Beweisen gegenüber. So galt Kanopus bei Alexandria fort und fort als Begräbnißort des gleichnamigen Steuermannes vom Atriden Menelaus und mußte nach diesem getauft worden sein. Der Redner Aristides gab sich Mühe, den Irrthum auszurotten, aber noch Ammian wiederholte ihn. So hatte nicht nur der Grammatiker Demetrius aus Skepsis, sondern auch die gelehrte Alexandrinerin Hestiäa nachzuweisen versucht, daß das homerische Ilium nicht auf der Stelle, wo Neu-Ilium stand, sondern 30 Stadien weiter landeinwärts sich befunden habe, und Strabo adoptirte diese Ansicht vollständig. Aber außer diesem scheint sich kein anderer griechischer Schriftsteller um jene Hypothese gekümmert zu haben, geschweige denn das reisende Publikum, das sich nach wie vor von den Ilienfern neugierig und gläubig die berühmten Stätten zeigen ließ, von der Grotte an, in welcher der liebenswürdige Paris über die Schönheit der drei Göttinnen zu Gerichte saß, bis zu den Altären, an denen Priamus fiel!

Kann also im Allgemeinen der Wissenschaft wenig Einwirkung auf das Volk zugestanden werden, so darf man dagegen den bildenden Einfluß der schönen Künste, namentlich der Poesie, nicht unterschätzen. Von dem nachhaltigen Wirken Homer's in dieser Beziehung ist schon die Rede gewesen. Seine Epopöen vertraten wirklich beim hellenischen Volke die Stelle einer Bibel. Seine Lobredner priesen ihn als den Lehrer und Erzieher von Hellas, aus dem sich auch alle Pflichten und Verhältnisse des Lebens erlernen ließen. Ihn citirte man bei jedem Anlaß des praktischen Lebens im Ernst und im Scherz; über seine Gedanken unterhielt man sich; seine Verse verendete man zu treffenden Parodien, und Mancher konnte wol von sich ihmen, was Nikratus im „Gastmahl“ Xenophon's von sich sagt: „Mein ater, dafür besorgt, daß ich ein braver Mann würde, hat mich gezwungen,

alle Gesänge Homer's zu lernen, und so kann ich die ganze Ilias und Odyssee auswendig hersagen."

Homer am nächsten kam an nationaler Bedeutung und Popularität der Lyriker Pindar. Er hat diesen Vorzug verdient, indem er seine Kunst den reinsten Interessen der Oeffentlichkeit und Bildung weihte. Sein Herz und sein Gesang gehörten dem gemeinsamen Vaterlande, während er durch die Geburt dem engherzigen Theben zugefallen war. Ja, weil er nach der Schlacht bei Platää Athen „Hellas' glänzende Stütze" genannt hatte, diktirte ihm sein Sondervaterland eine Geldstrafe von 1000 Drachmen; die Athener vergüteten jedoch nicht nur dieselbe reichlich, sondern ehrten den Dichter überdies durch eine eherne Bildsäule und die Ernennung zum Staatsgastfreund. Der fromme Sänger erhielt auch in Delphi einen besonderen Sessel und wurde regelmäßig dort zu dem Göttermahle der Theorenien eingeladen. Bekannt genug ist endlich, daß Alexander, der Große, bei der Zerstörung Thebens allein das Haus zu schonen befahl, welches den Dichter einst beherbergt hatte. Der Heldenjüngling erkannte richtig die Wirkung der erhabenen Hymnen und Dithyramben in Bezug auf mannhafte Entschlüsse, weise Mäßigung, fromme und gerechte Gesinnung.

Pindar.

Von engerem Einflusse war der Sang der edeln, feurigen Sappho. Sie gehörte dem äolischen Stamme an, bei dem das weibliche Geschlecht eine freiere Stellung einnahm, als die von den geistigen Regungen und Reformen beinahe ganz ausgeschlossenen, auf die Grenzen des Hauses und der Familie beschränkten Athenerinnen, welche alle zur Klasse der von ihr beklagten Frauen gehören mußten, „die nicht Theil hatten an den süßen Rosen Pieriens." Ihre Landsleute waren stolz auf sie; man ehrte sie durch Münzen und Bildsäulen. Ja, das Alterthum bezeugte ihr, daß sie als Weib so unerreicht dastehe, wie Homer unter den Männern, und nannte sie „die zehnte Muse." Solon lernte noch im Greisenalter ein Lied von ihr, „um nicht zu sterben, ohne es seinem Gedächtnisse einverleibt zu haben." Wie umfassend und tief hätte ihre reizende Anmuth, ihre reine Weiblichkeit, ihre sittliche Würde und ihr hoher Seelenadel auch auf den weiblichen Theil der gesammten Nation wirken können, wenn nicht Vorurtheile der engherzigsten Art ihr schönes Idealbild in den Staub gezogen und in eine komische Karikatur verwandelt hätten!

Mit großem Rechte legt Aristophanes in seinen „Fröschen" dem Aeschylus die Worte in den Mund:

— — — — Doch schändliches Thun, das ziemt zu verhüllen dem Dichter,
Nicht offen am Licht es zu zeigen dem Volke. Denn was für die Knaben der Lehrer
Sein soll, der ihnen den Weg anzeigt, das ist für Erwachs'ne der Dichter.
Drum müssen wir stets nur reden, was frommt.

Er hat aber dabei weniger die epischen und lyrischen Dichter im Auge als die dramatischen. Und gewiß ist, daß die Tragiker ihre Zeitgenossen nicht blos über die wichtigsten Punkte des religiösen Glaubens aufklärten, sondern auch überhaupt ihre Wegweiser zur tieferen Herzensbildung wurden. Wenn man von der Begeisterung liest, mit welcher die Gesammtzahl der Bürger, alle Stände und Altersklassen, den Aufführungen beiwohnte, wenn man von dem gewaltigen Eindrucke hört, den die unter dem dunkeln Blau des südlichen Himmels amphitheatralisch gruppirte Volksmenge empfing; wie sie in lautloser Spannung den erhabenen Strophen des Chores lauschte und dann wieder in rauschenden Beifall ausbrach, oder auch schlechte Darsteller oder anstößige Stellen mit Zeichen des Hohns und Unwillens überschüttete, dann wundert man sich besonders, wenn man einen Blick auf die damaligen dramatischen Stoffe wirft. Wir besitzen zwar noch die „Perser" des Aeschylus und wissen von der „Einnahme Milet's" von Phrynichus. Diese beiden historischen Stücke stehen jedoch ganz vereinzelt da und das zweite trug seinem Verfasser, als zu stark rührend, sogar eine Geldbuße von 1000 Drachmen ein! Der Regel nach entnahmen die Dichter ihren Stoff der Mythologie. Die große Masse derer, welche heutigen Tages ihr Vergnügen im Theater suchen, findet es, wie bei der Lektüre eines Romans, in dem spannenden Gange der Ereignisse, also in der Fabel des Drama selbst, und selten wird deshalb der weniger Gebildete zweimal dasselbe Stück zu sehen verlangen. Wie stand es nun mit jenen auf hohem Stelzschuh einherschreitenden, durch ihre Masken und Gewänder charakterisirten Heroen? Kannte nicht Alt und Jung von der Schulstube her das Schicksal des unglücklichen Oedipus, die Frevel der Pelopiden, die Wirren in Agamemnon's Hause? Allerdings; aber abgesehen von ihrer außerordentlichen Empfänglichkeit für die Harmonie der dichterischen Komposition und die feinste Nüancirung der Darstellung (selbst Verstöße gegen die richtige Aussprache und Betonung pflegten streng gerügt zu werden!), standen die Griechen ihrer Heldenfabel nicht so gegenüber wie anderen Stoffen. Die griechische Mythologie war ein Gewebe nationaler und örtlicher Ueberlieferungen, gleich verehrt als ein Anhang der Religion und als eine Vorrede der Geschichte. Die heiligende Sage hatte an jenem göttlich entsprungenen Heroengeschlechte Alles geadelt, selbst die Verirrungen und Schwächen. Die Dichter hatten also blos Poesie auf Poesie zu impfen, den sinnlichen Gehalt der Mythen zu berichtigen und der Menge im Schatze der dramatischen Weisheit einen Rückhalt der religiösen Bildung zu geben.

Aristophanes.

Außerdem muß man berücksichtigen, daß die dramatischen Vorstellungen in Hellas nicht zu den alltäglichen Dingen gehörten. Sie fanden ja blos an

religiösen Festen statt und bildeten einen Hauptbestandtheil besonders der Dionysien. Das Volk kam also in gehobener Feststimmung auf den Schauplatz; seine Erwartung war mit der Andacht genauer verwandt als mit der Neugierde, und sicher hat sich unser Schiller nicht geirrt, wenn er das Ueberwältigende des Eumenidenchores mit der Strophe schildert:

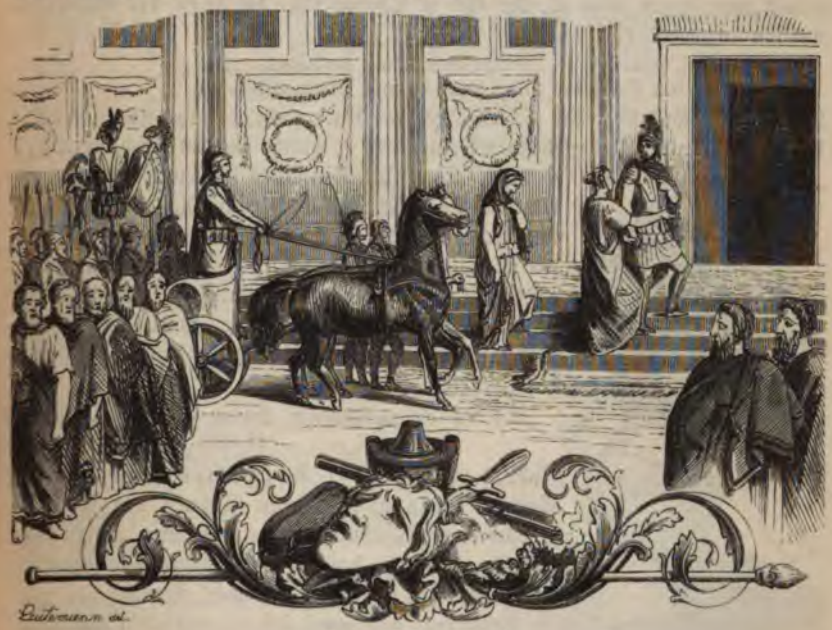
„Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbar'n Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunklen Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht."

Aeschylus.

Das Theatergebäude selbst war ja nicht, wie unsere Schauspielhäuser, lediglich zur Aufführung von Dramen bestimmt, sondern sollte der Religion dienen, indem es überhaupt einen Schauplatz für die mit dem Kultus des Dionysos zusammenhängenden Festlichkeiten bildete. Deshalb wurde bei seiner Erbauung auch darauf Rücksicht genommen, daß neben Schauspielen auch die dithyrambischen, zu den großen Dionysien gehörenden Festchöre darin stattfinden konnten; ja, es hat sogar in vielen Städten prächtige Theater gegeben, wo sich die Aufführung dramatischer Spiele gar nicht nachweisen läßt, wo also die Gebäude zu Versammlungen des Volkes aus anderen Gründen dienten. Demgemäß bildete auch der Standort und Tanzplatz des bacchischen Chores, die Orchestra, den für die übrigen Theile maßgebenden Mittelpunkt der ganzen architektonischen Anlage. Der Baumeister beschrieb nämlich auf dem Bauplatze einen Kreis von der Größe, welche die unterste Sitzreihe einnehmen sollte. In diesen Kreis zeichnete er ein Quadrat, das mit allen Ecken die Peripherie berührte. Die eine Seite desselben, die wir die Grundlinie nennen wollen, schnitt, wie die drei anderen, ein Kreissegment ab, und zog man nun mit ihr parallel außen an demselben eine Tangente, so bekam man zwischen den Parallellinien den schmalen Raum des Proscениums oder der Bühne selbst (auf unserem Plane f), deren durch die Tangente gebildete Hinterwand gewöhnlich einen Palast darstellte und darum regelmäßig mit drei Ausgängen versehen war, deren mittlerer (l) den Königen und Herrschern gebührte, während zu beiden Seiten diese Thüren (m, m) zwei drehbare, dreiseitige und mit drei verschiedenen Prospekten bemalte Wände die Stelle unserer heutigen Koulissen vertr

Das Bühnengebäude war von den Sitzen der Zuschauer durch zwei eingänge (e, e) geschieden; mit der Orchestra aber hing es d

Unsere Abbildung stellt eine Szene aus dem „Agamemnon" des Aeschylus dar. Eben ist der unglückliche Atride mit den Ueberbleibseln seiner Schar, mit den erbeuteten Gefangenen und Trophäen heimgekehrt. Die ungetreue Gattin Klytämnestra empfängt ihn mit erheuchelter Freude und ladet ihn ein zum Betreten des lange entbehrten Hauses, wo das Mörderbeil Aegisth's schon seiner harrt. Neben dem Paare steht die gefangene Seherin Kassandra, die schönste Tochter des Priamus, welche, den Königsmord und ihren eigenen Tod klar vor Augen sehend, der Einladung der Königin lautloses Schweigen entgegensetzt. Auch die im Vordergrunde zu beiden Seiten stehenden Greise von Mycenä, die den Chor bilden, gedenken der vorangegangenen Greuel des königlichen Hauses und sind von banger Ahnung der Zukunft erfüllt.



„Scene aus Agamemnon".

Viele Stellen bezeugen, daß die Aussprüche der Tragiker tiefe Wurzeln geschlagen und die weiteste Verbreitung unter allen Ständen erlangt haben. Arrian erzählt dem Ohrenzeugen Nearch nach, daß, als Alexander nach dem tollkühnen Abenteuer bei den indischen Mallern wieder beim Heere erschien und seine Freunde ihm die bittersten Vorwürfe machten, ein Soldat aus Böotien denselben zur Freude des Königs zugerufen habe:

„Wer Thaten thut, gewärtig sei zu leiden auch."

Nach Plutarch brachte Klitus Alexander's Zorn auf den höchsten Punkt, indem er den Vers aus der „Andromache" des Euripides rezitirte:

„Wie ungerecht geht es im Griechenlande zu!"

Der enge Zusammenhang des dramatischen Spieles mit dem Dionysoskult zeigte sich endlich auch in dem unverrückt feststehenden, sonderbaren Kostüme der auftretenden Schauspieler. Schon der Kranz, mit welchem geschmückt die Choreuten in die Orchestra einzogen, deutete auf die Entstehung des Drama's aus dem dionysischen Festchore hin. Den Einfluß des phantastischen bacchischen Festgepränges lassen auch die bunt geputzten, ausgestopften, nach oben und unten durch hohe Haaraufsätze und dicksohlige Stelzschuhe vergrößerten Helden der Bühne nicht verkennen, welche in langen Schleppgewändern, gespenstergleich, über die Breter schritten.

Noch störender als die Schwerfälligkeit dieser nebenbei auch durch die theilweise Entfernung der Bühne vom Halbzirkel der Zuschauer und durch das Streben, die Götter und Heroen zu idealisiren, nöthig gewordenen Vergrößerungsmittel erscheint uns die Bedeckung der Gesichtszüge durch starre Masken. Auch sie bringen bereits die Alten mit der Sitte in Verbindung, an den Dionysien den lustigen Mummenschanz durch Bemalung des Gesichts mit Weinhefen zu vervollständigen. Wenn man den großen Raum der Theater in Anschlag bringt, der ein deutliches Erkennen des Mienenspiels hinderte, mildert sich allerdings auch dieser Anstoß. Außerdem muß man aber auch bedenken, daß im Alterthum nicht bestimmte Individuen, sondern nur die verschiedenen Stände und Klassen der Gesellschaft durch die Masken charakterisirt wurden. Ueber diese Verallgemeinerung sagt O. Müller: „Das Unnatürliche, das in der Gleichmäßigkeit der Gesichtszüge bei den verschiedenen Handlungen einer Tragödie für unseren Geschmack liegt, hat in der alten Tragödie wol weniger zu bedeuten, in welcher die Hauptpersonen, von gewissen Bestrebungen und Gefühlen einmal mächtig ergriffen, durch das ganze Stück in einer habituell gewordenen Grundstimmung erscheinen. Man kann sich gewiß einen Orest des Aeschylus, einen Ajas des Sophokles, die Medea des Euripides wol durch die ganze Tragödie mit denselben Mienen denken, aber schwerlich einen Hamlet oder Tasso. Indessen konnten auch zwischen den verschiedenen Akten die Masken so gewechselt werden, daß die nöthigen Veränderungen bewerkstelligt wurden; so kommt offenbar der König Oidipus bei Sophokles, nachdem er sein Unglück erkannt und an sich selbst die blutige Strafe vollzogen, mit einer andern Maske heraus, als der seines Glücks und seiner Tugend allzugewisse Herrscher getragen hatte."

Eintritt in ein griechisches Theater.

Die weitlachenden, die der Chortanz der Musen und nie verschmäht die Göttin,
Aphrodite mit goldnen Zügeln.
Hier steht, wie von dem Land Asia nicht Gleiches gerühmt wird,
Noch im Dorischen weiträumigen Eiland, dem Pelopischen, aufkeimt,
Ein ungepflegt selber sich erzeugend
Gewächs, der Feindeslanzen Furcht,
Das reichlich aufblüht in diesem Wohnland:
Kindaufnährender, grünschimmernder Oelbaum.
Kein Führer, sei Jüngling, sei ein Greis er,
Wird mit feindlicher Hand je ihn verwüsten.
Denn stets wachenden Auges sieht
Ihn Zeus Morios gnädig an,
Und strahläugig Athene.
Auch noch andrer Ruhm ist von dem Heimlande, der beste,
Kund zu thun, das Geschenk, das ihm der Meergott zur Verherrlichung darbot:
Der Preis des Reichthums, der Roß- und Meerfahrt.
O Kronos' Sohn, es ward von Dir
So hoch verherrlicht; o Fürst Poseidon,
Der dem Rosse die heilsame Bezähmung
Zuerst Du schufst hier auf diesen Straßen!
Und, o Wunder zu schauen! Dein in den Wogen
Mächtig geschwungenes Ruder tanzt
Und rings zieht Nereidenschar
Hundertfüßigen Reigen."

Diese Vorlesung hatte nicht nur die Freisprechung des Dichters zur Folge, sondern veranlaßte auch seine von solcher Verherrlichung Attika's entzückten Richter, ihn im Triumphe nach Hause zu begleiten.

Plautus.

In Rom stand es mit der Wirkung der Wissenschaft auf die Volksbildung nicht viel besser; doch gestaltete sich hier doch Manches anders als in Griechenland. Von ungeheurem Einflusse war die Eroberung Griechenlands und die darauf folgende Einwanderung griechischer Lehrer nach Rom. Der griechische Rhetor und Philosoph wurde bald in allen vornehmen Familien eine gesuchte Waare, ein nothwendiger Hausgenosse. Neben den öffentlichen Bibliotheken entstanden eine Menge Büchersammlungen in Privathäusern, und zwar oft da die kostbarsten und glänzendsten, wo die wenigste Bildung herrschte. In der Schule bildete die Erklärung der griechischen Dichter den Mittelpunkt des Unterrichts; kurz, mit wahrer Leidenschaft durchdrang der Geschmack am Griechenthum alle Alter und Geschlechter. Denn auch die mit Verachtung auf die soziale Stellung ihrer Schwestern in Hellas herabsehenden römischen Damen betheiligten sich an der Richtung der Zeit, vertieften sich in allerlei gelehrte Studien und trieben selbst Philosophie, Mathematik und Astronomie.

Wo aber die Wissenschaft zur Modesache wird, da erhebt sie sich selten über den Dilettantismus und es entsteht ein Geschlecht oberflächlicher Viel- und Halbwisser. Am naivsten half sich aus der damals so lästigen Verlegenheit, ein reicher Mann und zugleich ein Ignorant zu sein, ein gewisser Calvisius Sabinus. Von diesem schreibt Seneca: „Er hatte nicht nur das Vermögen, sondern auch den Charakter eines Freigelassenen. Niemals habe ich einen Menschen gesehen, der sich bei seinem Reichthum unschicklicher betrug. Sein Gedächtniß war so schlecht, daß ihm bald des Ulysses, bald des Achilles, bald des Priamus Namen entfiel. Kein alter, auf Namen dressirter Sklave, der die Namen nicht angiebt, sondern erdichtet, pflegte so eilig, wie jener, bald Trojaner bald Achäer zu begrüßen. Dessenungeachtet wollte er den Schein der Gelehrsamkeit besitzen. Er verfiel also auf folgenden Ausweg. Um eine große Summe kaufte er sich Sklaven, einen, der den Homer, einen zweiten, der den Hesiod auswendig wußte; an neun andere vertheilte er die Lyriker. Du brauchst Dich nicht zu wundern, daß sie ihm theuer zu stehen kamen; er hatte sie gar nicht auftreiben können und mußte sie erst anlernen lassen! Nachdem er nun diese Sklaven beisammen hatte, begann er seine Gäste zu peinigen. Diejenigen, welche ihm die nöthigen Verse liefern mußten, standen zu seinen Füßen, aber oft blieb er mitten in einem Worte stecken. Als er einst gesagt hatte, jeder von diesen Sklaven kostete ihm 100,000 Sesterzen, meinte ein Anwesender, eben so viele Bücherschreine wären billiger gewesen."

Terentius Afer.

Zu dieser Flachheit des gelehrten Treibens trat noch hinzu, daß man sich weniger der realen und exakten Wissenschaften befleißigte, sondern fast alle Thätigkeit auf die Rhetorik, Poesie und grammatische Kuriositätenjägerei beschränkte. Die Tempel, Theater und Salons der Vornehmen hallten wider von den öffentlichen Deklamirproben der eiteln, gefallsüchtigen Jugend. In den Bibliotheken, Säulenhallen und Museen disputirten Grammatiker und Philosophen, und nirgends, selbst in den Bädern nicht, war man sicher vor den Vorlesungen der Dichterlinge, während die Verse machenden Frauen sich gern mit Sappho vergleichen ließen. In den Schulen wurde allerdings auch Geographie und Geschichte gelehrt. Attejus Philologus schrieb für den jungen Sallust einen Leitfaden der römischen Geschichte, und ein griechisches Geschichtskompendium aus Tiberius' Zeit besitzen wir heute noch. Landkarten existirten wol erst vom Ende der Republik an in Rom und man scheint dann hier die griechische Sitte nachgeahmt zu haben, die Erdbilder an öffentlichen Orten, besonders an Säulenhallen, anzubringen. Terentius Varro verlegt sein Gespräch über den Landbau in den Tempel der Tellus in dem glänzenden Quartier der Carinen. Dort trifft er mehrere seiner Bekannten, welche die auf eine Wand gemalte Karte Italiens beaugenscheinigten. Von viel wichtigerem Einflusse auf die

ufklärung der Bevölkerung Roms war die unter Augustus in der Portikus grippa's entworfene römische Reichskarte. Sie stützte sich auf die unter grippa's Aufsicht vorgenommenen topographischen Vermessungen und enthielt ahrscheinlich die Zeichnung der Meere, Flüsse, Berge, Städte u. s. w. nach ren ungefähren relativen Entfernungen, vorzüglich von Westen nach Osten, e sie überhaupt eine von Norden nach Süden zusammengedrückte und dafür ne horizontal weit ausgedehnte Form gehabt zu haben scheint. Bei dem ufsendfachen Verkehr, in welchem Rom mit den entferntesten Provinzen stand, ird diese Karte wol auch vom gemeinen Manne fleißig studirt worden sein. n einer Elegie des Properz heißt es aus dem Munde der ihren auf dem arthischen Feldzuge abwesenden Gemahl missenden Arethusa:

„Wie der Araxes fließt, der noch zu besiegende, lern' ich.
Wie viel Meilen im Durst renne das parthische Roß.
Ja, ich studire die Länder sogar nach gemaleten Karten,
Und wie Alles umher weise gegliedert ein Gott;
Wo träg starret die Erde vor Frost, wo schmilzet vor Hitze,
Von wo Segel der Wind gut nach Italien trägt."

Wie übrigens unter tyrannischen Kaisern der Besitz einer Reichskarte als ochverrath ausgelegt werden konnte, lehrt das Beispiel des Mettius Pomposianus, dessen wir bereits Seite 268 gedacht haben.

Es läßt sich also wol mit Recht voraussetzen, daß der Bürgerstand der Kaiserzeit eine genauere Vorstellung von der Gestalt der Länder und der Lage der Ortschaften gehabt habe, als die Gebildeten zur Zeit der Republik sie besaßen. Von Cicero wenigstens wissen wir, daß er glaubte, alle Städte der Peloponnesos, mit Ausnahme von Phlius, wären Küstenorte!

Am meisten Verwirrung in den Köpfen des Volkes scheint in Bezug auf ie Gestalt der Erde geherrscht zu haben. Die große Mehrzahl glaubte ohne weifel noch wörtlich an den homerischen Sonnenwagen, der am Morgen aus n östlichen Fluten emportauche und am Abend wieder am westlichen Rande r Erdscheibe anlange; ja, wie Strabo erzählt, behaupteten noch Viele, die onne fahre beim Untergang mit einem zischenden Geräusch in den Ozean, wie den afrikanischen Sand so erhitze, daß er die Sohlen der Menschen glühend ache und die Eingeborenen nöthige, in unterirdischen Höhlen zu wohnen! elbst Tacitus vermochte sich von der Voraussetzung der Scheibengestalt nicht izumachen; wie hätte er sonst glauben mögen, daß die Länder des Ostens d Westens der Sonne näher lägen? Auch Plinius klagt in seiner „Naturgeschichte" darüber, daß es unendliche Mühe koste, den gemeinen Mann von der gelform zu überzeugen (die auch die Epikuräer niemals anerkannten). Immer d immer wieder pflege man einzuwenden, daß die Gegenfüßler nothwendiger Weise n der Kugel herabfallen müßten und daß das Meereswasser auf der Rundung cht gleichmäßig vertheilt bleiben könnte. Dagegen blieben die wissenschaftlichen ntdeckungen auf anderen Gebieten dem Volke ganz unbekannt. Ein recht treffendes Beispiel liefert die Astronomie. Im Jahre 168, am 2. September, als Römer unter Aemilius Paullus den Truppen des macedonischen Königs rseus bei Pydna gegenüber lagerten, ließ der Oberst der zweiten Legion,

Sulpicius Gallus, mit Erlaubniß seines Feldherrn die Truppen versammeln und verkündigte ihnen, in der nächsten Nacht, von der zweiten bis zur vierten Stunde, werde eine Mondfinsterniß eintreten; sie möchten dies ja nicht für ein Wunderzeichen ansehen; eben weil die Erscheinung in der natürlichen Ordnung der Dinge ihren Grund habe, könne sie vorausgewußt und gesagt werden. „Als nun", sagt Livius, „in der Nacht vor dem 4. September zur angegebenen Stunde sich der Mond verfinsterte, dünkte den römischen Soldaten die Weisheit des Gallus eine übermenschliche zu sein; die Macedonier dagegen erschreckte die Finsterniß als ein trauriges Anzeichen, das den Untergang des Reiches bedeute. So meinten auch ihre Wahrsager, und es herrschte Geschrei und Geheul im Lager der Macedonier, bis der Mond sein volles Licht wieder erlangte." 182 Jahre später, ebenfalls im September, hatten sich die drei in Pannonien stehende Legionen empört. Von Tiberius war Drusus entsendet worden; dieser hatte aber am ersten Tage nichts ausgerichtet und eine Nacht voll Schrecken stand bevor. Da verdunkelte sich plötzlich der Mond. „Dies nahm der Soldat", erzählt Tacitus, „der, die Ursachen nicht kennend, die Verfinsterung des Gestirns mit seinen Beschwerden verglich, als eine Vorbedeutung für die gegenwärtige Lage der Dinge; glücklich werde von Statten gehen, was sie betrieben, wenn Glanz und Klarheit der Göttin wiederkehrte. Daher lärmen sie mit Erzesklang und der Hörner und Trompeten vereintem Schalle, je nachdem sie glänzender oder deutlicher sich zeigte, frohlockend und trauernd; und als nun heraufsteigende Wolken sie dem Blick entzogen und man sie in Finsterniß versenkt glaubte, wehklagen sie, daß ihnen ewige Beschwerde geweissagt, daß ihr Vorhaben von den Göttern verabscheut werde."

Hier sehen wir also nach beinahe zwei Jahrhunderten den alten Aberglauben über die unter den Gebildeten schon längst verbreitete Kenntniß triumphiren!

Dabei hatten nun aber die niederen Klassen auch nicht den bei den Griechen aufgezeigten Ersatz für die fehlenden wissenschaftlichen Kenntnisse. Die schönen Künste fanden bei dem nur auf das Praktische gerichteten Sinne des Volkes von jeher keinen Anklang. Wie wunderte sich z. B. der feingebildete Polybius, als er in der Hauptstadt Italiens die ersten großen Spiele zu sehen bekam! Der Prätor L. Anicius feierte seinen Triumph über den illyrischen König Gentius, von dem der schöne Enzian seinen Namen erhalten haben soll, und hatte zur Verherrlichung des Festes die berühmtesten Musiker aus Griechenland kommen lassen. Im Cirkus war eine Bühne errichtet worden, auf welcher nun die Künstler sammt dem Chore auftraten. Während aber Musik und Tanz regelrecht im Gange war, ließ ihnen der Triumphator sagen, das Flötenspiel gefalle ihm nicht; sie sollten doch lieber einen Wettkampf unter sich aufführen. Die verblüfften Griechen wußten nicht, wie er es meinte, bis ihnen ein Liktor zu verstehen gab, sein Herr wünsche wol gar ein Scheingefecht. Kurz gefaßt stellten sich die Flötisten an die Spitze der Balletabtheilungen und führten durcheinander blasend dieselben gegeneinander heran und wieder rückwärts, und als endlich einer der Sänger sich aufschürzte und dem sich gegenüber nähernden Flötenspieler die Faust unter die Nase hielt, brach ein unbändiges Gelächter und Klatschen unter den Zuschauern los. Gleichzeitig mit diesem improvisirten Schauspiele

ießen sich unter besonderer Musik zwei Solotänzer in der Orchestra sehen und estiegen vier Faustkämpfer unter Trompeten- und Hörnerschall die Bühne. „Wenn ich noch über die Schauspieler sprechen wollte", sagt Polybius, „würde ch Manchem zu scherzen scheinen." Nämlich auch für die Poesie besaß die römische Plebs wenig oder gar keinen Sinn. Um den Dichter Archias zu vertheidigen, mußte Cicero von sich, dem Staatsmann und Redner, ausgehen. „Was ich bin", sagt er, „und daß ich Manchen vor Gericht habe retten können, verdanke ich vorzugsweise Archias. Wollte man einwenden, er sei nicht Redner, so ist die Antwort: Alle Künste, die zur menschlichen Bildung gehören, sind mit einander verwandt. Erlaubt mir dabei zu verweilen, damit es Niemand befremde, daß ich einen vor Gericht und auf dem Markte so ungewöhnlichen Vortrag halte. Ich liebe den Mann, weil er mir nach diesem Geräusch auf dem Markt Erholung, meinen von Geschrei ermüdeten Ohren Ruhe gewährt. Könnte ich täglich über so verschiedene Dinge reden, wenn nicht die Wissenschaft meinen Geist bildete, oder würde ich solche Anstrengungen ertragen, wenn nicht die Wissenschaft meinen Geist wieder stärkte? Allerdings haben Männer ohne sie, von der Natur reich begabt, Großes geleistet. Wenn aber Beides sich vereinigt, werden sie noch Ausgezeichneteres leisten. Und Archias hat sein ganzes Talent dem Ruhme des römischen Volkes gewidmet, seine Muse feierte die Thaten im Cimbrischen Kriege, wodurch er sich selbst den Beifall des Marius erwarb; L. Lucullus und das ganze römische Volk verherrlichte er durch sein Gedicht über den Krieg mit Mithridates. Man sage nicht, griechische Gedichte seien nicht dazu geeignet: Griechisches wird unter allen Völkern gelesen, Lateinisches nur in beschränkten Grenzen. Haben aber Feldherren fast unter den Waffen die Musen geehrt, so werden auch Richter im Friedensgewande ihnen huldigen. Damit dies um so williger geschieht, muß ich meine, vielleicht zu heftige, aber ehrenwerthe Liebe zum Ruhme bekennen. Denn Archias hat ein Werk über mein Konsulat begonnen, in welchem unter Euerem Beistande die Stadt, das Reich, das Leben der Bürger gerettet worden ist."

Quintus Horatius Flaccus.

Man sieht, welch sonderbaren Anlauf der Redner nimmt, wie er sich entschuldigt und dem Nationalgefühl schmeichelt, anstatt in einer Uebersetzung den Zauber der Dichtungen seines Schützlings voll wirken zu lassen. Er wußte wohl, warum er nicht zu diesem Mittel griff. Schon über ein halbes Jahrhundert früher hatte ja der Lustspieldichter Terenz bei der Aufführung seiner „Schwiegermutter" es zu beklagen gehabt, daß das Publikum mitten im Stücke aus dem Theater lief, um Seiltänzer oder Gladiatoren zu sehen, und daß dies auch noch nach Cicero's Zeit vorkommen konnte, bezeugt Horaz, wenn er singt:

„Noch Eins lähmet den Muth und schreckt auch ein kühnes Talent ab:
Dies, daß die Mehrzahl oft — an Werth und an Würde geringer —
Roh und brutal, zum Kampf mit den Fäusten bereit, wenn die Ritter
Nicht so denken, wie sie — mit Geschrei selbst mitten im Drama
Boxer und Bären verlangt; denn das ist die Freude des Pöbels."

Besonders die Tragödie, welcher wir einen so bedeutenden Einfluß die Bildung der Griechen zuertheilen mußten, gedieh nach ihrer Verpflan auf italischen Boden keineswegs und fristete ihr Dasein blos durch den spärli Beifall der Gebildeten. Sie war zu früh gekommen dem noch gährenden dungszustande der Römer gegenüber, und später, als dieser gereifter war, fe es wieder an dichterischer Fruchtbarkeit. Ueberhaupt war die große Masse die Genüsse der Ohren nach und nach weniger empfänglich geworden, als diejenigen der Augen. In den Triumphzügen wurden ihr alle Herrlichkeiten Welt, alle Seltenheiten fremder Zonen vorübergeführt; die Mordscenen Amphitheaters stählten ihre Nerven gegen die krasseste Wirklichkeit. Welc Gefallen fand sie da an den feinen Abstufungen des tragischen Pathos? Konn ihr die idealen Gestalten des fernen Heroenzeitalters mehr sein, als wesenl Schatten? Den stark realistischen Geschmack seiner Landsleute schildert Hor an derselben Stelle noch in folgenden Versen:

„Selbst schon der Ritter verlor den Geschmack am Hören; er will nur
Schaun, bald dies, bald das, will ein inhaltloses Vergnügen.
Oft vier Stunden und mehr liegt niedergelassen der Vorhang*),
Während Reitergeschwader und Fußvolkscharen dahinfliehn,
Könige drauf mit Zwang und gefesselten Händen einhergehn,
Allerlei Wagen, mit zwei, vier Rädern, Schiffe vorbeiziehn,
Schnitzwerk dann und ein ganzes Korinth als Beute gebracht wird.
Wenn Demokrit noch lebte, der würde das Alles belachen,
Wenn so ein seltsam Wesen, Gemisch von Kameel und von Panther**),
Oder ein Weiß-Elephant, die Blicke des Haufens auf sich zieht:
Würde noch aufmerksamer das Volk, als die Spiele beschauen,
Das zu Betrachtungen Stoff ihm böte, noch mehr als ein Lustspiel.
Aber der Dichter — das wär' ihm der Thor, der Märchen den tauben
Ohren des Esels erzählt; denn wo wär' eine Stimme so mächtig,
Jenen betäubenden Lärm zu bewältigen unsers Theaters?
Ebenso braust der garganische Wald und der tuscische Meerschwall,
Wie das Gelärm, wenn Fechter zu schaun sind, oder ein Kunstwerk,
Oder des Auslands Schätze. Sobald sich mit solchen beladen
Zeiget der Komödiant, dann klatscht ihm Alles entgegen!
Sprach er bereits etwas? Kein Wort! Wem gilt da der Beifall?
Seinem Gewand! ist gefärbt mit echt tarentinischem Purpur!"

Zweierlei theatralische Vorstellungen gab es allerdings, welche römische Publikum mit Leidenschaft liebte. Nur Schade, daß sie beide nicht hebend, sondern entsittlichend auf das Volk wirkten! Wir meinen die uns Ballets ähnlichen Pantomimen, deren Stoffe meist den Liebesgeschichten Helden- und Göttersage entnommen waren und bei denen schlüpfrige, bis

*) Da das alte Theater kein Dach hatte, wurde bei Beginn der Stücke der hang nicht aufgezogen, wie bei uns, sondern herabgelassen.

**) Er meint die Giraffe.

Schamlosigkeit sich steigernde Scenen die Hauptsache bildeten, und die Mimen, burleske, meist Gegenstände aus dem Leben der unteren Klassen behandelnde Possen, voll Obscönitäten in Wort und Handlung, in denen die frechsten Scenen am lautesten beklatscht zu werden pflegten!

Unter solchen Umständen darf man sich von dem Bildungsgrade der unteren römischen Schichten keine hohe Vorstellung machen, wenn man besonders erwägt, daß das echt römische Element schon seit den letzten Zeiten der Republik durch Sklavenblut aus allen Ländern verunreinigt worden war. Ein Urbild jener Mischlingsrasse, die, zu Reichthum gelangt, plumpen Hochmuth, mit lächerlicher Ignoranz und Gemeinheit gepaart, zur Schau trug, ist der Trimalchio Petron's. Er und seine aus Kleinbürgern bestehende Tischgenossenschaft weiß von nichts zu sprechen, als von dem Wege zum Mammon, von bevorstehenden und erlebten Fechterspielen und Thierhetzen, vom Vorzug der guten, alten Zeit und der herrschenden Theuerung, von den Familien- und Vermögensverhältnissen des Nachbars Kunz u. s. w.

Allmälig, besonders vom Anfange des zweiten Jahrhunderts an, entäußerten sich auch die höheren Stände der römischen Gesellschaft des Schimmers gelehrter Bildung. Die Wissenschaft wurde ausschließliches Eigenthum studirter Fachmänner und Beamten und die übrige Menge ging ganz im materiellen Leben auf. Der große Galen erzählt, es gebe zu seiner Zeit fast Niemand, der auf die Wahrheit ausgehe, sondern es herrsche nur Geld, Einfluß und unersättliche Vergnügungssucht. Die Möglichkeit der Erkenntniß göttlicher und menschlicher Dinge läugne man geradezu; die Medizin, Geometrie, Rhetorik, Musik, Arithmetik lasse man gelten, aber mit gehöriger Beschränkung auf den praktischen Nutzen. Des Morgens gehe man zur Aufwartung, dann auf das Forum oder zu Tänzern und Kutschern, Würfelspiel, Rendezvous, Bad, Trinken und Essen, Abends wieder zum Gelage, bei welchem keine Musik, keine geistige Unterhaltung stattfinde, sondern nur gegessen und bis zur Trunkenheit gezecht werde. Dies seien die Beschäftigungen der höheren Stände. Bezeichnend für das Schwinden des geistigen Inhalts aus dem Leben der Gesellschaft ist auch das Umsichgreifen des der Vernunft spottenden Aberglaubens, der damals sich auf allen Gebieten einnistete und sogar theilweise sich auf die christliche Zeit vererbte.

Noch stehe hier endlich das Urtheil des Griechen Ammianus Marcellinus über die Römer zu Ende des vierten Jahrhunderts n. Chr. Von den Vornehmen heißt es bei ihm: „Die wenigen Häuser, welche sich früher durch ernste Pflege der Wissenschaften ausgezeichnet hatten, treiben jetzt die Kurzweil gefühlloser Trägheit, indem sie von Gesang und Saitenspiel widerhallen. Anstatt des Philosophen sieht man sich nach einem Sänger um, anstatt des Redners nach einem Tanzmeister. Die Bibliotheken stehen nach Art der Grabmäler ewig verschlossen; dagegen läßt man sich Wasserorgeln bauen und riesige Lauten. Gebildete und nüchterne Leute meidet man als unheilbringend und unnütz." Die unteren Klassen der Residenz dagegen schildert er als die leibhaftigen Vorfahren der Lazzaroni. „Das müssige Volk", sagt er, „wendet [illegible] Lebenszeit auf Wein und Würfelspiel, auf Ve

ihr Tempel, ihre Wohnung, ihr Versammlungsort und der Inbegriff aller Hoffnungen und Wünsche ist ihnen der Cirkus Maximus. Man kann sie auf den Märkten, Straßen, Kreuzwegen und sonstigen Versammlungsorten gruppenweise zusammenstehen und eifrig disputiren sehen. Dann schreien die Bejahrten, mit grauen Haaren und Runzeln Bedeckten, die langjähriges Ansehen genießen, der Staat könne nicht bestehen, wenn nicht beim künftigen Wettrennen ein bestimmter Wagenlenker zuerst aus den Schranken eilen und die Spitzsäule im Cirkus umkreisen werde. Und trotz ihrer großen Faulheit eilen sie bei Anbruch des festlichen Tages der Spiele so schnell an Ort und Stelle, daß sie an Geschwindigkeit die Viergespanne übertreffen; ja, Viele bringen aus Angst über den Ausgang des Wettkampfes die Nacht vorher schlaflos zu. Wenn dann wieder Theatervorstellungen eintreten, werden die Schauspieler ausgepfiffen, falls sie sich nicht vorher durch Geld das gemeine Volk erkauften. Wenn endlich dieser Lärm fehlt, rufen sie nach der Weise der alten Krimbewohner, man müsse alle Fremde aus der Stadt treiben (ohne deren Hülfe sie doch nie bestehen könnten), und zwar mit abscheulichen Ausdrücken. Die Meisten von ihnen, darauf erpicht, ihre Mägen zu füllen, gehen vom frühesten Morgen an dem Bratengeruche nach und während ihre Weiber wie die Pfauen dazu schreien, stehen sie auf den Zehen an den Palästen und kauen an den Nägeln, bis die Schüsseln fertig sind, oder sie sehen dem Kochen ekelhaften Fleisches so aufmerksam zu, daß man glaubt, es mit Anatomen zu thun zu haben." Unter solchen Umständen ist es kein Wunder, daß auch die Kunst des Lesens und Schreibens im Volke fast ganz verschwunden war. Giebt doch der unter Kaiser Gratian lebende Militärschriftsteller Vegetius den Werbeoffizieren den Rath, darauf zu sehen, daß wenigstens immer einige unter den Rekruten zu lesen und zu rechnen verstünden, um die verschiedenen Listen und Bücher bei der Legion führen zu können!

Melpomene.

Sachliches Illustrationen-Verzeichniß.

Porträts, Büsten und Statuen.

Aeschylus 374.
Aesopus, Tonbild zu Seite 16.
Alexander Severus 361.
Archimedes von Syrakus, Tonbild zu Seite 181.
Aristophanes 373.
Caracalla 354.
Cicero, Marcus Tullius, 231.
Dioskorides 330.
Euripides 378.
Galenus, Tonbild zu Seite 330.
Geta, Septimius, 355.
Herodot, Tonbild zu Seite 43.
Hippokrates von Kos, Tonbild zu Seite 59.
Hipparchus von Nicäa, Tonbild zu Seite 166.
Livius, Titus, 264.
Nero, Kaiser Claudius, 278.
Pindar 372.
Plato 94.
Plautus 379.
Plinius der Aeltere, Tonbild zu Seite 289.
Pythagoras 37.
Seneca, Lucius Annäus, 279.
Septimius Severus 350.
Sokrates, Tonbild zu Seite 75.
Solon 11.
Sophokles, Tonbild zu Seite 330.
Tacitus 317.
Terentius Afer 380.
Terentius Varro 220.
Thales 11.
Theophrastus, Tonbild zu Seite 129.
Thucydides, Tonbild zu Seite 53.
Ulpian und seine Gattin 351.
Xenophon 83.

Scenen.

Dio führt Plato bei Dionys ein 89.
Euklid's feierlicher Empfang bei König Ptolemäus Soter, Tonbild zu Seite 151.
Plinius der Aeltere bei Kaiser Vespasian 297.

Archimedes wendet den Hebel zur Bewegung eines Schiffes an 185.
Aristoteles, der junge, beim Studium 108.
Aristoteles und sein Schüler Alexander von Macedonien 115.
Cicero auf der Rednerbühne 235.
Galenus als Lehrer der Anatomie zu Rom 339.
Herodot liest den Griechen aus seinem Geschichtswerke vor, Titelbild.
Hipparchus auf der Sternwarte von Alexandria 169.
Hippokrates, einem Kranken helfend zur Zeit der Pest 59.
Plato und seine Schüler im Garten der Akademie 100.
Ptolemäus, Claudius, auf der Sternwarte zu Alexandria, Tonbild zu Seite 321.
Pythagoras unter seinen Schülern in Kroton 31.

Archimedes' Tod 181.
Aristoteles nimmt eine Sendung naturhistorischer Seltenheiten und anderer Geschenke von Alexander entgegen 117.
Aristoteles zieht mit seinen treuesten Schülern in die Verbannung 121.
Dioskorides läßt die Alraunwurzel zeichnen 333.

Hypatia, Tod der, 365.
Hippokrates weist des Perserkönigs Geschenke zurück 67.
Korinth's Plünderung und Wegführung der Schätze, Tonbild zu Seite 207.
Museum zu Alexandria, Brand des, 363.
Museum zu Alexandria, ein mathematischer Vortrag im, 147.
Plinius', des Aelteren, Tod 301.
Plinius, der Jüngere, auf der Eberjagd 313.
Polybius trägt Philopömen's Asche in feierlichem Aufzuge nach Megalopolis 199.
Poststation, Halt eines kaiserlichen Beamten auf der, 289.
Ptolemäus, Claudius, weiht im Serapistempel zu Kanobus eine Marmortafel mit den Hauptsätzen seiner Astronomie 321.
Ptolemäus Philadelphus genehmigt den Bau des Museums zu Alexandria 143.
Pythagoras unter den ägyptischen Priestern 27.
Pythagoräer, eine Versammlung der, 25.
Römer, Landung ders. in Britannien 305.
Sieben Weisen, die, Griechenlands, Tonbild zu Seite 11.
Sieben Weisen, das Gastmahl der, 15.
Sokrates, die letzten Stunden des, 85.
Theophrast auf dem Sterbelager 133.
Ulpian wird vor Kaiser Severus und dessen Mutter durch Prätorianer ermordet 349.
Memnonium oder Amenophium im jetz Zustande 253.

Griechisches Theater 367.
Griechisches Theater, Eintritt in ein, 3
Griechisches Theater, Plan eines, 375.
Scene aus Agamemnon 377.

Erde, die, nach Claudius Ptolemäus, 3
Erde, die, nach Anschauung des Erat sthenes, 159.
Erde, Gestalt der, nach Herodot's An schauung.
Erde, Karte der, nach Strabo's Anschauung 255.

Kapitol, Aufgang zum, 260.
Rom zur Zeit der Triumvirn 214.
Tusculum, das, des M. Tullius Cicero 22
Vesuv, der, vor dem großen Ausbruch i Jahre 79 v. Chr., 300.
Vesuv, ein Ausbruch des heutigen, 30

Alexandrinische Bibliothek, eine Halle der, 139.
Geisteserzeugnisse, Vervielfältigung der, alten Rom 271.
Manuscripte der Alten in Buch- u Rollenform 151.

Melpomene 386.
Pentagramm 34.

Astronomische Figuren 325.
Mathematische Figuren 164.

Vignetten, allgemeine, 1. 10. 24. 43. 1 129. 139. 166. 175. 196. 224. 246. 3 329. 362.

Verschiedenes.

Akropolis, die, von Athen 75.
Atrium, Empfang im, des Konsuls 281.
Mausoleum zu Halikarnaß 45.
Mausoleum des Livius zu Padua 265.
Philä, Tempelanlage auf, 259.
Pyramiden des alten Memphis 251.

Register.

[illegible] 228.
[illegible] 382.
[illegible] 102. 188.
[illegible] 187.
[illegible] 1[illegible]
[illegible] 134. 135.
[illegible] 129.
[illegible] 181 ff.
[illegible] 41. 95. 102.
[illegible] 102.
[illegible] 109.
[illegible] 13. 129.
[illegible] 23.
Aristarchus 146. 175 ff. 218.
Aristarchus, Astronom. 36.
Aristides 60.
Aristippus 83. 100.
Ariste 90. 154. 155. 165.
Aristokles, Plato's Grosvater, 90.
Aristokles aus Messene 108.
Aristophanes aus Byzanz 165. 167. 176.
Aristophanes 86.
Aristoteles 102. 108 ff.
Aristyllus 167.
Armillarsphäre 170.
Arsinoe 149. 157. 175.
Artabanus 17.
Artaxerres Langhand 66.
Artaxerres Ochus 112.
Artemis 59.
Artemisia 15.
Arrius Rufus 313.
Asklepiaden 61.
Asklepiades 145.
Aspasia 81.
Astrolabium 107.
Athenäum 349.
Athenäus aus Cilicien 334.
Athenodorus 248.
Atossa 62.
Attalus, Stoiker, 273.
Atticus, Titus Pomponius, 224. 229 ff.
Aunrius Bassus 293.
Aurelianus 150.
Avienus 168.
Axiothea 98.

Berenice 183.
Beta 158.
Bias 12. 14. 19.
Bion 154. 155.
Brennspiegel 195.
Britannicus 276. 279.
Brutus 261.

Cäsar, Julius, 149. 217. 249. 261.
Cäsar Germanicus 168.
Cäsonius Maximus 274.
Caligula 19. 268. 274. 280.
Calvisius Sabinus 351.
Caracalla 129. 150. 352.
Cassius 259. 261.
Catilina 232.
Cato, der Aeltere, 98. 197. 205.
Catullus 289.
Chabrias 102.
Charmon 251. 276.
Charmides 90.
Charon 44. 338.
Chevbren 50.
Chilon 12. 14.
Chremares 289.
Chrysanthis 105.
Cicelus 360.
Cinnius 382.
Circinnus 9. 218.
Civilis 65.
Clodiusdorus 109.
Cleitarch 66.
Cleombrotus Ticavola 349.
Cleobulus 18.
Cleobulus 18.
Cicero, M. Tullius. 168. 194. 217. 225 ff.
Cicero, Sohn, 242.
Cicero, Quintus, 226.
Cilo, Fabius Septimius, 356.
Cimon 47.
Claudian 145.
Claudius Maiser, 145. 274. 277. 292. 294.
Clodius 226. 233. 234. 236.
Clodius Albinus 351.
Commodus 341.
Coponius 216.
Corbulo 292.
Cornelia 177.
Cornelius, Cajus, 261.
Crateuas 294.
Cremutius Cordus 10. 261.
Cylon 39.
Cyrillus 367.

Dämonium 83.
Damaskhynus 46.
Damo 41.
Damon 33.
Darius Hystaspis 51. 61.
Decianus Catus 281.
Dejoces 51.
Demetrius aus Phalerum 131. 140.
Demetrius Poliorketes 131.
Demetrius aus Skepsis 372.
Demetrius Soter 204.
Demetrius Syrus 229.
Democedes 61.
Demochares 131.
Demokritus 68.
Demophilus 120.
Demosthenes 131.
Diaskeuasten 178.
Didius Julianus 351.
Didymus 218.
Diodorus 39. 140. 141.
Diodorus 228.
Diogenes, der Stoiker, 197.
Dion 95 ff.
Dionysius, der Aeltere, 95.
Dionysius, der Jüngere, 98 ff.
Dionysius, Plato's Lehrer, 80.
Dionysius, der Logograph, 44.
Dionysius, Botaniker, 294.
Dionysius aus Magnesia 229.
Dionysius aus Milet 145.
Dionysius Scythobrachio 146.
Diophantus 367.
Diopter 170.
Dioskorides 330 ff.
Diotima 81.
Dolabella 218. 239. 240.
Domitia Decidiana 207
Domitianus 10

Dorylaus 247.
Dositheus 182.
Drakon 90.
Dryo 46.
Dupondii 358.

Echekrates 95.
Edictales 359.
Epagathus 361.
Epaminondas 198.
Epicydes 191.
Epicydel 324.
Epikur 218.
Epsilon 160.
Erasistratus 69.
Eraſtus 124.
Eratosthenes 155 ff. 253.
Eubulides 109.
Eubulus 112.
Eudemus 341.
Eudorus 94. 188.
Euklides aus Megara 93. 151.
Euklides, der Mathem., 140. 151 ff. 370.
Euklides, der Archont, 151.
Eumenes II. 268.
Euphorbus 29.
Euphräus 104.
Euripides 94. 379.
Europneden 120.
Europhon 62.
Eurytus 95.
Eurythron 68.
Evektion 324.
Eramius 17.
Excentricität der Sonne 171.

Fabia 233.
Fabius Cunctator 203.
Fabius Juſtus 313.
Fauſtina 341.
Felix Bulla 353.
Fermohr 170.
Firmus 150.
Flavianus 360.
Flavius Boethus 341.
Florianus 305.
Fufius Galenus 226.
Fulvia 242.
Furius Philus 198.

Gabinius Secundus 292.
Galenus 334 ff.
Gaſtmahl der 7 Weiſen 12. 15.
Gelon 186.
Geminus 321.
Gentius 382.
Georgius 367.
Geta 355 ff.
Gladiatoren 338.
Glaukon 90. 340.
Glaukus 179.
Gnathäna 135.
Gnipho 146.
Gorgias 77. 79.
Gratidius 226.

Hadrian 145. 148. 354.
Hannibal 191.
Harpalus 116.
Harrekrott 252.
Hegeſürſte 58.
Hekatäus 22. 41.
Heliogabalus 349. 359.
Helvia, Mutter Cicero's, 227.
Helvia, Mutter Seneca's, 272.
Helvidius Priscus 312.
Herakles 51.
Heraklianus 336.
Heraklides 63. 99.
Heraklitus 4. 28.
Herennius 242.
Hermes 338.
Hermias 112. 120.
Hermodamas 26.
Hermodorus 97.
Hermokrates 60.
Hermolaus 119.
Hermotimus 154.
Herodikus 64.
Herodot 43 ff. 257.
Herophilus 140.
Herpyllis 120.
Heſiäa 372.
Hierax 367.
Hiero II. 181. 182. 191. 269.
Hierokles 5.
Hieronymus 182. 269.
Hipparchus 162. 166 ff.
Hipparchus, Tyrann, 178.
Hippaſus 39.
Hippias 77. 79.
Hippoktates 59 ff.
Hippokrates aus Chios 154. 163.
Hippokrates aus Karthago 191.
Hirtius 239.
Homer 9. 177 ff. 257. 372.
Horaz 8.
Hoſtilius 201.
Hygiea 59.
Hyrkania 366.
Hyſtanes 66.

Jadmon 16.
Jbykus 28.
Jnarus 48.
Johannes Philoponus 358.
Jon 129.
Joniſche Schule 23.
Joniſcher Städtebund 19.
Jphikrates 102.
Jſidorus 322.
Jſokrates 97.
Juba II. 252.
Julia Domna 349.
Julia Livilla 274.
Julianus 8.
Julius Secundus 306.
Julius Veſtinus 145.
Junius Gallio 272.
Jupiter Feretrius 269.
Justinianistae 359.

Kadmus 41.
Kallimachus 146. 154. 218.
Kalliſthenes 113. 118. 119. 130. 378.
Kalliſtratus 177.
Kambyſes 55.
Kapriſikation 137.
Karneades 197.
Kaſſander 119. 131.
Kleanthes 172.
Kleobuline, Mutter d. Thales, 17.
Kleobuline, Tochter d. Kleobulus, 14.
Kleobulus 12. 14.
Kleomedes 160.
Kleomenes II. 260.
Kleomenes III. 157. 198.
Kleonymus 260.
Kleopatra 149. 176.
Kliſthenes 9. 53.
Klitus 377.
Konon 182.
Korikus 124.
Kratylus 91.
Kreophilus 26.
Kritias 87. 90.
Kriton 88.
Kritolaus, Philoſoph, 197.
Kritolaus, Strateg, 207.
Kroſus 13. 19. 55.
Kteſias 62. 68.
Kypſelus 13.
Kallus 198.
Lanius Flaccus 233.
Lagus 140.
Lamprokles 84.
Largius Licinius 235.
Lakthenia 98.
Leon aus Phlius 28.
Leon, Mathematiker, 154.
Leonidas 113.
Leontium 132.
Leucippus 130.
Livius 7. 260 ff.
Logographen 44.
Lollia Paullina 290.
Lucanus 272. 286.
Lucilius 272. 288.
Lucullus 248.
Lyceum 116.
Lysdamis 47.
Lykon 86. 135.
Lykophron 142.
Lykortas 198 ff.
Lyſanias 154.
Lyſimachus 113. 175.
Lytae 359.
Lyras 46.

Maäaon 59.
Macrinus 359.
Mäcius Lätus 353.
Mäſa 349.
Mammäa 360.
Manilius 206.
Manius Tullius 226.
Marcellus 188. 191. 192. 193.
Marcianus 342. 358.
Marcius Philippus 201.
Marcus Aurelius 341. 344.
Maria Magdalena 345.
Marius 197.
Marius Priscus 312.
Mauſolus 45.
Melantes 130.
Meletus 86.
Meliſſa 13.
Memnonium 252. 253.
Menander 131. 140.
Menedemus 118. 122.
Menerenus 84.
Menippus 219. 229.
Menyllus 205.
Meſolabium 163.
Meſſalina 274.
Metellus, Prätor, 207.
Metellus von Agrigent 90.
Metrodorus 294.
Mettius Pompeſianus 288. 291.
Milo 39. 62.
Mithridates I. 102.
Mithridates Eupator 247. 253.
Mnaſeas 165.
Mneſarchus 26.
Mondlauf 172.
Mucius Scävola 228.
Mummius 198. 207.
Muſeum 134.
Muſeum, alexandriniſches, 139 f.
Myrto 84.
Myſien 12. 14.
Myſterien 229.

Nabis 198.
Naukrates 152.
Nebrus 62.
Necho 20.
Neil 49.
Neleus 124.
Nero 10. 276 ff. 294. 356.
Nigidius Figulus 224.
Nikanor 124.
Nikokreon 9.
Nikomachus, Vater d. Ariſtoteles 109.

Nikomachus, Sohn des Aristoteles, 120.
Nikon 335.
Ninon 39.
Nominalismus 110.

Octavianus 224. 241. 262. 282.
Olorus 54. 58.
Olympias 113. 119.
Olympius 364.
Orakel 13.
Orchestra 374.
Orestes 367.
Origenes 218.
Orosius 366.
Orpheus 12. 362.
Orphiker 29.
Ortiagon 209.
Osiris 49.

Pansa 239.
Panyasis 46.
Papinianistae 359.
Papinianus 348 ff.
Pappus 152. 154.
Parallare 173.
Pascht 50.
Paulus, Apostel, 288. 358.
Paulus, Jurist, 358. 359.
Peleus 140.
Pelops 336.
Pentagramm 34.
Perdikkas II. 68.
Perdikkas III. 104.
Periander 12. 13.
Perikles 53.
Periktione 90.
Peripatetiker 116.
Perseus 175. 201.
Petrejus 215.
Pescennius Niger 351.
Pest in Athen 65.
Peter 367.
Phädrus 228.
Phänarete, Mutter d. Sokrates, 80.
Phänarete, Mutter d. Hippokrates, 63.
Phästis 109.
Phavllus 74.
Pherecydes 21. 26.
Philipp v. Maced. 111. 130.
Philipp III. 198.
Philistus 99.
Philo 132. 228.
Philogonus 242.
Philolaus 126.
Philolog 160.
Philopömen 198 ff.
Phintias 33.
Phönix 50.
Pindar 372.
Pisindelis 47.
Pisistratus 53. 178.
Piso 233. 284.
Pittakus 12. 13.
Plancius 233.
Planetarium 187.
Plato 89 ff.
Plautianus 352.
Plautilla 352.
Plinius, der Aeltere, 289 ff.
Plinius, der Jüngere, 7. 294 ff. 313. 314.
Podalirius 59.
Polemius 306.
Polemo 60. 145.
Pollis 96.
Polus 79.
Polybius 196 ff.
Polybius, kaiserlicher Beamter, 275.
Polykrates 26. 55. 61.
Pompeja Paullina 281.
Pompeji's Untergang 296 ff.
Pompejus Magnus 215.
Pompejus Paullinus 281.
Pompejus, Sextus, 239. 242.
Pompejus Strabo 228.
Pomponia 242.
Pomponius Secundus 291.
Pomptinus 237.
Popillius Länas 176. 242.
Porcius Latro 272.
Porphyrius 128.
Posidonius 229.
Potone 90.
Präzession der Nachtgleichen 172.
Problem, delisches, 105. 163.
Proculianer 349.
Protagoras 78.
Proterius 367.
Proremus 109.
Prytaneum 87.
Psammenit 51.
Psammetich 50.
Ptah 251.
Ptolemäus Soter 140.
Ptolemäus Philadelphus 141.
Ptolemäus Euergetes 142. 154. 156. 170.
Ptolemäus Philopator 157. 176.
Ptolemäus Philometor 175. 176.
Ptolemäus Physkon 142. 154. 176. 177. 200. 209.
Ptolemäus, Claudius, 166. 321 ff.
Publilia 238.
Pylades 341.
Pyrrhus 182.
Pythagoras 25 ff.
Pythias 112. 120. 132.

Quintilianus 8. 287.

Realismus 110.
Rhapsoden 178.
Rhemmius Palämon 280.
Rhodopis 16.
Roscius 227.

Sabas 150.
Sabinianer 349.
Säkularspiele 310.
Sappho 129. 372.
Satyrus, Grammatiker, 148. 160.
Satyrus, Arzt, 336.
Scipio Aemilianus 196. 202 ff.
Sebek 50. 251.
Seleukus 69.
Seneca, L. Annäus, 271 ff. 356.
Seneca, M. Annäus, 272.
Senecio 312.
Septimius Severus 341. 349. 350 ff.
Servius Tullius 226.
Sieb, das arithmetische, 164.
Sieben Weise 12.
Siebenzig Dollmetscher 141.
Simmias 94.
Sokrates 75 ff.
Solon 12. 16.
Sophisten 76.
Sophokles 53. 132. 380.
Sophroniskus, Vater des Sokrates, 79.
Sophroniskus, Sohn des Sokrates, 84.
Sosibius 145. 148.
Sosigenes 321.
Speusippus 90. 102. 103. 125.
Sphära 188. 189.
Stesimbrotus 179.
Stilpo 140. 141.
Strabo 94. 168. 264 ff.
Stratarchas 247.
Strato 129. 140.
Stratonice 69.
Stratonikus, Musikus, 140.
Stratonikus, Arzt, 338.
Subernius Calenus 217.
Suillius 274.
Sulpicius Gallus 382.
Sykophanten 120.
Synesius 367.

Tacitus, Procurator, 292.
Tacitus, Geschichtschreiber, 305 ff.
Tacitus, Kaiser, 305.
Telauges 41.
Telys 38.
Terentia 230. 238.
Terpander 129. 178.
Thales 11. 17 ff.
Theages 39.
Theano 34.
Theater 373.
Themison 334.
Themistoklea 29.
Theodorus 92. 140.
Theodosius 358. 364.
Theon 364.
Theon aus Smyrna 105.
Theophilus 364.
Theophrastus 122. 129 ff.
Theriak 344.
Theseus 87.
Thessalus 65. 69.
Theudas 154.
Thrasybulus aus Athen 87.
Thrasybulus, Tyrann, 13. 19.
Thrasyllus 318.
Thucydides 54. 58.
Tiberius 10. 253.
Timäus 95.
Timochares 167.
Timon 4. 102. 148.
Timotheus 97.
Tiro 242. 243.
Titus 294.
Tolumnius 262.
Tullia 234.
Tullius, L., 237.
Tyrannio 125. 248.
Tyrtamus 130.

Ulpianus 359 ff.

Valentinian III. 358.
Varro, Terentius, 215 ff.
Verginius Rufus 312.
Verres 231.
Verus 342. 344.
Vespasian 295.
Viriathus 207.
Vitrasius Pollio 273.

Wasserorgel 187.

Xanthippe 84.
Xenarchus 248.
Xenokles 229.
Xenokrates 102. 105. 110. 116.
Xenophanes 28.
Xenophon 83.
Xerres 46. 109.

Zamolxis 28.
Zeno 154. 248.
Zeno aus Rhodus 212.
Zenodotus 142. 180.
Zeta 160.
Zethus 4.
Zopyrus 81.

Von dem Verfasser des vorliegenden Werkes erschien in demselben Verlage:

Illustrirte Mythologie.

Die Göttersagen und Kultusformen

der

Hellenen, Römer, Aegypter und Juden.

Dargestellt für Freunde des Alterthums, insbesondere für die reifere Jugend,

von

Prof. Dr. Hermann Göll,

Prorektor am Gymnasium zu Schleiz.

Ein Band von 300 Seiten. Mit einem Titelbilde und 150 in den Text gedruckten Illustrationen.

Nach Zeichnungen von F. G. Hrdlicka, H. Leutemann u. A.

Preis: Geheftet 1 Thlr. = 2 Fl. 42 Kr. rh. — In engl. Einband 1 ⅙ Thlr. = 3 Fl. 18 Kr. rh.

Inhalts-Uebersicht.

Griechische Mythologie.

Einleitung. — Die Entstehung der Welt und der Götter. — Der Ursprung des Menschen und sein Verhältniß zu den Göttern. — Die Götter des Himmels. — Die Götter des Wassers. — Die Götter der Erde und Unterwelt. — Die Heroen.

Römische Mythologie.

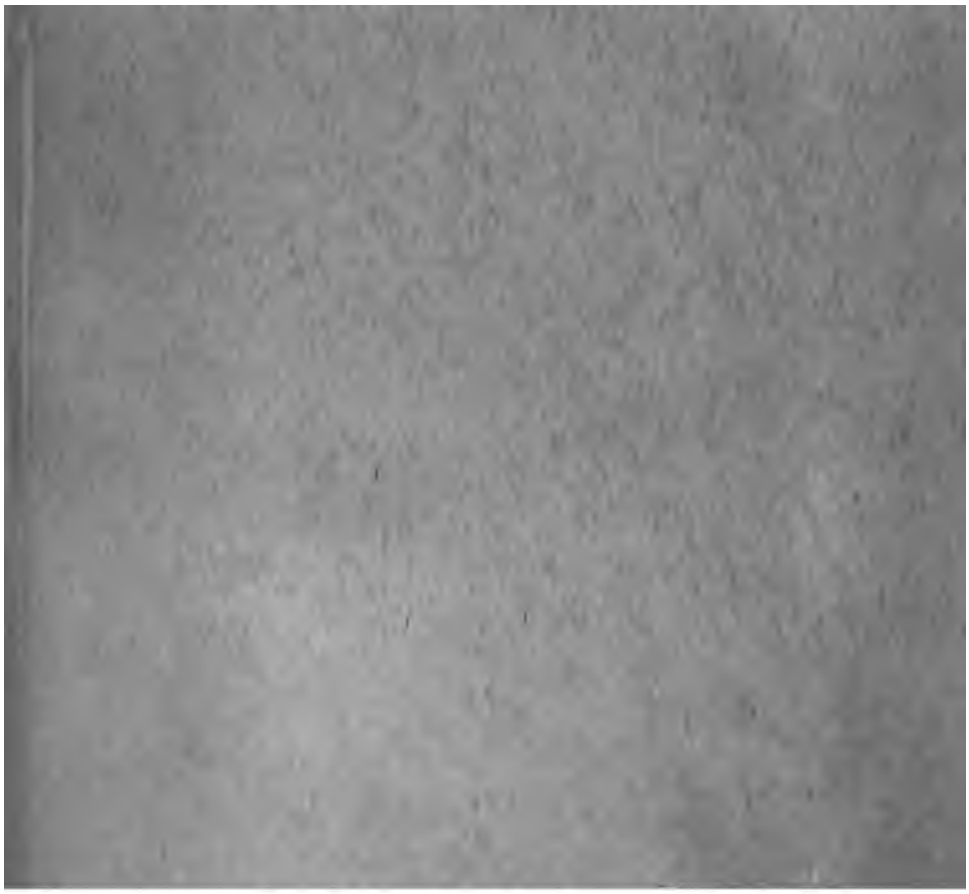
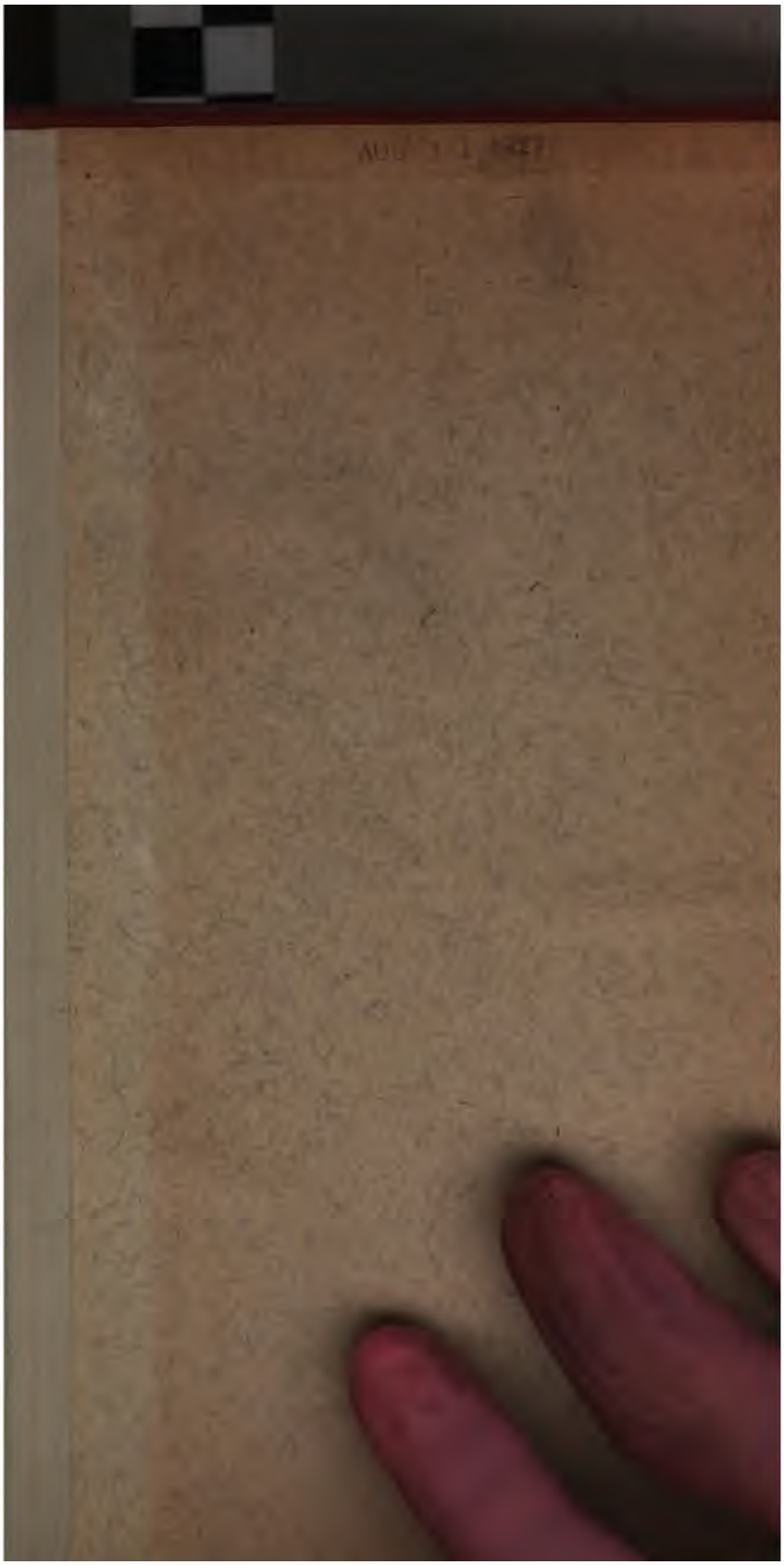
Einleitung. — Janus. Juppiter. Juno. Minerva. Apollo. Diana. Sol und Luna. Venus. Vulcanus. Vesta und die Penaten. Die Laren. Neptunus. Die Quellen und Flüsse. Mars. Picus, Faunus und Silvanus. Pales und Dea Dia. Tellus, Tellumo, Saturnus und Ops. Ceres, Liber und Libera. Flora, Vertumnus und Pomona. Fortuna. Die Genien. Mercurius. Hercules. Aesculapius. Allegorien und Personifikationen. Die Götter der Unterwelt. Die Augures und Haruspices.

Aegyptische Mythologie.

Einleitung. Die älteren Götter. Der Osiris-Kreis.

Indische Mythologie.

Die Natur-Religion. Der Brahmanismus. Der Buddhismus.

Diese Mythologie, benimmt, eine einflußreiche und interessante Zeite des antiken Lebens naher zu beleuchten, erscheint hier in der geistreichen Auffassung von Dr. H. Göll, dem Verfasser der mit großem Beifall aufgenommenen „Kulturbilder aus Hellas und Rom". Der Verfasser giebt in diesem Werke mehr als eine Sammlung phantastischer Mythenbilder. Er glaubte die Resultate der Wissenschaft auf diesem Gebiete nicht unbeachtet lassen zu dürfen und hat zugleich eine gesunde Symbolik dazu benutzt, um dem sonst in der Mythologie unvermeidlichen sittlichen Anstoß überall die Spitze abzubrechen, ohne dadurch der Frische der Darstellung und dem poetischen Gehalte der Mythen Eintrag zu thun. Daneben ist es auch bestrebt gewesen, die Götterwelt in ihrem lebendigen Zusammenhange mit dem gesammten Kulturleben der Völker zu erfassen, und widmet darum dem Kultus selbst besondere Aufmerksamkeit. Durch die Heranziehung der aegyptischen und indischen Götterlehre wird das Interesse der Jugend und aller Freunde der alten Geschichte an dem Buche nur gesteigert werden. Einen besonderen Werth erhält das Werk durch die für diesen Kreis noch nie in ähnlicher Menge und Mannichfaltigkeit zur Anwendung gekommenen, sorgfältig ausgewählten Illustrationen. Mannichfache Gruppenbilder, große Sorgfalt in Ausführung der hervorragendsten Göttergestalten, sowie in Darstellung der verschiedenen Kultusformen des Alterthums, wie endlich eine Menge prächtiger Einfassungs-Vignetten erfreuen ebenso sehr das Auge des Beschauers, als durch die treffliche Darstellung die Aufmerksamkeit des Lesers dauernd gefesselt wird. In Bezug auf Preis und typographische Ausstattung dieses Prachtbuches dürfte heute kaum eines auf dem Gebiete der Literatur des In- und Auslandes vorhanden sein, welches sich mit demselben messen könnte.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen des In- und Auslandes.